<36630628930013 S

<36630628930013

Bayer. Staatsbibliothek

<36630628930013 S
<36630628930013
Bayer. Staatsbibliothek

Critiſche Verſuche

ausgefertiget
durch
Einige Mitglieder
der Deutſchen Geſellſchaft
in Greifswald.

Versuche

Erſter Band.

Mit nöthigen Regiſtern.

In Verlegung Johann Jacob Weitbrechts.
1742.

68 B 6

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sr. Excellenze

dem

Hochwürdigen und Hochgebornen

Reichsgrafen

Moritz Ulrich

Grafen und Herrn zu Putbus,

des St. Johanniter-Ordens von Maltha Ritter und deſignirtem Commendator zu Lagow, Sr. Königl. Majeſt. zu Schweden bey Dero hohem Tribunal und Ober-Appellations-Gericht zu Wismar hochverordnetem Preſidenten,

wie auch

Erb-Landmarſchall in dem Königl. ſchwediſchen Herzogthum Pommern und Fürſtenthum Rügen, Herrn der Herrſchaften Putbus, Einſiedelsburg, Kiörup und Wandâhs,

Bayerische Staatsbibliothek München

Unſerm gnädigen Grafen und Herrn.

Bayerische Staatsbibliothek München

Hochwürdiger,
Hochgeborner Reichsgraf,
Gnädiger Graf und Herr.

Wir nehmen uns die Ehre, Ew. Hochgräfl. Excellenze dieſen erſten Band unſers critiſchen Ver-

ſuchs unterthänigſt zuzuſchrei-
ben. Je reiner unſere Bewe-
gungsgründe dazu geweſen
ſind, um ſo viel eher ſind wir
im Stande, uns deßwegen zu
rechtfertigen.

Ew. Excellenze können
ohnmöglich diejenige Ehrfurcht
tadeln, die wir Ihnen ſchuldig
ſind. Es müßten Ihnen Ihre
eigene Verdienſte unangenehm

ſeyn,

ſeyn, wenn wir deßwegen ſtraf-
bar ſeyn ſollten, daß wir der
nothwendigen Würkung derſel-
ben nicht haben wiederſtehen
können. Wir nehmen gar zu
ſehr an dem Wolergehen unſers
Vaterlandes Theil, als daß wir
nicht mit der gröſſeſten Ehr-
furcht diejenigen Verdienſte er-
heben ſollten, die in daſſelbe einen
ſo geſegneten Einfluß haben.

So ſehr unſere Freyheit hie-
durch gerechtfertiget wird, ſo
wenig würden wir uns gleich-
wol unterſtanden haben, die
gegenwärtigen Blätter zu dem
offenen Zeugniſſe dieſer unſrer
Ehrfurcht zu beſtimmen, wenn
man nicht in der Perſon Ew.
Excellenze auſſer den Ver-
dienſten um den Staat, auch
noch andere vortreffliche Eigen-
ſchaften

ſchaften zu bewundern hätte. Sie haben ſich längſtens, ſowol durch die eigene Einſicht in alle Theile der Gelehrſamkeit, als auch durch die edle Neigung zu allem dem, was die Beförderung der Wiſſenſchaften zum Endzweck hat, verehrungswürdig gemacht. Die Abſicht unſerer critiſchen Bemühung mag uns demnach rechtfertigen,

wenn vielleicht unſere Arbeit ſelbſt nicht durchgehends würdig genug ſeyn ſollte, Ew. Excellenze dargelegt zu werden.

Wir würden uns auch nicht einmal dieſes zutrauen, wenn nicht unſere Bemühungen nach den Abſichten derjenigen Geſellſchaft eingerichtet wåren, an deren Verbindung wir als Glieder Theil nehmen. Dieſelbe

hat

hat nicht nur die Ehre, Ew. Excellenze gnädigſt zu gefallen; ſondern ſie hat noch überdem das Glück, unter dem ruhmwürdigen Vorſitze eines würdigen Sohnes Ew. Excellenze, als des vortrefflichſten Vaters, ihren Wachsthum täglich ſteigen zu ſehen.

Je

Je redlicher wir uns demnach das Wolergehen dieſer Geſellſchaft angelegen ſeyn laſſen; je gröſſer wird dadurch unſere Pflicht, von der ewigen Fürſicht den immerwährenden Glanz des Erlauchten Hauſes Ew. Hochgräflichen Excellenze in der eifrigſten Andacht zu erbitten, und in einer ſolchen Ehrfurcht beſtändig zu verharren

Hochwürdiger/

Hochgeborner Reichsgraf/

Gnädiger Graf und Herr

Ew. Excellenze

Greifswald
am 20 Sept. 1742.

unterthänig-gehorſamſte
die Verfaſſer.

Critiſcher Verſuch zur Aufnahme der Deutſchen Sprache.

Erſtes Stück.

Greifswald/
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1741.

Vorbericht.

Endlich liefern wir unſern Leſern diejenige Monathsſchrift, die wir ſchon ſeit einer geraumen Zeit verſprochen haben, und deren Aufſchub uns bereits einigemal von unſern Freunden iſt fürgeworfen worden. Es wird zu unſerer Rechtfertigung genug ſeyn, wenn wir nur allein dieſes ſagen, daß gewiſſe Umſtände uns den bisherigen Verzug nothwendig gemacht haben.

So gemein ein gewiſſer Fürwurf iſt, der den Monathsſchriften zu unſern Zeiten gemacht wird, ſo wenig dürfen wir wol befürchten, daß derſelbe uns treffe. Man beklaget ſich über die Menge derſelben, und ihre ungeheure Anzahl ſcheinet ihnen bey

nahe etwas von ihrem Wehrte zu benehmen. Sie thut es aber doch nicht würklich. Die vernünftige Welt ſiehet mehr auf den Innhalt, als auf die äuſſerliche Einrichtung und Benennung einer Schrift. Monathsſchriften von der gegenwärtigen Art ſind der gelehrten Welt noch nicht eben wegen ihrer Menge zur Laſt geworden. Man darf nur zwo oder drey nennen, und ſo hat man ſie bereits alle genannt. Die preiswürdige deutſche Geſellſchaft in Leipzig, die ſich bereits einen ſo vorzüglichen Ruhm erworben hat, und unſerm Vaterlande ſo viele Ehre macht, hat unſern Landesleuten in dieſer Art von Schriften den erſten Geſchmack beygebracht. Die Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, die man dem ruhmwürdigen Fleiß einiger ihrer Mitglieder zu danken hat, ſind bisher mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden. Im Jahr 1740. lieferte

lieferte man uns das erſte Stück einer neuen Monathsſchrift von dieſer Art, unter dem Namen: Nachricht und Anmerkungen, welche die deutſche Sprache, Beredſamkeit und Dichtkunſt der Deutſchen betreffen. Die ganze Geſellſchaft machte ſich zu der Ausarbeitung derſelben anheiſchig; und die über die bisherige langſame Fortſetzung bezeugte Unzufriedenheit der Gelehrten iſt der ſicherſte Beweis, wie angenehm ihnen auch dieſe Arbeit einer Geſellſchaft ſey, die uns von ihrer Stärke in dieſer Art der Wiſſenſchaften ſchon ſolche vortreffliche Proben geliefert hat, daß ſich kein Schriftſteller unter unſern Landesleuten wegern wird, derſelben eine critiſche Beurtheilung ſeiner Arbeit zuzugeſtehen.

Einen ſo groſſen Mangel dieſe Geſellſchaft an würdigen Vorgängern gehabt hat; ſo glücklich iſt ſie im Gegentheil geweſen, nicht unwürdige Nachfolger zu erhalten.

Wir dürfen uns nicht bloß auf Jena, Halle, Göttingen und Berlin berufen; Wir könnten eine anſehnliche Menge deutſcher Gelehrten aufführen, die auſſer einer geſellſchaftlichen Verbindung ſich durch das Exempel dieſer Geſellſchaft haben aufbringen laſſen, in einer netten Schreibart für die Ehre ihres Vaterlandes mehrere Sorge zu tragen, als man vorhin zu thun gewohnt war. In wie weit unſere hieſige deutſche Geſellſchaft, deren Mitglieder wir zu ſeyn die Ehre haben, unter die nicht unwürdigen Nachfolger derſelben zu zählen ſey, davon müſſen wir billig die Beurtheilung andern überlaſſen. Dieſes wiſſen wir, daß der Grund ihrer Errichtung ein rühmlicher Eifer geweſen ſey, ſolchen vortrefflichen Vorgängern nachzufolgen. Wir thun dieſes Bekenntniß mit vielem Vergnügen, und wir glauben, unſere ganze Geſellſchaft wird dagegen nichts einzuwenden haben. Zum wenigſten müſſen wir von unſerer gegen-

wärtigen critiſchen Bemühung geſtehen, daß wir am meiſten durch das Beyſpiel gedachter beiden Monathsſchriften ſind erwecket worden, in gleicher Arbeit einen Verſuch zu wagen.

Wir können uns nicht einbilden, daß man unſern Entſchluß verwegen, und unſere Bemühung überflüſſig nennen wird. Es iſt wahr, Schriften von dieſer Art herausgeben, das heiſſet einigermaſſen, ſich ſelbſt eigenmächtiger Weiſe zum Richter der Gelehrten aufwerfen. Wie viel aber iſt das nicht in unſern Tagen gewagt? Was wird nicht zur vernünftigen Beurtheilung einer Schrift erfordert? Wie ſchwer hält es nicht, jedem Schriftſteller Recht wiederfahren zu laſſen? Wie leicht werden wir von einem falſchen Vorurtheil hingeriſſen? Wie oft ſind wir mit unſern Lobeserhebungen gar zu verſchwenderiſch, und wie oft werden wir unſern Leſern verdrüßlich, wenn wir ihnen auf

eines andern Rechnung ein Vergnügen zu machen geſchäfftig ſind? Wir ſahen dieſe Schwierigkeit bey der gegenwärtigen Arbeit ein; wir prüften uns, und wir glaubten, daß dieſelbe überwindlich wäre. Wir wollen unſern Leſern diejenigen Regeln mittheilen, die wir uns ſelbſt gemacht haben. Keiner von uns wird ſich an eine Arbeit wagen, die ſich über ſeine Kräfte erſtrecket. Keiner wird ſich der Beurtheilung einer Schrift anmaſſen, die für ihn zu hoch iſt. Das Traurige in den lächerlichen Exempeln dererjenigen, die durch eine ungeſchickte Beurtheilung eines Buches, das ſie niemals verſtanden haben, bekannt geworden ſind, ſollte ja wol ſtark genug ſeyn, unſere Gelehrte von einer ſolchen Thorheit abzuſchrecken. Wir ſchämen uns zum wenigſten im geringſten nicht, frey zu geſtehen, daß wir uns für dieſen unerkannten Fehler der Gelehrten aufs ſorgfältigſte hüten werden. Wir hoffen, daß daher unſere Urtheile deſto

ſicherer,

ſicherer, und unſere Nachrichten deſto zuverläſſiger ſeyn werden. Wir mögen loben, wir mögen tadeln, ſo werden wir allemal den Grund angeben, warum wir loben, warum wir tadeln. Dieß wird unſere vornehmſte Bemühung ſeyn. Wer wird alsdann ſo ungerecht ſeyn können, und über uns zürnen? Kein Vernünftiger wird über das gegründete Lob, das wir einem andern geben, ſcheel ſehen; noch über die ihm ſelbſt gemachten Erinnerungen böſe werden, wenn ſie einen ſo reinen Grund haben. Ja wir ſind erbötig, unſern Beurtheilungen noch engere Schranken zu ſetzen. Wir werden ſuchen, uns beſtändig von demjenigen Stolz frey zu erhalten, der in critiſchen Arbeiten die unglücklichſten Würkungen hat. Wir werden nicht glauben, daß wir nimmer fehlen können, und wir werden uns allemal hüten, daß wir unſere Meynungen für keine unwiederſprechlich erwieſene Wahrheiten ausgeben.

Man erinnere uns, wo wir fehlen, und wir werden dafür dankbar ſeyn. Man beobachte nur die Regeln der Beſcheidenheit, welches zu fordern wir ein deſto gröſſeres Recht haben, je genauer wir uns an denſelben zu binden entſchloſſen ſind. Wir glauben nicht mit einem gewiſſen Gelehrten, daß man in critiſchen Schriften aufhören müſſe, höflich zu ſeyn. Wir glauben vielmehr, daß unſere Landesleute durch einen freundſchaftlichen Streitwechſel weit glücklicher erbauet werden, als wenn unſere Gelehrte durch ein erhitztes Schmähen und höhniſches Durchziehen ſich ſelbſt unter einander lächerlich machen. Noch müſſen wir uns eins bedingen. Bemerket man hie und da einen Fehler, ſo ſchreibe man ihn nicht auf die gemeine Rechnung derer, die an dieſer Monathsſchrift arbeiten; noch weniger aber lege man denſelben der ganzen Geſellſchaft zur Laſt. Dieſe Forderung iſt ſo billig, als ſie bey den Schriften von

dieſer

dieſer Art nöthig iſt. Die ganze Geſellſchaft macht ſich zwar überhaupt zur Aufſicht über dieſe Arbeit anheiſchig, und ſie wird Sorge tragen, daß die Religion ſo wenig, als der Staat beleidiget werde. Einer jeden beſondern Meynung aber macht ſie ſich nicht theilhaftig, ſondern ein jedes Stück, wenn es ſollte Wiederſpruch finden, wird demjenigen zur Vertheidigung überlaſſen, der es ausgearbeitet hat.

Wir haben noch den andern Einwurf zu beantworten, der uns könnte gemacht werden. Man möchte ſagen, unſere Arbeit ſey überflüſſig; die zwo vorhin gedachten Monathsſchriften wären ſchon zureichend, denjenigen Endzweck unter unſern Landsleuten zu erhalten, der durch dieſe Art von Schriften ſoll erhalten werden. Doch dieſen Einwurf haben wir wol von keinen andern zu befürchten, als die das weite Feld dieſes Theils der Wiſſenſchaften nicht kennen. Würden wir auch noch in dieſer Art Nach-

folger

folger erhalten, ſo würde gleichwol auch denen noch genugſame Arbeit übrig bleiben, daran ſie ihre Kräfte würden verſuchen können. Und was iſt in critiſchen Arbeiten nöthiger, als die unterſchiedenen Meynungen der Gelehrten zu wiſſen? Ein einziger Gedanke, auf den wir von ohngefehr verfallen, und der im Anfange nur einer leichten Muthmaſſung ähnlich ſiehet, wird bey genauerer Prüfung für geſchickt befunden, in mancher Dunkelheit das helleſte Licht zu geben. Ein jeder hat nicht ſofort Gelegenheit, denſelben bekannt zu machen, und eine jede Muthmaſſung erwirbt ſich nicht ſofort einen Verleger. Monathsſchriften von dieſer Art aber bieten auch den kleinſten Stücken einen Platz an, daß ſie der Prüfung der Gelehrten öffentlich können vorgeleget werden. Und was kömt endlich mit den Abſichten einer deutſchen Geſellſchaft genauer überein, als critiſche Unterſuchungen, welche die deutſche Sprache, Dichtkunſt

und

und Beredſamkeit betreffen! Gedichte ver-
fertigen, Reden ausarbeiten, dieſelben an
den geſetzten Tagen ableſen, aus deren Vor-
rath von etlichen Jahren die beßten her-
ausnehmen und ſie ans Licht treten laſſen;
Solches iſt allerdings eine Bemühung, die
ihr Lob verdienet, die aber den Abſichten
einer ſolchen Geſellſchaft noch nicht vollkom-
men genug thut. Eine geſunde Critik bleibt
das Weſentliche einer ſolchen Geſellſchaft,
und ohne dieſelbe würde unſere Sprache
niemalen zu derjenigen Hoheit gekommen
ſeyn, die ſie gleichwol nunmehro ſchon in
ziemlicher Maſſe erreichet hat.

Man wird nunmehro ſchon von der
eigentlichen Abſicht dieſer unſrer Monaths-
ſchrift urtheilen können. Wir haben uns
die beiden ſchon oft gedachten Schriften zum
Muſter vorgeſtellet, dem wir folgen wollen,
und dieſes wird alles ſeyn, was wir zu ſagen
nöthig haben. Wir werden von alten und
neuen deutſchen Büchern Nachricht erthei-
len;

len; Wir werden eigene Abhandlungen einrücken, die zur deutſchen Critik, ſo weit ſich dieſelbe erſtrecket, gehören können; Und man wird hier auch bisweilen Lebensbeſchreibungen ſolcher Männer antreffen, die ſich auf einiger Art um die deutſche Sprache verdient gemacht haben. Jedes von dieſen Stücken hat in die deutſche Litteratur ſeinen beſondern Einfluß; und da derſelben unſere Arbeit gewidmet iſt, ſo ſind wir nicht berechtiget, eins von den erwehnten Stücken aus dieſen unſern Blättern auszuſchlieſſen. Das Vergnügen unſrer Leſer wird auch ohnmöglich durch die Abwechſelung ſolcher Materien geſtöret werden, die zwar einen unterſchiedenen Geſchmack erfordern, in der That aber unter einander die angenehmſte Verwandſchaft haben. Diejenigen, die den erſten Entwurf dieſes Werks gemacht, und ſich zur Ausarbeitung deſſelben entſchloſſen haben, ſind zwar würkliche Mitglieder der hieſigen deutſchen

Geſellſchaft. Dem ohngeachtet aber ſind ſie erbötig, einer jeden eingeſchickten Abhandlung, wenn ſie nur ſonſten ihren Abſichten vollkommen gemäß iſt, in dieſer Monathsſchrift willig Platz zu gönnen. Es dürfen ſolche gütige Beyträge nur an unſern Verleger eingeſandt werden, der ſich aber ausbittet, ihm dadurch keine Koſten zu verurſachen.

Unſere Leſer wollen vielleicht auch wiſſen, wie oft ihnen ein Stück von dieſer unſerer Arbeit werde geliefert werden. Allein dieß können wir nicht eigentlich beſtimmen. Wir werden uns an keine gewiſſe Monathe, noch andere Jahrsabtheilungen binden laſſen. Es iſt dieſes gar zu gezwungen, und pfleget auch bisweilen nicht die beßten Würkungen zu haben. Inzwiſchen können wir verſichern, daß wirs, wo anders unſere Arbeit gütig aufgenommen wird, an unſerm Fleiſſe nimmer werden ermangeln laſſen. Wir werden uns bemühen, unſern Leſern in

jedem Jahre zum wenigſten einen Band zu überreichen. Sechs Stücke werden ihn ausmachen, und für die nöthigen Regiſter wird alsdann aufs möglichſte geſorget werden.

Weiter haben wir für dieſesmal unſern Leſern nichts zu ſagen. Dieß einzige bitten wir noch, unſere Abſichten zu billigen und unſern Bemühungen gewogen zu bleiben.

Greifswald,
den 1. Auguſt 1741.

Einige Mitglieder der deutſchen Geſellſchaft in Greifswald.

I.

Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, herausgegeben von einigen Mitgliedern der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

1. 2. 3. und 4. Stück. 8. Leipzig 1732. 1733.

Die deutſche Critik iſt eben noch nicht ſo gar lange unter unſern Landesleuten bekannt geweſen. Was man zu Opitzens Zeiten davon antrifft, das iſt überhaupt ſehr wenig und noch überdem in den damaligen Schriften hin und her zerſtreuet. Die Abhandlung des Herrn **Werenfels von den Meteoren** einer Rede, die man in dem erſten Theile der Schriften und Ueberſetzungen der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig auf dem 385. u. f. Bl. in unſrer Sprache leſen kan, wird eines von den erſten critiſchen Stücken ſeyn, das wir aufweiſen können, und das durchgehends ſolchen Namen verdienet. In den folgenden Jahren ward der critiſche Geſchmack allgemeiner. Die ſchweitzeriſchen **Maler**, der **Hamburgiſche Patriot**, die **vernünftigen Tadlerinnen** rückten ihren Blättern unterſchiedene Abhandlungen ein, die unter den Schriften dieſer Art eine anſehnliche Stelle

verdienen. Man bekam auſſer dem unterſchiedene einzelne Stücke zu ſehen. Wir wollen nur diejenige Schrift von 15. Bogen anführen, die 1727. zu Frankfurt und Leipzig in 8. heraus kam und dieſe Aufſchrift führte: **Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbeſſerung des Geſchmacks: oder genaue Unterſuchung aller Arten Beſchreibungen, worin die auserleſenſten Stellen der berühmteſten Poeten dieſer Zeit mit gründlicher Freyheit beurtheilet werden.** (*) Es herrſchet in derſelben überall ein reiner Geſchmack, obgleich die beſondere Schreibart darin der ſchweizeriſchen Mundart ſehr nahe kömmt. Des vortrefflichen Gottſcheds **critiſche Dichtkunſt**, deſſelben **ausführliche Redekunſt**, **Breitingers critiſche Dichtkunſt**, **Bodmer von dem Wunderbaren in der Poeſie**, u. d. m. ſind lauter Stücke, die wegen ihrer vortrefflichen Critik unſerm Vaterlande Ehre machen.

Faſt jedem beſonderen Theil der Gelehrſamkeit iſt zu unſern Zeiten eine Monathsſchrift gewidmet, darin man nicht nur auf den älteren Zuſtand deſſelben zurückgehet, ſondern darin auch deſſen Schickſal, Aufnahme und Wachsthum in unſern Tagen bemerket wird. Dieſes Vortheils hätte die deutſche Critik noch wol entbehren müſſen, wenn nicht der geprieſene Gottſched auch dafür bisher

(*) Unter der Vorrede hat ſich der Verfaſſer nur mit dieſen Buchſtaben: J. E. J. B. unterſchrieben. In derſelben verſpricht er auch, daß dieſem erſten Theile noch vier andere folgen ſollen, deren Innhalt er gleichfalls kürzlich anzeiget. Uns iſt weder bekannt, wer der Verfaſſer ſey, noch auch, ob die verſprochenen vier Theile würklich nach der Zeit erfolgt ſind.

bisher geſorget hätte. Ihm haben wir hauptſächlich diejenige Monathsſchrift zu danken, von der wir jetzund unſern Leſern eine eigentlichere Nachricht geben wollen, und die bisher unter dem Namen: **Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache** ꝛc. mit allgemeinem Beyfall iſt aufgenommen worden. In der Vorrede zu den **geſam̃leten Reden und Gedichten der Geſellſchaft, welche bey dem Eintritt und Abſchiede ihrer Mitglieder abgeleſen worden**, gab uns der Herr Gottſched von dieſem Vorhaben die erſte Nachricht. Sie unterrichtet uns zugleich von der ganzen Einrichtung dieſes Werks und von den dabey gehabten Abſichten, weswegen wir dieſelbe unſern Leſern mittheilen wollen. „Sonſten, heißt es daſelbſt, hat man von einigen Mitgliedern unſerer Geſellſchaft, die ſich freywillig „dazu verſtanden haben, nächſtens eine hiſtoriſch-critiſche „Monathsſchrift zu erwarten. Der Titul derſelben ſoll „heiſſen: **Beytrag** u. ſ. w. Man iſt entſchloſſen dieſe „Beyträge vierteljährig zu liefern, und nächſtkommende „Oſtermeſſe (1732) ſoll das erſte Stück davon im Druck „erſcheinen. Zu vier Theilen, die einen bequemen Octav „Band ausmachen ſollen, wird allezeit ein Regiſter angehänget werden. Die Abſicht dieſes Unternehmens „iſt zwar überhaupt mit den Abſichten der ganzen Geſellſchaft einerley: doch hoffet man dadurch insbeſondere „das Wachsthum der deutſchen Litteratur und Critik zu „befördern. Daher wird man darinnen nicht nur Nachrichten, Auszüge und Urtheile von allerley alten und „neuen deutſchen Originalſchriften und Ueberſetzungen „antreffen, ſondern auch allerley Abhandlungen von Materien, die in die deutſchen Alterthümer laufen, in ſo „weit ſie zur Philologie, Beredſamkeit und Dichtkunſt

„gehören. Zuweilen wird man das Leben eines be„rühmten deutſchen Scribenten erzählen; zuweilen auch „wol etymologiſche und ſyntactiſche Anmerkungen über „gewiſſe Wörter und Redensarten machen. Kurz, alles „was etwa zur Läuterung des Geſchmacks der Deutſchen „in freyen Künſten, und zu Einführung einer grundrich„tigen Sprache und Schreibart gereichen kann, ſoll in „dieſer Schrift ſeinen Platz finden.“

Man hat bisher faſt durchgehends geglaubet, daß dieſe Monathsſchrift als ein Werk der ganzen deutſchen Geſellſchaft in Leipzig anzuſehen wäre. Man hat aber nur die erſte Nachricht von derſelben nicht aufmerkſam genug geleſen, als welche bereits allein den Leſer eines andern hätte überführen können. In der Vorrede vor dem ſechſten Bande dieſer Beyträge erkläret ſich der Herr Profeſſor Gottſched öffentlich, daß er und der Herr Lotter, der als Profeſſor in Petersburg verſtorben iſt, ohne ſonſt jemanden dazu zu Rathe zu ziehen, ſchlüſſig geworden wären, eine Monathsſchrift dieſer Art anzufangen. Nachher haben ihm auch, auſſer ſeinem erſten Gehülfen, Herrn Prof. Lotter, einige andere Glieder der Geſellſchaft in Ausfertigung dieſes Werks, auf ſein freundſchaftliches Erſuchen, hülfliche Hand geleiſtet. Er macht uns dieſelbe beym Anfange des fünften Bandes bekannt, und ihre Namen ſind nach der Ordnung, in welcher die Artikel, ſo ſie zu dieſem Werke eingeſandt, nach einander eingerücket worden, folgende:

Herr **Johann George Lotter**, nachmaliger Profeſſor zu Petersburg.

Herr M. **Johann Heinrich Winkler**, IV Collega an der St. Thomasſchule in Leipzig; (nunmehro Profeſſor der Philoſophie daſelbſt)

Herr

Herr Joh. Chriſtoph Friedrich Erneſti, Pfarrer und Inſpector zu Gehren in Thüringen.

Herr Ernſt Steinbach, Doctor der Arzeneykunſt in Breßlau.

Herr Wolf Balthaſar Adolph von Steinwehr, A.M. (nunmehro Profeſſor in Göttingen)

Herr Johann Simon Buchka, Conrector zu Hof.

Herr Johann Gottlieb Krauſe, Prof. der Hiſtorie zu Wittenberg.

Herr Joh. George Schellhorn, Prediger zu Buxach und Hardt bey Memmingen.

Herr George Venzky, Subconrector in Halberſtadt.

Herr Auguſt Wilhelm von Schwicheldt, Königl. Großbr. Appellationsrath in Zelle.

Herr Jacob Friedrich Lamprecht, Pract. Jur. in Hamburg.

Herr M. Joh. Joachim Schwabe, aus Magdeburg.

Herr Chriſtian Gottlieb Ludewig, Med. D. in Leipzig, aus Brieg.

Herr Gottfried Behrndt, Hochadl. Alvensl. Amtmann.

Herr Heinrich Chriſtian Lemker, Conrector der Michaelsſchule in Lüneburg.

Herr Johann Jacob Bodmer, Profeſſor der Hiſtorie zu Zürich.

Herr George Friedrich Bärmann, A. M. aus Leipzig.

Herr Jacob Brucker, Conſiſtorialis, Scholarcha und Paſtor zu Kaufbeyern.

Dieß ſind die geprieſenen Namen derjenigen Männer, von deren Fleiß wir die critiſchen Beyträge unter der Aufſicht des Herrn Gottſcheds bisher empfangen haben. Sechs volle Bände ſind bereits davon ans Licht getreten, und es iſt auch ſchon mit dem fünf und zwan-

zigſten Stücke der Anfang zum ſiebenden Bande gemacht worden. Wir werden dieſelben nach und nach zu erzählen ſuchen; für dieſesmal aber unſern Leſern nur allein ein kurzes Verzeichniß von dem Inhalt des erſten Bandes, oder der vier erſten Stücke liefern können.

Die erſte Abhandlung des erſten Stücks macht eine Nachricht aus von **deutſchen Ueberſetzungen der meiſten alten lateiniſchen Scribenten.** Man redet anfänglich von den unterſchiedenen Abſichten, welche die Gelehrten bey einer übernommenen Ueberſetzung gehabt haben, und von dem daraus entſtehenden Nutzen. Wir ſind völlig mit dem Herrn Verfaſſer in dem letzten Stück einig, nur der dabey gebrauchte Beweis überzeugt uns eben nicht. „Es gibt, heißt es, auch nur dieſes einen „augenſcheinlichen Beweis von dem allgemeinen Nutzen „der Ueberſetzungen ab, daß man heute zu Tage bey al„len Völkern, die nur einigen Geſchmack der Wiſſen„ſchaften haben, faſt kein Werk unüberſetzt läßt, wenn „man nur daraus ſich ſelbſt und andern einigen Nutzen „verſprechen kann.“ Der Satz wird durch ſich ſelbſt erwieſen; und der allgemeine Beyfall, den eine Sache erhält, macht die würkliche Güte derſelben nicht unwiederſprechlich aus.

Man kömt hierauf auf den Fleiß, den die Franzoſen und Italiäner im Ueberſetzen ausländiſcher Scribenten verwandt haben; man gedenket des Herrn **Maffei** 1720. in 8. gedruckten Schrift von den **italiäniſchen Ueberſetzungen**, und meldet, daß man durch deſſen Beyſpiel ſey bewogen worden, mit einem Verzeichniſſe unſerer deutſchen Ueberſetzungen einen gleichmäſſigen Verſuch zu machen. Es werden hierauf ohngefehr hundert und zwanzig Ueberſetzungen alter lateiniſcher Scribenten

benten angeführet, und bey unterſchiedenen trifft man Nachricht von einigen ſeltenen und merkwürdigen Umſtänden an. Auf der 11. S. ſiehet man, daß der Verlaſſene noch mit zu denjenigen Mitgliedern der fruchtbringenden Geſellſchaft gehöre, die uns unbekannt ſind. Auf der 12. Seite u. f. wird des **Freyherrn von Schwarzenberg** gedacht, der unter andern auch die Officia Ciceronis verdeutſchen laſſen. Unſere Geſellſchaft verwahret in ihrem Büchervorrath eine Ausgabe dieſer Verdeutſchung vom Jahr 1545. in Folio. Der Ort des Drucks wird auf dem Titelblatt nicht gemeldet, der aber vielleicht auf der letzten Seite des ganzen Buchs iſt verzeichnet geweſen, welches aus unſerm Exemplar iſt verloren gegangen. Gleich auf der andern Seite des Titelblatts iſt ein Holzſchnitt, welcher den **von Schwarzenberg** vorſtellet, ſo wie er im funfzigſten Jahr ſeines Alters von **Albrecht Dürern** iſt gemalet worden. Oben iſt ſein eigenes Wapen, um ihn herum aber ſind die Wapen ſeiner vornehmen Ahnen mit deren Namen verzeichnet. Ganz unter dem Holzſchnitt wird gemeldet, daß er 1528. im 64. Jahr ſeines Alters geſtorben ſey. Dabey iſt ein ſchwarzer Strich, 4. Zoll lang geſetzet, mit dieſer Ueberſchrift: **Er iſt nachgeſetzts ſchwartzen ſtrichs zwayntzig lang geweſen.** Darauf folget die Vorrede der erſten Ausgabe, die ſehr viele beſondere Umſtände von dieſem **von Schwarzenberg** erzählet. Wir wollen nur dieſes anführen, daß er ſelber die lateiniſche Sprache nimmer gelernet, noch verſtanden habe. Er habe daher ſeinen Caplan dieſe Schrift des Cicero zu verdeutſchen gebeten, deſſen Ueberſetzung nachmals in zierliches Hochdeutſch gebracht, und es darauf andern Gelehrten zugeſtellet, es zu überſehen, ob es dem Latein

gemäß ſey. Die ganze Vorrede ſchließt ſich mit dieſer Nachricht: „Das aber durch nit Haltung des Truckers, „durch Zeyt inn Zeyt verzogen, biß er, der Herr von „Schwartzenberg, vnd der Bůchtrucker mit Tod ver„ſchayden, Iſt volgents Bůch durch ein Liebhaber vnd „verwan̄ten der Herrſchafft Schwartzenberg zů handen „bracht, vn̄d zů vorbildung, allen des vil gemelten Herrn „von Schwartzenbergs ſeligen, ſeines leybs nachkom̄en, „auch menigklich zů tugentſamer erynnerung in truck „(wie hie geſehen wirt) anderwayd vberantwort worden, „Den erſten tag Auguſti, nach der gepurt vnſers Sälig„machers Jeſu Chriſti, Tauſend Fünffhundert vnd im „dreyſſigſten Jar.“ Hieraus erhellet, daß alſo die Ausgabe von 1533. keinesweges die erſte geweſen ſey, wie der Herr Chriſt in ſeiner Abhandlung von dieſem Johann von Schwarzenberg gemeynet hat; wo man nicht muthmaſſen will, daß nach der Ausfertigung dieſer Vorrede abermal einige Jahre bis zum würklichen Abdruck verlaufen ſind, welches aber ſehr wenige Wahrſcheinlichkeit hat. Bey der Lehſtenſchen Ueberſetzung des Curtius führet man auf der 19. S. die Muthmaſſung an, als ob dieſer Geſchichtſchreiber nicht von dem Herrn von Lehſten, ſondern von deſſen Gemahlin, einer gebornen von Hahnen, (*) ſey überſetzet worden. Wir glauben aber, daß dieſe Muthmaſſung falſch ſey. Es iſt uns

(*) Wo die Nachricht des Placcius, daß die Gemahlin des von Lehſten die wahre Verfaſſerin dieſer Ueberſetzung ſey, ſo gewiß iſt, als ſeine Nachricht von ihrem Geſchlechtsnamen, ſo iſt derſelben um ſo viel weniger zu trauen. Denn aus dem Lebenslaufe eines von Lehſten, der ein Sohn dieſes Ueberſetzers iſt, ſehen wir, daß dieſelbe eine geborne von Oerzen geweſen iſt.

uns ſolches von einem Manne verſichert worden, der mit dem Lehſtenſchen Hauſe in einer genauen Bekanntſchaft ſtehet. Und wie niederträchtig wäre es für einen ſolchen Herrn, wenn er ſich durch die Verdienſte ſeiner Gemahlin im geringſten hätte groß machen wollen? Wäre ſie die würkliche Urheberin dieſer Ueberſetzung, ſo würde es ohnſtreitig ihnen beiden weit mehr Ehre gemacht haben, wenn ſie auch würklich dafür wäre bekannt geworden. Bey der Grotniziſchen Ueberſetzung des Tacitus iſt wol auf der 42. S. ein Druckfehler eingeſchlichen, da es 1657. an ſtatt 1675. heiſſen ſoll. Zum wenigſten beſitzet unſere Geſellſchaft eine Ausgabe von dieſem Jahre. Auf der 41. S. wird die Ueberſetzung des Tacitus angeführet, welche uns Jac. **Micyllus** geliefert hat. Wir haben ſie eben bey der Hand, und wollen deswegen den völligen Titul herſetzen: C. Cornelii Taciti Opera latina, verſione Germanica, Jacobi Micylli, Rectoris Francfurdenſis ac Profeſſoris deinde publici Heidelberg. Francof. 1612. in groß 8. Der lateiniſche Text iſt ganz mit abgedruckt, und nach jedem Abſchnitt folgt die deutſche Ueberſetzung deſſelben, die mit lateiniſchen Buchſtaben gedruckt iſt. Sie verdienet völlig den Namen einer freyen. Er drücket die Sache ſehr ſelten mit den eigenen Worten des Tacitus aus; er macht groſſe Umſchreibungen und miſcht bisweilen gar die weitläuftigſten Erklärungen ein. Wir wollen zur Probe den Anfang dieſer Ueberſetzung anführen: „Die „Stad Rom: ist von Anbeginde durch viel vnd man„cherlai weis regieret, vnd derſelben regiment geendert „worden. Erſtlichen ist ſie vnter den Königen, denſel„ben vnterworffen geweſen. Darnach hat der L. Brutus „ein gemaine Burgerſchaft vnd freihait des Volcks an„gericht,

„gericht, demſelben järliche Burgermaiſter zugeben, vnd „geſetzet. Nach dieſem haben ſich in nachkommenden „Jaren auch weitere verenderung ergeben, vnd ſind an„dere vnd neue Oberkaiten vnd Regiment geſazt worden, „welcher doch, bis auf dis lezte, keine lang geweret haben. „Dan di, ſo man Dictatores nennet, welcher alwegen „ainer allein ſollen Gewalt vnd Herſchaft der Stad ge„halten, darnach di Zehener, Decemviri genant, welcher, „die gemaine recht vnd geſez der zwölf Tafeln, zu ordnen „vnd bekreſtigen, das ganz Regiment auch etwan gewe„ſen, haben nit lenger dan zwei Jar regieret. Deſglei„chen di Hauptleut, Tribuni militum genennet, welche „an ſtat der Burgermaiſter etwan gewelet worden, ha„ben auch kein langen beſtand gehabt; Auch hat des „Cinne vnd des Sylle herſchaft ein kurtze entſchaft ge„nommen. Vnd izt zulezt, des Pompeii, vnd des Craßi „gewalt, iſt bald niedergelägt worden, vnd alle Herſchaft „an den erſten Kaiſer Julium erwachſen, desgleichen „auch des Lepidi vnd des Antonii macht vnd fürnemen, „iſt durch den Kaiſer Auguſtum zurſtört worden, vnd an „in aller gewalt kommen, welcher nach dem itzund alle „ding durch innerliche krieg vnd feindſchaft der Bürger „vnd Römer vnter einander an allen orten geſchwecht „waren, vnd hernider lagen, die gantze Herſchaft, vnter „dem namen des fürſtehnds vnd fürweſens, an ſich ge„bracht vnd eingenommen hat.“ Auf der 49. u. f. S. wird die ſprengiſche Ueberſetzung der Aeneis angeführt. Das Lobgedicht auf Johann Sprengen, welches derſelben vorgeſetzet iſt, enthält eine ziemlich ausführliche Lebensbeſchreibung dieſes Dichters, und es iſt eines neuen Abdrucks in den critiſchen Beyträgen vollkommen würdig geweſen. Wir wollen es gnug ſeyn laſſen, nur dieſes

daraus

daraus anzumerken: Johann Spreng iſt im 77. Jahr ſeines Alters am 30. Merz 1601. in ſeiner Geburtsſtadt geſtorben. Zu Wittenberg ward er Magiſter, und unterrichtete zu Augsſpurg und zu Heidelberg unterſchiedene in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache. Darauf kam er wieder zu Hauſe und ward Kayſerl. Notarius und Bürger daſelbſt, wie er auf dem Titelblat der Ueberſetzung genannt wird. Die Zeit, die er von ſeinen Amtsgeſchäfften entübrigen konnte verwendete er auf die Ueberſetzung lateiniſcher und griechiſcher Scribenten. Er überſetzte den Marcellus Palingenius; die Bücher des Ovidius von den Verwandlungen; den Homer und Virgil in deutſchen Verſen: Jmgleichen des Erasmus Sprüchwörter, den Baſilius und Joſephus. Auſſer dem wird er als ein groſſer Meiſterſänger gerühmt, deſſen vielfältige Gedichte in Meiſterthönen ſo künſtlich an Reimen, Maaß und Zahl wären zugerichtet geweſen, daß man ihres gleichen in ganz Deutſchland nicht gefunden.

Der andere Beytrag dieſes Stücks handelt von der Schönheit der deutſchen Sprache in Abſicht auf ihre Bedeutung. Der Verfaſſer hievon iſt der Herr Profeſſor Winkler. Wir erkennen ſolches aus derjenigen Abhandlung von der Schönheit der Sprachen überhaupt, die in dem erſten Bande der eigenen Schriften und Ueberſetzungen der D. G. in L. auf der 32. u. f. S. zu finden iſt, und darauf ſich das gegenwärtige Stück beziehet. Wir wollen den Schluß deſſelben herſetzen, der in der Kürze die nothwendigſten Regeln zu einer ſchönen Schreibart in ſich faſſet, in ſo ferne man bloß auf die Bedeutung der deutſchen Wörter und Redensarten ſiehet: „Ein jedes einfaches „Wort,

„Wort, heißt es, ſoll klar und verſtändlich ſeyn. Man „ſoll in Reden und Schreiben allgemeine Wörter gebrau„chen, die in ganz Deutſchland bey denen, welche die „Sprache verſtehen, bekannt und gewöhnlich ſind. Man „ſoll in den Redensarten und Sätzen ſolche Wörter mit „einander verbinden, die ſich der Bedeutung nach zuſam„ſchicken. Man ſoll daher alle Worte, deren Verſtand „ein verſtändiger Leſer und Zuhörer nicht wiſſen kan; alle „Redensarten, die nur in gewiſſen Provinzen gebräuchlich „ſind; alle Verknüpfungen der Wörter, die ſich ihrer Be„deutung nach nicht zuſammen ſchicken, auf das ſorgfäl„tigſte vermeiden. Denn auf dieſe Art iſt zwiſchen den „Wörtern, Redensarten und Gedanken eine Ueber„einſtimmung. Dieſe macht das Weſen der Vollkom„menheit aus. Die Vollkommenheit iſt endlich eben „das, was man Schönheit nennt.“ Im fünften Bande 428. S. u. f. werden Einwürfe angeführet, die wider die Vollkommenheit unſrer Sprache von einem Franzoſen ſind gemacht worden; Man kan eine gründliche Beantwortung derſelben ſofort dabey leſen.

In dem **dritten** wird eine Abhandlung geliefert von **den Vortheilen, ſo die deutſche Sprache haben würde, wenn man den Unterſcheid der deutſchen Wörter im Abſehen auf ihre Bedeutung unterſuchte.** Dieß Stück enthält ein mehrers, als die Ueberſchrift verſpricht. Es werden nicht bloß die Vortheile angezeiget; es werden auch unterſchiedliche Exempel gegeben, es wird die Art des Unterſcheides, in welchen gewiſſe Wörter in der deutſchen Sprache ſtehen, aus einander geſetzt, es werden vernünftige und gründliche Regeln an die Hand geleget, wie man bey einer ſolchen Arbeit zu verfahren habe. Die Vortheile ſind ſo wichtig,

daß wir uns kaum etwas vollkommenes in unſrer Sprache werden verſprechen können, bevor ein ſolches Werk wird zu Stande gebracht ſeyn.

Der vierte Beytrag giebt uns Nachricht von einer deutſchen Ueberſetzung, die von Miltons verlornem Paradiſe zu Zerbſt 1682. in 8. herausgekommen iſt. Sie iſt in reimloſen Verſen von Theodor Haaken angefangen, und von Ernſt Gottlieb von Berge fortgeſetzet und vollendet worden. Man findet von dem lezten im allgemeinen hiſtoriſchen Lexico einige Nachricht, ob gleich die Jahrzahlen mit der Ausgabe dieſer Ueberſetzung nicht gar zu wol übereinſtimmen. Der Herr Gottſched erzählet uns erſtlich das Leben des berühmten Miltons und giebt uns von deſſen verlornem Paradiſe völlige Nachricht. Nachher beurtheilt er dieſe Ueberſetzung, führet daraus einige Proben an und ſchließt endlich mit dieſem gegründeten Urtheil: „Ein jeder wird „ohne unſere Erinnerung ſchon ſehen, daß hier auſſer den „Reimen noch ein vieles fehle. Die Wörter ſind oft „gewaltig verſtümmelt, das Sylbenmaaß iſt ſehr rauh „und unrein; die Wortfügung verworfen; die Zuſammenſetzung der einfachen Wörter ſehr ungeſchickt, verwegen und unmäßig. Mit einem Wort ſeine Sprache überhaupt iſt ſo gezwungen und altväteriſch, daß „man ihn ohnmöglich mit Vergnügen leſen kan.

Der fünfte erzählet des Herrn Prof. Törners zu Upſal Abhandlung von der Dichtkunſt der Skalden. Upſal 1717. 8. 7. Bogen. Dieſe ganze Abhandlung iſt voller Merkwürdigkeiten, die auch beſonders in unſre deutſche Alterthümer laufen. Die Skalden werden mit den celtiſchen Druiden verglichen; bey welcher Gelegenheit viele etymologiſche Anmerkungen vorkommen.

Der ſechste Beytrag enthält Anmerkungen über die von Meiſter Albrecht verdeutſchten Metamorphoſes des Ovidius. Dieſer Mann hat im dreyzehenten Jahrhundert gelebt; und ſolches iſt bereits von ſeiner Ueberſetzung genug geſaget.

Der ſiebende erörtert die Frage: ob zwiſchen vor und für ein Unterſcheid ſey und worinn derſelbe beſtehe? Wir werden hievon beſonders handeln.

Der achte läſſet des Herrn M. Dünnehaupts gedrücktem und erquicktem Jacob, gedruckt zu Qvedlinburg 1703. in 8. 184. S. Gerechtigkeit wiederfahren. Man findet hier auf einmahl ſo viel lächerches und abgeſchmacktes, ſo viele, ſo grobe Zoten, ſo viele Verwirrung und Unordnung, als man nimmer in einer Schrift von einigen Bogen vermuthen könnte.

Im neunten erzählet man die Abhandlung des Herrn Wachters von der Sprache der ſo genannten gothiſchen Ueberſetzung des N. T. Der Herr Verfaſſer iſt ein Mitglied der K. P. S. der W. zu Berlin; es iſt daher dieſe ſeine Abhandlung in der erſten Fortſetzung der Miſcellaneorum Berolinenſium mit abgedruckt zu leſen. Im erſten Stück des andern Beytrags wird dieſer Ueberſetzung abermal gedacht, und im andern Stück des dritten Beytrags auf der 410. u. f. S. wird die ganze Abhandlung des Herrn Heupels von dem Ulphilas oder der gothiſchen Ueberſetzung der 4. Evangeliſten erzählet. Man kan mit allen dieſen dasjenige zuſammen halten, was wir in den folgenden Blättern dieſes Stücks gleichfalls von dieſer gothiſchen Uberſetzung angemerkt haben.

Die zehente Abhandlung betrifft die Aehnlichkeit der deutſchen und lateiniſchen Sprache. Es wird dieſelbe deutlich, ordentlich und gründlich erwieſen.

Zuerſt

Zuerſt trägt man dieſelbe nur getheilt und einzeln vor, ſowol nach denjenigen Aehnlichkeiten, welche die bloſſe Bedeutung betreffen, (§ 2.3.4.5) als auch in ſo ferne ſich dieſelben in dem mündlichen Ausdrucke befinden. Man vergißt allhier ſelbſt der Töne und Buchſtaben nicht (§. 7. 8. 9. 10.); Doch kommt es inſonderheit auf die Aehnlichkeit dieſer beiden Sprachen in der Art der Verbindung an. Und hier hat man theils einzelne Wörter, (§. 11. 12. 13.) theils ganze Redensarten und Sätze, nach den Verbindungsregeln, die dieſe beiden Sprachen mit einander gemein haben, zu betrachten (§. 14. bis 26.). Ja die Aehnlichkeit der deutſchen und lateiniſchen Sprache erſtrecket ſich ſogar bis auf die Regeln des Wolklanges, und bis auf die äuſſerſte Schärfe derſelben, die man in der poetiſchen Abmeſſung der Sylben zu fordern angefangen hat. (§. 28. 29.) Es hat eine genauere Ueberſetzung deſſen, was in der deutſchen und lateiniſchen Sprache ſich unter einander ähnlich iſt, allerdings ihren Nutzen. Es iſt offenbahr, was eine deutſche Sprachlehre daraus für Vortheil haben kan. Doch ſo weit wollen wir nicht einmal gehen. Die darauf gewandte Mühe wäre ſchon belohnt, wenn auch nur mancher Gelehrter daraus lernen möchte, ſich nicht ferner durch eine barbariſche und unregelmäſſige Verwechſelung der deutſchen und lateiniſchen eigenen Redensarten in einer jeden von dieſen Sprachen durch einander, in den Verdacht zu bringen, als ob er beide Sprachen von ſeiner Wärterin gelernet habe. Es würde aber dieſe Unterſuchung von der Aehnlichkeit der deutſchen und lateiniſchen Sprache vollſtändig werden, wenn man nun auch gegentheils dasjenige unterſuchte, was ſich in dieſen beiden Sprachen, ihrer groſſen Aehnlichkeit untereinander ohngeachtet, gleichwol noch unähnlich bleibet.

In der eilften Abhandl. redet man von der Wörter Ordnung überhaupt in der deutſchen Sprache. Wir wollen die dabey gemachte Regel mit ihren Anmerkungen, doch ohne Exempel herſetzen. Die Regel iſt dieſe: „Die Wortfügung der deutſchen Sprache iſt ordentlich, „wie man ſie in einer gemeinen Rede oder nur in einem „Satze brauchet, alſo: 1) Der Nominativus. 2) Das „bewegliche Zeitwort (Verbum,) d. i. was ſich nach den „Perſonen und Zeiten verändert, als das Præſens und Im-„perfectum. 3) Der Caſus obliquus pronominis. 4) „Der Caſus obliquus nominis, Adverbium, Præpoſitio „cum caſu, werden untermengt geſetzt. 5) Das unbe-„wegliche Verbum, oder was zum Verbo gehöret, als „das Supinum, der Infinitivus, die Præpoſitio verbi „ſeparabilis.

1. Anmerkung. Bisweilen wird was vor oder nach dem Nominativo geſetzt, ſo ihn erkläret, und dieſe Verordnung bleibet.

2. Anmerkung. Vor dem Nominativo werden auch bejahende oder betheurende Nebenwörter geſetzt; wie auch Verbindungswörter und dieſe, nemlich, ſondern, allein, aber, und bisweilen zwar.

„Oder (die Wortordnung wird) verſetzt, wenn ein Stück „aus dieſer Ordnung weg, und in einen andern Ort ge-„ſetzt wird.„ Dieß geſchiehet auf zweyerley Art.

I. Wenn der Nominativus, der ſonſt zuerſt ſtehet, nach dem Zeitworte (verbo) no. 2. kommt, und alſo das Zeitwort den Anfang macht; das geſchieht aber

1. In einer Frage. Anmerkung. Bisweilen macht das Wörtlein doch eine ſolche Wortordnung, als wenn gefraget würde.

2. In einer Rede, wo eine Bedingung iſt.
3. Wenn ein Wort, ſo mitten no. 3. 4. ſtehet, zu Anfange geſetzt wird.
4. Wenn an ſtatt des Nominativi das perſönliche Fürwort (pronomen perſonale) der dritten Perſon es zu Anfange geſetzt wird.
5. In der Redensart, wenn ſich was auf das vorhergehende bezieht, welches man ſonſt conſequens nennet.

II. Wenn das Zeitwort (verbum), ſo ſonſt no. 2. ſteht, ganz zuletzt hingeworfen wird. Das geſchiehet
1. nach den Fragewörtern: wer? welcher? wenn? wo? wie? u. ſ. w. wenn ſie nicht fragen.
2. nach den Pronominibus relativis.
3. Die Verbindungswörter, ſo vorher gehen, und ſich auf was folgendes beziehen, als: als, nachdem, weil, u. ſ. w. werden in ſolcher Ordnung geſetzt, als:

3 1 1 1 4 4
Als ſich des Todes Grimm nächſt an dem Tugendbilde,
4 2
Das unvergleichlich war, mit frecher Fauſt vergriff.

Gryphius.

Wenn wir über die wichtigſten Hauptſtücke einer vollkommenen deutſchen Sprachlehre allererſt beſondere und zur öffentlichen Prüfung vorher bekannt gemachte Unterſuchungen und Anmerkungen gelehrter Männer vor uns hätten, ſo würde man nicht nur mit der Ausfertigung einer vollſtändigen Sprachlehre deſto glücklicher fortkommen können, ſondern man würde ſich auch um ſo viel eher den allgemeinen Beyfall unſerer Landesleute in ſolchen Stücken zu verſprechen haben, die ſie bereits zur reiferen Beurtheilung längſtens hätten vor ſich gehabt.

In dieſem eilften ſowol, als auch in dem vorhergehenden zehnten Beytrag werden die pronomina **Vorwörter**, die præpoſitiones aber **Fürwörter** genennet. Wo wir uns nicht irren, ſo iſt dieß eine Art der Rechtſchreibung, welche von der Geſellſchaft in Leipzig nicht für die ihrige erkannt wird.

Wir kommen nunmehr zum **andern Stück**, und da wird in dem **erſten Beytrag** des Herrn Schöttgens **Abhandlung von den alleräſteſten Ueberbleibſeln der gothiſchen und deutſchen Sprache, in noch vorhandenen Schriften**, beurtheilt. Es iſt dieſe kleine Schrift von zween Bogen 1723. zu Stargard in 4. herausgekommen, und weil ſie ſich ohne Zweifel in ſehr wenigen Händen befindet, ſo wollen wir die acht alten deutſchen Scribenten, die in derſelben erzählet werden, gleichfalls nach der Ordnung hieher ſetzen.

1. Quatuor D. N. Jeſu Chriſti Evangeliorum Verſiones perantiquæ duæ, Gothica ſcilicet, & Anglo-Saxonica. Quarum illam ex celeberrimo Codice Argenteo nunc primum depromſit Franciſcus Junius, F. F. Hanc autem ex codicibus MSS. collatis emendatius recudi curavit Thomas Mareſchallus, Anglus. Cujus etiam obſervationes in utramque verſionem ſubnectuntur. Acceſſit & Gloſſarium Gothicum: cui præmittitur, Alphabetum Gothicum, Runicum, &c. Opera ejusdem Franciſci Junii, Amſtel. 1684. 4. Von der erſten 1665. in 4. zu Dordrecht durch den berühmten Junius ſehr mühſam zu Stande gebrachten Ausgabe dieſer gothiſchen Ueberſetzung kan man mit mehrern den erſten Band dieſer Beyträge S. 430. u. f. nachſehen, und mit der daſelbſt gegebenen Nachricht ſowol, als auch mit

dem=

demjenigen, was wir noch in dieſem erſten Stücke davon erzählen werden, alles, was der Herr Schöttgen davon beybringet, zuſammen halten.

2. Otfridi Evangeliorum liber, veterum Germanorum Grammaticæ, Poeſeos, Theologiæ præclarum monumentum. Baſil. 1571. 8. Von dieſem alten Mönchen findet man abermal S. 632. u. f. des erſten Bandes dieſer Beyträge mehrere Nachricht, allwo die eigene Abhandlung des Herrn Hoffmanns von dem Weiſſenburgiſchen Mönchen Otfried weitläuftig erzählet wird.

3. Ἐπινίκιον rhythmo Teutonico Ludovico Regi acclamatum, cum Nortmannos A. 882. viciſſet. Ex codice MS. Monaſterii Elnonenſis ſive S. Amandi in Belgio per Dominum Joh. Mabillon deſcriptum, Interpretatione latina & commentatione hiſtorica illuſtravit Jo. Schilter. Argentor. 1696. 4.

4. Willerami Paraphraſis gemina in Canticum Canticorum, quarum prior rhythmis latinis, altera, veteri lingua Francica, concepta eſt; edente Paulo Merula. Lugd. Bat. 1598. 8.

5. Tatiani, Alexandrini, Harmoniæ Evangelicæ antiquiſſima verſio Theotiſca, ut & Iſidori Hiſpalenſis ad Florentinam Sororem de Nativitate Domini, Paſſione, Reſurrectione &c. Libri, eadem lingua converſi. Jo. Philipp. Paltenius e MS. Codd. edidit, & animadverſionibus neceſſariis illuſtravit. Acceſſit Fragmentum veteris linguæ Theotiſcæ a Lambecio in Biblioth. Vindob. productum, probabili doctiſſimi Viri conjectura reſtitutum atque emendatum. Gryphiswald. 1706. 4.

6. Incerti Poetæ Teutonici Rhythmus de S. Annone

 Colon.

Colon. Archi-Epiſcopo ante D. aut circiter annos conſcriptus, Martinus Opitius primus ex membrana veteri edidit, & animaduerſionibus illuſtrauit. Dantiſci 1639. 8.

7. Incerti Monachi Weiſſenburgenſis Catecheſis Theotiſca, Seculo IX. conſcripta, nunc vero primum edita; ut & monimenta Catechetica varia Theotiſca. Omnia in unum collegit Jo. Georg. Eccardus, 1713. 8. Man hält den vorhin gedachten Mönchen Otfried für den Verfaſſer dieſer Anfangsgründe der chriſtlichen Lehre.

8. Hymnus magnus eccleſiæ, quem *Te Deum Laudamus* vulgo vocamus, Seculi IX. initio in Theotiſcam linguam conuerſus, & notis quibusdam illuſtratus a Jo. Georg. Eccardo, Helmſt. 1713. 4. Man ſollte bey nahe glauben, daß Otfried auch der Verfaſſer dieſer altdeutſchen Ueberſetzung ſey. Er ward zum Anfange des neunten Jahrhunderts berühmt; die Schreibart iſt von der ſeinigen eben nicht unterſchieden; und uns iſt ſonſten eben kein Dichter bekannt, von dem wir aus denen Zeiten noch ſchriftliche Ueberbleibſel hätten.

Der andere Beytrag leget dem Leſer des Herrn Beuthners critiſche Abhandlung von einigen Vorzügen der deutſchen Poeſie vor der Franzöſiſchen und Italieniſchen, vor. Sie iſt 1715. zu Helmſtädt unterm Vorſitz des Hrn. Profeſſor Kochs vertheidiget worden. Der ganze Vorzug, den Herr Beuthner für die Deutſchen zu erſtreiten ſucht, beſtehet in der genauen Beobachtung des Sylbenmaſſes, und in der daraus entſtehenden Aehnlichkeit mit der griechiſchen und lateiniſchen Poeſie. Und dieſer ſeiner Pflicht thut

er

er vollkommen genug. Der Franzos und der Italiener können die Sache ſelbſt nicht läugnen; wir glauben aber ſchwerlich, daß ſie uns deswegen einen Vorzug zugeſtehen werden. Sie werden einen wahren Dichter allemal ſo hoch, als den ſchönſten Versmacher halten; und die Ehre der deutſchen Dichtkunſt wird allererſt wahrhaftig groß ſeyn, wenn wir uns ſtark genug befinden werden, ihr in dem Weſentlichen einen wahren Vorzug vor der ausländiſchen Poeſie zu erſtreiten.

Im dritten Beytrag wird des Herrn D. V. E. Löſchers Literator Celta beurtheilet. Dieſe Schrift iſt 1726. zu Leipzig auf acht Bogen gedruckt worden. Sie enthält einen Vorſchlag und Verſuch, wie die alte, mittlere und neue Sprache der Einwohner des abendländiſchen und nordlichen Theiles von Europa, zu unterſuchen, mit einander zu vergleichen und zu erklären ſey. Der Herausgeber iſt Herr Johann Auguſtin Egenolf.

Im vierten Beytrag kömmt vor: Deutſcher Schlüſſel zu allen Sprachen; oder Grundſätze der deutſchen Sprache durch Joh. Max, Prof. zu Liegnitz. Liegn. 1723. 14. Bogen in 8. Man kan bey dieſer Schrift ganz zuverläſſig von dem Titel auf das Werk ſelbſt ſchlieſſen.

Die fünfte Abhandlung giebt uns Nachricht von der Ueberſetzuug in deutſcher Helden-Poeſie: des virgilianiſchen Lobes- und Lebens-Lauf: des groſſen Krieges-Helden Aeneas. Mit kurzverfaßter Beyfügung: erforderlicher Anmerkungen; von Theodor Ludwig Lau, Hochfürſtlich-Curländiſchen Staats-Rath und Cabinets-Director. Elbing 1725. 4. 12. Bogen. Wer kennt den Herrn Lau nicht bereits?

Im ſechsten Beytrag wird der Betrug, mit welchem man durch die ſogenannte Güntherſche Lebens- und Reiſebeſchreibung, gedr. zu Schweidnitz und Leipzig 1732. in 8. die Welt zu hintergehen geſucht hat, aus ſeinen eigentlichſten Quellen entdecket. Zuletzt wird ein damals annoch ungedrucktes Gedicht des berühmten Günthers, Letzte Gedanken genannt, mitgetheilet, welches aber nunmehro ſchon bey der neuen Ausgabe ſeiner Gedichte in groß Octav 1739. auf der 837. u. f. Seiten gleichfalls anzutreffen iſt.

Im ſiebenden Beytrag werden des berühmten Heräus unvorgreiffliche Gedanken über die Auf- und Einrichtung einer deutſchen Sprachgeſellſchaft, wie ſolche einem vornehmen Miniſter ſind überreicht worden, ganz eingerückt gefunden. Sie ſind bereits ſeinen zu Nürnberg 1721. in groß 8. gedruckten Gedichten und lateiniſchen Inſchriften S. 264. u. f. angehänget. Der Mangel eines Oberhaupts, deſſen obrigkeitliches Anſehen ſich über alle deutſchredende Völker erſtrecket; die unzeitige Wahl der Glieder; und der Mangel eines gewiſſen ſtets beybehaltenen Ortes der Zuſammenkunft, ſind die wichtigſten Fehler, die er an der vormaligen fruchtbringenden Geſellſchaft auszuſetzen hat. Er richtet hiernach viele derjenigen Regeln ein, die bey der Stiftung einer deutſchen Sprachgeſellſchaft müßten beobachtet werden. Die erſten Arbeiten, die eine ſolche Geſellſchaft nach den Forderungen des Herrn Heräus vorzunehmen hätte, ſind 1) eine deutſche Sprachlehre; 2) ein vollſtändiges deutſches Wörterbuch; und 3) Grundlehren einer Zierlichkeit im Schreiben. Wir halten aber allerdings mit der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig

nach dem erſten Stücke ihrer critiſchen Monathsſchrift dafür, daß man eher auf ein vollſtändiges deutſches Wörterbuch, als auf eine deutſche Sprachlehre zu denken habe.

Die achte Abhandlung beurtheilet **M. Carl Ortlobs Abhandlung von den verſchiedenen Altern der deutſchen Poeſie.** Wittenberg 1654. in 4. 3. Bogen.

Im neunten Beytrag wird von **Joh. Miltons Verluſte des Paradieſes, einem Heldengedichte,** wie es von dem Herrn Prof. **Bodmer** in Zürich in **ungebundener Rede** überſetzt iſt, geredet. Man lobet das Unternehmen, dieſen Poeten in Deutſchland bekannter zu machen, als wie er bisher geweſen iſt; man billiget die zu der Ueberſetzung deſſelben erwählte proſaiſche Schreibart; Man erzählet das bis auf die Zeiten des **engelländiſchen Zuſchauers** unglückliche Schickſal dieſes Dichters unter ſeinen Landesleuten, und zugleich die unterſchiedenen Ueberſetzungen deſſelben; man giebt der bodmeriſchen Ueberſetzung alles billige Lob und es werden nur hin und wieder einige grammatiſche Erinnerungen gemacht; Man liefert endlich zum Beſchluß einen weitläuftigen Auszug aus dem dritten Buche dieſes miltoniſchen Heldengedichtes. Hätten unſere Landsleute den guten Milton bereits für einen Helden in epiſchen Gedichten erkannt, ſo hätten ſeine Verehrer mit dieſer critiſchen Erzählung ſeines Gedichtes zufrieden ſeyn können; da er aber dieſes Anſehen unter uns allererſt erhalten ſoll, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſeine Anbeter etwas mehreres fordern, als nur erzählen und das Urtheil den Leſern überlaſſen. Dieſe bodmeriſche Ueberſetzung kam 1732. zu Zürich heraus, und enthält 240. Seiten in Octav.

Im zehnten Beytrag wird die Abhandlung des Herrn Aepinus von unbilliger Verachtung der plattdeutſchen Sprache, Roſtock, 1704. in 4. 10. Bogen, erzählet und beurtheilet.

In der eilften Abhandlung findet man ein Verzeichniß der vornehmſten Scribenten von den Druiden. Es werden funfzehn angeführet, die wir gleichfalls den Titeln ihrer Schriften nach hieher ſetzen wollen:

1. Jo. Picardi, Toutreriani, de priſca Celtopædia, ſiue de admiranda priſcorum Gallorum doctrina lib. V. Pariſ. 1556. 4.
2. Petri Rami de moribus veterum Gallorum liber. Pariſ. 1559. 8.
3. Steph. Forcatuli, Bitterenſis, JCti, de Gallorum Imperio & Philoſophia Lib. VIII. Pariſ. 1579. 4.
4. Jani Cæcilii Frey Philoſophia Druidum. Pariſ. 1640. 8.
5. Thomæ Smith Syntagma de Druidum moribus & inſtitutis. Lond. 1644. 8.
6. Eſaiæ Pufendorfii Diſſertatio de Druidibus. Lipſ. 1650. 4.
7. M. Joh. Frid. Scharfii, Vitenbergenſis Academiæ P. P. Meletema hiſtoricum de Gallorum Druidis. Es iſt dieſe Schrift ohne Jahrzahl gedruckt. Sie kommt der vorigen ſo nahe, daß man ſchlieſſen muß, beide Verfaſſer haben mit einer Feder geſchrieben. Man will daher den guten Scharfen eines gelehrten Diebſtahls beſchuldigen, obgleich der Herr Reimmann den Pufendorf für verdächtig hält.
8. Edmundus Dikinſon de Origine Druidum. Dieſe Abhandlung iſt der 1653. herausgekommenen Schrift dieſes gelehrten Engelländers, welche die Ueberſchrift führet: Delphi Phœniciſſantes; angehänget, und

auch bey der neueren Ausgabe zu Frankfurt 1670. in 8. zu finden.

9. Cæſaris Egaſſii de Boulay Hiſtoria veterum Academicarum Galliæ Druidicarum. Sie ſtehet vor ſeiner zu Paris 1665. in ſechs Folianten gedruckten Hiſtoria Academiæ Pariſienſis.

10. Vlrici Obrechti Exercitatio de Philoſophia Celtica, Reſp. Jo. Caſp. Kuhnio, Argentorati 1676. 4.

11. Petri Lagerlœffii Diſputatio de Druidibus, Vpſaliæ 1689. 8.

12. Conrado Samuele Schurtzfleiſchio Præſide Veterum Inſtituta Druidum excutiet M. Elias Martinus Eyringius, Viteberg. d. Jul. An. 1697. 4.

13. A Specimen of the Critical Hiſtory of the Celtic Religion and Learning: Containing an account of the Druids, or the Prieſts and Judges; of the Vaids, or the Diuiners and Phyſicians; and of the Bards, or the Poets and Heralds of the antient Gauls, Britons, Irish and Scots. Dieß ſind drey Briefe des bekannten Johann Tolands, die er an den Lord Viſcount Molesworth 1718. und 1719. geſchrieben. Sie haben in der Sammlung, die von ſeinen Schriften zu London 1726. in zweyen Octavbänden unter der Aufſchrift: A Collection of ſeueral Pieces of Mr. John Toland; herausgekommen iſt, die erſte Stelle.

14. La Religion des Gaulois tirée des plus pures ſources de l'antiquité. Par le R. P. Dom. * * * Religieux Benedictin de la Congregation de S. Maur, a Paris 1727. 2. Vol. in groß 4. Der Verfaſſer iſt Jacques Martin, und die Abhandlung von den Druiden ſtehet im erſten Buche dieſes Werkes am Ende.

15. Jo. Georg. Frickii, Philoſ. Mag. & Prof. Poeſeos publ. Diſſertatio de Druidis, Occidentalium populorum Philoſophis. Vlmæ 1731. 4.

Der zwölfte Beytrag enthält eine kurze Abhandlung von dem rechten Gebrauche der **Wörter Den und Denen, Der und Derer;** nebſt einer Antwort auf ſolche Critik, die im Namen der ganzen deutſchen Geſellſchaft abgefaſſet iſt. Der Herr Verfaſſer der erſten Abhandlung beweiſet zuforderſt, daß das Wörtchen der, wenn es an ſtatt eines Fürworts ſtehet, und den Genitivum und Dativum in der Zahl der Vielheit anzeigen ſoll, allemal derer und denen müſſe geſchrieben werden. Er führet ſeinen Beweis mit vieler Gründlichkeit, und man pflichtet auch in der darauf folgenden Antwort ſeiner Meynung völlig bey. Er will aber zuletzt eben dieſe Schreibart auch da behaupten, wenn das Wörtchen der auch nur als ein bloſſer Artikel gebraucht wird. Allein hier werden ſeine Gründe ſchwächer; und man erkennet ſolches mit noch mehrerer Ueberzeugung, wenn man die von der Geſellſchaft vorgebrachten Gegengründe erweget. Zuforderſt vertheidiget der Gebrauch dieſe Schreibart, indem nach dem eigenen Geſtändniß des Verfaſſers der erſten Critik, die beßten Scribenten den Artikel von dem Fürworte unterſcheiden, und bey jenem in der Zahl der Vielheit der, den, bey dieſem derer, denen ſchreiben. Aus dieſem Gebrauch wird man auch die Veränderung des Artikels durch die Fälle beurtheilen müſſen. Die deutſchen Declinationen ſind noch nicht durch richtige Regeln ſo beſtimmet, daß man ſicher darauf bauen könnte. Man muß der Gewohnheit folgen, wo es an allgemeinen Regeln mangelt. Ueberdieſes würde eine Zweydeutigkeit unter dem Artikel

und

und Fürworte entſtehen, wenn beides derer und denen in der Zahl der Vielheit geſchrieben würde. Es iſt wahr, daß man aus der Wortfügung leicht ſchlieſſen kann, ob man das Fürwort oder den Artikel verſtehen müſſe. Doch wird man mit noch weniger Mühe aus dem Namen oder Nennworte, bey welchem der Artikel allezeit ſtehet, urtheilen können, ob von vielen oder nur von einem die Rede ſey. Der Unterſcheid der Fälle in der Zahl der Einheit oder Vielheit iſt leichter zu bemerken, als ob in einem Falle, in einer Zahl von Perſonen und Sachen überhaupt, oder von gewiſſen und beſtimmten gehandelt werde. Eine geringere Zweydeutigkeit iſt demnach eher, als eine gröſſere zu dulden. Ferner ſcheint es der Ausſprache und Natur des Artikels zu wiederſprechen, daferne man ihn ſo lang dehnen wollte. Der Artikel iſt nichts, als ein Zeichen der Geſchlechter. Er bedeutet vor ſich nichts; er ſtehet niemals alleine; und er kan nicht einmal mit Recht ein eigentlicher Theil der Rede genannt werden. Man wird in der ungebundenen Rede oder vielmehr Ausſprache niemals bemerken, daß man einen Ton mit demſelben vereinige. So kurz wird der Artikel ausgeſprochen, daß man ihn nun auch in dem ſchriftlichen Ausdruck mit den Partikeln in eine Sylbe zuſammenziehet, welche man Vorwörter der Namen nennet. Z. E. ins Feuer werfen, zur Zeit der Noth; an ſtatt: in das Feuer werfen, zu der Zeit der Noth. Den Unterſcheid der Fälle müſſen die Endungen der Namen zeigen, denn was wäre es nöthig, durch die Fälle die Endſylben zu ändern, wenn der Artikel alle Fälle beſtimmte, wiewol man gerne zugeſtehet, daß dieſes ein nützlicher Ueberfluß wäre. Opitz ſaget: zun Göttern; Rachel: zun Sternen. Aus dieſen Redensarten iſt klar, daß auch im

Gebe-

Gebe- und Nehmefall in der Zahl der Vielheit der Artikel mit den Namensvorwörtern zuſammenflieſſe. Dieſes beſtätiget vollkommen, daß man in beſagten Fällen den und nicht denen ſagen müſſe. Denn in der ganzen deutſchen Sprache wird man kein Exempel finden, daß drey Sylben in eine zuſammengezogen werden. Wir müſſen hiebey noch eins anmerken. Der Herr Verfaſſer der erſten Critik will, daß die Wörter derjenige und derſelbige im Gebe- und Nehmefall in der Zahl der Vielheit gleichfalls denenjenigen und denenſelbigen müßten geſchrieben werden. Iſt aber die Meynung des Herrn Verfaſſers von der Abſtammung dieſer Wörter richtig, daß man nemlich ehemals derſelbige, derjenige, u. ſ. f. als zwey unterſchiedene Wörter genommen habe, da jenige und ſelbige als Subſtantiva betrachtet worden, und der den Ort eines Artikels eingenommen hat; Iſt ferner die von der deutſchen Geſellſchaft bey dem Artikel im Gebe- und Nehmefall in der Zahl der Vielheit beobachtete Rechtſchreibung zureichend genug, wie wir glauben, bewieſen worden; ſo folget nothwendig, daß die Wörter derſelbige, derjenige, in beſagten Fällen gleichfalls nicht denenſelbigen, denenjenigen; ſondern denſelbigen und denjenigen müſſen geſchrieben werden.

Hierauf macht im dritten Stück der erſte Beytrag eine Nachricht aus von *Leibnitii Collectaneis Etymologicis, cum praef. Eccardi. Hann.* 1717. 8. Des Herrn Leibnitzen *Diſſertatio de augenda ornandaque lingua noſtra*, oder wie ſie hier genannt wird: **Unvorgreiffliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache**; iſt ganz eingerücket.

Der andere Beytrag erzählet die gelehrte Abhandlung des Herrn Heupels von dem Ulphilas.

Im dritten findet man eine Fortſetzung des auf dem erſten Blatt dieſer Beyträge angefangenen Verzeichniſſes von deutſchen Ueberſetzungen der meiſten alten lateiniſchen Scribenten. Hier werden zwar nur ohngefehr vierzig Ueberſetzungen angeführet; von den meiſten aber findet man dabey ſehr umſtändliche Nachrichten, davon die mehreſten theils dem Herrn Inſpector Miller, theils dem Herrn Bibliothecarius Schelhorn zu Memmingen zugeſchrieben werden.

Der vierte Beytrag enthält critiſche Anmerkungen über Lohenſteins Lobrede bey dem Leichenbegängniſſe des Herrn von Hofmannswaldau. Des Herrn von Lohenſteins blinde Anbeter lernen vielleicht beym durchleſen dieſer Anmerkungen, von ihrem Helden etwas weniger halten.

Im fünften Beytrag wird des Herrn Gerſtäckers Abhandlung von dem Worte *Papa*, Leipzig 1708. in 4. 3. Bogen, beurtheilet. Er ſchreibet dieſes Wort allein der Natur zu, und die ganze Abhandlung ſtrotzet, wie man hier redet, von einer verwirrten Philologie.

Der letzte Beytrag erzählet die geheimen Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schriften, Cölln 1731. in 8. 12. Bogen. Das Beßte an dieſer Schrift iſt die genau beobachtete Gleichheit der Schreibart, der äuſſerlichen Geſtalt und Einrichtung dieſes Werks, mit dem geführten Leben des Herrn Menantes, oder Herrn D. Chriſtian Friedrich Hunolds ſelbſt. An beiden findet man viel lächerliches, abgeſchmacktes, gemeines, niederträchtiges, ja gar ärgerliches.

Dem

Dem vierten Stücke, welches zugleich in dem erſten Bande das letzte iſt, iſt eine Zueignungsſchrift an dem vortrefflichen Abte unſerer Zeiten, dem Herrn Mosheim vorgeſetzet.

Hierauf theilet man einen Auszug eines Schreibens von der Glückſeligkeit der Wortforſcher mit. Die Herren Verfaſſer wiſſen nicht, was es mit dieſem ihnen zugeſchickten Schreiben eigentlich auf ſich habe; und wir können es alſo noch weniger wiſſen. So viel ſehen wir, daß es eine ſcharfe und nicht übel gerathene Satyre auf die lächerlichen Wortforſcher der Sprachen ſey; und ohne Zweifel iſt ſie auf einen gewiſſen Gelehrten noch beſonders gerichtet.

Der andere Beytrag giebt Nachricht von einer kleinen noch ungedruckten Schrift, die den Titel führet: *Syntaxis praepoſitionum Germanicarum*, oder eigentliche Bedeutung und Fügung der deutſchen Vorwörter u. ſ. w. Man hat den Herrn Verfaſſer dieſes kleinen Werkes nicht zu nennen beliebet, und da die ganze Schrift nur ohngefehr zwölf Bogen austrägt, ſo muß man ſich um ſo vielmehr wundern, daß ſie dem ohngeachtet mit ſo vielen vortrefflichen Werken ein gleiches unglückliches Schickſal erfähret und keinen erwünſchten Verleger bekommen kann.

Im dritten Beytrage findet man eine Nachricht von folgendem Werke: *Georg. Heniſchii B. Med. D. & Mathematici Auguſtani Theſaurus Linguæ & Sapientiæ Germanicæ &c. P. I.* Augsb. 1616. fol. 3. Alph. 16. Bogen. Vorher wird eine kurze Lebensbeſchreibung dieſes um unſere Sprache ſo wol verdienten Ungarn gegeben, und das Werk nach ſeinem wahren Verdienſte gelobet.

Die

Die vierte Abhandlung enthält des Herrn J. G. Schelhorns Nachricht von einem geſchriebenen Werke in altfränkiſchen deutſchen Reimen. Er beſchreibt es gleich Anfangs folgender maſſen: „In „dieſem pergamentenen Codice, ſo ein ziemlich ſtarker „Foliante iſt, hat der Verfaſſer vornemlich die merkwür„digſten Dinge, die ſich vor Chriſti Geburt begeben, in „deutſchen Reimen vorgetragen, von denjenigen Ge„ſchichten aber, die ſich nach unſers Erlöſers Menſch„werdung ereignet, nur diejenigen, welche er ſeinem „Begriffe nach für die wichtigſten gehalten, beygebracht, „ohne ſich in Erzählung dieſer letztern, unter welchen „die neueſte von dem berühmten Sultan der Saracenen „Saladin handelt, an die Ordnung der Zeit eben ſo ge„nau zu binden. Es iſt derſelbige nett geſchrieben, und „an allen Blättern mit Figuren gezieret, welche den „Farben nach koſtbar, was aber die Kunſt und Erfin„dung anbelanget, oft ſehr einfältig und lächerlich ſind, „und von der Barbarey der Zeit, in welcher ſie verfer„tiget worden, (im dreyzehenten Jahrhundert) auch in „dieſem Stück ein Zeugniß ablegen können. Aus allen „Umſtänden iſt leicht abzunehmen, daß dieſes Exemplar „zuerſt einem reichen und vornehmen Manne zugehörig „geweſen, und vielleicht iſt es gar eben dasjenige, wel„ches Heinrichen, dem Landgrafen in Thüringen, „auf deſſen Begehren der Verfaſſer dieſes Werk geſchrie„ben, überreichet worden.„

Im fünften Beytrage findet man: Anmerkungen über die Wörtlein daß und das, und von dem Unterſcheide dieſer Worte in Abſicht auf die Rechtſchreibung. Man handelt zuerſt von der nöthigen Unterſcheidung derer Wörter, die zwar einerley

Klang,

Klang, aber doch eine unterſchiedene Bedeutung haben. Hiernächſt wird die Frage (*) unterſucht: ob der angenommene Satz: die letzte Sylbe müßte mit einem verdoppelten Buchſtaben geſchrieben werden, wenn bey Vermehrung der Endſylben, ein verdoppelter Buchſtab gehöret und geſchrieben wird, unumſtößlich und ohne Ausnahme ſey; oder ob man nicht mit gleichem Rechte dieſe Regel behaupten könnte: Wenn ein Wort am Ende wächſet, ſo wird der letzte Buchſtab vor der Endung, nach Anweiſung der Ausſprache, in vielen Wörtern verdoppelt, welche Verdoppelung aber wieder wegfällt, wenn die Endung weggefallen iſt, und ein Wort in ſeiner natürlichſten und einfachen Geſtalt erſcheinet. Man meynet, wenn die erſte Regel gölte, ſo müſſe das Bindewort das, das Fürwort aber und der Artikel daß geſchrieben werden.

Im ſechsten Beytrage redet man von dem Gebrauch der zweyfachlautenden Buchſtaben. Sie ſind inſonderheit bey den Deutſchen ſehr gemein. Jedoch iſt immer ein deutſches Volk vor dem andern zu den gedoppelten Tönen geneigt. Gelehrte müſſen ſich daher wider die geerbte oder angewöhnte Mundart ihres Vaterlandes zwingen, und nach Beſchaffenheit der Wörter und ihres Urſprungs reden und ſchreiben. Man muß zu dem Ende erſtlich die Gewohnheit der alten Deutſchen zum Grunde legen, welche man von den Plattdeutſchen ziemlich lernen kan. Zum andern muß man die richtige Abſtam-

(*) Man findet im andern Bande dieſer Beyträge S. 662. und 669. dieſe Frage ſehr gründlich unterſucht, und auch unſerer Meynung nach vollkomen entſchieden.

Abſtammung der Wörter beobachten; von welchen eine kleine Anzahl zur Probe angeführet wird.

Im ſiebenden Beytrag wird eine umſtändliche Nachricht von einem kleinen, 1540. zu Zwickau gedruckten poetiſchen Werkchen gegeben, welches dieſen Titel führt: **Klag des armen Manns und Sorgenvol ynn theurung und hungersnoth, vnd warmit er ſich darinn zu tröſten, aus ſchönen Hiſtorien der heyligen ſchrift, der lieben Armut inn dieſer theurung zu troſt reimweys geſtellet durch Paulum Rebhun, Prediger zu Plauen.** Die Herren Verfaſſer meynen, daß dieſer alte Poet der erſte ſey, der deutſche Verſe mit Fleiß und ausdrücklich nach dem jambiſchen und trochäiſchen Sylbenmaſſe nach der Art der Griechen und Lateiner gemacht. Die letzte Erinnerung, die ſie dabey geben, iſt zu unſern Zeiten ſo nöthig, daß wir ſie gleichfalls hieher ſetzen wollen. „Wir „nehmen uns hier, heißt es, abermal eine Gelegenheit „zu erinnern, wie ſehr uns einige heutige Poeten wieder „zu der Barbarey unſerer Voraltern zurückführen, die „ſowol Sylbenmaß und Abſchnitt, als auch die gleiche „Länge der Zeilen in Verſen, oder doch die gleiche Ab„wechſelung derſelben in allen Strophen ganz aus den „Augen ſetzen. Sie machen nemlich dadurch, daß die „gebundene Rede von der ungebundenen weiter nichts, „als einen hie und da klappenden Reim zum Voraus „behält, der aber auch zuweilen ſo weit verworfen wird, „daß man ihn mit vieler Mühe ſuchen muß. Wir wol„len alſo ſolche faule Dichter zu dem alten plauenſchen „Rebhun in die Schule ſchicken. Dieſre wird ihnen „die Nachahmung der alten Griechen und Römer anprei-

„ſen, nicht aber die Nachläſſigkeit der Italiäner und „Franzoſen blindlings nachzuäffen Anleitung geben.„

Der achte Beytrag erzählet M. Hofmanns Abhandlung von dem weiſſenburgiſchen Mönchen Otfried. Helmſt. 1717. 4. 3. Bogen.

Der neunte Beytrag beurtheilet *M.* Wokens Anleitung zur deutſchen Poeſie, zum beqvemen Gebrauch ſeiner *Auditorum* entworfen. Leipz. 1716. 8. $6\frac{1}{2}$. Bogen. Wo Herr Woken mit in dem Verzeichniſſe der Dichter ſtehen ſoll, ſo müßte ihm einzig und allein dieſe Schrift dazu das Recht geben. Wir glauben aber, daß ſie mit unter diejenigen gehöret, die mehr überſehen, als ſcharf beurtheilet zu werden verdienen.

Der zehnte Beytrag enthält ein Verzeichniß einer Gattung eigener Namen bey uns Deutſchen; und zwar derer, die ſich auf Mann endigen. So ſehr ein vollſtändiges Regiſter aller bey uns üblichen Zunamen zu wünſchen wäre, ſo ſchwer wird ſolches zu Stande gebracht werden können. Man hat allhier beynahe dreyhundert Namen der Endigung Mann geliefert, und gleichwol ſind uns, ohne daß wir uns ſonderliche Mühe gegeben, bey anderthalb hundert Namen von eben dieſer Gattung beygefallen, die wir noch zum Beſchluß herſetzen wollen: Adelman, Aichman, Aleman, Amman, Ankelman, Appelman, Arman, Aaleman. Bersman, Bruchman, Brückman, Brüggeman, Brugman, Burgman, Buſchman, Busman. Cothman. Dahlman, Derman, Doman, Dortman. Elichman. Foman, Fromman, Fulman. Garman, Gartman, German, Gerſtman, Gertman, Godelman, Goldman, Graman, Gramman, Grundman, Gusman. Hackeman, Hackman, Hamelman, Hanman, Hanneman, Hantelman, Hemel-

Hemelman, Horman, Hosman. Jasman, Jſeman, Jungerman, Jungman. Kaufman, Kelman, Kentman, Kielman, Kiezman, Kindelman, Kirchman. Laiman, Lankman, Leeman, Lieffman, Lippoman, Lohman, Lokeman, Lůdeman, Lůhman. Man, Marſchman, Matman, Merman, Mileman, Můlman. Numan. Opperman, Osman, Oſterman, Outerman. Paleman, Peperman, Pitſchman, Pietſchman, Plageman, Prageman, Průckman, Pulman, Purman. Radtman, Redman, Reinman, Renneman, Ruhman, Riechelman, Richman, Rideman, Rieſſelman, Roman, Růllman, Rughman. Sackman, Saleman, Salzman, Sauerman, Sauroman, Schachman, Scheuneman, Schlieman, Schlottman, Schoman, Schuckman, Schulman, Schwanman, Schwasman, Soltman, Sonneman, Sparman, Sperman, Stågeman, Steman, Straitman, Streitman, Stypman. Thurman, Tiegman, Tileman, Tilman, Titelman, Trůdeman, Truman. Vorſelman, Uredeman, Ureman. Wachman, Wandelman, Weckman, Weichman, Weideman, Weikchman, Weiman, Weimman, Welman, Werthman, Weſterman, Widman. Zerneman, Zilman.

Zuletzt iſt an ſtatt des eilften Stůckes eine **nöthige Vorerinnerung von dem Gebrauch der dieſem erſten Bande beygefůgten Regiſter** angehånget. Wir werden in den folgenden Stůcken mit der Erzåhlung dieſer vortrefflichen Monathsſchrift fortfahren; Wir werden aber nach dieſem nicht jede Beytråge und Artikel beſonders anfůhren, weil wir ſicher glauben können, daß die Kåufer unſers critiſchen Verſuchs jene mit allgemeinem Beyfall ſeit ſo vielen Jahren aufgenommene Monathsſchrift noch weit weniger ungekauft werden

 haben

haben liegen laſſen. Wir ſind bloß einigen unſerer Landesleute zum Gefallen, von denen wir ſolches noch nicht hoffen konnten, in dieſem unſern erſten Stücke weitläuftig geweſen. Wir werden es in dem folgenden gnug ſeyn laſſen, nur hie und da einige Anmerkungen zu machen, dazu wir uns ſchon zum Voraus, ſowol von den berühmten Verfaſſern der Beyträge, als auch von unſern Leſern gütige Erlaubniß verſprechen.

II.

Einige Nachrichten von dem Ulphilas oder von der gothiſchen Ueberſetzung der vier Evangeliſten.

Es iſt dieſe gothiſche Ueberſetzung allererſt nach dem dreyſſigjährigen Kriege unter unſern Gelehrten recht bekannt geworden. Das Schickſal des Codicis Argentei iſt dabey am wunderbarſten. Nach dem glücklichen Siege bey Prage ward er von dem ſchwediſchen **Grafen von Königsmark** zum erſtenmal nach Stockholm gebracht. Und obgleich die ſchwediſchen Herren Gelehrten dieſes koſtbaren Schatzes bald darauf wiederum beraubet wurden, ſo ward ihnen doch gleichwol dieſer groſſe Verluſt durch die ruhmwürdige Fürſorge des Herrn **Grafen de la Gardie** endlich wieder erſetzet. Er traff ihn von ohngefehr in Holland an, er löſete ihn ſofort um einen hohen Preis ein, und ſchenkte ihn darauf in einem koſtbaren ſilbernen Bande an den Büchervorrath der Akademie zu Upſal. Man findet von dem Schickſal dieſes berühmten Buches auch in den critiſchen Beyträgen hin und wieder Nachrichten, inſonderheit im erſten Bande auf der 412. u. f. S. allwo die Abhand-

handlung des Herrn Heupels von dem Ulphilas weitläuftig und umſtändlich erzählet wird. Wir glauben daher, es werde nicht unangenehm ſeyn, wenn wir zu jenen Nachrichten noch einige hinzuthun, die uns bekannt geworden ſind. Die ſchwediſchen Herren Gelehrten können uns freylich am beßten davon unterrichten; Und ob ſie gleich mit ihren Nachrichten in dieſem Stücke bisher ſparſam geweſen ſind, ſo wird unſern Leſern doch auch das Wenige lieb ſeyn, das wir bey ihnen angetroffen haben und allhier liefern können. Zuforderſt haben wir dasjenige Dankſagungsſchreiben vor uns, das die Akademie zu Upſal den 11. Julius 1669. an den Herrn Grafen de la Gardie hat abgehen laſſen, wie der daſige Büchervorrath anſehnlich von demſelben iſt vermehret worden. Se. Magnificence, der Herr Director **Nettelbladt**, haben daſſelbe vor einigen Jahren öffentlich bekannt gemacht, (*) und wir wollen jetzund aus demſelben einige Stellen mittheilen.

Gleich anfangs führen ſie denjenigen Grund an, um deswillen ſie gegenwärtiges Dankſagungsſchreiben an den Grafen **de la Gardie** hätten ergehen laſſen. Sie wären nemlich durch die ausnehmende Freygebigkeit deſſelben dazu aufgebracht worden; als durch welche der Büchervorrath ihrer Akademie auf der koſtbarſten und vortrefflichſten Art vermehret ſey. Sie beſäſſen jetzund die alleräleſten und ſeltenſten Denkmale und Ueberbleibſel des Alterthums, ſehr viele auf Pergament geſchriebene Bücher von allerley Art; welche die Geſchichte und Thaten der mitternächtlichen Völker, die vor vielen Jahrhunderten geſchehen wären, in ſich enthielten, und welche größten

(*) Es iſt dem auf das Feſt der Weynachten 1733. ausgefertigtem Programma de Heliolatria Veterum angehänget worden.

Theils auf derjenigen Art verfaſſet wären, wie die Skalden, als die gröſſeſten Weiſen unter den ſchwediſchen Vorfahren, nebſt ihren Nachfolgern, die Geſchichte ihrer Zeiten aufzuzeichnen gewohnt geweſen wären. Man hätte ſolche Schätze des Alterthums um ſo viel höher zu halten, je geringer davon die Anzahl ſey, die uns bis auf unſere Zeiten übrig geblieben wäre. Entweder die Mißgunſt des Schickſals, oder auch die Unachtſamkeit leichtſinniger Menſchen habe die mehreſten davon in einer ewigen Finſterniß begraben. Es ſey daher eine ungemeine Schwierigkeit damit verknüpfet, die alten Denkmale aus ſolcher Finſterniß wieder hervorzuziehen. Theils wären ſie, auch für den höchſten Preis, nicht einmal feil; indem mancher Beſitzer eines alten Stücks, lieber des Geldes, als einer von ſeinen Vorfahren auf ihn gekommenen Schrift entbehren wolle. Theils, wenn ſie auch bisweilen zum Kauf dargeboten würden, ſo wäre gleichwol von denen, die ſich durch ihren Reichthum einen Namen erworben hätten, kein einziger da, der ſich, das geringſte darauf zu verwenden, entſchlüſſen könnte. Man nimt hierauf die Sprache ſolcher Verächter alter Denkmale und Seltenheiten an. „Bücher, heißt „es, voller Unflath; beräucherte und beſtäubte Schriften; „Stücke, die nicht einmal ganz ſind, ſondern ſchon zum „Theil von Motten und Mäuſen verzehret wordē; Bücher, „die ſo ſchlecht geſchrieben ſind, daß auch das allerſchärfeſte „Geſicht die unordentlichen, durch einander gezogenen und „durch das Alter ſelbſt unbekannt gewordenen Buchſtaben „zu erkennen, nicht vermögend iſt; ſolche nichtswürdige „Sachen, die weiter zu nichts geſchickt ſind, als das Geſicht und den Kopf zu ſchwächen, ſollte man noch gar „mit Gelde erkaufen? was wäre das anders, als ſein „Geld nicht zu gebrauchen wiſſen, und dasjenige einer „unvernünftigen Lüſternheit zum Gefallen verſchwenden,

„was zum wahren Nutzen der Menſchen ſoll verwandt „werden?„ Es werden hierauf noch unterſchiedene Lobeserhebungen des Grafen beygebracht, und auch noch einige Einwürfe beantwortet. Endlich aber kommen ſie beſonders auf die **gothiſche Ueberſetzung der vier Evangeliſten**, oder den ſo genannten **Ulphilas**. Und weil dieß die eigentliche Urſach iſt, warum wir des gegenwärtigen Schreibens erwehnen, ſo wollen wir auch die ganze Stelle unverrückt hieher ſetzen.

Doch diejenige Freygebigkeit, (ſchreiben die Herren Gelehrten zu Upſal an den Grafen de la Gardie) da ſie uns unter andern Urkunden auch den **Ulphilas**, oder, wie ihn einige von den Alten lieber haben nennen wollen, den **Urphilas** (*) geſchenket haben, iſt gar beſonders und ausnehmend, und verdienet daher, daß wir derſelben noch beſonders erwehnen. Es ward dieſer unter den alten Gothen ſo berühmte Biſchof, der ſelbſt ein Gothe (†) war, ich weiß nicht, durch was für ein ungütiges Geſtirn, bisher in den Bücherſchränken verſchiedener Bibliotheken herumgeworfen. Er war wenigen auch nur ſeiner Ueberſchrift nach bekannt; keiner verſtand ihn, und niemand gab ſich auch Mühe darum. Er iſt daher allen fremd geweſen; er hat allenthalben gefangen gelegen, und hat mit Banden und Unflath zu ſtreiten gehabt, bis ihn vor zwanzig Jahren die ſchwediſche Tapferkeit aus der pragiſchen (††) Finſterniß hervorzog;

(*) In den Crit. Beytr. im I Bande auf der 414. S. werden noch unterſchiedene Namen von ihm angeführet.

(†) Dieß will Herr **Heupel** in ſeiner Abhandlung von dem Ulphilas nicht zugeben. S. die Crit. Beytr. I. B. 414. S.

(††) Es ſcheinet faſt aus dieſen Worten, als glaube man, daß dieß Buch in Prag ſey erbeutet worden; da es doch weit mehrere Wahrſcheinlichkeit hat, daß die Schweden

zog; und ihn darauf, nachdem er wiederum in ſeine vorige Freyheit verſetzet worden, ſeinem Vaterlande und ſeinen Vorfahren von neuen geſchenket, und dem vortrefflichſten Vorrath der koſtbarſten und ſeltenſten Schriften in dem Königlichen Schloſſe zu Stockholm beygefüget hat. Doch er hatte kaum die ſüſſe Freyheit geſchmecket, er hatte kaum das Angenehme dieſer Geſellſchaft empfinden können, als er von neuen durch ein wütendes Schickſal ſeinen Landesleuten entriſſen, und auf einer grauſamen Art wieder in ſeine vorige Dienſtbarkeit hingeſchleppet ward. Es war eine Sache, die nicht nur an ſich ſchändlich war, ſondern die auch dem ſchwediſchen Namen nicht die geringſte Ehre brachte, da durch die Betrügerey eines einzigen nichtswürdigen Menſchen, eines Fremdlingen, und der in Schweden ſo wol, ſo vorzüglich war gehalten worden, derjenige heimlich entführet ward, der von den Schweden mit ſo vielem Schweiß und Blute war erworben worden. Demohngeachtet ſahe man kein Mittel vor ſich, ihn wiederzubekommen; weil niemand vermögend war, auszuforſchen, wohin er wäre gebracht worden. Wären ſie es demnach nicht, Hoch-

ſolches in dem bergiſchen Kloſter **Wehrden** aufgehoben haben. Zum wenigſten war dieſes Kloſter der Ort, allwo es ſeit ſehr vielen Jahren verwahrlich war aufbehalten worden. Wie hätte es auch ſollen, als nur allein durch die Schweden, nach Prag hinkommen. Inzwiſchen ſchreiben doch alle Scribenten in dieſem Stücke ſehr undeutlich. Herr **Benzel** ſelbſt, von dem wir bald ein mehreres erwehnen wollen, erkläret ſich gleichfalls über dieſe Sache nicht deutlich. Hoc κειμήλιον Abbatis olim Verdinenſis, ſchreibt er, poſtea Pragam deportatum, indeque in Sueciam collatum a Comite Chriſtoph. Königsmarck.

Hochgeborner Graf, Ulphilas läge noch itzo im Finſtern, und müßte die Feſſeln einer fremden Welt tragen. Durch ihre Klugheit iſt er gefunden, durch ihre Freygebigkeit iſt er den Schweden und Gothen, oder, welches einerley iſt, ſeinen Vorfahren wiedergegeben worden. Sie haben ihn einer Summe von achthundert Reichsthaler (*) wehrt geſchätzet, um ihn wieder aus den Händen der allergierigſten Menſchen zu erretten, und ihm ſeine vorige Freyheit zu geben. Sie hat demnach Ulphilas als ſeinen Erhalter, ſie hat er als ſeinen Erretter, ſie hat er als den Beſchützer ſeiner Sicherheit anzuſehen. Durch ſie hat nunmehro Schweden den Ulphilas, als ſein geraubtes Eigenthum wiederbekommen; der vorlängſt unter den Gothen geboren, unter den Gothen erzogen, und kurz vorher durch königliche Gnade unter ihre Bürger war aufgenommen worden. Schweden hat an demſelben keinen müſſigen, keinen unerfahrnen, keinen unnützen Bürger; ſondern einen ſolchen, der durch die Ueberſetzung der allerheiligſten Bücher ſich einen immerwährenden und vortrefflichen Ruhm erworben hat; derer Bücher, in welchen wir alle merkwürdige Handlungen, die das ſelbſtſtändige Heil bey Erwerbung des Heils der Welt verrichtet hat, in welchen wir alles grauſame und gottloſe Verfahren, das es ertragen hat, verzeichnet finden. Schweden hat an dieſer Ueberſetzung ein offenbares Zeugniß desjenigen Glaubens, zu welchem ſich die alten Go-

(*) Tu Imperialium octingentorum Summa judicaſti dignum; ſchreiben ſie. Einige ſagen, der Graf habe dieß Buch für ſechshundert, einige für fünfhundert, einige für etliche tauſend Reichsthaler gekauft. Ohne Zweifel haben die upſaliſchen Herren Gelehrten hievon die beſte Nachricht gehabt, zum wenigſten haben können.

chen, die dieſen mitternächtlichen Welttheil für ihr Vaterland erkennen, in Myſien und in den benachbarten Ländern vor dieſem bekannt haben. Schweden hat endlich an dieſem Werke ein beſonderes, von ſo vielen andern nur allein übrig gebliebenes, und endlich bis auf uns gekommenes Denkmal derjenigen Sprache, deren ſich das mitternächtliche Volk in weit entfernten Ländern, bey fremden und ganz andere Sprachen redenden Völkern, bedienet hat; nachdem es ſich vorgenommen hatte, alles, was ſeiner Tapferkeit widerſtanden, wie ein Bliz zu Boden zu werfen und ſeiner Herrſchaft unterthänig zu machen. Hätten wir auch weiter nicht das allergeringſte Zeugniß, ſo wäre dieſes gleichwol das allerwichtigſte und deutlichſte, daß, welches nicht ſo ſehr die Unwiſſenden, als diejenigen, die auf den alten Ruhm der Schweden neidiſch ſind, leugnen wollen, der Urſprung desjenigen Volks, das in den griechiſchen und lateiniſchen Jahrbüchern unter dem Namen der Gothen bekannt iſt, von keinen andern, als denen herzuleiten ſey, die noch heut zu Tage in Norden Gothen genennet werden, und einen berühmten Theil des ſchwediſchen Reichs ausmachen. Man findet ſogar in dieſem Denkmal eine, obgleich nicht durchgängige, doch ziemliche Uebereinſtimmung mit derjenigen Sprache, die theils vor vielen Jahrhunderten in dieſem Königreiche gegolten hat, theils noch gilt. (*) Es wird demnach, wie wir glauben, keiner ſeyn, der nicht aufs freywilligſte geſtehe, wie beſonders, wie ausnehmend, wie ſelten diejenige Wolthat ſey, die von ihnen ihren

(*) Man muß hiemit nothwendig zuſammen halten, was in den critiſchen Beyträgen 1. B. auf der 157. u. f. ingleichen 421. u. f. S. von der eigentlichen Sprache dieſer alten Ueberſetzung geſagt wird.

ren Urſprung hat, und die wir ihnen allein zu verdanken haben. Ja es ſcheinet auch, daß derſelben durch keinen Fleiß und Witz etwas hätte können hinzugethan werden. Nur allein ſie, die ſie nichts unverſucht laſſen, und die ſie alles Gewöhnliche durch einen ungewöhnlichen Eifer für die Zierde des Vaterlandes übertreffen und beſiegen, haben auch hier, ſich noch weiter verdient zu machen, Gelegenheit gefunden. Sie haben nemlich das Buch des Ulphilas, das vor tauſend Jahren auf violetfarbenem Pergament mit ſilbernen Buchſtaben geſchrieben worden, das man deswegen das ſilberne genennet hat, und das daher unter tauſend geſchriebenen Büchern merkwürdig und vortrefflich iſt; Sie haben, ſagen wir, dieſes Buch, damit es in der Wahrheit ein ſilbernes genennet zu werden verdiene, nunmehro ganz und gar mit dichtem Silber bekleiden laſſen. Mit dichtem Silber, ſchreiben wir; da wir es doch bey nahe lebend nennen ſollten; denn ſo vollkommen ſind die allenthalben ſtehenden Bilder durch die Hand eines vortrefflichen Künſtlers nach dem Leben getroffen, daß ihnen nichts, als nur allein die Sprache abgehet; und welche nach ſo vielen Jahren von der aus dem Grabe und aus der Aſche des Alterthums, durch die Ueberſetzung des Ulphilas, zur Zierde des ſchwediſchen Reichs und zum Ruhm des gothiſchen Namens, wieder hervorgeſtiegenen himmliſchen Wahrheit ein Zeugniß ablegen. Wir können daher weder die Freygebigkeit deſſen, der zu dieſer ſchönen Arbeit den Befehl gegeben hat, noch den Fleiß und Witz des Künſtlers gnugſam bewundern; denn durch beides iſt es geſchehen, daß dieß Buch mit keinem andern in der Welt kan verglichen werden. Wir können daher leicht ſchlüſſen, wie ſehr wir ihnen verbunden ſind; nicht allein um unſert willen, als welches, wenn

wenn es dieß auch nur allein wäre, uns gleichwol auſſer Stand ſetzen würde, jemalen eine ſolche Schuld abzutragen; ſondern auch wegen der Nachwelt, deren Verbindlichkeit gegen ſie wegen dieſes Geſchenkes zu allen Zeiten bleibet und ſo lange bleiben wird, als noch Tugend und Gelehrſamkeit wird geſchätzet werden. Und weil wir alſo wiſſen, daß wir ihnen, Hochgeborner Graf, nicht nur für uns ſelbſt, ſondern auch in dem Namen aller derer Dank abzuſtatten ſchuldig ſind, auf welche durch uns der Beſitz eines ſo raren und koſtbaren Geſchenkes dermaleins kommen wird; ſo wiſſen wir um ſo viel weniger Worte zu finden, einer ſo ausnehmenden Freygebigkeit und einer ſo gerechten Pflicht vollkommen gnug zu thun.

Dieß iſt derjenige Auszug aus dem Dankſagungsſchreiben der upſaliſchen Akademie an den Grafen **de la Gardie**, den wir verſprochen haben. Es macht zwar dasjenige, was hier abgedruckt iſt, nur ohngefehr die Helfte des Briefes aus; wir haben aber das übrige um ſo viel eher auslaſſen können, dieweil es nichts, was zu unſerer Abſicht dienen könnte, enthält, ſondern nur bloß in Bezeugungen einer dankbaren Ehrfurcht gegen die Perſon des Grafen beſtehet.

Jedoch wir haben unſern Leſern noch eine andere Nachricht von dieſer gothiſchen Ueberſetzung verſprochen, und wir müſſen uns deswegen auch von dieſer Schuld frey machen. Herr **Heinrich Benzel**, öffentlicher Lehrer der Gottesgelahrtheit zu **Lunden** in Schweden hat A. 1733. am 6. December eine Diſputation von den alten **Ueberſetzungen der Bibel** gehalten. Es war nothwendig, daß er in derſelben auch unſerer gothiſchen Ueberſetzung gedächte; Und er thut es auf der 36. 37. und 38. Seite würklich. Es

Es ſcheinet, als wenn er mit den upſaliſchen Herren Gelehrten gleichfalls den Ulphilas für einen gebornen Gothen hält, und die Meynung, als wenn er ſelbſt die Buchſtaben zu dieſer Ueberſetzung erfunden habe, dünkt ihn ebenfalls wahrſcheinlich zu ſeyn. Er glaubt ferner, daß dieſer Biſchof, auſſer den Büchern der Könige und der Chronick, die ganze Bibel in gothiſche Sprache überſetzet habe, und führt zu dem Ende, was das alte Teſtament betrifft, die Worte des Hieronymus (*) an: **Wer ſollte wol glauben, daß die barbariſche Sprache der Gothen ſich um die hebräiſche Wahrheit bekümmere?** Inzwiſchen wäre von dieſer vortrefflichen und von vielen Gottesgelahrten ſehr hochgeſchätzten Arbeit nichts mehr, als nur allein die Ueberſetzung der vier Evangeliſten auf uns gekommen; und auch ſolche nicht einmal vollſtändig, ſondern an unterſchiedenen Stellen verſtümmelt und mangelhaft. Er bemerket dabey, daß die Schrift ohne einige Abtheilung der Capitel und Verſe weggehe, und daß die Abtheilungen, welche mit den euſebianiſchen faſt überein kämen, nur am Rande bemerket wären. Das in dem upſaliſchen Büchervorrath jetzund verwahrte Exemplar führe den Namen eines **ſilbernen Buches** theils von den Buchſtaben, mit welchen es geſchrieben worden, theils von dem Bande, darin es der Graf de la Gardie hätte einkleiden laſſen. Das letztere aber iſt falſch, weil es ſchon vorher, ehe es ſo koſtbar gebunden worden, den Namen gehabt hat. Hierauf erzählet er nun ganz kürzlich das beſondere Schickſal dieſes Exemplars. Es ſey nemlich, zur Zeit des dreyſſigjährigen Krieges, der Schatz eines

(*) In epiſtola ad Suniam & Fretelam; Operum Tom. III, p. 53.

eines Verdenſchen Abtes geweſen. Von da wäre es nach Prag (†) gekommen; von Prage aber hätte es der Graf Chriſtoph Königsmark nach Schweden gebracht. Die Königin Chriſtina aber hätte es dem Iſaac Voſſius geſchenket, der es mit ſich nach den Niederlanden genommen (*). Endlich habe es der Graf de la Gardie wieder erkauft und im Jahr 1669. in den Büchervorrath der Akademie zu Upſal, deren Kanzler er zugleich geweſen, verehret. Herr Benzel führet hierauf gleichfalls an, wie nicht nur der berühmte Rudbeck (†) geglaubet, der ſo genannte Codex Argenteus ſey bereits vor dreyzehnhundert Jahren verfertiget; ſondern auch, daß einige ſogar dafür gehalten, es ſey dieſes Buch entweder von dem Ulphilas ſelbſt, oder, wenn gleich von einem andern, doch zum wenigſten noch bey ſeinem Leben geſchrieben worden. Hiernächſt gedenket er der beiden Ausgaben des Ulphilas; deren erſte von Franciſcus Junius zu Dordrecht in Quart 1665. (*), noch

(†) Es läßt ſich aus den Worten des Herrn Benzels, die wir ſchon oben angeführet haben, nicht gewiß ſchlüſſen, ob der Graf Königsmark dieſes Buch auch von Verden nach Prag gebracht habe, oder ob es dahin durch einen andern Zufall gekommen ſey.

(*) Man vergleiche hiemit den Brief der Akademie zu Upſal an den Grafen de la Gardie; imgleichen die Critiſch. Beytr. am angeführten Orte; wie auch, was im Allgem. Hiſtor. Lexico von dieſem Voſſius gemeldet wird.

(†) Atl. P. I. p. 244.

(*) Es ward dieſe gothiſche Uberſetzung, nach der Ausgabe des Junius abermal 1684. zu Amſterdam aufgelegt. In der Bibliotheca Sacra des Hn. le Long aber, nach der Börneriſchen Ausgabe zu Leipzig

noch ehe das gedachte merkwürdige Exemplar nach Upſal gekommen; die andere aber von dem Herrn Stiernhielm zu Stockholm 1671. gleichfalls in Quart iſt beſorget worden. Bey der letztern ſtiernhielmſchen Ausgabe merket er als etwas beſonders an, wie er es von dem gelehrten Biſchof, Herrn **Erich Benzeln**, erfahren, daß nemlich die dabey gedruckten **lateiniſche, ſveogothiſche**, oder wie er ſie nur nennet, **ſchwediſche** und **isländiſche** Ueberſetzungen, keine Ueberſetzungen des Ulphilas wären; ſondern die lateiniſche ſey nur die ſo genannte **Vulgata**, und die andern beiden wären nach den **lutheriſchen deutſchen** Ueberſetzungen eingerichtet. Wir ſehen nicht, warum der Herr **Benzel** uns dieſes als etwas beſonders erzählet; wir erinnern uns zum wenigſten nicht, daß ſie von irgend einem für Ueberſetzungen des Ulphilas jemals wären gehalten worden. Zuletzt giebt er uns Nachricht, daß der jetzt gemeldete berühmte Biſchof, **Erich Benzel**, nicht allein eine neue und von Fehlern gereinigte Ausgabe des Ulphilas beſorgen, ſondern uns auch die erſte, und zwar eine lateiniſche Ueberſetzung deſſelben liefern wolle. Man hat ſolches bereits längſtens von ihm gehoffet, und die lange Verzögerung dieſes ruhmwürdigen Vorhabens hat unſere Gelehrte bey nahe zweifelnd gemacht, ob ſie einmal weiter darauf zu hoffen hätten. Das ganze Werk hat ſchon ſeit 1707. zum Abdruck fertig gelegen. Wir ſehen ſolches aus einem Briefe dieſes berühmten Mannes, davon im andern Theil der *Biblioth. Sac.* des Herrn **le Long** auf der 173. S. nach der Börneriſchen Ausgabe, ein ganzer Auszug angeführet wird. Er beklaget ſich darin, daß nur der Man-

1709. ſtehen P. I. p. 171. dieſe Worte dabey: *Non duplex ſed una eſt eademque editio.*

Mangel eines Verlegers den Abdruck des Werkes aufhalte. So mißvergnügt wir hiebey über unſere eigennützige Zeiten waren, ſo zufrieden wurden wir vor einigen Wochen, als uns in einer gewiſſen gelehrten Zeitung, die wir aber jetzund nicht eben bey der Hand haben, die angenehme Verſicherung gegeben ward, daß dieſe koſtbare Arbeit des berühmten **Benzels** endlich würde zu Stande gebracht werden. (*) Was können wir uns nicht von dieſem Werke verſprechen? Ein Mann, der in dieſer Art der Wiſſenſchaften die größte Stärke beſitzet; dem es unter ſeinen Landesleuten an gehörigen Hülfsmitteln nicht hat fehlen können; dem, ſolche mit Nutzen zu gebrauchen, ein eben ſo unverdroſſener Fleiß, als wahre Geſchicklichkeit eigen iſt; und der ſich endlich bey dem allen nicht übereilet hat, ſondern ein völlig ausgearbeitetes Werk ſeit mehr als dreyſſig Jahren bereits, zur täglichen Ausbeſſerung vor ſich gehabt hat: der wird uns nothwendig in dieſem Stücke nichts, als etwas vollkommenes liefern können. Wir wünſchen, daß wir mit dem erſten im Stande ſeyn mögen, unſern Leſern dieſes ſchöne Werk ſelbſt vorzulegen.

(*) Eben da wir dieſes ſchreiben, erhalten wir von einem aus Schweden kommenden Gelehrten die Nachricht, daß der **Bibliothecarius zu Upſal**, Herr **Norrelius** an einer neuen Ausgabe und Ueberſetzung des Ulphilas arbeite. Wir können es nicht über uns nehmen, zu ſagen, wie weit dieſe Nachricht möge gegründet ſeyn. Solte die mühſame Arbeit des Herrn **Benzels** gänzlich liegen bleiben? Wir können es kaum glauben. Vielleicht aber kann die **Benzelſche** Arbeit dem Herrn **Norrelius** in die Hände gegeben worden ſeyn.

III.

III.
Von den gleichgültigen Wörtern überhaupt, und beſonders in der deutſchen Sprache.

§. 1.

Ein vorgeſetzter Endzweck wird niemals beſſer und genauer erhalten, als wenn das Mittel, welches man erwählet hat und in der That anwendet, nicht wenigere auch nicht mehrere Kräfte in ſich begreiffet, als der völlige Zweck erfordert. Das Mittel ſoll ja den Grund des Endzweckes in ſich halten, und dieſer kann füglich als eine Würkung von jenem, als ſeiner Urſache, angeſehen werden. Würde man demnach nicht unbeſonnen handeln, wenn man ein ſolches Mittel erwählen wollte, ſo in Anſehung ſeines Zwecks ganz unzureichend wäre? Und wer wollte eine ſolche Wahl loben, da ein Menſch ſeine Abſicht durch ein ſolches Mittel ſuchen wollte, welches überflüſſige Kräfte in ſich hielte? Vernünftige würden beyde Fälle faſt gleich ſchätzen und für unvernünftig halten.

§. 2.

Wir Menſchen ſind gewohnt durch Worte unſere Gedanken zu erkennen zu geben, und wir haben jene als Zeichen von dieſen vernünftig erwählet und angenommen. Verknüpfet man ſolche Wörter unter einander, ſo nennet man eine ſolche Menge derſelben die Sprache. Wir müſſen alſo zugeſtehen, daß die von uns gebrauchten Wörter, oder die Sprache, das Mittel ſey, wodurch wir unſere Gedanken andern mittheilen wollen; welches die wahre Abſicht ausmachet, die man bey einer Sprache haben ſoll.

Je beſſer alſo dieſer Zweck durch eine Sprache erhalten werden kann, deſto vollkommener können wir ſelbige mit Recht nennen; und je weniger derſelbe erlanget werden kann, deſto unvollkommener muß die Sprache ſeyn.

§. 3.

Wir ſind nunmehr verſichert, daß ein jeder folgenden Satz als eine Wahrheit zugeben wird: **daß nichts der Natur einer Sprache und derſelben wahren Vollkommenheit mehr zuwieder ſey, als wenn ſelbige entweder gar zu wenige oder auch gar zu viele Wörter hat.** (§. 1. und 4.) Das erſtere finden wir, wenn ihre Wörter nicht zureichen, alle unſere Gedanken deutlich anzuzeigen, und den Unterſcheid derſelben richtig zu erkennen zu geben. Man nennet eine ſolche Sprache **arm.** Wir werden gezwungen mit einem Worte und durch einerley Zeichen unterſchiedene Gedanken anzuzeigen; wir werden faſt unverſtändlich. Der Endzweck kan durch eine ſolche Sprache faſt nicht erhalten werden; Oder wir müſſen viele Umſchweiſe gebrauchen, wenn wir ordentlich reden wollen, und werden genöthiget gefährliche Beſchreibungen zu machen, wenn wir von andern wollen verſtanden werden. Es fehlet alſo in einer ſolchen Sprache die Bequemlichkeit ſich auszudrucken. Jedoch wir laſſen dieſes fahren, weil es unſere eigentliche Abſicht nicht iſt, davon ausführlich zu handeln.

§. 4.

Das andere welches der Vollkom̃enheit einer Sprache wiederſpricht, iſt, wenn ſelbige gar zu viele Wörter hat, ſo, daß unterſchiedene Wörter einerley Begriffe anzeigen (§. 2.). Man nennet dergleichen Wörter **gleichgültige.** Wir meynen allerdings, daß auch dieſe

Beſchaffenheit einer Sprache von derſelben Unvollkommenheit ein gültiges Zeugniß ablegen könne. Ein Mittel iſt unvollkommen, wenn es überflüſſige Kräfte beſitzet (§. 1.). Wir ſehen keine Urſache, daß die Sprache, als ein Mittel unſere Gedanken anzuzeigen (§. 2.), von dieſer allgemeinen Regel ſollte auszunehmen ſeyn. Dieſe gleichgültigen Wörter ſind der eigentliche Vorwurf unſerer Abhandlung. Wir werden alſo Erlaubniß haben, uns dabey noch etwas aufzuhalten.

§. 5.

Diejenige Sprache ſcheinet gewiß wenig vernünftiges und ordentliches an ſich zu haben, welche eine und eben dieſelbe Sache durch viele und unterſchiedene Wörter anzeigen kann. Die Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge erfordert jederzeit Grund, ſie brauchet kein anderes Zeichen, wo nicht etwas neues zu bezeichnen iſt. Die Vernunft ſiehet es als was unnützes an, wenn man einem Dinge eine unterſchiedene Benennung giebet. Man erlanget dadurch gar keinen Vortheil. Alle gleichgültige Wörter führen uns nur auf einen Begriff, und das eine ſaget nichts mehr als das andere und dritte ſaget. Was braucht es alſo der Umſtände?

§. 6.

Ich bin auch verſichert, daß, wenn eine Sprache viele gleichgültige Wörter hat, ſolches ein faſt untrügliches Kennzeichen abgebe, daß man in den Ausdrücken nicht auf die Sachen ſelbſt und auf die Gedanken geſehen, ſondern vielmehr das willkührliche bey den Sprachen weiter ausgedehnet habe als es hätte geſchehen ſollen. Wer kann aber dieſes wol mit Grunde der Wahrheit als eine Vollkommenheit und Schönheit einer Sprache anſehen? Die Gedanken und die Sache ſelbſt ſind ja der End-

zweck und die Wörter das Mittel (§. 2.), und dieſes muß ſich jederzeit nach jenem richten (§. 1.). Warum hat man demnach in einer Sprache neue Wörter erſonnen, da doch keine Begriffe vorhanden geweſen, welche haben angedeutet werden können? Man muß gewiß in den bloſſen Wörtern, ohne auf deren Zweck zu ſehen, etwas geſuchet haben. Wir halten dieſes vor ungereimt. Wir können bey dieſer Gelegenheit noch einen Urſprung der gleichgültigen Wörter in einer Sprache entdecken, der ihnen ebenfalls zu keinem Ruhme gereichet. Einige mögen die Wörter unrecht gebraucht haben, welchen andere aus Nachläſſigkeit gefolget ſind. Man hat mit der Zeit die rechte Bedeutung gar vergeſſen oder verabſäumet, man hat die Begriffe aus Faulheit verwirret, man hat zuletzt gar gleichgültige Wörter daraus gemacht. Man erwäge dieſen tadelhaften Urſprung; wir ſind der Meynung, daß keiner ſich unterſtehen werde, ſelbige Wörter zu vertheidigen.

§. 7.

Wir wollen noch einen Grund anführen, daß viele gleichgültige Wörter in einer Sprache zu tadeln ſeyn. Eine Sprache zu lernen wird nicht allein Verſtand ſondern auch insbeſondere ein ſtarkes Gedächtniß erfordert. Man gebrauchet ſelbiges, wenn man die willkührliche Verknüpfung der Wörter mit den Gedanken faſſen und behalten will (§. 1.). Man hat eine Menge Wörter in einer Sprache (§. 2.), daher wird allerdings, ſelbige zu lernen, kein ſchwaches ſondern ein ſtarkes Gedächtniß erfordert. Man hat alſo zureichende Urſache ſelbiges zu ſchonen. Warum will man dieſer Kraft der Seelen damit beſchwerlich fallen, daß ſie noch dazu viele in der That leere Töne und Wörter ſich bekannt machen und

behalten

behalten ſoll? Wir handeln vernünftiger, wenn wir unſere Kraft des Gedächtniſſes auf nützlichere Sachen wenden; zumal wir wiſſen, daß dergleichen gar viele auch auſſer den Sprachen vorkommen. Man hat auch andere Wahrheiten zu lernen und zu faſſen, die allerdings nöthiger zu wiſſen ſind als dergleichen leere Töne oder die gleichgültigen Wörter, von welchen wir keinen würklichen Nutzen uns verſprechen können.

§. 8.

Wir müſſen aber auch der andern Parten, welche ſich unſerer Meynung wiederſetzet, ihr Recht wiederfahren laſſen; damit man uns keiner Uebereilung noch eines Verſehens beſchuldigen könne. Es finden ſich würklich einige, welche einen ſolchen Ueberfluß in einer Sprache gutheiſſen, loben und ſogar vertheidigen wollen. Wir haben Urſache die Gründe, womit ſie ihre Meynung beweiſen wollen, etwas genauer und aufrichtig anzuführen und zu erwägen. Wir wollen ſelbige prüfen. Wir werden gewahr werden, daß ſie die rechte Probe auszuhalten, keineswegs vermögend ſind. Eine im gemeinen Leben ſehr bekannte Regel: **das überflüſſige kann nichts ſchaden**, wird als der erſte Grund ihres Satzes angebracht. Wir halten aber dieſe Regel für falſch, und ſind allerdings überzeuget, daß ſelbige ſehr ſchlecht gegründet iſt. Wo man nur zugiebet, daß etwas warhaftig ein überflüſſiges ſey, ſo muß man auch ſogleich geſtehen, daß es ſchade. Wer von der Sittlichkeit der menſchlichen Handlungen ordentlich zu gedenken gelernet hat, der wird wiſſen, daß alles entweder gut oder böſe, nichts aber gleichgültig ſey. Warum ſoll dieſes nicht ebenfalls in Anſehung einer Sprache gelten? Man hat

wol zu merken, daß dieſe Regel nur zur Behutſamkeit erdacht worden, damit man der Nachläſſigkeit der Menſchen in etwas abhelfen möchte. Träge Geiſter gedenken immer, daß ſie zu viel thun, da es doch leicht zu wenig ſeyn kann. Man hat wargenommen, daß das wenige immer ſchade. Man hat geſehen, daß wenn man mehr thut als nöthig iſt, ſolches zuweilen nicht allein nicht ſchade, ſondern noch vielmehr unſer Vorhaben befordern. Man hat zu einer gröſſeren Sicherheit eine Regel daraus gemacht. Man hat dadurch die Faulheit heben und der menſchlichen Unvollkommenheit und ſchlechten Einſicht, beſonders in dergleichen Fällen, wo unſere Einſicht nicht völlig zureichet, zu Hülfe kommen wollen. Mit was Grunde will man dieſe Regel allgemein machen, und als eine nothwendige Wahrheit ausgeben? Mit was Recht will man ſelbige auf ſolche Fälle anwenden, da unſere Einſicht zur Genüge zureichet, und wir ſelbige füglich entbehren können? Wir haben den Schaden gezeiget, der aus den gleichgültigen Wörtern in einer Sprache entſtehet. Die angeführte Regel iſt alſo in unſerm Fall gänzlich unbrauchbar.

§. 9.

Man ſuchet und findet bald etwas, ſeiner Meynung einen Schein zu geben, wo man nur einmal ſelbige zu behaupten ſich feſt entſchloſſen hat. Zuweilen muß ein bloſſer Name, von welchem man ſonſt glaubet, daß er etwas gutes anzeige, den Grund dazu abgeben. Unſere Wiederſacher machen es bey unſerm Streit eben ſo. Man nennet eine Sprache reich, welche viele gleichgültige Wörter heget. Den Reichthum ſehen ſie als etwas vollkommenes, als etwas gutes an. Sie meynen, daß der Schluß richtig ſey, wenn ſie ſolches der Vollkom-

menheit

menheit einer Sprache zueignen, daß man einen Gedanken auf vielerley Art gleichgültig darin ausdrucken kann. Sie werden in ihrer Ueberredung annoch geſtärket, wenn ſie ſich erinnern, daß man die Armuth einer Sprache als eine Unvollkommenheit an ihr ausſetzet. So ſcheinbar weiß man ſeinen Satz vorzuſtellen. Allein man gründet ſich auf bloſſe Wörter ohne Begriffe und übereilet ſich in der angeſtelleten Unterſuchung und den gemachten Schlüſſen. Uns gilt es gleich viel; es mögen andere dieſe Beſchaffenheit einer Sprache einen Reichthum derſelben nennen oder nicht; genug, daß ſelbige einen Fehler an der Sprache anzeiget. Wir haben ſolches deutlich in den vorigen bewieſen (§. 5. 6. und 7.). Wir unſers theils ſehen in einem ſittlichen Verſtande den Reichthum ſowol als die Armuth niemals als etwas gutes, ſondern vielmehr als etwas unvollkommenes an. Ein Reicher hat mehr als er gebrauchet, und einem Armen fehlet es an den nöthigen Mitteln. Beyde gehen zu weit und ſind Fehler; das Mittlere iſt das vollkommene, nemlich ein ordentliches Auskommen. Wir urtheilen auf eben die Art von einer Sprache; ſowol der Mangel als der Ueberfluß der Wörter iſt etwas, welches verdienet getadelt zu werden. Jenes zwinget uns zu ſchweigen oder verdrüßliche Umwege zu nehmen; dieſes aber giebet Gelegenheit zu plaudern und mit vielen Worten nichts zu ſagen. Die wahre Vollkommenheit und Schönheit einer Sprache im Gegentheil erfordert nur eine zureichende Menge Wörter, wodurch alle unterſchiedene Gedanken, ohne einen Mangel zu ſpüren, deutlich können ausgedrucket werden.

§. 10.

Unſere Gegner müſſen alles hervorſuchen, wodurch ſie der entgegengeſetzten Meynung zu Hülfe kommen können.

Wir ſind verbunden es anzuführen. Sie loben deswegen den Ueberfluß der Wörter, weil man vermögend iſt, ſich deſto beſſer und angenehmer auszudrücken. Man hat ſodenn, ſagen ſie, keine Urſache eine gar zu verdrüßliche Wiederholung einerley Töne anzuſtellen, welche zarten Ohren unmöglich gefallen kann. Sie gehen mit ihren Gedanken noch weiter und ſchlieſſen, daß eine ſolche Unannehmlichkeit, welche ſie als nothwendig anſehen, eine weit gröſſere Unvollkommenheit einer Sprache ausmache, als die kleine Beſchwerde, welche in Anſehung des Gedächtniſſes aus dem Ueberfluſſe der Wörter entſtehet. Wir müſſen allerdings geſtehen, daß eine Rede höchſt unangenehm klinge, worin man ein Wort, beſonders aber ganze Redensarten und Sätze, ohne Noth öfters auf einander folgen höret. Was iſt aber Schuld daran? Der Sprache ſelbſt kann man ſolches mit Grund gar nicht zuſchreiben. Man findet die wahre Urſache bey den Urhebern und Verfaſſern einer Schrift und Rede ſelbſt. Sie ſind zuweilen nicht vermögend das unterſchiedene zu erkennen, ſie brauchen daher eben dieſelbe Wörter, ſie reden dunkel und verwirrt. Der Leſer, ſo dieſes merkt, wird verdrüßlich, und demjenigen, der es höret, iſt es gleichfalls ſehr unangenehm. Andere können mit ihren Gedanken nicht fortkommen, ſie wiſſen nichts neues an den Dingen zu entdecken, ſie bringen das alte nochmal vor, und dieſes wol gar mit eben den Worten. Ich bekenne aufrichtig, daß dieſes keinen Gefallen erwecken könne. Der Zuhörer und Leſer wird vielmehr empfindlich, es verdreußt ihm, daß er ſeine Zeit ſo unnütz anwenden ſoll, weil er nichts neues zu hören bekommen kann. Allein, eben dieſes geſchiehet auch, wenn man einerley Gedanken mit unterſchiedenen Worten vor-

vorträget. Unſere Seele läſſet ſich gar nicht mit bloſſen und leeren Worten abſpeiſen; ſie verlanget Begriffe. Wir reden von ordentlichen Gemüthern. Ungeübte und unverſtändige laſſen ſich zum öftern mit dem äuſſerlichen begnügen und fragen wenig oder nichts nach dem innerlichen. Gedenken können ſie nicht, weil aber der geſchäfftige Geiſt etwas zu thun haben will; ſo muß er bey dem bloſſen Klang der Töne und den leeren Worten ſich aufhalten. Sonſten ſehen wir gar nicht ein, wie eine Wiederholung eben derſelben Worte, wo es anders nur nöthig iſt, daß man eben die Gedanken nochmal wiſſe, einem vernünftigen unangenehm ſeyn könne.

§. 11.

Man erkennet alſo aus dem vorangeführten nunmehr zur Genüge, daß man müſſe allerdings verbunden ſeyn, dahin zu trachten, wie man alle gleichgültige, unnütze und nichts bedeutende Wörter in einer Sprache abſchaffen möge. Wir haben zureichende Urſache, alle dergleichen Wörter, ſo ein gleiches zu bedeuten ſcheinen, oder auch würklich einerley anzeigen, recht und deutlich zu beſtimmen. Unſere Gedanken ſind zum öftern unterſchieden; wir merken es aber nicht ehe, als bis wir mit gehöriger Aufmerkſamkeit und mit Fleiß eine genauere Unterſuchung derſelben angeſtellet haben. Eine ſolche Aufmerkſamkeit wird uns von einer ſtrafbaren Verwirrung befreyen. Und wir werden wol thun und am ſicherſten gehen, wenn wir einen jeden merklichen Unterſcheid durch ein gewiſſes und unterſchiedenes Wort zu erkennen geben. Sodenn werden wir im Stande ſeyn uns deutlich und recht verſtändlich ausdrucken zu können. Wir werden vermögend ſeyn unſere Leſer und Zuhörer durch unſere

Worte auf die Begriffe und Sachen ſelbſt zu führen. Man wird von ſelbſt begreiffen, daß wir mit dieſer Pflicht nicht auf eine todte, ſondern eine annoch lebendige Sprache ſehen. In jener fällt die Verbeſſerung weg, und wir müſſen nur denjenigen folgen, welche uns ſelbige aufbehalten haben. Hier gilt der bloſſe Gebrauch, wonach wir uns richten müſſen. In einer lebendigen Sprache hingegen ſtehet annoch allen das Recht zu, die erkannten Fehler und Unvollkommenheiten derſelben zu verbeſſern; ja, man iſt dazu allerdings verbunden. Der Gebrauch kann uns nicht weiter verbinden, als in ſo fern er vernünftig und gegründet iſt.

§. 12.

Bey dieſer Gelegenheit finden wir nun völlige Urſache auszumachen, wonach man ſich bey der Verbeſſerung dieſes Fehlers in einer Sprache zu richten habe. Wir wollen unſere Gedanken davon anführen. Unſere Abſicht gehet dahin, daß wir den wahren Unterſcheid der ſonſt gleichgültig gebrauchten Wörter beſtimmen; damit auf ſolche Art die Sprache von ſolchen leeren Wörtern befreyet werde. Die Beſtimmung des Unterſcheides muß jederzeit einen wahren Unterſcheid der Gedanken zum Grunde haben; denn die Worte müſſen ſich nach den Gedanken richten. Wir können aber dieſen Unterſcheid erkennen theils aus dem gemeinen Gebrauch in der Sprache, theils aber aus dem Gebrauch ſo unter die Gelehrten eingeführet und angenommen worden iſt. Wo alſo noch ein Unterſcheid in einer Sprache ſtat findet, ob gleich die meiſten ſelbigen nicht beobachten, ſondern die Wörter unbeſtimmt als gleichgültige gebrauchen; ſo hat man Urſache ſolchen Unterſcheid nach dem Gebrauch, welcher ſchon faſt in Vergeſſenheit gekommen, zu entdecken;

und die Sprache von der Verwirrung zu befreyen. Hiezu wird einem annoch ſehr behülflich ſeyn, wenn man die Abſtammung der Wörter recht inne hat, welche zum öftern uns zeigen kann, daß ſelbige in der That nicht gleichgültige ſeyn, wofür viele ſelbige anſehen, indem ihre Stammwörter ganz unterſchieden gebraucht werden.

§. 13.

Es kann aber gar leicht geſchehen, daß der gemeine Gebrauch der Wörter von demjenigen, welchen die Gelehrten angenommen haben gar ſehr unterſchieden iſt. Was iſt alsdenn anzufangen? welchem ſoll man folgen? Wir ſind der Meynung, daß der gelehrte Gebrauch allezeit den Vorzug habe vor dem gemeinen, und daß man daher ſelbigem vor dieſem beypflichten müſſe. Wir wollen unſern Satz beweiſen. Die Wörter ſind nur Zeichen der Gedanken und ſollen nur gewiſſe Dinge anzeigen (§.2.). Man giebet zu, daß eine wahre Gelehrſamkeit eine gründliche Erkenntniß der Dinge ſey; und folglich muß auch ein Gelehrter eine deutlichere Erkenntniß der Dinge beſitzen als ein Ungelehrter. Muß aber ein Wort, als ein Zeichen, ſich nach unſern Begriffen richten; ſo wird man die Wahrheit meines Satzes zugeben müſſen, daß man den gelehrten Gebrauch der Wörter allerdings dem gemeinen vorziehen müſſe. Die Gelehrten erkennen die Dinge mit einer gröſſern Deutlichkeit, ſie entdecken mehrere Merkmale an den Sachen, ſie können die Dinge beſſer unterſcheiden und ſie thun es auch würklich; ſie ſind alſo auch im Stande die Wörter ordentlicher und beſſer zu beſtimmen. Wir ſehen keinen Grund, warum wir dieſes letztere ihnen abſprechen wollten. Gemeine Leute erkennen nur weniges an den Sachen, ſie ſind der

Verwir-

Verwirrung weit näher, ſie verfallen leicht auf unzureichende und falſche Merkmale, wodurch ſie Sachen unterſcheiden wollen; und folglich kann auch ihre Beſtimmung des Unterſcheides einiger Wörter weit leichter falſch und ungegründet ſeyn. Es kommt dazu, daß wir die Worterklärungen der Gelehrten allerdings anzunehmen verbunden ſind; es ſey denn, daß man mit Grund etwas daran auszuſetzen finde. Es bleibet alſo dabey, daß man bey Beſtimmung des Unterſcheides gleichgültig gebrauchter Wörter ſich mehr nach dem Gebrauch derſelben unter den Gelehrten als Ungelehrten richten müſſe.

§. 14.

Sollte es ſich aber finden, daß ſowol der gelehrte als gemeine Gebrauch einige Wörter als gleichgültige angenommen hätte, oder daß auch beyde keinen zulänglichen Grund zur Beſtimmung eines Unterſcheides ſolcher Wörter darreichten; ſo wird wol nichts anders übrig ſeyn als eine genaue Erkenntniß der Dinge ſelbſt. Ein jeder erkannter Unterſcheid eines Dinges, welcher nur in der Sache gegründet iſt, iſt zureichend gleichgültige Wörter zu beſtimmen; und wir müſſen dazu verbunden ſeyn, daß wir den Unterſcheid danach feſtſetzen (§. 5. 6. u. 7.). Die Sprache wird auf ſolche Art allerdings ihrem Zwecke deſto näher kommen. Unſere Gedanken geben verſchiedene Arten eines Dinges an. Wir handeln vernünftiger, wenn wir durch unterſchiedene Wörter dieſe unterſchiedene Arten eines Dinges überhaupt anzeigen, als wenn wir nur das allgemeine durch die vielen Zeichen zu verſtehen geben. Wir haben ja ſchon die vielen und unterſchiedenen Wörter. Ich will hiemit gar nicht behaupten, daß man einen jeden erkannten Unterſcheid eines Dinges anzuzeigen, ſogleich ein neues Wort annehmen und erdenken ſolle.

ſolle. Wir können ſolchen Unterſcheid füglich durch geſchickte Beywörter zu erkennen geben; ſonſten würde man gar zu viele einzele Wörter, nach Art der Sineſer, haben müſſen, welches die Sprache gar zu unbrauchbar machet. Wir reden nur von ſolchen Fällen, da wir ſchon die Wörter haben und doch auswendig lernen müſſen. Wir gebrauchen dieſe Wörter vergeblich, wenn wir einerley Gedanken damit anzeigen. Wir gebrauchen ſelbige vernünftig, wenn eines eine beſondere Art, und das andere ebenfalls die andere Art bedeutet.

§. 15.

Wir ſind nun im Stande gewiſſe Regeln zu ſetzen, wonach man ſich bey der Beſtimmung des Unterſcheides gleichgültiger Wörter zu richten hat. Die erſte Regel iſt dieſe: **Man muß überhaupt auf den Gebrauch und auf die Abſtammung der Wörter ſehen (§. 12); jedoch ſo, daß man dem gelehrten Gebrauch, ſowol in Anſehung der gleichgültigen Wörter ſelbſt, als auch der Stammwörter, vor dem gemeinen allerdings den Vorzug gebe** (§. 13.). Die andere muß folgende ſeyn: **Wann aber der Gebrauch und die Abſtammung der Wörter nichts beſtimmen, ſo hat man nur aus der Natur der Sache ſelbſt einen möglichen Unterſcheid anzuführen und darnach den wahren Unterſcheid gleichgültiger Wörter feſt zu ſetzen** (§. 14.). Damit keiner wieder die Ordnung unſerer Regel etwas mit Grunde einwenden könne, ſo iſt noch eines zu erinnern. Wir verſtehen in der erſten Regel durch den Gebrauch einen ſolchen der ziemlich allgemein iſt, nicht aber einen ganz beſonderen. Finden wir, daß man noch uneins iſt, merken wir, daß eine Secte der

Welt-

Weltweiſen und Gelehrten die Wörter ſo, die andere aber anders beſtimmet; ſo können wir ſolches gar keinen Gebrauch nennen, und folglich muß ſodenn alles wiederum gänzlich auf die andere Regel ankommen. Man muß diejenige Meynung annehmen, welche am meiſten mit der Natur der Sachen übereinkommt (§. 11).

§ 16.

Es wird einmal Zeit ſeyn, daß wir auf unſere deutſche Sprache kommen. Wir müſſen aufrichtig geſtehen, daß in ſelbiger ebenfalls viele überflüſſige und unnütze Wörter angetroffen werden. Daß dieſe unſere Sprache eine der wortreichſten ſey, können wir gar nicht leugnen. Wir haben faſt niemals oder doch gar ſelten Urſache uns über den Mangel der Wörter zu beklagen. Wie leichte aber iſt es nicht bey einem ſo guten Vorrath der Zeichen einige als gleichgültige mit andern zu gebrauchen? Wir werden dieſen Fehler bey gar vielen warnehmen, welche ſich unſerer Sprache bedienen. Es ſey ferne, daß wir dieſe Unvollkommenheit der deutſchen Sprache an ſich zueignen wollten. Wir haben gar nicht zu viele Worte, wenn wir ſelbige nur recht einſchränken und beſtimmen. Der Misbrauch unſerer Redner und Schriftverfaſſer iſt daran allein Schuld. Sie wollen zuweilen vieles ſagen, da ſie doch nur weniges ſagen können. Bloſſe Worter müſſen in ſolchem Fall die Stelle der Gedanken vertreten. Die leeren Zeichen ſollen alles gut machen, was die Unfähigkeit und Ungeſchicklichkeit des Urhebers nicht hat bewerckſtelligen und erhalten können. Dieſes iſt der wahre Urſprung der meiſten gleichgültigen Wörter in unſerer deutſchen Sprache.

§. 17.

§. 17.

Da aber unſere deutſche Heldenſprache annoch unter die lebendigen zu rechnen iſt, da ſo viele anſehnliche Männer derſelben Verbeſſerung ſich auf das eifrigſte haben angelegen ſeyn laſſen; warum wollen wir uns nicht bemühen, dieſen ſo offenbaren Fehler (§. 5.6. u. 7.) zu heben? Wir ſind dazu verbunden (§. 11.). Es wäre allerdings eine ſehr lobenswürdige Sache, wenn einer oder etliche ſich unterfangen wollten, eine Sammlung der gleichgültig gebrauchten Wörter in unſerer Sprache zu machen und zugleich zu zeigen, wie man das gleichgültige heben und einem jeden Worte ſeinen beſondern Gedanken zueignen ſolte. Wir würden auf dieſe Art unſere Sprache in eine weit gröſſere Vollkommenheit ſetzen. Wir würden mit unſern Wörtern jederzeit beſtimmte Gedanken verknüpfen können. Die Auslegungskunſt würde um ein groſſes erleichtert werden, und alles unnütze würde wegfallen.

§. 18.

In den critiſchen Beyträgen der Leipziger und zwar in dem 5ten Stück Num. 1. finden wir eine Abhandlung von den gleichgültigen Wörtern in der deutſchen Sprache. Der gelehrte Herr Verfaſſer erkennet gleichfalls dieſe Beſchaffenheit einer Sprache als einen Fehler an derſelben; wobey er aber vermeynet, daß dieſer Fehler an der deutſchen Sprache nicht könne ausgeſetzet werden. Faſt eben die Gründe ſind es, welche wir in dem vorhergehenden angeführet haben, wodurch der Herr Verfaſſer das erſtere behauptet hat. Die Gedanken ſind ordentlich und die Ausführung gründlich. Das andere ſoll ſeiner Meynung nach aus der Natur und der Be-

ſchaffenheit der deutſchen Sprache ſelbſt erhellen. Was unſere wahre Meynung hievon ſey, kann man erkennen aus dem §. 16. Der geſchickte Herr Verfaſſer ſcheinet auch hierin uns gar nicht zuwieder zu ſeyn. Seine folgende Unterſuchung giebet deutlich zu verſtehen, daß Er gleichfalls dieſen Fehler in unſerer deutſchen Sprache müſſe bemerket haben; wir können ſonſt nicht einſehen, warum er ſich bemühen ſolte zu zeigen, wie man den rechten Unterſcheid einiger als gleichgültig gebrauchten Wörter beſtimmen und die wahre Bedeutung derſelben feſtſetzen könne. Dieſes iſt das beſondere, welches auf die allgemeine Abhandlung von den gleichgültigen Wörtern folget. Man hat dem Herrn Urheber ſeine Freyheit laſſen müſſen, die beſondern Fälle zu erwählen. **Hell und klar, ſprechen und reden, betrübt und traurig, Freude und Luſt, wapnen und waffnen** ſind die für gleichgültige gehaltenen Wörter, welche Er zu unterſuchen und richtig zu unterſcheiden ſich hat gefallen laſſen. Wir haben das Vertrauen, daß der gelehrte Herr Verfaſſer es werde leiden können, wenn wir eine neue Unterſuchung über ſelbige anſtellen und auch unſere Meynung über gedachte Wörter hier anführen. Die Verbeſſerung unſerer Sprache, eine ruhmwürdige Abſicht, welche Er ſich vorgeſtellet hat machet uns Hoffnung, und ſeine Gelehrſamkeit und Einſicht erwecket in uns die feſte Zuverſicht, daß Er keinesweges unſere Bemühungen tadeln werde. Sollten gleich unſere Gedanken keinen völligen Beyfall finden; ſo ſind wir doch überzeuget, daß man ſelbige auch nicht in allem mit Recht ſchelten könne.

§. 19.

Folgende Regel ſoll den beſondern Grund abgeben, woraus

woraus der Herr Verfaſſer zu ſchlüſſen gedenket: So bald ſich ein Umſtand findet, in welchem ich das eine Wort brauchen kann und das andere nicht, ſo iſt es ein Zeichen, daß dieſe Wörter nicht gleichgültig ſind. Dieſe Regel iſt richtig, und ſie hält zureichenden Grund in ſich, eine Sprache in Anſehung der gleichgültigen Wörter zu verbeſſern. Will man aber dieſe Regel auf die deutſche Sprache anwenden, ſo halten wir dafür und man wird würklich finden, daß unſere Sprache gar ſehr von ſelbiger abgehe und daß wenige ſich vollkommen darnach richten. Wir ſehen daher dieſe Regel keinesweges als einen Grund an, wornach die Vollkommenheit unſerer deutſchen Sprache zu beurtheilen iſt, wovon ſie zum öftern abweichet; ſondern wir nehmen ſelbige nur als eine Norm an, wornach man die Verbeſſerung derſelben in unſerm Fall einzurichten hat. Ueberdem wird auch nöthig ſeyn, daß man allerdings die wahre Einſchränkung aus unſern gegebenen Regeln hernehmen müſſe (§. 15.).

§. 20.

Von den Wörtern **hell** und **klar** behauptet der Herr Verfaſſer S. 4. u. f. daß hell von lichten, leuchtenden und undurchſichtigen, klar aber von durchſichtigen Körpern nur gebrauchet, jenes dem dunkeln, dieſes aber dem trüben entgegen geſetzet werde. Wir ſind hierin völlig einerley Meynung. Wir würden ohne Grund vernünfteln, wenn wir wieder dieſe ſo feſte Meynung einigen Zweifel erregen wollten. Wir ſind auch völlig einig mit dem beſtimmten Unterſchiede unter **ſprechen** und **reden**. Jenes zeiget nur die Kraft an, vernehmliche Töne zu machen; dieſes aber erfordert auch zugleich die Vernunft,

und iſt nichts anders als ein vernünftiges Sprechen. Ein jeder wird nach einer genauen Unterſuchung finden, daß nicht allein dieſer, ſondern auch der vorhin angeführte Unterſchied ſowol in der Natur der Sprache ſelbſt gegründet ſey, als auch mit dem Sprachgebrauch, beides im gemeinen Leben, als auch in der Gelehrſamkeit völlig übereinkomme. Was aber die folgenden Wörter anlanget, ſo können wir keinesweges die Meynung des Herrn Verfaſſers gutheiſſen. Wir wollen ſeine Meynung beſonders anführen und unſere kleine Anmerkungen beyfügen.

§. 21.

Es folgen die Wörter **Betrübniß** und **Traurigkeit, betrübt** und **traurig** S. 7. Der Herr Verfaſſer glaubet, daß die Betrübniß entweder aus der würklichen Empfindung eines gegenwärtigen, oder aus der verdrüßlichen Erinnerung eines vergangenen Uebels entſtehe; die Traurigkeit aber aus ſorgſamer Vorſtellung eines noch künftigen und bevorſtehenden Unglücks erzeuget werde. Er ſuchet ſeine Meynung aus einigen Exempeln der deutſchen Ueberſetzung heiliger Schrift zu erweiſen. Wir erkennen allerdings die Verdienſte des ſeeligen Luthers auch in Anſehung der deutſchen Sprache, und halten ſelbige in ihrem Wehrt. Wir ſind aber gar nicht der Meynung, daß wir ihn in unſerer Sprache als einen allgemeinen Geſetzgeber anzuſehen haben. Wir würden unſerer Sprache den Vortheil rauben, daß ſelbige weiter verbeſſert werden könnte. Wir ſind vielmehr feſt überzeuget, daß annoch viele Mängel und Fehler, in Anſehung unſerer Sprache, in dieſer Ueberſetzung anzutreffen ſeyn. Es ſollte uns ein leichtes ſeyn auch in unſerm Fall einen entgegen geſetzten Gebrauch dieſer Wörter aus der deutſchen Bibel-

über-

überſetzung anzuführen: wenn wir nicht verſichert wären, daß ein jeder davon überzeuget ſey. Sollte es nicht ſeyn, ſo kan ein jedes Spruchregiſter uns der Anführung ſolcher Oerter überheben.

§. 22.

Der Herr Verfaſſer wird auch ſeine Meynung ſchwerlich, ja gar nicht aus dem gemeinen und angenommenen Sprachgebrauch rechtfertigen können. Er ſcheinet ſelbſt ſtillſchweigend zuzugeben, daß der gemeine Gebrauch dieſer Wörter ſehr verwirrt ſey; daher er auch den wahren Unterſchied derſelben aus andern Gründen wiederherzuſtellen bemühet iſt. Er führet zwar einige Redensarten an, allein ſie werden nichts beſtändiges beweiſen. **Man ſpricht recht**, ſchreibet er, **ich habe mit Betrübniß die Nachricht von meines Freundes Abſterben erhalten; das Andenken meines ſeeligen einzigen Sohnes macht mich allezeit betrübt.** Woher will aber der Herr Verfaſſer beweiſen, daß dieſes recht geſprochen ſey? Wir können ihm andere Ausdrücke entgegen ſetzen. Folgende Redensarten ſind ebenfalls nicht unbekannt: **Die Nachricht von dem Tode meines Freundes hat mich in die gröſſte Traurigkeit geſetzet, und das Andenken meines verſtorbenen Kindes machet mich jederzeit traurig.** Welche Ausdrücke ſind nun recht? Jmgleichen, **er iſt ſo betrübt, als einer, der zum Tode gehen ſoll; die Urſache meiner Betrübniß iſt der ſchwere Traum, ſo ich in voriger Nacht gehabt habe, daß es mir ſo und ſo ergehen ſoll.** Wir finden keine Urſache, mehrere dergleichen Redensarten anzuführen.

§. 23.

Wir wollen annehmen, daß der Unterſchied dieſer gleichgültigen Wörter nach des Herrn Verfaſſers Begriff richtig beſtimmet ſey; ſo werden wir dennoch an ſeinen Schlüſſen unterſchiedenes auszuſetzen finden. Er hält dafür, daß die Betrübniß eine gröſſere und heftigere Empfindung verurſache, als die Traurigkeit, dieſe aber länger dauere. Wir vermeynen mit Grunde, daß dieſe Sätze als allgemeine angenommen und geſetzet worden ſeyn; Zum wenigſten erfordert es die Natur der Sache, daß ſie allgemein ſeyn müſſen. Wäre dieſes nicht, ſo würde man ſich ſehr ſchlecht darnach richten können. Die Erfahrung wird im Stande ſeyn, das Allgemeine dieſer Sache umzuſtoſſen. Wir dürfen nur Fälle anbringen, da bey der Traurigkeit eine gröſſere und heftigere Empfindung ſtatt findet, als bey der Betrübniß. Die Traurigkeit gehet auf ein bevorſtehendes Uebel, die Betrübniß aber auf ein vergangenes oder gegenwärtiges Unglück. Einem Verbrecher wird das Todesurtheil angekündiget, er wird traurig, daß er ſterben ſoll. Einem andern wird die Nachricht gebracht, daß ſein Freund geſtorben ſey, er wird betrübt über dieſen Todesfall. Welchem unter dieſen Zween ſoll man wol die gröſte und heftigſte Empfindung beylegen? Wir würden ohne Grund handeln, wenn wir ſelbige dem letzteren zueignen wollten; ſie kommt dem erſteren zu. Ob es gleich nicht nöthig iſt zu beweiſen; ſo kann man jedoch ebenfalls den andern Satz einer Falſchheit überführen. Es kann allerdings geſchehen, daß ein Trauriger eher einſiehet, daß ſeine Aufführung vergeblich und unnütz ſey, als ein Betrübter; daher folget gar nicht, daß Traurigkeit nothwendig länger dauren müſſe, als die Betrübniß. Die hauptſächliche Eigen-

genſchaft, welche der Herr Verfaſſer in Anſehung der Betrübniß nnd Traurigkeit feſtgeſetzet hat, flieſſet aus dieſem falſchen Grunde, da er glaubet, daß die Einbildung deſſen, was entfernet iſt, niemals einen ſo groſſen Eindruck in das Gemüth des Menſchen verurſachen könne, als der Genuß der Sache ſelbſt. Wir halten dieſen Satz für gänzlich falſch. Die Gröſſe der unangenehmen Empfindung kommt gewiß nicht an auf das nahe und entfernet seyn; ſondern mehrentheils auf die Gröſſe des Uebels und der Unvollkommenheit, welche jene erwecket: Und dieſe kann durch die Einbildung ſo vermehret werden, daß man es kaum glauben ſollte. Wer die Natur der Einbildung kennet, wer die neueren Weltweiſen begriffen und die Erfahrung genau bemerket hat: der wird allerdings unſerer Meynung ſeyn und die Falſchheit des angeführten Satzes erkennen müſſen.

§. 24.

Woher ſollen wir alſo den Unterſchied unſerer zwey Wörter beſtimmen, da ſo wenig die deutſche Ueberſetzung der göttlichen Bücher, noch auch der gemeine Gebrauch ſelbigen deutlich zu erkennen geben. Wir wiſſen nichts anders anzuführen, als die Natur der Sache und die unterſchiedenen Begriffe ſelbſt, und zwar in ſo weit die Gelehrten mit einem zureichenden Grunde den Unterſchied ſchon beſtimmet, und ebenfalls die Worte mit einer ſo beſtimmten Bedeutung gebraucht haben. Die größten Weltweiſen unſerer Zeit geben uns Gelegenheit, dieſe zween Begriffe auf der Art feſtzuſetzen und anzunehmen: **Die Traurigkeit entſtehet aus der Vorſtellung eines würklich erhaltenen Böſen; und der Verluſt eines vorher genoſſenen Guten erwecket Be-**

trübniß. Durch die Ankunft meines Feindes in einer Geſellſchaft entſtehet bey mir Traurigkeit: Das Weggehen aber meines Freundes ſetzet mich in Betrübniß. Auf dieſer Art kann man den Unterſchied dieſer Dinge gedenken und die Möglichkeit erhellet von ſelbſten. Auf dieſer Art haben ſchon viele Weltweiſen das Unterſchiedene bey dieſen Begriffen feſtgeſetzet. Man hat auf einer ganz ähnlichen Weiſe die Begriffe getrennet, welche unſern entgegen geſetzet worden. Warum muß man was neues erſinnen? Wir ſehen hiezu gar keinen zureichenden Grund. Warum will man den Unterſchied der Wörter anders beſtimmen. Die Wörter ſollen ja nur Zeichen unſerer Gedanken ſeyn (§.). Wir ſind verbunden eben ſo zu reden, als wir gedenken. Wir ſind demnach verſichert, daß der angeführte Unterſchied der Wörter Betrübniß und Traurigkeit richtig und gegründet ſey. Wir ſind zugleich überzeuget, daß ſelbige mit Unrecht unter die gleichgültigen Wörter gerechnet werden.

§. 25.

Wir kommen in der Ordnung auf die Wörter **Luſt** und **Freude**. Der Herr Verfaſſer erinnert hiebey S. 10. bedächtlich, daß er nicht von der Luſt zu handeln geſonnen ſey, in ſo fern ſelbige ein unruhiges Verlangen nach einem eingebildeten Guten vorſtellet. Die Erinnerung war an ſich ſelbſt nothwendig; warum er aber ſeinen Begriff auf ein eingebildetes Gute eingeſchränket hat, davon ſehe ich keinen zureichenden Grund. Wir können auch eine Luſt haben zu ein wahrhaftes Gute, nemlich zu Gottes Wort und dergleichen. Warum man dieſes Verlangen eines Guten eine Luſt heiſſet, davon kann vielleicht bey einer andern Gelegenheit ein mehreres geſaget werden. Wir kom-

kommen nun wieder zu unſern Wörtern. Wir können es nicht anders als einen Druckfehler anſehen, wenn der Herr Verfaſſer S. 9. ſchreibet: **Freude iſt mehr eine Würkung der Sinnen** (es muß Luſt heiſſen), **daher ein berühmter Weltweiſer nicht unrecht geſaget: Die Luſt entſtehe aus dem Anſchauen der Vollkommenheit.** Der Unterſchied unter dieſen Wörtern wird nun folgendergeſtallt beſtimmet: daß die Luſt eine ſinnliche Empfindung des Angenehmen, welches zuweilen gut, öfters auch böſe ſeyn kann, die Freude aber eine vernünftige Empfindung des Guten ſey, welches zuweilen angenehm, zuweilen aber nicht iſt. Die Luſt ſoll immer auf das gegenwärtige, die Freude aber auf das vergangene, gegenwärtige und zukünftige gehen. Die Luſt ſoll dem Schmerz und Leiden, die Freude aber der Betrübniß und Traurigkeit entgegen geſetzet werden.

§. 26.

Man wird vergönnen, daß wir über die angeführte Meynung einige Anmerkungen machen. Wir ſehen gar nicht, aus was Grund der Herr Verfaſſer verlangen kann, daß man ſeine Meynung annehmen ſollte; und wir zweifeln gar ſehr, daß ſelbige von andern werde gebilliget und gutgeheiſſen werden. Daß man den angeführten Unterſchied in Anſehung der Sache ſelbſt zugeben könne, ſolches leugnen wir gar nicht. Wir geſtehen auch gerne zu, daß man die Wörter auf der Art gebrauchen könne. Aber warum ſollte dieſes würklich geſchehen? Wir finden auch einen andern ebenfalls in der Sache ſelbſt gegründeten Unterſchied. Beide ſind alſo gleich möglich. Wir haben Grund, wenn wir behaupten, daß man denjenigen Unterſchied behalten müſſe, der [illegible] [illegible] [illegible] ..ch

 iſt

iſt und der in den gelehrten Wiſſenſchaften einmal angenommen iſt. Der Herr Verfaſſer wird ſich keinesweges auf den Gebrauch berufen können: da im Gegentheil der andere Unterſchied darin gegründet iſt. Wir ſind verbunden, die Wörter ſo zu behalten, wie ſie einmal angenommen worden und dürfen nicht davon abgehen.

§. 27.

Wenn wir nun dieſen Gebrauch zum Grunde ſetzen, ſo gehet unſere Meynung von den Wörtern Luſt und Freude in Anſehung ihres Unterſchiedes dahin: **Die Luſt giebet nichts weiter zu erkennen, als eine angenehme Empfindung, es mag ſelbige entſtehen aus der Vorſtellung eines wahren oder falſchen Guten, es mag auch ferner ſelbige ſtark oder ſchwach, groß oder klein ſeyn. Die Freude unterſcheidet ſich von der Luſt folgendergeſtalt, daß ſie einen gröſſern Grad der Annehmlichkeit über ein würklich erlangtes Gute zu erkennen giebet, welches aber ſowol ein wahrhaftes als ein Scheingut ſeyn kann.** Wir haben folglich ſowol Leibes- als Seelenluſt, ſowol wahre, als auch falſche. Gleichergeſtalt findet man auch ſowol eine wahre, als falſche Leibes- und Gemüthsfreude. Die Luſt wird der Unluſt entgegen geſetzet und findet ſo lange beſonders ſtat, als die Handlungen der Menſchen annoch im Zaum gehalten werden und mit keiner Hitze verknüpfet ſind. Iſt dieſes leztere und kommt der gröſſere Grad des Annehmlichen aus einer Leidenſchaft, ſo heiſſet eine ſolche Luſt beſonders die Freude. Wir eſſen und trinken mit Luſt, wir empfinden Luſt, wenn unſer guter Freund uns beſuchet; wenn wir aber eine beſondere Sehnſucht nach

dieſen

dieſen und dergleichen Dingen gehabt haben, ſo freuen wir uns über derſelben Erhaltung. Die Freude ſetzen wir eigentlich der Traurigkeit, der Betrübniß aber die Frölichkeit entgegen. Und auf ſolcher Art dürfen wir auch die zwey Wörter Freude und Frölichkeit nicht, als gleichgültige gebrauchen; ein jedes hat ſeine eigene beſondere Bedeutung. Der Schmerz, welchen der Herr Verfaſſer der Luſt entgegen ſetzet, iſt eine ganz beſondere Art der Unluſt und entſtehet aus der Trennung des ſtetigen in einem lebendigen Cörper; man kan alſo ſelbigen der Luſt nur zum Theil, oder nur einer gewiſſen Art derſelben entgegen ſetzen. Wer unſere heutige am meiſten berühmte Weltweiſen geleſen hat, der wird finden, daß ſie ihre Begriffe und Worte auf der von uns angeführten und erklärten Weiſe feſtgeſetzet haben. Wir thun Unrecht, wenn wir ohne eine zureichende Urſache, dieſer Wörter anders, als nach der gewöhnlichen Beſtimmung ihres Unterſchiedes gebrauchen wollen (§. 15.) Wir ſind demnach überzeuget, daß unſere Meynung vor der neuen einen groſſen Vorzug hat.

§. 28.

Die letzten als gleichgültig gehaltene Wörter, welche unſer ſchon oft gerühmte Herr Verfaſſer S. 11. anführet und erkläret, ſind waffnen und wapnen. Er meynet, daß waffnen ſo viel heiſſe, als allerhand Art Waffen ſowol zum Angriff, als zur Beſchützung anlegen; dahingegen wapnen bloß das letzte anzeigen ſoll. Er will dieſen Gebrauch wiederum aus Luthers deutſcher Ueberſetzung der Bibel beweiſen. Er beruft ſich auf Luc. 11,21. und 1 Petr. 4, 1. allwo das Wort gewapneter und wapnen nur auf diejenige Art der Waffen ſiehet, welche

zur Beſchützung angeleget werden. Wir werden Erlaubniß haben, auch hier eines und anderes zu erinnern.

§. 29.

Den angeführten Unterſchied würden wir gerne zugeben, wenn nur erſt erwieſen werden könnte, daß wapnen ein ordentliches hochdeutſches Wort wäre. Wir ſind hievon gar nicht überzeuget. Wir halten vielmehr dafür, daß es ein plattdeutſches und mit dem hochdeutſchen Wort waffnen völlig einerley ſey, welches vielleicht Luther geſchickter angeſehen hat, ſeine Meynung in der Ueberſetzung auszudrücken, als jenes; daher er denn ſolche Wörter mit einander verwirret hat. Wir werden hierin bekräftiget, indem wir das Wort waffnen als ein Zeitwort in der ganzen Ueberſetzung nicht antreffen. Geben wir gleich den Unterſchied des Herrn Verfaſſers zu; ſo wird er doch nicht leugnen können, daß von Rechtswegen im 1 Buch Moſ. 14, 14. das Wort waffnen hätte ſtehen ſollen. Abraham wollte angreiffen und Lot erretten; ſeine Knechte mußten alſo allerhand Waffen anlegen. In der Ueberſetzung heiſſet es aber: Abraham wapnete ſeine Knechte. Der geſetzte Unterſchied kann alſo aus der Ueberſetzung der Schrift nicht bewieſen werden. Wir glauben ſicherlich, daß Luther das Wort waffnen gar nicht gewußt, oder vielmehr als ein ſchlechtes Wort angeſehen, und daher immer das Wort wapnen gebrauchet habe. Man erkennet unſere Gedanken in Anſehung der Ueberſetzung Luthers. Wir wollen weiter gehen und nachforſchen, ob man ſonſten dieſen Unterſchied angeführter Wörter aus dem Gebrauch beweiſen kann. Uns iſt gar keine Art der Waffen bekannt, welche man in der hochdeutſchen Sprache jemals ſollte Wapen

ge=

genannt haben. Man möchte vielleicht ſagen, daß die Wörter wapnen und bewapnen von den Wapen oder den Kennzeichen und Schilden der Adelichen herkommen, und da jenes bekannt wäre, könnte man auch dieſes gebrauchen. Will man aber dieſe Abſtammung annehmen, ſo muß man gewiß den Wörtern wapnen und bewapnen eine ganz andere Bedeutung zueignen. Sie können nichts anders bedeuten, als einem das Recht geben ein adeliches Zeichen zu führen. Will man ſowol das waffnen, als wapnen von Waffen herleiten, ſo wird man kein ähnliches Exempel in unſerer deutſchen Sprache antreffen. Wir wollen ein Wort zur Probe anführen: von dem Wort Schlaf kommt ſchlafen, nicht aber eine Schlappe, da man ſagt, eine Schlappe bekommen; ſondern dieſes letztere iſt in Anſehung des erſteren ein ganz beſonderes Wort. Eben ſo halten wir in der hochdeutſchen Sprache das Wort Wapen für ein neues Wort, und wo man davon wiederum ein anders herleiten will; ſo muß man ſelbigem allerdings eine ſolche Bedeutung beylegen, welche mit dem Stammwort übereinkommt. Die Vollkommenheit einer Sprache erfordert dieſes; man würde ſonſt die Sprache keinesweges verbeſſern, ſondern nur vielmehr verwirren und unvollkommen machen.

§. 30.

Man erkennet nun aus unſern Anmerkungen zur Genüge, wie die Wörter hell und klar, ſprechen und reden, beſonders aber betrübt und traurig, Freude und Luſt keine gleichgültige Wörter ſeyn, ſondern nach ihrem deutlich erklärten Unterſchied gebrauchet werden müſſen. Wir ſind unſern Regeln §. 15. auf das genaueſte gefol-

get und haben alles richtig aus einander geſetzet. Was die letzten Wörter, nemlich waffnen und wapnen betrifft, ſo erwarten wir davon einen weiteren Unterricht und können vielleicht ins künftige ſelbſt denſelben geben. Wir waren Willens, eine Unterſuchung einiger gleichgültig gebrauchten Wörter in unſerer deutſchen Sprache beyzufügen. Unſere Wahl war gefallen auf folgende: Endzweck und Abſicht, Treu und Glauben, ſchlau, verſchlagen und liſtig, tumm und einfältig. Wir ſehen aber ein, daß unſere ietzige Abhandlung zu weitläuftig gerathen würde, wenn wir dieſe Unterſuchung noch anſtellen wollten. Wir ſind daher genöthiget, ſolche bis auf eine andere Zeit zu verſchieben.

IV.

Von dem Recht, neue Wörter in die deutſche Sprache einzuführen.

§. 1.

Daß die Schönheit einer Sprache nach ihrer Vollſtändigkeit an Wörtern, alle und jede Begriffe auszudrücken, beurtheilet werden müſſe; iſt ſchon längſt mit Gründen bewieſen, die keinen Zweifel leiden. Man hat dieſe Regel richtiger befunden, als die Fürſchriften derer, die den Wehrt der Sprachen bald nach dem Wolklang ihrer Wörter, bald nach dem Ueberfluß an ſelbigen beſtimmen wollen. Ja der erſte Begriff von einer Sprache und ihrer Abſicht wird am beßten den Streit entſcheiden können, den der Eigenſinn durch Vertheidigung einer vorgefaßten Meynung erwecken möchte. Wir werden unſrem Leſer nicht durch Wiederholung eines weit=

weitläuftigen Beweiſes beſchwerlich ſeyn, der ſchon einmal in unſern Blättern iſt geführet worden. (ſ. N. 3. §. 2.)

§. 2.

Iſt die Vollſtändigkeit an Wörtern ein Kennzeichen der Schönheit einer Sprache; ſo wird uns ohne Zweifel niemand darin zuwider ſeyn, daß der in einer Sprache befundene Mangel an Wörtern, die zum Ausdruck der Gedanken erfordert werden; ein Merkmal ihrer Unvollkommenheit ſey. Der Satz folget aus dem vorhergehenden nothwendig. Man darf ſich dabey nur der Abſicht einer Sprache erinnern, welche zureichend ſeyn wird, unſre Meynung zu beſtätigen.

§. 3.

Man kann eine Sache entweder überhaupt betrachten, oder unter gewiſſen Umſtänden, welche dieſelbe einſchränken. Man kann auf eine Sprache ſehen, in ſofern dadurch ein Innbegriff aller Wörter verſtanden wird, durch welche ein Volk überhaupt ſeine Gedanken anzeigen kann, oder inſofern dieſer oder jener in der Sprache eines Volkes redet oder ſchreibet. Man wird in beiden Fällen nach dem, was wir, als bewieſen angenommen haben, das Vollkommene und Unvollkommene beſtimmen können. Fehlen in der Sprache eines Volkes Worte, die zum Ausdruck ihrer Gedanken und Begriffe nothwendig ſind, ſo ſchreiben wir demſelben eine unvollkommene Sprache zu. Redet oder ſchreibet iemand in der Sprache eines Volkes, bedienet ſich aber nicht, es ſey aus Unwiſſenheit oder Eigenſinn, der in ſolcher Sprache angenommenen und vorhandenen Worte und Ausdrücke, ſo giebet er ſeiner Sprache das

Anſe-

Anſehen einer Unvollkommenheit und wir behaupten von ihm einen **unvollkommenen Sprachgebrauch**. Ein jeder wird hieraus das Gegentheil auf gleicher Art beſtimmen können.

§. 4.

Da Unwiſſenheit und Eigenſinn den Grund des Fehlers in ſich halten können, den ein Schriftſteller in Anſehung des Gebrauchs einer Sprache begehet, (§. 3.) ſo folget hieraus, daß man nicht jederzeit von einem unvollkommenen Sprachgebrauch auf die Unvollkommenheit oder den Mangel einer Sprache zu ſchlüſſen Recht habe. Im Gegentheil aber wird klar ſeyn, daß man einen vollkommenen Sprachgebrauch, als das ſicherſte Merkmal der Vollkommenheit einer Sprache annehmen könne. Gleichfalls iſt offenbar, daß die Unvollkommenheit einer Sprache einen unvollkommenen Sprachgebrauch befördern müſſe, und daß dieſer einer vollkommenen Sprache auch nachtheilig ſeyn könne.

§. 5.

Die Wörter in einer Sprache werden mit Grunde getheilet in Stammwörter, in abgeleitete oder abſtammende und zuſammengeſetzte Wörter. Der Grund dieſer Eintheilung iſt ſo bekannt, als die Erklärungen einer jeden Art dieſer Wörter, daher ich Bedenken trage, hierin weitläuftig zu ſeyn.

§. 6.

Da die Vollſtändigkeit an Wörtern ein Kennzeichen einer vollkommenen Sprache iſt (§. 1.) und der Mangel an Wörtern von der Unvollkommenheit einer Sprache zeuget (§. 2.), ſo folget hieraus, daß zur Vollkommenheit einer Sprache eine Vollſtändigkeit an Stammwörtern,

ab-

abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörtern erfordert werde: Der Mangel aber an einer Art von dieſen ſchon als ein Merkmal einer unvollkommenen Sprache anzuſehen ſey. (§. 5.)

§. 7.

Viele ſind der Meynung, daß ſie Grund haben, die deutſche Sprache, als eine vollkommene zu erheben, die nicht nur eine zureichende, ſondern gar überflüſſige Anzahl Wörter hätte, die man als Zeichen der Gedanken gebrauchte. Wir wollen das letzte in einigen, ja vielen Fällen zugeben. Wir können uns aber nicht überreden, daß man von dem Ueberflüſſigen in einem Stücke auf das Zureichende in einem andern zu ſchlüſſen Recht habe. Man heget von dem Ueberflüſſigen überdem nicht eine zu vortheilhafte Meynung. Und es kann einem Volke zu keinem Ruhm gereichen, wenn es einen Gedanken durch zehn Wörter ausdrücken kann, zum Ausdruck eines andern aber nicht ein Wort in ſeiner Sprache hat. Ob es mit der Vollſtändigkeit der deutſchen Sprache ſeine Richtigkeit habe, ſolches wollen wir zu einer weiteren Unterſuchung ausſetzen.

§. 8.

Die Einmiſchung fremder Wörter in die eigene Sprache iſt den Deutſchen ſchon längſt als ein Fehler fürgeworfen, dazu ſie mehr als andere Völker geneigt wären. Ein Fremder möchte glauben, daß die deutſche Sprache vor allen andern an Wörtern und Ausdrückungen arm ſey, wann er einen Deutſchen reden höret, der ſeine Mutterſprache kaum hören läſſet, wann er deutſch redet, und alle Sprachen, von denen er etwas weiß, zu Hülfe rufet, wenn er einen Gedanken ſeiner Meynung nach ſchön ausdrücken will. Wir würden

faſt

faſt eine Zeit nennen können, in welcher dieſer Fehler unter unſern Landesleuten beynahe allgemein geweſen, wann dieſe Unterſuchung nöthig und die Sache ſelbſt unbekannt wäre. Daß ein ſolcher Sprachgebrauch aber vollkommen und einer Sprache vortheilhaft ſey, wird niemand mit Grunde behaupten, da das Gegentheil klar und bewieſen iſt. Daß ein ſolches Verfahren ohne Grund ſey, iſt häufig von den Gelehrten auf einer glücklichen Art dargeleget, die ihre Gedanken ſo ſchön durch Hülfe deutſcher Wörter zu erkennen gegeben, als andere in der bunten Schreibart und in einem gebrochenen Vortrag. Wir würden aber von dieſem unvollkommenen Sprachgebrauch nicht auf die Unvollkommenheit der Sprache an ſich ſchlüſſen können, wenn der Beweis ſchwer und unmöglich fiele, daß in manchen Fällen ein Mangel an deutſchen Wörtern, die entweder der Sprache fehlen, oder durch den allgemeinen Beyfall noch nicht eingeführet worden, zu dem unvollkommenen Sprachgebrauch Gelegenheit gebe. (§. 4.)

§. 9.

Iſt eine Sprache arm an Stammwörtern, ſo muß dieſes nothwendig ein Grund der größten Unvollkommenheit ſeyn. Die Stammwörter ſind die erſten und einfachen, von denen andere abgeleitet und zuſammen geſetzet werden. Mangelt daher ein Stammwort, ſo müſſen auch nothwendig die Wörter fehlen, deren Ableitung und Zuſammenſetzung von jenem möglich wäre (§. 6.), welches aber die Unvollkommenheit einer Sprache anzeiget (§. 2.).

§. 10.

Daß eine zu geringe Anzahl der erſten und einfachen

Wör-

Wörter an einer Unvollkomenheit der deutſchen Sprache Schuld ſey, wollen wir nicht als etwas gewiſſes behaupten. Es möchte zwar leicht ſeyn, viele Sachen in der Welt zu finden, die nicht einem jeden bekannt und deren Namen nicht in der deutſchen Sprache befindlich ſind. Hier würde aber noch eine Unterſuchung erfordert werden, ob ſolche Sachen nothwendig mit einem Stamworte zu bezeichnen wären, oder ob nicht vielmehr andere abgeleitete und zuſammengeſetzte Wörter den Namen derſelben füglich ausmachen könnten. Wir wollen vielmehr gerne zugeben, daß die deutſche Sprache an Stamwörtern vollſtändig genug ſey. Dieſes aber möchte den Deutſchen mit Grunde als ein Fehler fürgeworfen werden, daß ſie ihre Stammwörter ſelbſt nicht wiſſen, die Sprache ihrer Vorfahren zum Theil verlernet haben, und mit ihren Wortforſchungen oft nicht nur den Ausländern, ſondern auch ihren Landesleuten ein billiges Gelächter verurſachen; in vielen Stücken aber eigenſinnig ſind, und die Worte aus der Sprache ihrer Vorfahren nicht wollen gelten laſſen. Ich weiß nicht, ob ich die Sprache vollkommen nennen kan, in welcher unzähliche abgeleitete und zuſammengeſetzte Wörter ſind, die Stammwörter haben, welche von dem Gebrauch verbannet ſind; ob ſie gleich zu einem deutlicheren Ausdruck ſehr oft erforderlich wärrn. Es werden ſolche Stammwörter, die unter den Deutſchen ungebräuchlich, obgleich nothwendig ſind, eine eigene Abhandlung verdienen, und wir verſprechen ein beſonderes Verzeichniß derſelben unſern Leſern zu liefern.

§. 11.

Abgeleitete Wörter nennen wir diejenigen, die aus

einem Stammworte durch eine mit demſelben vorgenommene Veränderung gemacht werden. Man kann eine Sache auf verſchiedene Art gedenken und dieſelbe bald unter dieſer, bald unter jener Veränderung ſich vorſtellen; daher iſt es nothwendig, daß die Wörter in einer Sprache nach der beſtimmten Veränderung der Gedanken gleichfalls verändert werden (§. 1.), und folglich eine Sprache abgeleitete Wörter haben müſſe. Dieſelben ſind in der deutſchen Sprache, wie in allen andern, befindlich; und ich glaube nicht, daß die deutſche Sprache an ſich die Veränderung ihrer Stammwörter, wann dieſelbe in der Veränderung eines Gedankens gegründet iſt, verbieten werde. Demohngeachtet werden viele nach ordentlichen Regeln abgeleitete Wörter aus dem allgemeinen Sprachgebrauch der Deutſchen verſtoſſen. Man hat verſäumet, von einem Stammwort die Ableitung vorzunehmen, die bey einem andern richtig iſt, und mit Vortheil gebraucht wird. Die Sprache der Franzoſen oder Lateiner muß ehe dieſen Mangel eines abgeleiteten Wortes erſetzen, als man ſich entſchlüſſen kann, die Vollkommenheit ſeiner Sprache in dieſem Stücke, wie in andern, zu zeigen. Ich will unter den vielen Exempeln, die ſolches bezeugen, nur eines anführen. Ein Deutſcher hat Recht, einen Menſchen, der das Lehren verſtehet und ſich dazu gewiedmet hat, einen **Lehrer** zu nennen, und die Ableitung vorzunehmen, wie dieſelbe gewöhnlich iſt. Er gedenket gleichfalls eines Menſchen, der das Urtheilen verſtehet, oder ein Urtheil vornimmt, bittet aber ehe Griechen und Lateiner um das Wort Criticus, ehe er von ſeinem Stammwort ein Wort ableitet, welches **Urtheiler** heiſſen müßte. Solcher Fälle ſind ſehr viele, die den Mangel der abgelei-

teten Wörter in der deutſchen Sprache zu beweiſen, zureichend ſind. Ich weiß wol, daß der Sprachgebrauch angeführet wird, ein ſolches Verfahren zu rechtfertigen. Ich glaube aber auch, daß wir, wann wir etwas unvollkommenes wahrnehmen, noch eben das Recht in Anſehung der Feſtſetzung des Sprachgebrauchs haben, welches unſern Vorfahren nicht iſt geweigert worden; wo man den Unterſcheid unter einer todten und annoch lebenden, unter einer wachſenden und vollkommenen Sprache nicht gänzlich verwerfen will.

§. 12.

Da viele Stammwörter in der deutſchen Sprache, wo nicht gänzlich unbekannt, doch zum wenigſten zweifelhaft und verſteckt ſind (§. 10.), und zum Theil ſchon zu den Zeiten geweſen ſind, da man angefangen hat, ſich der Sprache einigermaſſen anzunehmen; ſo ſind auch nothwendig einige Ableitungen von ſolchen Wörtern nachgeblieben, die zum Ausdruck der Gedanken nöthig und in verſchiedenen Fällen bequem geweſen ſeyn möchten. Die Weitläuftigkeit im Ausdruck eines Gedanken iſt den Deutſchen oft als ein Fehler fürgeworfen worden. Wir können nicht leugnen, daß wir bey dem Ausdruck eines Gedanken manche weitläuftige Umſchreibung vornehmen müſſen. Wir mögen uns bemühen, wie wir wollen, den Begriff eines Fehlers hievon zu entfernen; ſo wird man es doch nie als eine Vollkommenheit unſerer Sprache angeben können. Sollte aber nicht der Mangel abgeleiteter Wörter, als eine Quelle dieſes Fehlers mit Recht angeſehen werden?

§. 13.

Wörter, welche unterſchiedene, aber zuſammengedachte

Begriffe und Sachen andeuten, und zuſammengeſetzte genannt werden, werden in allen Sprachen mit beſonderem Vortheil gebrauchet. Die Griechen haben es in der Einführung und dem Gebrauch ſolcher Wörter in ihrer Sprache faſt allen Völkern zuvorgethan. Die Gelehrten haben in denſelben ſo etwas ſchönes gefunden, daß ſie nie verabſäumet haben, ihre Sprache mit zuſammengeſetzten griechiſchen Wörtern auszuzieren. Unſere Abſicht iſt nicht, zu unterſuchen, ob der von ihnen beliebte Gebrauch der fremden Wörter in ihrer Sprache lobwürdig ſey. Dieſes aber müſſen wir ihnen zugeſtehen, daß ſie den wahren Wehrt der zuſammengeſetzten Wörter, und wie vortheilhaft dieſelben zu gebrauchen ſind, eingeſehen haben. Daß unſere deutſche Sprache der griechiſchen darin ſehr nahe kömmt, daß ſie eine regelmäſſige Zuſammenſetzung der Wörter, welche zuſammengedachte Begriffe ausdrücken, verſtattet; wird ſchon dasjenige bezeugen können, was wir in der deutſchen Sprache hievon aufzuweiſen haben. Jedoch wir dürfen auch nicht lange ſuchen, wenn wir das annoch mangelhafte in dieſem Stücke wahrnehmen wollen. Es iſt nicht lange, da erſt die faſt überall angenommenen griechiſchen und lateiniſchen zuſammengeſetzten Kunſtwörter in der deutſchen Sprache das Bürgerrecht verloren, und geſcheute Männer ihren Fleiß in Zuſammenſetzung und Bekanntmachung deutſcher Wörter, die jenen gleich ſind, bewieſen haben. Man hat vor kurzen angefangen, die Zahl der zuſammengeſetzten Wörter der deutſchen Sprache beſonders hiedurch zu vermehren, und zu glauben, daß auch in andern Fällen erlaubt ſey, Wörter zuſammenzuſetzen, wenn nur die Begriffe, die ein jedes anzeiget, nichts widerſprechendes enthalten. Daß aber in vielen Wör-

tern annoch eine Zuſammenſetzung möglich ſey, da ſie nicht geſchehen iſt, wird wol ein jeder einſehen. Daß die Zwitterwörter, oder die halb deutſch und halb fremde ſind, und von einem unvollkommenen Sprachgebrauch zeugen (§. 8.) noch nicht abgeſchaffet, noch nicht verändert ſind, kann man aus Reden und Schriften abnehmen. Daß man endlich bey der Zuſammenſetzung deutſcher Wörter Maaß und Regeln nur allein von andern Sprachen nehmen will, und ſich mit einer ganz genauen Ueberſetzung derſelben quälet, bringet der Sprache keinen Vortheil. Wir haben viele zuſammengeſetzte, beſonders Kunſtwörter, die wir nicht verſtehen würden, wenn wir die in demſelben liegenden Begriffe prüfeten, und nicht auf andere Art erfahren hätten, was ſie anzeigen ſollten. Man hat verſäumet, den Unterſcheid unter der deutſchen und fremden Mundart zu beobachten. Welcher Deutſcher verſteht z. E. das Wort **Unterwurf**? und doch finden wir es in deutſchen Schriften als ein zuſammengeſetztes Wort, welches der Lateiner Subjectum ausdrücken ſoll. Dergleichen Wörter ſind noch ſehr viele, deren Gebrauch ſo ſchlecht und unvollkommen iſt, als wenn ſie überall in der Sprache mangelten.

§. 14.

Die **Verbeſſerung** einer **Sprache** iſt eine Bemühung, die entdeckten Mängel, Fehler und Unvollkommenheiten in derſelben abzuſchaffen und den Sprachgebrauch ſo zu verändern, daß er vollkommen könne genannt werden (§. 1. und 3.).

§. 15.

Da die Sprache mit den Gedanken und Begriffen in einer genauen Verbindung ſtehet, auf die rechte Einrich-

tung der Gedanken und Begriffe aber ſehr vieles, ſowol im gemeinen Leben, als in der Gelehrſamkeit beruhet; ſo ſehen wir leicht, daß es nicht einerley iſt, ob die Einrichtung der Sprache vollkommen, oder unvollkommen ſey; ſondern daß das Vollkommene in derſelben einen Vorzug vor dem Unvollkommenen haben, und auf die Verbeſſerung einer Sprache mit beſonderm Fleiß geſehen werden müſſe.

§. 16.

Da diejenigen Mängel, welche wir in der deutſchen Sprache wahrnehmen, genug beweiſen, daß dieſelbe noch nicht zu ihrer möglichen Vollkommenheit gelanget ſey; ſo erkennen wir zugleich, daß die Verbeſſerung der deutſchen Sprache eine nothwendige Pflicht derjenigen ſey, welche ſich derſelben als ihrer Mutterſprache bedienen (§. 15.); und daß folglich die in derſelben wahrgenommenen Fehler geändert und die Mängel erſetzet werden müſſen. (§. 14.)

§. 17.

Neue Wörter nennen wir diejenigen Zeichen der Gedanken und Ausdrücke, welche zur Erſetzung des Mangels und der Unvollſtändigkeit in einer Sprache angenommen und eingeführet werden. In einer Sprache aber, die unvollkommen iſt, fehlen entweder Worte, die einen Gedanken anzuzeigen nothwendig ſind, oder man bedienet ſich ſolcher Ausdrücke, die billig anders ſeyn ſollten. Beide Fehler werden durch die Zeichen der Gedanken, welche wir neue Wörter genannt haben, erſetzet.

§. 18.

Wer die Verbeſſerung einer Sprache zur Abſicht hat, der ſtellet ſich die Unvollkommenheiten vor, die in der-

ſelben vorhanden ſind, und ſiehet zugleich auf geſchickte Mittel, wodurch dieſelben gehoben werden. Der Mangel einer Sprache an Wörtern und die Verabſäumung des Gebrauchs ſolcher Wörter, die eigentlich zum Ausdruck dieſes und keines anderen Gedanken in der Sprache erfordert werden, ſind diejenigen Stücke, wovon wir auf einen unvollkommenen Sprachgebrauch geſchloſſen haben (§. 2. u. 3.). Die Einführung neuer Wörter oder die Veränderung eines Wortes, welches vorher anders gelautet, iſt dasjenige Mittel, wodurch dieſes Unvollkommene gehoben wird (§. 17.). Wer alſo die Verbeſſerung einer Sprache zur Abſicht hat, und die Unvollkommenheiten wahrnimmt, welche durch neue Wörter zernichtet werden, dem ſchreiben wir billig das Recht zu, neue Wörter in ſeine Sprache einzuführen.

§. 19.

Den Deutſchen wird aus dieſem Grunde vermuthlich gleichfalls niemand die Freyheit abſprechen, ſich der Mittel zu bedienen, wodurch ſie die in ihrer Sprache, als einer annoch wachſenden, mögliche und vorhandene Unvollkommenheiten zu beſtreiten, fähig ſind. Wir werden ohne Zweifel das Recht haben, das Mangelhafte und Unvollkommene in der Sprache durch neue Wörter zu erſetzen. Man beſchuldige uns keiner Verwegenheit, wann wir etwas behaupten, das dem Neugierigen gefallen möchte, weil er die Freyheit erhielte, deutſch zu reden, wie er wollte, und ſeinen Landesleuten nach Gefallen Worte vorzulegen, die ſie niemals gehöret, und die in ihrer Sprache keinen Grund hätten. Mich deucht, daß die in unſerm Satze liegenden Begriffe die Bemühung eines jeden ſo einſchränken, wie es die Sache ſelbſt erfordert. Wir be-

dürfen keiner neuen Wörter, wo die alten vorhanden und zureichend ſind, die Gedanken anzuzeigen, wozu ſie erſonnen und eingeführet ſind. Wir dürfen uns keine Unvollkommenheiten vorſtellen, wo ſie nicht würklich vorhanden ſind. Wir dürfen wahre Fehler aber auch nicht erdulden, wo eine Verbeſſerung möglich iſt. Diejenigen Fälle, darin unſer Behaupten Stat findet, werden ſchon aus dem vorhergehenden zu beſtimmen ſeyn.

§. 20.

Da in dem Mangel der Stammwörter in einer Sprache, verſchiedene Mängel und Unvollkommenheiten ihren Grund haben müſſen (§. 9.), die Deutſchen aber in der Unterſuchung und dem Gebrauch vieler Stammwörter nachläſſig geweſen und dieſelben gar aus dem Sprachgebrauch verſtoſſen haben (§. 10.); ſo finden wir hie einen Grund möglicher Fehler, die als wahre Unvollkommenheiten in der deutſchen Sprache vorhanden ſeyn können. Wer dieſen Mangel wahrnimmt, wird daher zur Erforſchung der mangelnden Wörter verbunden ſeyn und das Recht haben, dieſelben einzuführen, wo ihr Mangel nicht iſt erſetzet worden. Solche Wörter aber würden in Anſehung des gegenwärtigen Sprachgebrauchs für neue Wörter zu halten ſeyn (§. 17.) Will ſie jemand anders nennen; wir ſind ihm nicht zuwider, wenn er in der Sache ſelbſt mit uns einig iſt.

§. 21.

Daß der Mangel abgeleiteter Wörter eine Unvollkommenheit der Sprache andeute, und zum Gebrauch fremder Wörter und weitläuftiger Umſchreibungen Gelegenheit gebe, erhellet aus dem, was zuvor iſt angeführet worden (§. 6. und 12.). Wenn man daher das Mangelhafte in

dieſem Stücke in der deutſchen Sprache erkennet, dabey aber die Möglichkeit einer regelmäſſigen Ableitung einſiehet; was für ein Fürwurf würde wol zu beſorgen ſeyn, wenn man eine neue Ableitung vornähme und dasjenige leiſtete, was die Verbeſſerung der Sprache erforderte?

§. 22.

In Anſehung der zuſammengeſetzten Wörter haben ſich ſchon die Deutſchen der erlaubten Freyheit bedienet, und manche Schwierigkeit durch Einführung nöthiger zuſammengeſetzter Wörter zu unſern Zeiten gehoben. Wir glauben endlich nicht, daß die deutſche Sprache zu ihrer möglichen Vollkommenheit gelangen werde, wo man in unerlaubten Fällen ſich als einen Sclaven des Sprachgebrauchs bezeiget, der doch gleichfalls nur in dem Willkühr unſerer Vorfahren und Landesleute gegründet iſt.

V.

Das mit dem nimmer untergehenden Poolſtern, und mit dreyen Kronen vermählte Zimberland,

wie Se. Durchl. der Herzog von Schleßwig-Holſtein, Friedrich, nach gehaltenem Beylager in Stockholm mit der Königl. ſchwediſchen Erbprinzeſſin, Hedewig Sophien, glücklich in Stralſund ankamen;

von M. Jacob Wolfen, Rector des ſtralſ. Gymnaſ. 1698. 4. Bogen in Folio.

Wir werden uns bey der Erzählung und Beurtheilung dieſes Gedichtes gegen zweyerley Art von Leuten zu rechtfertigen haben. Einige werden

uns fürwerfen, warum wir ihnen in den gegenwärtigen Tagen ein Gedicht vorlegen, an welchem der heutige reine Geſchmack der Dichtkunſt gar nichts beſonders findet. Andere werden vielleicht mit unſerm Urtheil um deswillen nicht eben zufrieden ſeyn, weil es ein Gedicht betrifft, das ſie lieben, deſſen Verfaſſer ſie hoch halten, und das wegen ſeines Alters von einem halben Jahrhundert doch wol von aller critiſchen Beurtheilung ſollte frey geworden ſeyn. Die letztern werden ohne Zweifel unſere Landesleute ſeyn, und wir möchten uns daher ihnen um ſo viel eher gefällig erweiſen. Doch ſie werden die Abſichten unſerer Geſellſchaft kennen; Sie werden wiſſen, warum wir auch beſonders gegenwärtige Monathsſchrift angefangen haben. Jenes ſowol, als dieſes wird uns daher leicht rechtfertigen können. Wir haben uns vorgenommen, allerhand Schriften, die auf einiger Art zur Dichtkunſt und Beredſamkeit gehören, bekannt zu machen und zu beurtheilen; und ſo mußten ja auch freylich dieſe Bogen hier ihren Platz finden. Unſer Endzweck iſt, eine reine Sprache, in gebundener ſowol, als ungebundener Schreibart zu führen; und ſo viel an uns iſt, auch unſere Landesleute eben dazu zu verhelfen. Dieß letztere iſt nicht eher möglich, bis unterſchiedene von ihnen gewiſſe Vorurtheile haben fahren laſſen. Wir wollen nur eines nennen. Man berufet ſich auf das Anſehen eines Mannes. Er iſt zu ſeiner Zeit unter ſeinen Landesleuten der beßte Redner, der beßte Dichter, u. d. m. geweſen. Man ſchlüßt daher: er ſey es noch. Man preiſet uns eine jede Schrift von ihm als ein allgemeines Muſter in ihrer Art an. Man wird böſe, wenn andere es nicht glauben wollen. Was hat man dagegen für Mittel? Man muß die Fehler eines ſolchen Mannes

zeigen, um das beßte vieler andern willen. Er ſelbſt würde es, wenn es in ſeinen Tagen geſchehen wäre, nicht haben mißbilligen können. Jhm gehet auch würklich von ſeinen andern Verdienſten dadurch nicht das geringſte ab, ob er gleich nicht der vollkommenſte Redner, ob er gleich nicht der geſchickteſte Dichter geweſen iſt. Wir halten dieſen Grund einer freyen Beurtheilung für zureichend; Und er wird mit eine Regel abgeben müſſen, nach welcher man unterſchiedene Stücke dieſer Sammlungen inskünftige wird zu beurtheilen haben.

Die Ueberſchrift dieſes Gedichtes ſaget mehr, als ſie ihre Leſer würklich denken läßt. Die Vermählung eines Landes mit dem nimmer untergehenden Poolſtern läßt ſich wol nicht leicht begreiffen. Das Land ſo wenig, als der Poolſtern ſind fähig, aus ihrer Lage und ihrem Stande gerücket zu werden. Und wenn auch dieſes wäre, ſo würde gleichwol ihrer beider Vermählung für das Land am gefährlichſten ſeyn. Es dürfte dadurch leicht in ſolchen Zuſtand geſetzet werden, daß es der Vermählung mit dreyen Kronen zum wenigſten entbehren könnte. Doch wir müſſen auch von dem Gedichte ſelbſt etwas ſagen. Der Anfang iſt dieſer:

„Als du jüngſt unterm Knall der donnernden Carthaunen
„Von hier nach Norden gingſt, durchlauchſter Friederich,
„Und man den Belt-Neptun ſah dergeſtalt erſtaunen,
„Daß ihm vom Dampf und Schmauch ſein ſchnar-
„chend Geiſt entwich,

Wer wird vor dieſem Getös unbetäubet bleiben können, da der Belt-Neptun ſelbſt darüber vor Schrecken geſtorben iſt? Die Seeordnung wird bey dieſem Sterbefall am meiſten haben leiden müſſen, weil nunmehro ein jeder in dieſem wäſſerichten Theile der Welt nach ſeinem

eigenen Gefallen wird haben regieren wollen. Doch vielleicht trifft dieſe Unordnung allein den Belt. Der Belt-Neptun muß nur allein von einer ſolchen furchtſamen Gemüthsart ſeyn, und er iſt daher eben ſo bald wieder verſchwunden, als ihn der Verfaſſer hat entſtehen laſſen, indem wol vor demſelben keiner von allen Dichtern einen beſondern Belt-Neptun geglaubet hat. Dem Ausdruck: ſein ſchnarchend Geiſt; an ſtatt: ſchnarchender, möchte die berufene poetiſche Freyheit noch wol einen Mantel borgen.

Hierauf erzählt der Dichter, daß der Prinz bey ſeiner Hinreiſe nach Schweden allein, und auch von aller Liebe ganz frey geweſen ſey. Er hat dabey unter andern dieſen Gedanken:

„ - - - - warſt
„Selbſt deine Luſt, mein Prinz, doch ſelber auch dein Schmerz.

Der Verfaſſer würde ſehr wol gethan haben, wenn er uns in einer Anmerkung hiebey dieſe Stelle erkläret hätte. Er hat ohne Zweifel ſehr viel ſchönes dabey gedacht, und es iſt nur Schade, daß die Dunkelheit dieſer Stelle uns eben daſſelbe dabey zu denken nicht erlaubet. Bey dieſer Gelegenheit bringt er einen ganzen Vorrath von dem unvergleichlichen Schatz ſeiner Collectaneen an. Er will ſagen, der Prinz ſey niemalen verliebt geweſen. Dieß drücket er ſo aus: Ihm ſey noch niemalen bekannt geworden,

„Was von der Zypris man und ihrem Sohn geſchrieben,
„Wie ſie mit deſſen Hülf gefangen den Adon;
„Den Herkul angereizt, die Omphale zu lieben;
„Und durch Cleopatren gefeſſelt den Anton;
„Wie Paris und Achill um eine Fürſtin brennen,

„Und

„Und ſtecken Ilien darüber beid in Brand,
„Und wie kein griechſcher Fürſt will eine andre kennen,
„Als Helene, die doch nur einen Paris fand;
„Was dort für eine Glut der Dido Herz durchwühlet,
„So bald Aeneens Schiff ſtößt bey Carthago an;
„Wie Jupiter mit Luſt von Juno Flammen fühlet,
„Bald in die Jo entbrennt, und bald in einen Schwan.

Wie unerträglich ſind hier nicht alle Worte durcheinander geworfen. Ja bey dem letzten Ausdruck wird er vollkommen unverſtändlich. Soll der Verſtand dieſer ſeyn, daß Jupiter auch ſogar in einen Schwan ſey verliebt geworden; ſo weiß ich mich deſſen aus keiner mythologiſchen Hiſtorie zu erinnern. Sich ſelbſt verwandelte er in einen Schwan, um die Leda, welche die Geſtalt einer Gans hatte annehmen müſſen, zu betrügen. Ob nun dem Poeten der Schwan und die Gans ein Paar gleiche Vögel ſeyn mögen, ſolches weiß ich nicht. Zum wenigſten würde dieſe Vermengung ſeiner Dichtkunſt ſehr nachtheilig ausgeleget werden können. Geſetzt aber, Leda wäre in eine Schwänin verwandelt worden; ſo wäre hier gleichwol das unrechte Geſchlecht bezeichnet, und der ganze Ausdruck bliebe dennoch falſch, indem Jupiter nicht in einen Schwan, ſondern in die Leda verliebt geweſen iſt, die er nur zu dem Ende, damit er ſeinen Willen deſto freyer mit ihr haben könnte, in eine Gans verwandelt hatte. Wenn der Dichter nicht ſelbſt dieſes, als unrichtig erkannt hätte, ſo würde er auch in dem vorhergehenden an ſtatt: die Jo, eine Kuh, ſo wie hier, an ſtatt der Leda: einen Schwan, geſetzet haben. Zum wenigſten würden beide Redensarten gleich uneigentlich geweſen ſeyn. Gleich hierauf kömmt dieſe Redensart vor: **Der irrdiſche Zunder der Wolluſt hauchet**

dem Thon der Sterblichen zur Brunſt allerhand Weſen ein. Ein dem Thon etwas einhauchender Zunder, iſt ein Ausdruck, mit welchem ich nicht den allergeringſten Begriff verknüpfen kann. Das Hauchen und der Zunder ſind zwo Sachen, die ſich eben ſo gut, als die Sprache und der Stein zuſammen ſchicken. Und wie kan dem Thon etwas eingehauchet werden? Der Poet mag den Schall, oder Töpfererde darunter verſtehen, ſo wird er doch in beiden Fällen gleich undeutlich bleiben.

Er fähret noch immer fort, die vorige Freyheit des Herzogs zu beſchreiben. Jetzund drucket er es ſo aus:

„Dein Fürſten-Cabinet, das Phrygien geſticket,
„Das Sidons Seidenwurm mit Schneckenblute färbt,
„War von der Venus Garn bisher noch nie umſtricket.

Von einem Cabinet kan ich wol nicht eben ſagen, daß es geſtickt ſey, ob es gleich mit geſtickten Tapeten kann behangen werden. Ein Seidenwurm, der mit Schneckenblut färben kann, iſt auch wol ſonſten noch nirgends, als in dem Poetenkaſten dieſes Dichters zu finden geweſen. Ueberhaupt ſind alle dieſe Ausdrücke überflüſſig. Er ſagt: das Fürſtencabinet ſey noch nie von dem Garn der Venus umſtrickt geweſen. Wir wollen dieſe Redensart gelten laſſen. Warum aber mußte denn hier der Auspuß dieſes Zimmers auf einer ſolchen Art, die zu jenem nichts beyträgt, beſchrieben werden? Jedoch der mit Schneckenblut angefüllte Seidenwurm wäre ja ſonſten nicht bekannt geworden.

Nunmehro kommt eine Stelle, die noch vor allen vorigen unter den franzöſiſchen Phoebus und den engelländiſchen Bombaſt einen Platz verdienet. Hier iſt ſie:

„Vergönne, groſſer Fürſt, daß der geringe Schatten,
„Den mein ohnmächtger Kiel hie ſo verwegen macht,
„Des Körpers Glanz abmahl! Ein

Ein verwegener Schatten, ein von einem Kiel verwegen gemachter Schatten, ein Schatten, der den Glanz eines Körpers abmahlen kann; gewiß, lauter Redensarten, von welchen wir, ohne den Verfaſſer zu beleidigen, ſagen dürfen, daß ſie im höchſten Grad unverſtändlich ſind, weil wir ohnmöglich glauben können, daß er ſelbſt, wie er ſie niedergeſchrieben, das geringſte dabey gedacht hat. Wir ſind ſchon willens geweſen, dieſe ganze Stelle einen Druckfehler zu nennen, wenn uns nicht bange wäre, unſere Leſer möchten ſolches eben ſo wenig im Ernſt glauben, als wir es im Ernſt ſchreiben können.

Endlich kömmt die Poſt aus Schweden, der holſteinſche Herzog ſey mit der ſchwediſchen Prinzeſſin verlobet worden. Der Verfaſſer theilet uns dieſelbe folgendermaſſen mit:

„Der ſchöne Zimberfürſt, der iſt verliebet worden!
„Das war das erſte Wort, das Famens Trompte blies;
„Der groſſe Friederich ſteht in dem Bräutgams Orden!
„Das war das andere, ſo ſich drauf hören ließ.

Mich dünkt, beide Nachrichten ſagen mehrentheils einerley; Und die letzte hätte füglich wegbleiben können, wo nicht jemand möchte gemuthmaſſet haben, der Fürſt hätte einen Korb bekommen. Die Zuſammenziehung des Wortes Trompte von Trompete gefällt mir bey nahe, weil es den eigentlichen Ton dieſes muſicaliſchen Inſtruments ſehr natürlich auszudrücken ſcheinet.

Hier wird dem Dichter bange, es möchte, von der Liebe des Fürſten zu reden, gar zu verwegen ſeyn. So ſchreibt er:

„Wie? fürcht't ſich nicht mein Geiſt, daß Diamant und Kronen
„Zermalmen ſeinen Thon und düſtren Kieſelſtein?

Der Leſer wird leicht wiſſen, wo dieſe Redensarten

abermal ihre verdiente Stelle finden müſſen. Was dem Verfaſſer das Wort Thon allhier heiſſen ſoll, ſolches können wir ohnmöglich errathen, weil es doch an dieſem Ort in allen ſeinen möglichen Auslegungen unverſtändlich bleibet. Um des Worts: zermalmen, und um des folgenden Kieſelſteins willen, müßte hier doch wol eine Art von Erde verſtanden werden. Denn da der Geiſt des Dichters einen Kieſelſtein hat, ſo kann ihm mit eben dem Recht auch wol ein Stück Töpfererde zukommen. Das zermalmen mit Diamanten möchte noch wol angehen, ob es gleich unvergleichlich koſtbar ſeyn würde. Ob aber Kronen gar einmal dazu können gebraucht werden, ſolches wird der Verfaſſer am beßten gewußt haben.

„Klimmt unſers Griffels Wachs, Prinzeſſe, nordſche Sonne,
„Zu deiner Stralen Blitz ſo ungeſtraft hinan?

Noch haben wir niemalen ein Stück Wachs klimmen geſehen. Bey dem Wachs des Griffels läßt es ſich muthmaſſen, als ob gar der Griffel des Schreibers von Wachs geweſen ſey.

Nunmehr ſcheinet es, als wenn der Verfaſſer dem eigentlichen Hauptſatz ſeiner Abhandlung näher kommen will. Er fängt an, von, ich weiß nicht, was für einer Vereinigung der Sternen und Gemüther zu reden, und ſagt, daß dieſelbe eintreffe, wenn Heldenkinder ein himmliſches Geſchlecht umarmen. Es iſt abermal Schade, daß dieſe Stelle nicht in einer Anmerkung iſt erläutert worden. Inzwiſchen nimmt er dieſer Gelegenheit wahr, uns von neuen den ganzen Schatz ſeiner Collectaneen, ſo viel er davon unter dem Titel: natürliche Uebereinſtimmung und Feindſchaft, geſammlet hat, recht verſchwen-

deriſch mitzutheilen. Unſern Leſern wird es lieb ſeyn müſſen, wenn wir dieſen Schatz nicht für uns allein behalten:

„Befreundt ſich der Magnet wol mit dem Diamante?
„Nein! dieſer gehet nur dem ſchönen Poolſtern nach;
„Ein Pferd und ein Kamehl die werden nie Verwandte:
„Kein Elephante je den Widder leiden mag.
„Kein Roſenkäfer kan den Adeler vertragen,
„Er fleucht ihm feindlich nach bis an des Jovis Schooß,
„Dem Eichbaum will ja auch der Oelbaum nie behagen,
„Er reißt beſtändig ſich von deſſen Freundſchaft loß.
„Saturn hingegen ſucht am Bleymetall zu kleben,
„Ihm nimmt ſein grames Herz der himmliſche Saffier;
„Zypreß und Nieſewurz die ſind ſein tauſend Leben;
„Kamehl und Fledermaus ihm auserwählte Thier.
„Die weiſſe Lilge macht den Jupiter verliebet;
„Er iſt des Adlers Freund; er herzet den Schmaragd;
„Sein Indien aus Lieb ihm Zimmt und Zucker giebet;
„Er freut ſich, wann ihm wird Olivenblüth gebracht.
„Mars will dem Falken wol, die Sonne lebt im Golde;
„Der Venus Labſal ſind Korallen, Roſen, Klee;
„Merkur liebt Eimbeerblüth, iſt Papageyen holde;
„Mit Silber, Perln, Kryſtall vermählt ſich Hekate.
„Und kein Magnete ſchwingt zum Pol ſich ſo vergnüget,
„Als wenn ein Fürſtenhut mit Kronen ſich vermählt.

Das bloſſe Hinſchreiben dieſer ganzen Schulgelehrſamkeit hat uns ſchon müde gemacht, und unſere Leſer mögen daher ſelbſt davon urtheilen. Nur eins müſſen wir ſagen. Die Redensart: **Zypreß und Nieſewurz ſind dem Saturn ſein tauſend Leben;** hat der Dichter noch wol von der Sprache ſeiner Wärterin behalten. Der letzte Satz iſt wol der allerrichtigſte, daß nemlich ein Prinz ſeinen Fürſtenhut ſehr gerne mit einer Krone vertauſchet,

Bayerische Staatsbibliothek München

oder zum wenigſten vermählet; ob wir gleich zweifeln müſſen, daß der Verfaſſer dieſe Erklärung, als die ſeinige würde gelten laſſen.

Die Redensart: **einem Satz ein ſpitzig Steinlein beyſchieben**; wird nicht ſofort jedermann verſtehen; und den **Ort, wo ſich die Sonne wäſcht**, haben wir gleichfalls in keiner Erdbeſchreibung gefunden. Wenn dem Herrn Gottſched folgende Stelle bekannt geweſen wäre, ſo würde ſie gewiß auf der 265. Seite ſeiner critiſchen Dichtkunſt ihren Platz gefunden haben.

„Von Eurem holden Hauch wird unſre Luſt ambriret;
„Von Eurem erſten Wort gehn Wolluſtroſen auf,
„Die gleich ein Anmuthsweſt in Eurer Hand gebieret;
„Aus Euren Augen ſtrömt die Lieb in vollem Lauf.
„Wo Euer Geiſt hinweht, da wachſen Zimmetnelken;
„Von Eurem Athem hat ein jeder Gart' Genieß;
„Wo ihr Euch herzt, da muß die Flora nie verwelken;
„Denn ihr ſeyd lebendig ein Blumenparadies.
„Zu Eurer Hochzeit hat die nordſche Philomele
„Und jede Baumſiren ihr ſüſſes Lied gebracht.
„Drum klingt es, wo ihr geht, daß aller Felder Seele
„Zu neuer Lebenskraft, zu neuer Luſt erwacht.
„Jehovah hat euch ſelbſt den Trauring angeſtecket;
„Daher iſt jede Hand des theuren Balſams voll,
„Der durch die groſſe Bruſt des Himmels ſich erſtre-
cket u. ſ. f.

Die Glückſeeligkeit eines Landes, das unter dem Schutz eines vollkommenen Prinzen ſtehet, kann wol nicht prächtiger beſchrieben werden, als wenn der Verfaſſer ſaget:

„Es würde Pommerns Glück aus allen Bäumen rauſchen,
„So oft dieß Götterpaar nehm deren Schatten ein.

Nachdem er in dem folgenden ſich entſchuldiget, daß er nichts bringen könne, „Was

Bayerische Staatsbibliothek München

„Was nach Arabiens ambrirten Wäldern reucht,
„Nichts, was durch Indiens Markadern pflegt zu dringen,
„Und was mit reichem Strom durch Ganges Tiefen fleucht;

So ſpricht er darauf:

„Ich opfre dir mein Salz mit einem armen Reime,
„Der Dank macht einen Rauch bis an Saturnens Krais;
„Iſt deſſen Faß denn nur gemacht aus irrdiſchem Leime,
„So lebt drin doch ein Herz, das auch, was himliſch, weiß.

Der von dem Dank bis an Saturnens Krais gemachte Rauch iſt weit erträglicher, als das aus irrdiſchem Leim gemachte Faß. Wir wiſſen würklich nicht, wo wir es hinbringen ſollen. Bey dem Reim ſchickt es ſich eben ſo wenig, als wie bey dem Rauch und bey dem Krais des Saturnus. Und würden wir auch gleich ein Salzfaß daraus machen, ſo würde das Gefäß, es möchte aus Leim oder Gold gemacht ſeyn, doch nichts zum Opfer beytragen; zugeſchweigen, daß es ein Faß ſeyn ſoll, darin ſich ſo gar das Herz des Dichters befindet.

Hierauf wird dem Herzoge mit ſeiner Gemahlin der Paß geſchrieben. Vorhero aber werden zur Reiſe noch dieſe Anſtalten gemacht:

„Immanuel ſey du hinfort die Zynoſure,
„Und geh um deſſen Pol die Rund ohn Unterlaß:
„Rüſt aus im Sternenſaal die groſſe Fürſtenfuhre,
„Und führ ſie ſelbſt von hier mit dieſem Reiſepaß:

Wir können nicht läugnen, daß uns in dieſen Worten ſehr vieles anſtöſſig ſcheinet. Wir möchten die Redensart: Immanuel ſoll die Zynoſure ſeyn; ſchon deswegen nicht gebrauchen, wenn wir auch nur allein auf die Bedeutung dieſes Wortes ſehen. Eben ſo wenig möchten

wir die ewige Fürſicht deſſelben mit dem Rundegehen der Soldaten vergleichen. Und was iſt dieſes endlich für ein verwegenes Zumuthen: Immanuel ſoll ſelbſt die groſſe Fürſtenfuhre im Himmelsſaal ausrüſten? So wenig uns dieſe Fürſtenfuhre bekannt iſt, ſo unanſtändig halten wir dennoch dieſen Ausdruck. Es möchte vielleicht doch noch anſtändiger für die göttliche Fürſicht geredet ſeyn, wenn der Dichter dieſelbe um die Ausfertigung des Reiſepaſſes erſuchet hätte. Allein dieſer wird von ihm ſelbſt und zwar folgender maſſen geſchrieben:

„Zieht hin im Friede, zieht, ihr Königlichen Kinder!
„Es folgt euch auf dem Fuß ein Meer voll Seegen
nach u. ſ. f.

Auf den Ausdruck: Ein Meer voll Seegen; haben wir nichts zu ſagen; Er wird auch von den reinſten Poeten gebraucht. Nur dieß können wir nicht glauben, daß er hier an ſeiner rechten Stelle ſtehe. Der Poet läßt dieſem fürſtlichem Paar ein ganzes Meer nachfolgen; würde nicht ein Spötter ſagen, er hätte demſelben das Schickſal des Pharao nachgewünſchet?

Der Wunſch iſt übrigens noch ganz mit uneigentlichen Redensarten angefüllet; davon uns noch ſehr viele unbegreifflich bleiben. Wir mögen ſie nicht alle anführen. Dieß müſſen wir doch ſagen: Der Wunſch, daß ihnen auch der Dornbuſch Citronen und Granaten tragen, und daß der reichen Tellus Schooß ihnen auch ohne Pflug gebähren ſoll; dünkt uns gar zu viel zu fordern. Iſt nicht beides auch wieder das Wort der Offenbarung? Und wird es der Herzog mit ſeiner Gemahlin auch einmal verlanget haben! Wie wir dieſe Worte laſen:

„Geht

„Geht und bezieht hiernächſt die glückſeeligen Inſeln,
„Da Milch und Honig fleußt, da man nicht ſterben
kan,
„Da man niemanden hört wehklagen oder winſeln;

So gedachten wir, der Dichter wünſche ſeinem Helden mit dem eheſten einen ſeeligen Tod. Wir konnten zum wenigſten die letzten Worte nicht anders erklären. Nur dieſer Zuſatz:

„Es werd euch Zimberland zum neuen Canaan!

machte, daß wir glauben mußten, die glückſeeligen Inſeln des Verfaſſers müßten noch von einer andern Art ſeyn.

Eine Stelle kömmt annoch vor, die uns vor andern gefällt. Sie iſt dieſe:

„Was ſonſt, durchlauchtes Paar, der Mund nicht aus-
kan-ſprechen,
„Das trage die Natur von ihrem Mark hinzu.
„Ich habe dieſen Reim demüthigſt müſſen brechen,
„Nehmt allergnädigſt an u. ſ. f.

Wer würde wol ſo unbillig ſeyn, und dem Verfaſſer wegen der gebrauchten Freyheit in Verwerfung der Wörter, nicht Vergebung widerfahren laſſen. Er bittet darum, und fordert es alſo nicht verwegener Weiſe. Nur dieſe Bitte hätte er auch mögen hinzuthun, daß ihm ſeine Undeutlichkeit, da er von dem Mark der Natur redet, nicht möge übel genommen werden. Wir verſtehen es nicht, und einer wollte uns überreden, er ſpräche hier von den Metallen. Ein andrer meynte, es wäre nur ein Buchſtab ausgelaſſen, und es ſollte Markt heiſſen. Er wußte uns doch aber auch nicht einmal das Markt der Natur eigentlich zu beſchreiben. Es blieb demnach dabey, dieſe Stelle ſey abermal ſehr dunkel gerathen. Den Schluß des ganzen Gedichtes macht

endlich eine Wiederholung des vorhin angeführten Reiſepaſſes.

Wir haben bey Erzählung dieſes Gedichtes nur eine einzige Hauptabſicht; und wir wollen zufrieden ſeyn, wenn wir nur dieſelbige erreichen. Wir haben ſie ſchon vorhin angeführet. Die Poeſie des Herrn **Wolfens** ſteht annoch bey einigen unter uns in einem ſolchen Anſehen, das der Einführung eines guten Geſchmacks unter unſern Landesleuten ungemein nachtheilig iſt. Wir bedingen es uns nochmal aus, daß wir den andern Verdienſten dieſes geſchickten Schulmanns im geringſten nicht zu nahe zu treten gedenken. Wir kennen dieſelben und wir verehren ſie. Man gebe uns nur allein dieſes zu, daß der Herr **Wolf** kein Redner, kein Dichter nach dem Geſchmack unſrer jetzigen Zeiten ſey. Das Gedicht, davon wir unſre Meynung geſagt haben, wird das letzte bezeugen können. Ja wir wollen den Freunden des Herrn **Wolfen** noch mehr einräumen. Wir wollen zugeſtehen, daß ſeine Gedichte zu den damaligen Zeiten etwas mögen gegolten haben. Der lohenſteiniſche Geſchmack war zu der Zeit noch allgemeiner, als wie er heutiges Tages iſt; und nach demſelben ſind ſeine Schriften unverbeſſerlich. In unſern Tagen aber hat ſich derſelbe verloren; er gilt nicht das geringſte mehr; ſeine Anbeter werden lächerlich, und man hat allein denjenigen Geſchmack beybehalten, der natürlich ſchön iſt. Warum wollte man ſich denn nicht nach demſelben richten? warum wollte man jetzund junge Leute auf das Exempel ſolcher Männer verweiſen, die ſelbſt, wenn ſie zu unſern Zeiten gelebet hätten, nicht diejenigen würden geweſen ſeyn, die ſie zu ihren Zeiten waren? Wir dürfen uns ja jetzund über keinen Mangel

gel vortrefflicher Redner und Dichter beklagen, die wir ſicher genung jungen Gemüthern als wahre Muſter zur Nachfolge anpreiſen können. Wer kennet die vortreffliche Feder des Herrn **Mosheims** nicht, die von dem Schönen und Angenehmen einer erhabenen Schreibart auch da nicht das geringſte verlieret, wenn ſie uns die wichtigſten Wahrheiten der geoffenbarten Religion vorträgt? Und welchen von unſern heutigen Dichtern ſoll ich zuerſt nennen? Ich thue am beßten, wenn ich keinen anführe; denn wem ſollten dieſe geprieſene Männer unbekannt geblieben ſeyn? Oder ſollen vielleicht unſere junge Dichter und Redner die Muſter einer ſchönen Schreibart nur allein von ihren Landesleuten hernehmen? Wir können ſolches zugeben, wenn man nur in Anpreiſung derſelben eine vernünftige Wahl anſtellet. Wir haben nemlich Urſach, wenn wir den Anfängern in der Beredſamkeit und Dichtkunſt, Muſter zur Nachfolge an die Hand geben wollen, darin behutſam zu ſeyn. Sie ſind ohne das ſchon, wenn ſie ſich auch den beßten Dichter zu ihren Helden in der Poeſie erwählet haben, weit geneigter, die Fehler deſſelben, als dasjenige, was in demſelben ſchön iſt, nachzuahmen. Man erinnere ſich der Worte des **Horaz** im neunzehnten Briefe des erſten Buchs:

Decipit exemplar vitiis imitabile &c.

VI.

Des Herrn C. G. Heräus Beurtheilung eines gewiſſen theatraliſchen Stückes, welches von einem deutſchen Prinzen zu S. R. iſt verfertiget worden.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Es iſt noch nicht ſo gar lange, daß man unter den Deutſchen um eine regelmäſſige Schaubühne bemühet geweſen iſt. Der Herr Gottſched hat wol bey nahe Recht, wenn er in der Vorrede vor dem andern Theil ſeiner deutſchen Schaubühne ſchreibt: „Man habe ſeit zehn oder zwölf Jahren theils aus ſei„ner critiſchen Dichtkunſt, theils aus der würklichen „Vorſtellung auf der neuberiſchen Schaubühne wahr„genommen, daß es noch eine vollkommenere Art von „theatraliſchen Stücken gebe, als wie vormals bey uns „bekannt geweſen.“ Wer hat ſich wol vorhin von unſern Dichtern um die Schaubühne ſonderlich bekümmert? Man erkläre dieſe Worte nicht ſo, als wenn wir nur wenige oder gar keine Stücke der Schaubühne von unſern Dichtern aufzuweiſen hätten. Wie würden wir ſolches behaupten können? Die groſſe Menge von deutſchen Luſt- und Trauerſpielen, worunter ſich auch viele würkliche Originalſtücke befinden, beweiſet ja das Gegentheil. Wem ſie nicht bekannt ſind, der leſe nur die angeführte Vorrede des Herrn Gottſcheds. Er wird am Ende derſelben ein ſo ſtarkes und anſehnliches Verzeichniß deutſcher Schauſpiele antreffen, dergleichen er ſich wol nicht einmal iſt vermuthen geweſen. Und gleich=

gleichwol ſind ſie es nicht einmal alle. Wie wäre es auch möglich, alle einzelne Stücke einer Art von Schriften, ſoviel derſelben in einer Zeit von etlichen Jahrhunderten herausgekommen ſind, zu erzähleu, ohne das geringſte vorbey zu laſſen? Wir könnten noch unterſchiedene anführen, wenn es hier unſere Abſicht wäre. Allein ihre Menge gebraucht weiter keines Beweiſes; wenn nur unter derſelben die Anzahl der regelmäſſigen Stücke nicht gar zu klein wäre. Ja wir ſagen wol nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß man vor noch wenigen Jahren nicht ein einziges Stück aufzuweiſen gehabt habe, welches dieſen Namen verdienet hätte. Wir reden von deutſchen Originalſtücken; und nehmen einige Ueberſetzungen aus. Auch ſchon dieſe letztern ſind nicht ſo gar häufig; und die erſtern finden ſich gar nicht. Man nehme diejenigen Dichter vor ſich, die zu der Zeit als Meiſter in dieſer Art der Poeſie angeſehen wurden; und man prüfe ſie. Man darf nur die Regeln einer woleingerichteten Schaubühne einigermaſſen kennen, ſo wird man ſchon im Stande ſeyn, an ihnen die größten Fehler zu bemerken. Inzwiſchen kann man doch nicht läugnen, daß nicht hie und da ſollten Männer geweſen ſeyn, welche die Regeln der Schaubühne ziemlich verſtanden haben, wenn uns auch gleich von ihnen keine würkliche Stücke ſind hinterlaſſen worden. Wir rechnen dahin unter andern auch mit Recht den Herrn Heräus. Seine Beurtheilung eines gewiſſen theatraliſchen Stücks, welche in franzöſiſcher Sprache ſeinen **Gedichten und Innſchriften**, ſo wie ſie 1721. zu Nürnberg herausgekommen ſind, angehänget iſt, und welches wir unſern Leſern hiemit vorlegen wollen, kan ſolches bezeugen. Der Geſchmack darin iſt ziemlich

gut und rein, ob wir uns gleich nicht getrauen, ihn vollkommen regelmäſſig zu nennen. Zum wenigſten wird dieſes Stück zu der Hiſtorie der theatraliſchen Dichtkunſt das ſeine beytragen; als welche am leichteſten würde zu Stande gebracht werden können, wenn wir von einem jeden unſrer Dichter ſolche Proben ſeines regelmäſſigen Geſchmacks in Abſehen auf die Schaubühne vor uns hätten. Dieß iſt die Abſicht bey der gegenwärtigen Ueberſetzung geweſen, welche wir nunmehro ſelbſt herſetzen wollen.

Durchlauchtigſter Fürſt,

Die Ehre iſt zu groß, da mir Euer Durchl. die Erlaubniß geben, Ihnen über das ſchöne Meiſterſtück ihres Witzes, ich will ſagen über das Trauerſpiel von = = = mein Urtheil zu eröffnen. Sie benehmen mir dadurch alle gute Gedanken, die mich hätten zum Stillſchweigen bereden können; und veranlaſſen mich zu dem Hochmuth, zum wenigſten ſehen zu laſſen, daß ich an den ſchönen Sachen mich zu vergnügen wiſſe, wenn ſie ſich gleich über meine Fähigkeit erſtrecken. Ich mache mir eine Ehre daraus, in dieſem Stücke dasjenige anzutreffen, wornach ich in der theatraliſchen Dichtkunſt unſerer Deutſchen ſo lange ausgeſehen habe. Gedanken nemlich, die natürlich ſind, eine reine Schreibart, welche frey iſt von den zu hoch getriebenen Metaphoren, von prächtigen Ausdrückungen, die in der That nichts ſagen; als welche ſich in einem Trauerſpiel um ſo viel weniger ſchicken, weil man darin mehr auf würkliche Gedanken, als verblümte Redensarten ſiehet, und mehr die Leidenſchaften zu erregen, als ſeinen Witz zu zeigen bemühet

ſeyn

ſeyn muß. Ich will nicht einmal von der genauen Beobachtung der theatraliſchen Regeln reden, welche der gute Geſchmack der Griechen erfunden, und die Gewohnheit eingeführet hat, ſowol in Anſehung der Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes; als auch beſonders in Betrachtung der Wahrſcheinlichkeit und der Ordnung in den Vorſtellungen, allwo die Erdichtungen nur in ſo weit Beyfall finden, als ſie mit der Wahrheit übereinkommen. Hätten die beiden vortrefflichen Dichter an dem berliniſchen Hofe, der Herr von Canitz und der Herr von Beſſer, ſich entſchloſſen, uns auch ſo ſchöne Trauerſpiele zu liefern, ſo ſchön die übrigen Stücke ſind, die wir von ihnen haben; So würde ich vielleicht weniger berechtiget ſeyn, von Ew. Durchl. dasjenige, darüber ich nunmehro zu keiner Zeit beſchämt werden darf, zu ſagen, daß Sie nemlich einer von den erſten ſind, welche den Deutſchen denjenigen Ruhm wiedergegeben haben, den ihnen die Ausländer in Abſehen auf die Trauerſpiele hätten können ſtreitig machen. Ew. Durchl. ſtehen freylich ohne das ſchon in ſolchen Vorzügen, daß ihnen aus dieſer Art von Lobeserhebungen kein ſonderlicher Vortheil zuwachſen kann. Gleichwol hat auch Cäſar und Scipio ſich dieſelben gefallen laſſen, und das letzte Jahrhundert hat einen groſſen Cardinal aufgewieſen, der ſich gleichfalls durch eine erzwungene Beurtheilung, (*) eine Ehre daraus

(*) Der Herr Heräus hat hiemit ohne Zweifel auf den Cardinal Richilieu geſehen; und man wird dieſe ganze Stelle allererſt verſtehen, wenn man ſich der Begebenheit mit dem Cid des Herrn Corneille erinnert, von welchem die franzöſiſche Akademie zu Paris, dem Cardinal zum Gefallen, ein Urtheil fällen mußte, das

aus gemacht hat. Ich weiß nicht, Durchlauchtigſter Fürſt, ob auch die Dichtkunſt deſſelben ſo fruchtbar, als die Ihrige geweſen ſey; dieſes allein weiß ich, daß Ew. Durchl. nicht länger als vier Wochen auf ein Werk verwandt haben, darauf Leute, deren Handwerk es iſt, öfters neun bis 10. Jahr, ohne daß ſie ſich deſſen ſchämen dürfen, zubringen;

Nonumque (heißt es) prematur in annum;

Wie ſich denn in der That, Iſokrates eine Ehre daraus machte, daß er zehn Jahre an einer einzigen Lobrede gearbeitet habe. Ich habe nicht nöthig, Beweiſe von demjenigen anzuführen, was ich geſagt habe. Wer dieſes Stück lieſet, der wird keines andern Beweiſes bedürfen. Warum will man fragen, ob auch Kunſt dabey ſey, wenn man von einem heimlichen Zuge, von einem zärtlichen und angenehmen Schmerz gerühret wird? Was ihren Helden betrifft, Durchlauchtigſter Fürſt, ſo kann derſelbe keinen höhern Glanz bekommen, als wenn diejenigen, welche die Ehre haben, Sie zu kennen, werden gewahr werden, daß Sie in Abſchilderung ſeines Characters, ohne daran zu gedenken, den ihrigen gemalet haben. Wie wäre es möglich, daß Sie ihn mehr erhöhen könnten, da Sie ihn nach ſich ſelbſt bilden?

Ich hätte mich faſt über die geſchwinde Veränderung eines Verliebten aufgehalten, der im neunten Auftritt der dritten Handlung, ſeine ganze Leidenſchaft entdecket, da er ſich doch für verbunden hielte, dieſelbe heimlich zu halten, und gleich anfangs bekannte, daß ſie dem ohngeachtet in ihm nicht verlöſchen würde; Ich

---

größten Theils wieder ihre eigene Uberzengung war. Man ſehe hievon des Herrn Peliſſon Hiſtoire de l'Academie Françoiſe; und zwar vom Jahre 1637. im Junius und den folgenden Monathen.

Ich ſchweige, weil es ſo die Tugend haben will,
Doch, was die Seele plagt, das ſchweigt darum nicht ſtill;

Wenn man ſiehet, ſage ich, daß dieſer Verliebte in dem Auftritt der nach dieſer Erklärung folget, ganz wieder das Intereſſe ſeiner Liebe handelt; ſo würde man, ehe man alle Umſtände erwäget, ſagen: Daß entweder die Strenge der Tugend alle Wahrſcheinlichkeit der menſchlichen Schwachheiten unterdrücke (welche doch die größten Scribenten dem Cäſar, Antonin, Titus u. a. m. zugeſchrieben haben), oder daß er gar nicht geliebet habe. Aber wenn man die ganze Einrichtung dieſes Stücks betrachtet, ſo ſiehet man wol, daß Ihr Held ſich nicht plötzlich und auf einmal hiezu einen Grund aufſuchet. Er läſſet bereits in der erſten Handlung zur Gnüge ſehen, daß er den Grund hiezu ſchon längſtens gehabt habe. Se. Durchl. der Prinz = = der das Stück mit gröſſerer Aufmerkſamkeit, als ich, geleſen hatte, hat mir denjenigen Zweifel ſehr wol zu benehmen gewußt, den ich über dieſe Stelle hatte; und bey dem zweyten Durchleſen iſt mir auch die Richtigkeit derſelben ſofort in die Augen gefallen. Euer Durchl. werden mir doch erlauben, entweder die Frage unentſchieden zu laſſen: Ob ein wahrhaftig Verliebter ſeine Leidenſchaft gänzlich unterdrücken und das Intereſſe ſeines Mitbulers befördern könne, um zu gleicher Zeit das Intereſſe ſeiner Geliebten zu befördern, ohne daß er ſich ſollte derjenigen Leidenſchaft entſagen, die er doch ſuchet empor zu bringen; oder aber zu behaupten, daß ihr Held gar nicht die Grenzen ſeiner zärtlichen Neigung überſchritten habe; daß er zwar verliebt ſey, aber nicht vor Liebe brenne. Brennte er würklich, ſo würde der Zuſtand ſeiner heftigen Leidenſchaften ihm nicht ſolche Arten von

Entſchlüſſungen erlauben. Es iſt eine zarte Flamme, welche heimlich unterhalten wird; gar zu rein, als daß ſie ſich ſollte der Raſerey ergeben; gar zu beſtändig, als daß ſie gänzlich ſollte erloſchen werden durch die Strenge eines Grundes, welchen er ſich ſchon in der erſten Handlung gemacht hatte, und welchen er nur zu erhalten ſuchet, nachdem er ſich durch eine bloſſe Höflichkeit vor einem gegenwärtigen Vater verrathen hatte; Alſo daß dieſe Gemüthsbewegung mehr einer Zärtlichkeit als einer Liebe, mehr einem Schmerzen als einer Verzweifelung ähnlich iſt. Ich glaube, daß dieſes auch die Abſicht Euer Durchl. ſey, und daß Sie der Liebe nicht weiter etwas haben einräumen wollen, als nur in ſo weit ſie das Verdienſt ihres Helden erhöhen konnte. Und auf dieſer Art kann man nicht ſagen, daß die Poeſie mehr Hochachtung für den Character einer romanhaften, ich will nicht ſagen, rauhen Tugend, als für die natürlichen Eigenſchaften einer Liebe ſollte gehabt haben.

Sie werden die Güte haben, Durchlauchtigſter Fürſt, und mir dieſe Freyheit vergeben. Ich habe mir Mühe gegeben, Ihnen dieſen Zweifel, da ich keinen wichtigeren finden konnte, zu machen, um zu zeigen, daß ich gar nicht, Ihnen zu ſchmeicheln, geſonnen ſey.

Wenn ich nicht befürchtete, ich möchte zu weitläuftig ſeyn, und einen Ekel verurſachen, ſo hätte ich ein ſehr weites Feld vor mir, von der ſchönen neuen Erfindung, die ſie unter andern haben mit beyfügen wollen, etwas zu ſagen; indem ſie nemlich das Singen mit der Art des natürlichen Ausdrucks haben vermiſchen wollen. Man weiß, wie ſehr die Recitativen der Opern, wo alles unnatürlicher Weiſe geſungen wird, Leuten von gutem Geſchmack zuwiedern geweſen ſind. Was ſind es

überdem nicht für beſchwerliche Umſtände, welche die Poeten foltern, ſich nach dem Singen zu richten? Die Redensarten werden dadurch undeutlich, und man hat alſo nur ganz gemeine Gedanken und ſchlechte Ausdrücke vonnöthen. Wer kennet hingegen nicht die Stärke der Tonkunſt, wenn man liebet, wenn man ſich beklaget, in den Arien, in den Chören, in den Wünſchen, und andern Stücken mehr? dafern man nur, wenn man dem Gehör zu ſchmeicheln bemühet iſt, nicht vergißt, durch eine natürliche Vorſtellung auch dem Witz genug zu thun; als welche, das Gemüth in Bewegung zu ſetzen, weit mehr geſchickt iſt, denn alles matte Weſen einer beſtändig fortdaurenden Muſik.

Sie haben deswegen, Durchl. Fürſt, gewußt, das Angenehme des Trauerſpiels mit dem Angenehmen der Tonkunſt zu vereinigen. Sie haben auf der Schaubühne das Angenehme der Chöre und der alten Geſänge, mit denen von der Pſyche wieder hergeſtellet; als welche vollkommen beliebt waren, ehe ſie durch die von den neuen franzöſiſchen Opern gefaßten Vorurtheile verbannet wurden. Sie haben das Geheimniß erfunden, aus den Opern alles, was ſie in ihren Auszierungen wunderbares haben; aus dem Trauerſpiel alles, was es rührendes hat; aus der Tonkunſt alles, was ſie angenehmes beſitzet; aus den Tänzen alles, was man ergötzendes und prächtiges bey ihnen findet, zu nehmen, um eine neue Gattung zu erfinden, die das Mittel zwiſchen den Opern und Trauerſpielen ſeyn könnte; So wie nur eine Stuffe von den Luſtſpielen zu den Trauerſpielen, und von den Pantomimen oder Poſſenreiſſereyen zu den Luſtſpielen iſt. Mit einem Worte: Sie haben das Anſehen der Opern gerettet, daß man ſie nicht mehr gar zu hoch getriebene Trauerſpiele nennen kann. Ich bin ꝛc.

Innhalt:

I. Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, 1. 2. 3. und 4. Stück. Pag. 1.

II. Einige Nachrichten von dem Ulphilas, oder der gothiſchen Ueberſetzung der vier Evangeliſten. 36.

III. Von den gleichgültigen Wörtern überhaupt, und beſonders in der deutſchen Sprache. 49.

IV. Von dem Recht, neue Wörter in die deutſche Sprache einzuführen. 76.

V. Das mit dem nimmer untergehenden Poolſtern und mit dreyen Kronen vermählte Zimberland; von M. Jac. Wolfen. 89.

VI. Des Hn. C. G. Heräus Beurtheilung eines gewiſſen theatraliſchen Stücks, welches von einem deutſchen Prinzen zu S. R. iſt verfertiget worden; aus dem Franzöſiſchen. 104.

Critiſcher Verſuch zur Aufnahme der Deutſchen Sprache.

Zweytes Stück.

Greifswald,
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1742.

I.

Von den Scheinwörtern in der deutſchen Sprache.

Es iſt einer von den gröſſten Fürwürfen, welche man einer Sprache machen kann, daß ſie leere Töne und Scheinwörter habe. Dieſelbe ſtreiten offenbar wieder den Endzweck derſelben. Denn eine Sprache iſt ein Innbegriff von Wörtern, welche Zeichen von unſern Gedanken ſeyn ſollen. Wenn man nun Töne in einer Sprache gebrauchet, welche keine Begriffe andeuten, ſo ſetzet man ja den Endzweck derſelben aus den Augen. Solche leere Töne dienen zu weiter nichts, als daß ſie einer Sprache den Schein geben, daß ſie an Wörtern reich ſey. Der Schein aber iſt auch nur der einzige Vortheil; das würkliche fehlet. Die .Sprache iſt ja dazu erfunden, damit wir uns unter einander unſere Gedanken mittheilen. Wie kann aber dieſes geſchehen, wenn die Wörter keine würkliche Zeichen von den Begriffen ſind? Wie kann man ſich unter einander verſtehen, wenn man Töne ohne Begriffe vorbringet? Würde man nicht lachen, wenn man einen Deutſchen und Schweden, welche keine andere als ihre Mutterſprache gelernet hätten, mit einander ganz ernſthaft ſprechen hörete, ſo, daß ein jeder ſei-

ſeine eigene Sprache redete? Aber eben die Urſache, welche dieſe auslachens würdig machet, muß uns auch bey Verſtändigen in Verachtung bringen, wenn wir ohne Begriffe ſprechen. Es folget demnach hieraus, daß leere Töne wieder den Endzweck einer Sprache ſind. Sie befördern nicht allein die Vollkommenheit derſelben nicht, ſondern ſie ſchaden auch. Es iſt alſo die Schuldigkeit eines Verbeſſerers einer Sprache, daß er ſich bekümmere, ob in derſelben Scheinwörter und leere Töne angetroffen werden; er muß auch Mittel angeben, wie man dieſer unnützen Laſt loß werde. Es kommt demnach mit der Abſicht ganz wol überein, welche ſich unſere Geſellſchaft fürgeſetzet hat, daß wir eben dieſe Arbeit in Anſehung unſerer Mutterſprache über uns nehmen.

§. 2.

Diejenigen, welche ſich die deutſche Sprache als ſchon vollkommen fürſtellen, werden es vielleicht für eine Verwegenheit anſehen, daß man dieſelbe eines ſo wichtigen Fehlers beſchuldiget. Ihre faſt blinde Liebe dieſer Sprache wird ihnen allerhand Gründe darbieten, und ſie antreiben, ſich zu bemühen, dieſelbe von dieſem Fürwurfe zu befreyen. Ja, ich glaube, daß ſie es ſchon für unerlaubt halten, wenn man nur bey der Frage: ob in unſerer Mutterſprache Scheinwörter angetroffen werden? eine kurze Zeit in Zweifel bleibet, und dieſelbe nicht alſo bald verneinet. Sie werden uns zu Gemüthe führen: daß verſtändige Menſchen dieſe Sprache erfunden hätten, und daß dieſelbe von Gelehrten ſey gebrauchet und ausgebeſſert worden; es ſey derohalben ſehr unwahrſcheinlich, daß Menſchen, welche wegen ihres Verſtandes und ihrer Gelehrſamkeit berühmt ſind,

ſollten

ſollten Worte ohne Begriffe hervorgebracht haben. Aber dieſer Einwurf iſt nicht ſo wichtig, daß er mich von meinem Vorhaben abhalten ſollte, von den leeren Tönen in der deutſchen Sprache zu handeln. Die Unrichtigkeit deſſelben kann leicht gezeiget werden. Denn was den letzten Theil dieſes Einwurfes betrifft, daß es nämlich nicht wahrſcheinlich ſey, daß Gelehrte mit ihren Wörtern keine Begriffe verknüpfen ſollten; ſo kann derſelbe von keinem im Ernſt vorgebracht werden, welcher die Geſchichte der Gelehrten mit Aufmerkſamkeit geleſen hat. Einem ſolchen müßte unbekannt ſeyn, daß die jetzigen Gelehrten eine von ihren wichtigſten Bemühungen darinnen ſetzen, damit ſie die leeren Wörter aus den Wiſſenſchaften werfen, welche die Unwiſſenheit und der Hochmuth der Alten in dieſelben eingeführet hat. Ich bitte, daß ein ſolcher nur in des berühmten Clerici Abhandlung von der Critik das Capitel von den nichts bedeutenden Wörtern mit Aufmerckſamkeit leſe; ſo wird er überzeuget werden, daß faſt keine Wiſſenſchaft in der Welt ſey, in welcher nicht Scheinwörter angetroffen werden. Wie ſollten denn die Deutſchen allein von dieſer Seuche frey ſeyn? Sollten unſere Gelehrten niemals durch die Begierde zu reden ſich haben verleiten laſſen, daß ſie leere Töne für Begriffe verkaufet hätten? Wenn man dieſes behaupten wollte, würde man dadurch nicht eine unbillige Liebe für ſein Vaterland zu erkennen geben? Es ſtehet demnach feſte, daß es nicht folge: Gelehrte haben ſich ſo lange Zeit der deutſchen Sprache bedienet, alſo iſt es unwahrſcheinlich, daß in derſelben leere Wörter anzutreffen ſind. Auf eben ſo ſchwachen Gründen ſtützet ſich auch der erſte Theil des oben angeführten Einwurfes: Es ſey nämlich unſere

Mutterſprache von Verſtändigen erfunden worden, und eben deswegen nicht zu begreiffen, daß dieſelben Wörter ohne Begriffe ſollten eingeführet haben. Gewiß, wer dieſes einwendet, muß eine geheime Nachricht von dem Urſprung der deutſchen Sprache haben. Er würde den Gelehrten einen Dienſt erweiſen, wenn er dieſelbe bekannter machete. Man iſt bisher über den Urſprung dieſer Sprache ſehr uneinig geweſen. Man hat dieſelbe faſt beſtändig aus der alten Celten ihrer Sprache hergeleitet. Die Celten aber und die alten Deutſche waren mehr auf den Krieg bedacht, als daß ſie ſich bekümmern ſollten, ob ſie auch mit ihren Wörtern würkliche Begriffe verknüpften. Es ſind auch Scheinbegriffe; dieſe aber konnten ein Volk leicht betrügen, welches ſeinen Verſtand wenig ausgebeſſert hatte. Ich habe mir bey der Wiederlegung dieſes Einwurfes etwas weitläuftig aufgehalten, weil er einen ziemlichen Schein hat, und die Liebhaber von der deutſchen Sprache bewegen könnte, die Unterſuchung der Scheinwörter für unbillig zuhalten.

§. 3.

Die Ordnung, welcher ich in dieſer Abhandlung folgen werde, iſt dieſe: 1.) werde ich das Weſen und die Beſchaffenheit der Scheinwörter kürzlich erklären; 2.) will ich den Urſprung derſelben anzeigen; 3.) werde ich Mittel angeben, wie man die Scheinwörter in würkliche verwandeln kann; und endlich 4.) will ich einige leere deutſche Wörter anführen, und mit ihnen nach den von mir erklärten Regeln verfahren.

§. 4.

Man muß leere Töne und Scheinwörter nicht für gluchigeltige anſehen. Sie zeigen beide zwey Arten an. Die

erſte

erſte bedeutet einen Ton, mit welchem gar kein Begriff, ſo wenig ein wahrer, als Scheinbegriff verbunden iſt; unter der letzten wird ein Ton verſtanden, welcher nur dem äuſſerlichen Anſehen nach einen Gedanken mit ſich führet.

§. 5.

Das Weſen eines Begriffes beſtehet darinn, daß man denſelben gedenken kann. Die Erfahrung aber lehret uns, daß ein Unmögliches ſich nicht gedenken läſſet. Ein jeder muß demnach zugeben, daß man ſich von einem, ſich Wiederſprechenden, keinen Begriff machen könne. Es folget hieraus, daß wenn mit einem Ton ein etwas Unmögliches verbunden iſt, welches nicht einmal den Schein des Möglichen hat, ſo iſt dieſer ein leerer Ton, (§. 4.). Dieſes iſt faſt der einzige Urſprung der leeren Töne. Es iſt zwar noch wol ein anderer Weg möglich; nämlich man darf nur mit einem Tone gar nichts, ſo wenig etwas Mögliches, als Unmögliches verbinden (§. 4.). Aber dieſe Art der leeren Töne wird man ſchwerlich in einer Sprache antreffen, ſo, daß ſie im Ernſt ſollten gemachet ſeyn.

§. 6.

Das Unmögliche iſt zweyerley Art. Entweder es fällt einem ieden ſo gleich in die Augen; oder man kann daſſelbe nicht entdecken, wenn man nicht vorher die Begriffe ſich beſonders deutlich fürſtellet, welche ſich einander wiederſprechen. Das letzte hat demnach den Schein von dem Möglichen, und von einem würklichen Begriffe; es wird daher auch ein Scheinbegriff genennet. Weñ alſo mit dieſem ein Ton verbunden wird, ſo iſt es ein Scheinwort, (§. 4.).

§. 7.

Mit der erſten Art des Unmöglichen wird ſchwerlich ein Ton verbunden werden; den dieſelbe fället einem jeden ſo gleich in die Augen. Mit Vorbewußt aber brauchet man nicht gerne leere Töne. Doch dieſe Fälle ſind ausgenommen: Man kann ſich mit gutem Bedacht eines leeren Worts, ſo wol von dieſer als von der vorhergehenden Art bedienen, wenn man in der Vernunftlehre oder bey anderer Gelegenheit ein Beyſpiel von denſelben anführen will; imgleichen, wenn man zeigen will, daß dieſes oder jenes Scheinwort ein ſolches ſey. In dieſen Fällen iſt es kein Fehler, derſelben ſich zu bedienen; denn man weiß, daß man leere Töne anführet, man giebt ſie auch nicht für würkliche Wörter aus.

§. 8.

Die Scheinwörter kann man in zwo Arten eintheilen: denn es kann entweder ein Scheinbegriff mit einem einzigen Tone verknüpfet ſeyn; oder man kann Wörter zuſammenſetzen, welche für ſich würkliche Begriffe mit ſich führen, aber in der Zuſammenſetzung machen ſie einen Wiederſpruch aus. In dieſem letzten Fall ſind die Wörter, ein jedes für ſich betrachtet, würkliche Wörter; aber in ſo ferne ſie ein zuſammengeſetztes ausmachen, ſind ſie Scheinwörter.

§. 9.

Die Art, wie man beweiſet, daß ein Wort nur den Schein hat, iſt dieſe: Es iſt nöthig, daß man aus dem Sprachgebrauch Fälle anführe, wie das Wort gebrauchet werde, und zeige, daß es in denſelben mit einem Schein-

be-

begriff verbunden ſey. Der Beweis hiervon iſt ſo leicht, daß es eine überflüſſige Arbeit ſeyn würde, wenn ich denſelben weitläuftig anführen wollte.

§. 10.

Es iſt aber doch meine Schuldigkeit, daß ich insbeſondere zeige, wie eine jede Art der Scheinwörter, die in dem 8ten §. angeführet ſind, könne entdecket werden. Wenn es ein einziges Wort iſt, wovon man beweiſen will, daß es nur den äuſſerlichen Schein habe, ſo iſt dabey weiter nichts zuthun, als daß man Fälle aus dem Sprachgebrauch anführe, in welchen es klar iſt, daß der Gedanke, welchen es bedeutenſoll, nur ein Scheinbegriff ſey. Es iſt aber hierbey eine groſſe Behutſamkeit nöthig. Man muß 1) ſolche Fälle anbringen, in welchen ohnſtreitig dieſes Wort gebrauchet wird; 2) muß man beweiſen, daß diejenigen, welche ſich deſſen alſo bedienen, daſſelbe für ein würkliches Wort ausgeben; denn wenn ſie es nur als ein Beyſpiel von Scheinwörtern, oder auch nur zur Wiederlegung angeführet haben, ſo hält man ein ſolches Wort fälſchlich für ein leeres (§. 7.); endlich 3) würde man ſich ſehr irren, wenn man ein ſolches Wort überhaupt u. auch auſſer den angeführten Fällen für ein leeres anſehen wollte. Denn ein Wort hat nicht allemal eine beſtändige Bedeutung. Es kann folglich in gewiſſen Fällen keinen wahren Begriff bey ſich führen; aber andere können mit demſelben einen würklichen Begriff verknüpfen. Z. E. es ſind viele deutſche Wörter, welche im gemeinen Leben keine würkliche Begriffe haben; aber man würde ſich ſehr betrügen, wenn man dieſelbe auch für Scheinwörter halten wollte, wenn ſie von den Weltweiſen gebrauchet werden. Ich werde hiervon im folgenden eini-

ge Beyſpiele beybringen. Ich verlange alſo, daß man die am Ende dieſer Abhandlung angeführte Exempel von deutſchen Scheinwörtern nach den Fällen beurtheile, welche ich dabey anführen werde.

§. 11.

Die letzte Art von Scheinwörtern iſt leicht zu entdecken. Dieſe beſtund in der Zuſammenſetzung wahrer Wörter, deren Begriffe aber ſich einander wiederſprechen (§. 8.). Hierbey wird nur erfordert, daß man von einem jeden Worte eine deutliche Worterklärung anführe, und alsdenn zeige, daß dieſelben nicht können zugleich gedacht werden. Dieſe Art von Scheinwörtern iſt häufiger, als die erſten. Man darf nur die Poeten und Redner dieſer und der vorhergehenden Zeit aufſchlagen, ſo wird man hiervon mehr Beyſpiele finden, als man wünſchet. Denn dieſe verhindert die erhitzte Einbildungskraft, daß ſie ſich nicht allemal die Mühe geben, die Begriffe von den Wörtern ſich deutlich fürzuſtellen. Sie ſetzen derowegen leicht Worte zuſammen, welche einen Wiederſpruch ausmachen.

§. 12.

Es ſind verſchiedene Urſachen von den Scheinwörtern in der deutſchen Sprache möglich. Ich will nur die vornehmſten anführen. Ein jeder, der die Schwachheit des menſchlichen Verſtandes gehörig überleget hat, der wird zugeben, daß die Scheinbegriffe uns ſehr leicht betrügen können. Dieſelbe haben unſere Vorältern durch ihren Schein verleitet, daß ſie dieſelben als wichtige Wahrheiten vertheidiget haben. Die Griechen und Römer, welche den Ruhm des Verſtandes und der Gelehrſamkeit

ſamkeit in den vorigen Zeiten allein zu beſitzen vermeyneten, waren von dieſen Betrügern nicht gänzlich befreyet. Sie ſtritten unter ſich mit groſſer Hitze von dem Glück, Schickſal, Ohngefehr, u. d. m. Wenn man aber dieſe Wörter genau betrachtet, ſo führen ſie nur Scheinbegriffe mit ſich. Viele Vernünftige unter ihnen, z. E. Cicero, haben dieſes ſchon erkannt. Es würde mich von meinem Hauptendzweck zu weit abführen, wenn ich die Stellen aus denſelben herſetzen wollte. Wie bey uns das Licht der Wiſſenſchaften aufging, ſo ſtelleten ſich unſere Voraͤltern die Griechen und Römer zum Muſter vor; denen folgeten ſie. Ihnen wurden alſo die vorgegebenen Wahrheiten derſelben bekannt. Unter denſelben aber waren viele, welche in das gemeine Leben einigen Einfluß hatten. Sie ſucheten dieſelben demnach mit deutſchen Worten aus zu drucken. Die blinde Liebe aber zu auswärtigen Dingen, welche uns Deutſche niemals verlaſſen hat, verhinderte ſie, daß ſie nicht ſorgfältig unterſucheten: ob es auch nur Scheinbegriffe wären, welche ſie ihren Landesleuten bekannt macheten? Hierzu kam, daß die Einbildungskraft ihnen ſolche, und auch ſelbſt gemachte Scheinbegriffe unter allerhand Bildern noch angenehmer machete. Dieſes deucht mich, iſt faſt der erſte Urſprung von den Scheinwörtern bey uns. Dieſelben haben ſich hernach in ihrem Beſitz am meiſten dadurch erhalten: daß wir unſern Kindern ehe Wörter, als Begriffe lehren. Wenn ſie uns fragen, was dieſes oder jenes Ding ſey; ſo ſagen wir ihnen den Namen. Hiermit iſt ein Kind zufrieden, und meynet, nun wäre ihm das Ding ſchon bekannt. Aber durch eben den Weg lernet es viele leere Namen, womit ſein ſchwacher Verſtand nur Scheinbegriffe verbindet. Wenn man nun überle-

get,

get, was die in der Kindheit empfangene Eindrücke bey uns die ganze Zeit unſers Lebens für eine groſſe Kraft haben; ſo wird man ſich nicht wundern, daß die Scheinbegriffe von uns faſt beſtändig als Wahrheiten verehret werden. Die zuſammengeſetzten Scheinwörter, (§. 8.) haben auſſer dieſem allgemeinen noch einen beſondern Urſprung. Denn ein jedes Wort von denſelben bedeutet für ſich einen würklichen Begriff. Weil man nun ein jedes Wort verſtehen kann, ſo meynet man, daß ſie auch in der Zuſammenſetzung verſtändlich ſind. Die aufgebrachte Einbildungskraft, und die Begierde etwas ſinnreiches und ſchönes zuſagen, verhindern einen Redner u. Dichter oft, daß er ſich nicht bemühet, die Wörter in der Zuſammenſetzung deutlich ſich fürzuſtellen.

§. 13.

Ich bin noch verpflichtet, zuzeigen, wie ſolche Scheinwörter können zu würklichen Wörtern gemacht werden. Die einfachen können leicht verändert werden; denn man darf nur einen von den ſich wiederſprechenden Begriffen, welche mit dem Worte verbunden ſind, wegnehmen, und das Wort dazu gebrauchen, daß es nur den einen Begriff andeute. Alsdenn iſt ja der Wiederſpruch gehoben. Das Wort bedeutet einen würklichen Begriff. Es iſt alſo kein leerer Ton mehr (§. 4. 5.). Aber es iſt hierbey leicht möglich, daß wir gleichgültige Wörter bekommen. Denn es kann ja ſchon ein anderes erfunden ſeyn, welches ein Zeichen iſt von dem Begriffe, welchen nun der geweſene leere Ton andeutet. Es iſt alſo möglich, daß wir aus einem Sprachfehler in einen andern, obgleich geringern verfallen. Es könnte uns dieſes

alſo

alſo bewegen, das angeführte Mittel, als ſehr ſchlecht anzuſehen. Aber ich antworte hierauf, daß es doch ſchon ein erträgliches Mittel ſey, wenn man von einem groſſen Fehler befreyet wird, ob man gleich dabey befürchten muß, wieder in einen geringern zu verfallen. Ueberdem kann man dieſen Fehler leicht ausbeſſern, wenn man die Mittel gebrauchet, welche in dem erſten Stück unſers critiſchen Verſuches, in der Abhandlung von den gleichgültigen Wörtern, ſind angeführet worden. Sollte es aber ſeyn, daß ein Scheinwort noch auſſer dem eine würkliche Bedeutung bey den Gelehrten hat, ſo hat man ſich um keine neue Bedeutung zu bekümmern; man darf nur dieſe behalten.

§. 14.

Bey den zuſammengeſetzten Scheinwörtern iſt faſt keine Hülfe möglich. Denn wenn ein iedes Wort ſeine ihm beſtimmte Bedeutung behalten ſoll; ſo kann der Wiederſpruch in dieſen zuſammengeſetzten Wörtern nicht gehoben werden. Es iſt ja bekannt, daß eine Unmöglichkeit nicht aufhören kann, wenn nicht einer von den Begriffen weggenommen wird. Ob nun gleich ein zuſammengeſetztes Scheinwort nicht kann verbeſſert werden; ſo erfordert doch die allen Menſchen zuerweiſende Liebe, daß man dem Wiederſpruch, ſo viel möglich iſt, durch eine vernünftige Auslegung vorbeuge, welcher durch die Zuſammenſetzung verſchiedener Wörter in den Schriften anderer Gelehrten zu entſtehen ſcheinet. Wenn man derowegen in einem ſolchen Fall die Wörter ungezwungen in einer ſchon bekannten uneigentlichen Bedeutung nehmen kann; ſo iſt man dazu verbunden.

§. 15.

Nachdem ich die Scheinwörter in der deutſchen

Sprache überhaupt beſchrieben, und die dabey zu beobachtenden Regeln angeführet habe; ſo will ich noch zuletzt einige beſondere Beyſpiele hiervon anbringen. Das Wort gleichgültig ſoll das erſte Exempel abgeben. Ich muß vermöge des 10ten §. einige Fälle aus dem Sprachgebrauch anführen, in welchen dieſes Wort gebrauchet wird, und zeigen, daß es in denſelben nur einen Scheinbegriff mit ſich führe. Wenn man in eine Spielgeſellſchaft kommt, ſo wird man ſehen, daß die Spieler zuweilen in verſchiedenen Arten der Karten, dem Wehrte nach gleiche bekommen. Sie wählen aus denſelben eine Art, und ſpielen damit. Wenn man ſie nun nach der Urſache fräget, weswegen ſie dieſes Spiel dem andern vorgezogen? ſo wird man faſt beſtändig dieſe Antwort hören: Es war mir gleich viel oder gleichgültig, ob ich in dieſer oder jener Art Karten ſpielete; ich hatte zu beiden gleiche Urſachen, ich habe alſo dieſe erwählet. Das Kartenſpiel ſoll uns noch ein anderes Beyſpiel darreichen. Es geſchiehet zuweilen, daß ein Spieler zuletzt zwo Karten behält, z. E. zween Könige. Er iſt unſchlüſſig, welchen von beiden er bey der von ſeinem Wiederpart ausgeſchlagenen Karte legen ſoll. Endlich trifft er eine Wahl; er behält den einen, und wirft den andern weg. Zur Urſache von dieſem Entſchluſſe führet er an: Es war mir gleichgültig ich hatte gleichen Grund, dieſe oder jene Karte wegzuwerfen, ich habe derowegen auf gut Glück dieſe behalten und jene beygeworfen. Faſt eben die Antwort bekommt man, wenn man jemand fraget, warum er den rechten oder linken Fuß zuerſt in ein Zimmer geſetzet habe. Wenn man nun aus dieſen Fällen das Allgemeine ziehet; ſo wird man finden, daß es darinnen beſtehet: Man meynet, daß man aus verſchiedenen Dingen eines wählen könne,

ob

ob man ſie gleich für gleich vollkommen und gut anſiehet; und ſolche Dinge nennet man gleichgültige. Aber dieſes iſt unmöglich, ob man gleich den Wiederſpruch nicht alſobald einſehen kann. Man verbindet mit dieſem Wort nur einen Scheinbegriff; und es iſt daſſelbe demnach in dieſen angebrachten Fällen ein Scheinwort (§.6.). Denn es iſt unſerer Seelen unmöglich, daß ſie eine Sache einer andern vorziehen ſollte, ohne daß ſie an der einen mehrere Vollkommenheit entdeckete, als an der andern. Wer dieſes leugnet, dem iſt unbekannt, daß das Weſen von unſerm Willen in einem Vermögen beſtehet, eine Sache nach den erkannten Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten derſelben zu begehren oder zu verabſcheuen. Es iſt wieder die erſte Grundwahrheit des zureichenden Grundes, daß unſer Wille ein Ding ohne Grund vor ein anderes wählen könne. Es ſtehet demnach feſte, daß gleichgültig in den angeführten Fällen ein Scheinwort ſey. Man kann daſſelbe aber leicht in ein wahres verwandeln, wenn man nur den Wiederſpruch in der Bedeutung hebet (§. 13.). Man muß gleichgültige Dinge auf der Art beſchreiben: Es wären ſolche, da unſere Seele den Vorzug eines vor dem andern nur dunkel erkennet. Alsdenn iſt dieſes Wort mit einem würklichen Begriff verbunden. Denn es iſt nicht allein möglich, ſondern es geſchiehet faſt alle Tage, daß wir die Vollkommenheiten eines Dinges nur dunkel einſehen, und nach dieſer dunkeln Erkenntniß unſere Wahl einrichten. Bey dem Kartenſpiel z. E. ſtellen wir uns viele kleine Urſachen dunkel für, weswegen das eine Spiel, oder die eine Karte beſſer, als die andern ſey. Weil wir uns aber dieſe Gründe nicht klar fürſtellen, und dieſelben klein ſind, ſo vergeſſen wir ſie alſobald. Wir werden demnach verleitet, daß wir in dem Wahn ſtehen,

als wenn ſich unſere Seele dieſe Dinge gleich vollkommen fürſtelle, und ohne Urſache eines dem andern vorziehe.

§. 16.

Ich könnte noch verſchiedene einfache Scheinwörter anführen; aber dieſe Abhandlung würde zu weitläuftig gerathen. Ich verſpreche, dieſelben in einem folgenden Stück nachzuholen. Unter den zuſammengeſetzten Scheinwörtern will ich ietzo auch nur eines zur Probe beybringen. Das erſte Beyſpiel ſoll die bekannte Redensart ſeyn: der Neid des Schickſals. Das Wort Schickſal hat viele Bedeutungen; aber die meiſten unter denſelben beſtehen in Scheinbegriffen; nur eine einzige iſt ein würklicher Begriff. Ich will dieſes Wort in einer andern Abhandlung weitläuftiger beſchreiben. Man wird keine mögliche Bedeutung von dem Schickſal bekommen, wenn man nicht darunter die göttliche Einrichtung der Urſachen verſtehet, dadurch wir Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten bekommen, welche nicht unmittelbar in unſerer Freyheit gegründet ſind; z. E. daß jemand von reichen oder armen, vornehmen oder geringen Aeltern geboren iſt. Nach dieſer Erklärung aber ſchicket ſich der Neid bey dem Schickſal eben ſo wenig, als bey einem Stein die Vernunft. Denn der Neid iſt nichts anders, als das Mißvergnügen über des andern Glück (Wolffens Met. §. 460.). Iſt aber nun wol möglich, daß eine Einrichtung der Urſachen ein Mißvergnügen habe? Iſt es nicht thöricht, einer Einrichtung, das iſt, einem für ſich ſelbſt nicht beſtehenden Dinge, ein Vermögen beyzulegen, die Vollkommenheiten eines Dinges zu beurtheilen? Vielleicht aber meynet man, daß ich in der Erklärung dieſer Wörter wieder die Billigkeit verfahre. Man verlanget vielleicht, daß ich

den

den Neid in einem uneigentlichen Verſtande nehmen ſoll. Wo es bequem angehet, ſo bin ich hierzu verbunden (§. 14.). Es iſt eine gewiſſe Regel in der Auslegungskunſt, daß man die Wörter nicht ſo uneigentlich nehmen müſſe, daß ein Wort das entgegen geſetzte von ſeiner eigentlichen Bedeutung anzeige. Man muß demnach die Wörter der Laſter in der uneigentlichen Bedeutung nicht zu Zeichen von den Tugenden machen. Wir wollen alſo unter dem Wort **Neid** ein Bemühen verſtehen, ein anderes Ding unvollkommen zu machen. Weil aber der Neid ein Laſter iſt, ſo muß dieſes Beſtreben unerlaubt und wieder die Geſetze ſeyn. Der **Neid des Schickſals** hat folglich dieſe Bedeutung: Die göttliche Einrichtung der Urſachen, dadurch wir Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten empfangen, die nicht unmittelbar in unſerer Freyheit gegründet ſind, bemühet ſich auf einer unerlaubten Art uns unglücklich zu machen. Muß nun nicht einjeder geſtehen, daß dieſes einen Wiederſpruch mit den unveränderlichen Eigenſchaften GOttes ausmache? Sollte es wol möglich ſeyn, daß GOtt, der die Güte ſelber iſt, eine ſolche Einrichtung in der Welt gemachet habe, durch welche er ſuchete, uns wieder Billigkeit unglücklich zu machen? Ich würde die Leſer beleidigen, und ihnen eine geringe Vernunft beylegen, wenn ich nun noch weitläuftig erweiſen wollte, daß der **Neid des Schickſals** ein zuſammengeſetztes Scheinwort ſey. Aus dieſem Exempel kann man zugleich erkennen, wie die Scheinwörter der Griechen und Römer auch in unſere Sprache ſind eingeführet worden. Denn wir würden vielleicht an dieſes Scheinwort nicht gedacht haben, wenn nicht unſere Voraltern, bey den Römern von der inuidia fati ſo viel geleſen hätten. Viele

von dieſen und den Griechen ſtelleten ſich unter dem Schickſal eine unvermeidliche Nothwendigkeit für, welche uns zuweilen glücklich, zuweilen aber auch unglücklich machete. Aber ſie lieſſen doch GOtt Recht wiederfahren, und leiteten daſſelbe nicht von ihm, ſondern von der Materie her, die nach ihrer Meynung mit GOtt gleich ewig war. Unſere Vorfahren nahmen ſich nicht die Mühe, ſich deutlich fürzuſtellen, was unter dem Wort fatum verborgen war. Sie meyneten vielmehr, es würde unſerer Sprache eine Vollkommenheit fehlen, wenn es nicht ein eben ſo viel bedeutendes Wort hätte. Sie erfunden zu dem Endzwecke das Wort **Schickſal**. Sie ſetzten auch daſſelbe mit andern Wörtern auf eben der Art zuſammen, als die Römer und Griechen. Daher ſind entſtanden **Gunſt, Mißgunſt, und Neid des Schickſals**.

§. 17.

Ich habe in dem 12. §. angeführet, daß die Dichter ſich oft durch die Begierde, was Sinnreiches hervorzubringen, verleiten laſſen, zuſammengeſetzte Scheinwörter zu machen. Ich will zur Beſtätigung dieſes Satzes eine Stelle aus den Gedichten des berühmten Herrn **Hallers** herſetzen, in welcher die zuſammengeſetzten Scheinwörter recht ſind gehäufet worden. Ich bezeuge aber aufrichtig, daß ich dieſe Gedichte vor vielen andern nicht deswegen erwählet habe, den geſchickten Herrn Verfaſſer zn beleidigen; ſondern die Urſache hiervon iſt dieſe: Ich halte den Herrn Haller für einen von unſern größten Dichtern; ich liebe ſeine Gedichte wegen der hohen und vortrefflichen Gedanken; es ſind dieſelben mehr als einmal von mir mit dem größten Vergnügen und Erbauung durchgeleſen worden; ich habe alſo dieſe

Stelle aus denſelben als ein Exempel anführen wollen, daraus man erkennen kann, wie leicht es ſey, Scheinwörter zu gebrauchen, ſo, daß ſich auch die beßten Dichter davor nicht genug in acht nehmen können. Dieſelbe iſt aus dem andern Buche von dem Urſprunge des Uebels bl. 120. hergenommen, und lautet alſo:

Befruchtet mit der Kraft des Weſenreichen Wortes
Gebiert das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verſchiedner Zeug.

Der Herr Verfaſſer will hier und in dem vorhergehenden beſchreiben, wie die Welt entſtanden ſey; ich geſtehe, daß er vortreffliche Gedanken hiervon angebracht hat. In der uns vor Augen liegenden Stelle will er anzeigen, daß vor der Erſchaffung ein Leeres oder Nichts geweſen ſey, welches aber durch dieſelbe mit verſchiedenen Dingen iſt angefüllet worden. Von dieſem Nichts ſaget er erſtlich, daß es geboren habe. Ein jeder ſiehet von ſelbſten ein, daß dieſes Wort von dem Herrn Haller uneigentlich ſey genommen worden. Aber ſeine groſſe philoſophiſche Erkänntniß läſſet mich nicht anders vermuthen, als daß er die vernünftige Regel in der allgemeinen Auslegungskunſt werde beobachtet haben, welche befiehlet, daß zwiſchen der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung eines Wortes eine ziemliche Aehnlichkeit bleiben müſſe. Was gebären heiſſet, wiſſen wir alle. Uns iſt auch bekannt, daß ein geſchlechtsweſentliches Stück davon ſey, die Bemühung, ein anderes zur ſichtbaren Würklichkeit zu bringen. Dieſe Eigenſchaft muß alſo auch in der uneigentlichen Bedeutung bleiben, wo anders eine Aehnlichkeit zwiſchen der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung ſeyn ſoll, welches doch nothwendig iſt. Aber kann wol ein Nichts, das

iſt, eine Verneinung von dem Würklichen, eine Bemühung haben, ein anderes zur ſichtbaren Würklichkeit zu bringen? Sollte die metaphyſiſche Wahrheit falſch ſeyn, daß ein Nichts auch nichts hervorbringen könne? Es folget demnach, daß ein **gebärendes Nichts** ein Scheinwort ſey. Man kann mit Grunde nicht einwenden, daß das Nichts hier durch eine Erdichtung als ein Würkliches fürgeſtellet ſey; von dieſem aber könne man mit Recht ſagen, daß es im uneigentlichen Verſtande gebären könne. Ich leugne nicht, daß dieſes der wahre Urſprung von dieſem zuſammengeſetzten Scheinwort ſey. Aber derſelbe träget doch nichts zur wahren Vertheidigung deſſelben bey. Denn die Einbildungskraft muß mögliche Erdichtungen machen, ſonſten bringet ſie nur Scheinbegriffe hervor. Ein Nichts, das iſt, die Verneinung von dem Würklichen, ſich als ein Würkliches fürſtellen, iſt ein offenbarer Wiederſpruch. Die Einbildungskraft kann dabey weiter nichts thun, als daß ſie demſelben einigen Schein giebet, oder einen Scheinbegriff daraus machet. Der Herr Profeſſor nennet auch das **Nichts das alte**. Dieſes aber machet wieder ein zuſammengeſetztes Scheinwort aus. Denn man nennet ein Ding alt, wenn es ſchon lange Zeit exiſtiret hat. Wie aber ein Nichts, das niemals würklich iſt, ſchon eine lange Zeit exiſtiret habe, iſt unbegreiflich. Die Einbildungskraft iſt wieder an dieſem Scheinwort ſchuld. Dieſelbe hat ſich das Nichts, als etwas Würkliches fürgeſtellet. Das letzte Scheinwort in eben dieſer Reihe beſtehet darinnen, daß der Herr Verfaſſer **öde** und **Ort** zuſammengeſetzet hat. Wenn man unter dem **Ort** einen würklichen und keinen Scheinbegriff gedenken will; ſo muß man dem Herrn Wolffen folgen, und den **Ort**

durch

durch die Art und Weiſe erklären, wie ein Ding neben andern zugleich da iſt. Durch öde aber wird verneinet, daß Dinge da ſind; und der Herr Haller will auch hierdurch zu erkennen geben, daß vor der Erſchaffung keine Dinge da geweſen ſind. Wie kann nun wol die Verneinung von dem Daſeyn der Dinge, und die Art und Weiſe, wie Dinge zugleich da ſind, beiahet zuſammengeſetzet werden? Muß nicht einieder geſtehen, daß dieſes ein Scheinwort ſey?

Dieſes mag für dieſes mal von den Scheinwörtern in der deutſchen Sprache genug ſeyn. Wo dieſe Abhandlung einigen Beyfall finden wird, ſo will ich dieſe Materie in den folgenden Stücken fortſetzen.

II.

Sibyllen Schwarzin, vohn Greiffswald aus Pommern, deutſche Poetiſche Gedichte, nuhn zum erſten mahl, auß ihren eignen Handſchrifften, herausgegeben und verleget durch M. Samuel Gerlach, auß dem Hertzogtuhm Würtemberg. Und in Dantzig gedruckt, bey ſeel. Georg Rheten Witwen, in M. DC. L. Jahr.

1. und 2. Theil, 1. Alph. 6. Bogen in 4to.

Wir können nicht ſagen, daß Pommern eine groſſe Menge von deutſchen Dichtern aufzuweiſen habe. Unſere Landesleute werden uns Recht geben, wenn ſie unſere Worte nach dem Begriff erklären, der mit einem wahren Dichter verknüpfet ſeyn muß. Das Nachtheilige, welches unſerm Vaterlande aus die-

ſem freyen Bekenntniſſe zuwachſen möchte, iſt allein dieſes: Es mache in unſerm Lande, die Geburt noch lange nicht einen geſchickten Dichter aus. Wir müſſen dieſen Vorzug denen Ländern überlaſſen, welche glauben, daß ſie ſich deſſelben mit Recht rühmen können. Der würkliche Mangel, den wir bisher an reinen deutſchen Poeten unter uns gehabt haben, hindert uns, daß wir daran nicht Theil nehmen können. So offenherzig ſchreiben wir von unſerm Vaterlande. Man laſſe uns aber dagegen auch wiederum Gerechtigkeit wiederfahren, und man ſpreche unſern Landesleuten nicht die würkliche Fähigkeit zur deutſchen Dichtkunſt ab. So arm ſind wir gleichwol nicht an reinen deutſchen Dichtern, daß wir dieſelbe nicht ſollten behaupten können. Unſere Abſicht iſt nicht, hiervon einen weitläuftigen Beweis über uns zu nehmen, weil wir zur Zeit noch nicht wiſſen, gegen wem wir zu ſtreiten nöthig haben ſollten. Wir wollen vielmehr unſern Leſern etwas von den Gedichten eines berühmten pommerſchen Frauenzimmers ſagen, welches ihrem Vaterlande eine wahrhafte Ehre gemacht hat. Dieſes iſt ohne Zweifel einer von den ſtärkſten Beweiſen, welche wir in dieſer Sache würden führen können.

Vorher aber müſſen wir unſere Leſer dle Perſon dieſer berühmten Dichterin näher kennen lehren. Man wird ſolches von uns erwarten, und es iſt auch denen Abſichten gemäß, die wir uns bey dieſer Monathsſchrift fürgeſetzet haben.

Sibylla Schwarzin ward im Jahr 1621. den 14. Februar zu Greifswald geboren. Chriſtian Schwarz, der Vater unſrer Dichterin, war daſelbſt Bürgermeiſter und zugleich pommerſcher Landrath. Sie hatte einen natürlichen Trieb zur Dichtkunſt, und dem=

demſelben folgte ſie, ohne einige fremde Anleitung. Ihr gröſſeſter Vortheil beſtund darinn, daß ſie die Zeiten des vortrefflichen Opitzens erlebte, der die Regeln der Dichtkunſt aus den alten Griechen und Römern wieder hervor ſuchte, und der durch eine genaue Beobachtung derſelben unſere Landsleute lehrte, daß das Weſen der Poeſie nicht in der bloſſen Abmeſſung leerer Töne und Sylben, und noch weniger in einem künſtlich klappenden Reim beſtehe. Sie las die Schriften dieſes Mannes, ja ſie las nichts lieber, als dieſelben. Wir führen dieſes an aus einem ihrer Briefe, die ſie an den Magiſter Gerlach geſchrieben hat, in welchem ſie ihn erſuchet, ihr doch diejenigen Gedichte zu überſchicken, die noch etwa von Opitzen möchten heraus gekommen ſeyn. Sie hatte alſo dieſem vollkommenen Dichter denjenigen reinen Geſchmack zu danken, den wir in ihren Schriften antreffen. Sie erwehnet deſſelben hin und wieder mit ſehr vielem Ruhm; und wir ſchlüſſen daraus wol nicht unrecht, daß ſie bey der Ausarbeitung ihrer Gedichte dieſes treffliche Muſter allemal vor Augen gehabt habe. In der ſchönen Ode wieder den Neid ſchreibet ſie unter andern ſo:

Mein Opitz (dem das Lob gebüret,
Das Deutſchland ſeiner Sprachen Pracht
Und edlen Leier halben führet,
Weil er den Anfang hat gemacht)
Wird billig oben an geſchrieben
Bey den, die Kunſt und Tugend lieben.
Sein Ruhm wird nicht verdecket werden,
Kein Neid verbirget ſeinen Preis,
Weil ſelbſt das groſſe Rund der Erden
Mit ſeiner Kunſt zu pralen weiß:
O möcht ich halb ſo gut nur ſingen
Und ſo den Ton der Leier zwingen!

Ihr Bruder D. Chriſtian Schwarz, munterte ſie nach der Zeit zu dieſer angenehmen Arbeit immer mehr und mehr auf; und ſolches war um ſo viel nöthiger, je gröſſer der Hauſe derjenigen war, die ſich über dieſen gelehrten Zeitvertreib eines Frauenzimmers aufhielten. Sie bekennet daher in der Zuſchrift ihres Gedichtes von der Suſanna, die an ihren Bruder gerichtet iſt, daß „ihre Leier den halben Theil ihrer Wolfart ihm zu „danken habe; denn da dieſelbe durch des Neides dicken „Dunſt wäre überzogen geweſen, ſo wäre ſie mitten in „ſolcher Finſterniß von dem Lichte ſeiner Liebe, zur Poe„terey, oder vielmehr zur Tugend erleuchtet, und bis „dahin erhalten werden. Ja er that nicht allein dieſes, ſondern er unterrichtete ſie auch in der lateiniſchen Sprache; oder gab ihr zum wenigſten Anleitung, daß ſie ſich auch in derſelben feſt ſetzte. In dem Gedicht auf die Zurückkunft ihres Bruders aus Frankreich erwehnet ſie deſſelben ausdrücklich.

„Er macht es (ſchreibt ſie), daß ich nicht allein
„Darf bey der deutſchen Sprache bleiben;
„Er will mich zum Latein auch treiben.

Und daß ſie auch würklich der lateiniſchen Sprache mächtig geweſen ſey, davon zeuget unter andern die angenehme, obgleich ziemlich freye Ueberſetzung der neunten Fabel aus dem erſten Buche des Ovidius von den Verwandelungen. Von ihrer Stärke in andern Sprachen finden wir keine Nachricht; auſſer daß uns ihre Geſchicklichkeit in der holländiſchen Sprache durch unterſchiedene Ueberſetzungen bekannt geworden iſt, die ſie uns aus derſelben geliefert hat. In einem Schreiben an den M. Gerlach berichtet ſie ihm, daß ſie ſchlüſſig geworden ſey, etwas aus

Jacob Cattens niederländiſchen Sachen zu überſetzen. Wir haben die Werke dieſes holländiſchen Dichters nicht alle bey der Hand, und können alſo nicht ſagen, ob die vorhin gedachten Ueberſetzungen eben die ſind, die ſie dem M. Gerlachen verſprochen. Ihr bald darauf erfolgter Tod läſſet uns bey nahe daran zweifeln. Das Gedicht von dem Lobe des verſtändigen und tugendſame Frauenzimmers, welches ſie unter andern aus dem Holländiſchen überſetzet hat, beſchlüſſet ſie mit dieſer Er„innerung: Dieſes Carmen iſt ſeiner vielfältigen Män„gel halber wol zu entſchuldigen, weil kein Meiſter, „wenn er auch ſechs Sinne hätte, das, was er aus dem „Niederländiſchen verdeutſchet, ſo wol ſetzen kann, als „etwas, das er ſelbſt machet. Urſachen läſſet die Zeit „nicht beyfügen; lis Opitzen ſeine Verdeutſchung der „chriſtlichen Religion aus Hugo Grotius, der wird dir weiter Beſcheid geben. Wir führen dieſes an, um zu beweiſen, daß ſie ſich auch nach den Regeln einer guten Ueberſetzung umgeſehen habe.

So groß diejenige Hochachtung war, die ſie ſich durch ihre Geſchicklichkeit bey den Gelehrten erwarb; ſo ſehr ward ſie hingegen von andern wegen ihrer gelehrten Beſchäfftigung angefeindet und verleumdet. Wir haben ſolches ſchon vorhin angeführet, und wir müſſen hier noch davon beſonders reden. Man hielt die Treibung der Wiſſenſchaften für ein Gewerbe, welches den Männern eigenthümlich zugehöre. So weit hatte es die Erfahrung gebracht, daß ſich niemand getrauen konnte, dem Frauenzimmer die natürliche Fähigkeit abzuſprechen, ſich in den Wiſſenſchaften hervor zu thun. Man greifft ſie daher von der andern Seite an. Man ſchry die Gelehrſamkeit als etwas aus, daß einem Frauenzimmer

unanſtändig wäre. Die Küche und den Keller zu beſorgen; den Dienſtboten die ordentlichen Geſchäffte der Wirthſchaft zu befehlen; den Faden am Spinnrocken geſchickt zu ziehen; und die Nadel auf dem Nehrahm nach der Kunſt zu führen wiſſen: das ſey dasjenige, was von einem geſchickten Frauenzimmer erfordert werde. Dazu wären ſie erſchaffen; dazu allein müßten ſie ſich deswegen geſchickt zu machen ſuchen; die Treibung aller andern Künſte und Wiſſenſchaften wäre ihnen nicht nur unnöthig, ſondern ſie wäre ihnen ſo gar hinderlich, weil nämlich dadurch diejenigen Stücke nothwendig müßten verabſäumet werden, nach welchen allein gleichwol die Geſchicklichkeit eines Frauenzimmers, in der bürgerlichen Geſellſchaft beurtheilet würde. Unſre vortreffliche **Schwarzin** vertheidiget ſich wieder dieſe Fürwürfe hin und wieder. In einem Schreiben an den M. Gerlach klaget ſie: „Sie wäre von dem unverſtändigen Neid „dermaſſen betrübet, daß ſie bey nahe der Poeſie gute „Nacht gegeben hätte. Inzwiſchen glaube ſie doch, daß „ſie bey derſelben ihre Zeit nicht ſo übel anlege, als wenn „ſie etwa ihrer Jugend in dem Labyrinth der Kälberliebe „einen Flecken angehänget hätte. Zwar würde ſie höchſt „ſtrafbar ſeyn, wenn ſie der Poeſie mehr, als anderer „jungfräulichen Arbeit obliegen, und die Geſchäffte ihres „Berufs andern Sachen zu den Füſſen legen wollte; „So aber müſſe ſie bekennen, daß die Poeſie eine Urſacherin vieles Guten bey ihr geweſen ſey, und daß ſie „dieſelbe deswegen (noch zur Zeit) füglich ſo beybehalten „könne, daß dadurch andere Geſchäffte (*) nicht hintenangeſetzet, oder ſäumig verrichtet würden. Hieher

gehöret

(*) Dieſes Zeugniß wird ihr auch in der ihr gehaltenen Leichenpredigt gegeben: Sie ſey nämlich nicht nur von

gehöret inſonderheit die ſchon angeführte vortreffliche Ode wieder den Neid. Wir wollen nur einige Stellen aus derſelben anführen. Wenn ſie ſagen will, wie wenig ſie durch alle Verläumdungen könne aufgebracht werden, der Dichtkunſt abzuſagen, ſo ſchreibet ſie:

Sollt ich um deinetwillen haſſen
Den allzeit grünen Helikon,
Und mich zu dir herunter laſſen?
So hätt ich wahrlich ſchlechten Lohn.
Nein, ich bleib anf Parnaſſus Spitzen,
Du magſt in Plutons Reiche ſitzen.
Was würde wol mein Phoebus ſagen,
Wenn ich das grüne Lorbeerlaub
Mir würde ſelbſt vom Haupte ſchlagen
Und werfen in den Erdenſtaub?
Euterpen würd es ja verdrüſſen,
Wenn ihre Magd wär ausgeriſſen.

Hierauf behauptet ſie, daß das Frauenzimmer nicht nur Recht hätte, ſondern auch würkliche Geſchicklichkeit beſäſſe, ſich in den Wiſſenſchaften zu üben. Wir wollen auch hiervon einige Strophen anführen.

Ver,

---

ihrem Herrn Vater, der ſeit vielen Jahren bereits Witwer war, nach der Verheirathung ihrer anderen älteren Schweſter, dem Hausweſen künftig vorzuſtehen, beſtimmet geweſen; ſondern ſie habe auch ein mit vieler Mühe und nach dem Alphabet eigenhändig zuſammengetragenes Haus- und Küchenbuch hinterlaſſen. In eben der Leichenpredigt wird auch nicht nur ihre ſaubere Hand im Schreiben, ſondern auch ihre beſondere Geſchicklichkeit, allerhand gerichtliche Schriften aufzuſetzen, gerühmet.

Vermeynſt du, daß nicht recht getroffen,
Daß auch dem weiblichen Geſchlecht
Der Pindus allzeit frey ſteht offen;
So bleibt es dennoch gleichwol recht,
Daß die, ſo nur mit Demuth kommen,
Vom Phoebus werden angenommen.

Ich darf nun auch nicht weiter gehen,
Und bringen ſtarke Zeugen ein.
Du kannſt es gnug an dieſem ſehen,
Daß ſelbſt die Muſen Mägde ſeyn.
Was lebet, ſoll ja Tugend lieben,
Und niemand iſt davon vertrieben.

Ganz Holland weiß dir fürzuſagen
Von ſeiner Blumen Tag und Nacht;
Herr Catten magſt du weiter fragen,
Durch den ſie mir bekannt gemacht.
Cleobulina wird wol bleiben,
Von der viel kluge Federn ſchreiben.

Was Sappho für ein Weib geweſen
Von vielen, die ich dir nicht nenn,
Kannſt du bey andern weiter leſen,
Von den ich acht und funfzig kenn ꝛc.

Bey dem Herrn Morhofen (*), der unſere Schwarzin ein Wunder ihrer Zeit nennet, und ihren Gedichten ein unvergleichliches Lob beyleget, haben die Klagen dieſer Dichterin einen ſo ſtarken Eindruck gemacht, daß er ſeinen Eifer über die ungeſchliffene Grobheit unſerer Lands-

(*) S. deſſen Unterricht von der Deutſchen Sprache und Poeſie auf der 438. u. f. S.

Landsleute nicht bergen kann, als welche ſich nicht geſchämet hätten, ein Frauenzimmer zu verläumden, das in ihrer zarteſten Jugend ſchon ſolche Stärke in den ſchönen Wiſſenſchaften bewieſen hätte, und in deren Erhebung die alten Griechen und Römer, ja auch noch die heutigen Ausländer, die Ehre ihrer Nation würden geſucht haben. Daß ſie ſich inzwiſchen auch ſchon zu ihren Zeiten bey allen Vernünftigen Beyfall und Ruhm erworben habe, ſolches bezeuget ſchon einigermaſſen der gelehrte Briefwechſel, den ſie mit unterſchiedenen geführet hat. Wir wollen nur bloß denjenigen Ruhm anführen, der unſrer Dichterin von einem greifswaldiſchen öffentlichen Lehrer ihrer Zeiten iſt gegeben worden. Es iſt der berühmte Bering, der in derjenigen Schrift, durch welche er zum Leichengefolge des Vaters unſerer Schwarzin eingeladen hat, ihrer mit dieſen Worten gedenket: Tertia (filia) nomine & re Sibylla, quippe inſigni ingenii acumine ſexus virtutem ſupergreſſa eſt.

In dem Anfange des Jahrs 1637. ſtarb der letzte pommerſche Herzog Bogislaus. Dieß war abermal eine Gelegenheit, daß Pommern der betrübte Schauplatz eines blutigen Krieges werden mußte; Und wer von dem damaligen grauſamen Verfahren der Feinde einige Nachricht hat, der wird leicht glauben, man habe zu der Zeit in Pommern ſehr wenige Sicherheit haben können. Einjeder, dem es nur einigermaſſen frey ſtund, ſuchte deswegen dieſelbe an andern Orten; und alſo begab ſich auch unſere Dichterin, und zwar zu Waſſer, von Greifswald hinweg. Sie hat bey der Gelegenheit eine vortreffliche Ode gemacht, aus welcher man die Standhaftigkeit ihres Gemüths erkennen kann, welche

ſie bey allen wiedrigen Zufällen niemals verloren hat. Nichts hat ſie damals mit gröſſerer Betrübniß verlaſſen, als ihr geliebtes Fretow, welches ein bey Greifswald gelegenes Landgut war, auf welchem ſie ſich oftmals ergetzete, und dem ſie viele ihrer Lieder gewidmet hat. Wir wollen einige Strophen aus der gedachten Ode herſetzen:

Zu Fretow wär es gut genug,
Da Phoebus mit den Töchtern ſitzet.
Drum wird auch Fretow in das Buch
Der greiſen Ewigkeit geſchnitzet.
Jetzt aber will die Kriegerey
Zu Fretow keinen Menſchen dulden.
Kein Ort iſt von den Strafen frey,
Die ich, und du, und der verſchulden.
Was klag ich aber? weiß ich doch,
Daß meiner Augen heiſſe Zähren
Nicht linden dieſes ſchwere Joch,
Noch meinem Elend mögen wehren.
Denn Trauren machet nur Verdruß.
Laß alle rauhe Winde wehen;
Laß ſterben, wer da ſterben muß;
Was wünſcht man viel, den Tod zu ſehen?
Dem Menſchen iſt geſetzt ein Ziel,
Das kann er auch nicht überſchreiten;
Drum ruf nur nicht dem Tod zuviel,
Er ſchleicht dir nach zu allen Seiten.
Nun gute Nacht, mein Vaterland!
Da weiland groſſe Luſt zu ſchauen;
Ich muß mich nun Neptunus Hand
Und Thetis ſalzem Schooß vertrauen.

Es

Es ſcheint in dieſer ganzen Ode, daß ſie diejenigen Worte, die ſie in alle ihre Bücher zu ſchreiben gewohnet geweſen iſt, auch zur würklichen Ausübung gebracht habe. Sie ſtehen auf der 44. S. des I. Theils ihrer Gedichte, und heiſſen:

„Laß dir nur nichts zu ſehr belieben,
„So wird dich nichts zu ſehr betrüben.

Das letzte unter allen ihren Gedichten iſt dasjenige, welches ſie auf die Hochzeit ihrer andern älteren Schweſter mit dem Herrn D. Hermann Overinus den 31. Julius im Jahr 1638. gemacht hat.. Denn eben dieſer Tag der ehelichen Verbindung (*) war derjenige, an welchem ſie in die allerſeeligſte Verbindung und in die Gemeinſchaft vollkommener Gerechten einging. Sie hat ſich demnach denjenigen wahren Ruhm, der ihr von allen Vernünftigen gegeben wird, bereits in denen Jahren erworben, welche von dem meiſten Frauenzimmer, nach dem Urtheil des gröſſeſten Haufens, den ſogenanten erlaubten Thorheiten einer freyen Jugend pflegen gewidmet werden. Nunmehro müſſen wir auch von ihren Gedichten ſelbſt, und von der durch den Herrn Gerlach beſorgten Ausgabe derſelben etwas ſagen.

Der Herr Herausgeber iſt uns weiter nicht, als ſeinem Namen und Vaterlande nach bekannt; denn beides finden wir auf dem Titelblatt dieſer Gedichte vor uns. Wir ſind ihm allerdings Dank ſchuldig, daß er nicht

(*) S. das angeführte Leichenprogr. des Herrn D. Berings; ingleichen die gleichfalls ſchon gemeldete Leichenpredigt, welche am 3. Auguſt bey ihrer Beerdigung von Herrn Chriſtoph Hagen iſt gehalten worden.

nicht nur die Bekanntmachung einer, inſonderheit zu den damaligen Zeiten ſo ſeltenen Arbeit eines jungen Frauenzimmers beſorget, ſondern auch ſelbſt zu deren Abdruck die Koſten hergegeben hat. Wir ſind ihm dafür allerdings Dank ſchuldig; wir glauben aber zugleich, daß dieſe Beſorgung, und dieſer Fürſchuß alles ausmache, wodurch er ſich um die Gedichte unſrer Schwarzin verdient gemacht hat. Das, was wir weiter erzählen werden, wird dieſes unſer Urtheil erklären und zugleich rechtfertigen.

Aus den dreyen vorangeſetzten Briefen ſehen wir, nicht nur, daß unſere Dichterin mit dem Herrn M. Gerlach in einem Briefwechſel geſtanden; ſondern daß er ſich auch zu unterſchiedenen malen von ihr die Freyheit erbeten habe, ihre Gedichte dnrch öffentlichen Druck bekannt zu machen. Sie verbittet es zwar; theils, weil ſie glaube, daß dieſelben geleſen zu werden, nicht einmal würdig wären; theils, weil ſie, wenn dieſelben auch einigermaſſen gerathen ſeyn möchten, doch darinn nicht den geringſten Ruhm ſuche. Endlich aber giebt ſie ihm zu ſolcher Bekanntmachung die Erlaubniß; wiewol unter dieſen Bedingungen: daß nicht nur ihr eigener Name, ſondern auch die Namen aller in den Gedichten vorkommenden Perſonen dergeſtalt möchten verſteckt werden, daß niemand, er ſey wer er wolle, wiſſen könnte, von welchem Baum dieſe Früchte möchten gefallen ſeyn. Der Herr Gerlach erzählet in der Vorrede, daß er dieſem ihren Verlangen auch würklich hätte nachkommen wollen, und daß er bereits dieſen verdeckten Namen: **Sibylla Wachſeſternin von Wildesfragen**, fertig gehabt hätte, unter demſelben ihre Gedichte der Welt vor Augen zu legen. Weil ſie aber, ehe der würkliche

Abdruck

Abdruck hätte geſchehen können, verſtorben ſey, ſo habe er gar kein Bedenken getragen, dieſelben unter ihrem eigenen Namen heraus zu geben. Inzwiſchen iſt doch die würkliche Ausgabe ziemlich ſpät, nämlich allererſt zwölf Jahr nach ihrem Tode zu Stande gekommen.

Die ganze Sammlung beſtehet aus zween Theilen; ein jeder aber machet nur wenige Bogen über ein halbes Alphabet aus. Es hätte daher einer ſolchen Abtheilung gar nicht bedurft, wenn der Herr Herausgeber ſogleich anfangs alle Gedichte in Händen gehabt hätte. Weil ihm aber bey dem Abdruck des erſten Theils die übrigen Schriften unſrer Dichterin noch fehlten, ſo mußten dieſelben nachhero nothwendig den andern Theil ausmachen. Man hat bey dem Druck dieſes Buchs eben nichts geſparet, was die äuſſerliche Geſtalt deſſelben, nach der Beſchaffenheit der damaligen Zeiten, hat anſehnlich machen können. Vor jedem Theil ſtehet ein ſauber geſtochenes Kupfer. Auf dem erſten ſiehet man die zehn berühmten Sibyllen, unter welchen das Bruſtbild unſrer Schwarzin in der Mitten ſtehet, mit der Ueberſchrift: die deutſche Sibylla. Vor dem andern Theil aber iſt ſie nur allein, auf einer ſaubern Kupferplate geſtochen, darunter der Herr Gerlach dieſe Reime hat ſetzen laſſen, die wir auch zu dem Ende anführen, damit man gleichfalls von der Poeſie dieſes Mannes eine Probe haben möge.

„Was mir der Himmel hat an Schönheit nicht gegeben,
„Das hat erſetzt Verſtand und Tugend in meim Leben.
„Ich ſtellt ein'n guten Brief, ſchrieb eine ſchöne Hand,
„Macht' einen reinen Vers, Haushalten war bekannt
„Mir auf das allerbeſt. Es mußt den Tod verdrüſſen,
„Drum hab ich vor der Zeit mein Leben enden müſſen.

Was die äuſſerliche Schönheit dieſer Dichterin betrifft, ſo hat freylich der Herr Gerlach beſſere Nachricht davon haben können, als wir. Sollen wir aber nach dem Kupfer, inſonderheit demjenigen, das vor dem erſten Theil befindlich iſt, urtheilen: ſo müſſen wir entweder ſagen, der Herr Gerlach habe mit Unrecht unſre Poetin ſich über den Mangel einer guten Geſtalt beklagen laſſen; oder wir müſſen auch den Kupferſtecher beſchuldigen, daß er dieſem Frauenzimmer gar zuſehr geſchmeichelt habe.

Nunmehro werden wir alles geſagt haben, was wir bey dieſer Schrift zu dem Ruhm des Herausgebers zu ſagen, vermögend geweſen ſind. Wir müſſen jetzund von ihm auch das anführen, was uns nicht gefällt, und was wir ohnmöglich loben können. Das erſte Zeugniß ſeines ſchlechten Geſchmacks mag die erſchreckliche Unordnung ſeyn, in welcher er dieſe Gedichte hat abdrucken laſſen. Wir würden ihn deswegen nicht ſchelten, wenn er nur irgend eine Art der Ordnung beobachtet hätte, ſie möchte auch ſo ſchlecht ſeyn, wie ſie immer wollte. Allein wir finden nicht die geringſte Spur, daß er ſich einige Mühe deswegen gegeben hätte. Alles iſt in der größten Unordnung durch einander geworfen, ohne Zweifel ſo, wie jedes Stück entweder ihm, oder dem Buchdrucker von ohngefehr in die Hände gefallen iſt. Er muß ſelbſt dieſen Fehler, wiewol zu ſpät, gemerket haben; denn in der Vorrede des andern Theils will er ſich deswegen entſchuldigen. Er führet an, daß er die Gedichte des letzten Theils noch nicht geſehen habe, wie der erſte bereits fertig geweſen iſt. Allein dieſe Entſchuldigung ſagt ſehr wenig. Warum herrſchet denn ſchon in dem erſten Theil eine gleiche Unordnung? Warum hat man,

da doch ſchon zwölf Jahre nach dem Tode dieſer Dichterin verſtrichen waren, auch nicht die ſieben Wochen abwarten können? denn ſo wenige Tage waren nach dem Abdruck des erſten Theils nur vorbey, wie der andere ſchon unter die Preſſe gegeben ward. Wir können ferner nicht anders, als glauben, daß es ihm, inſonderheit weil er nicht nur mit unſerer Schwarzin, ſondern auch nach ihrem Tode mit den Anverwandten derſelben, in einem Briefwechſel geſtanden, ſehr leicht würde geweſen ſeyn, bey den mehreſten ihrer Gedichte die Zeit zu beſtimmen, in welcher dieſelben von ihr wären verfertiget worden. Er würde uns ſolches hin u. wieder in der Beſchreibung ihres Lebens, wovon wir ohne das nur wenige Nachricht haben, ſehr viel Licht geben können, wenn wir allemal wüßten, bey was für einer Gelegenheit, und zu was für einer Zeit, ſie dieſes oder jenes Gedicht aufgeſetzet habe. Es ſcheinet auch, als wenn der gute Gerlach zuerſt den Fürſatz gehabt habe, uns dieſen Gefallen zu erweiſen; denn bey etlichen von denen Gedichten, die den erſten Platz einnehmen, hat er würklich nicht nur das Jahr, ſondern auch den Tag angemerket, wann ehe dieſelben ſind geſchrieben worden. Allein er hat dieſes gute Werk ſehr ſchlecht fortgeſetzet; denn bey allen folgenden Gedichten finden wir nicht die geringſte Nachricht. Wir haben ſchon vorhin das Gedicht angeführet, welches die Schwarzin auf die Verbindung ihrer Schweſter mit dem D. Overinus gemacht hat; Allein auch bey dieſem Gedichte iſt nicht einmal der betrübte Hochzeittag angemerket, der doch um ſo vielmehr anmerkungswürdig geweſen wäre, weil er zugleich der Sterbetag dieſer vortrefflichen Dichterin geworden iſt.

Derjenige, der eine fremde Arbeit zum Druck beſor-

get, thut allerdings wol, daß er keine Geburten ſeines eigenen Witzes auf die Rechnung desjenigen abdrucken läßt, deſſen Arbeit er unter Händen hat. Man verlanget von ihm weiter nichts, als daß er uns ein Werk, welches er nicht gemacht hat, ſo wie er es findet, bekannt machen ſoll; und er iſt, wo nicht beſondere Umſtände dazu kommen, nicht verbunden, uns von der ganzen Schrift weiter Rechenſchaft zu geben, als was den Druck betrifft. Wir würden dem ehrlichen Gerlach ſehr viel zu nahe thun, wenn wir ihn des Verbrechens beſchuldigen wollten, daß er unter eine fremde Arbeit ſeine eigene mit eingemiſchet hätte. Wir müſſen vielmehr dieſes an ihm tadeln, daß er in dieſem Stück gar zu gewiſſen haft geweſen iſt. Seine Redlichkeit hat ſich, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, ſo weit erſtrecket, „daß er die “Gedichte aus den eignen Handſchriften dieſer Poetin “von Wort zu Wort, ja faſt von Buchſtab zu Buchſtab, “ohne was der Schriftſetzer verſehen hat, und alſo auch “alle in der Eil begangene Schreibfehler, nebſt andern “Stellen, an welchen der Verſtand nicht hat können ge“faßt werden, ganz aufrichtig hat mit abdrucken laſſen; “und ſolches aus der Urſache, damit man ihr nichts, “was nicht ihr eigen ſey, andichten möge“. Wir können uns ohnmöglich entſchlüſſen, ihm für dieſe gar zu groſſe Ehrlichkeit Dank abzuſtatten; um ſo viel weniger, da die Handſchriften, die ihm ſind eingereichet worden, gar nicht zum öffentlichen Druck ſind ausgefertiget geweſen. Man kann ſich daher leicht fürſtellen, daß nicht nur einige Stellen in dieſen Gedichten würklich unverſtändlich ſind, ſondern daß auch die Rechtſchreibung durchgehends ſchlecht gerathen ſey. Wenn man aber die ſchreckliche Menge Druckfehler, die bey nahe drey

Seiten einnehmen, erblicket, und wenn man noch dazu das Bekenntniß des Herrn Herausgebers lieſet, daß nämlich alle von dem Schriftſetzer begangene Fehler nicht auf einem ganzen Bogen Platz finden würden: ſo wird man dieſes für zureichend halten, unſere Dichterin in dieſem Stücke zu rechtfertigen. Wir würden uns zum wenigſten kein Gewiſſen machen, alle dunkle, harte und falſche Stellen aus zu muſtern und zu verbeſſern, wenn wir unſerm Fürſatz nach mit der Zeit ſo glücklich werden ſollten, eine neue Ausgabe dieſer ſeltenen Gedichte zu Stande zu bringen. Wir glauben vielmehr, daß man ſolches mit Recht von uns fordern würde, um ſo vielmehr, da wir von den Ausbeſſerungen der Schreibart verſtorbener Schriftſteller, ſchon nachahmungswürdige Exempel vor uns haben.

Den Anhang von lauter unvollkommenen und nicht ganz vorhanden geweſenen Gedichten der Schwarzin hätte der Herr Magiſter, zum wenigſten größten Theils, mit gutem Gewiſſen weglaſſen können. Man kann aus den andern die Geſchicklichkeit dieſer Dichterin ſchon zur Gnüge beurtheilen. Eines müſſen wir noch nothwendig zu ihrem Ruhm erinnern. Man weiß, wie neidiſch viele Männer auf ein gelehrtes Frauenzimmer ſind. Sie ſprechen entweder demſelben alle gründliche Wiſſenſchaften ab; oder wenn ihnen hievon der Beweis gar zu ſchwer wird, ſo haben ſie gleichwol hundert Einfälle, daſſelbe aufs möglichſte zu verkleinern. Ich will nur eine Beſchuldigung anführen. Man vergleichet z. E. die meiſten von unſern gelehrten Frauenzimmer mit dem Sprachrohr in der ſtoppiſchen Fabel. Dieſes Frauenzimmer, heißt es, ſchreibt; es ſchreibt würklich ſchön; allein wie lange wird es dauren? wird Damon entweder ſterben

 oder

oder auch ihr Feind werden, ſo wird ihre Gelehrſamkeit aus ſeyn. So höret man täglich diejenigen urtheilen, denen die Lorbeerkränze des Frauenzimmers um ſo viel unerträglicher ſind, je ſaurer es ihnen ſelbſt wird, ſich dieſelben zu verdienen. Wäre nicht eben der Herr Gerlach derjenige, dem wir die Ausgabe der ſchwarziſchen Gedichte zu danken haben, ſo möchte es vielleicht unſerer Dichterin nicht beſſer ergehen. Allein eben dieſes ſchützet ſie wieder alle verkleinernde Urtheile von dieſer Art. Unſre Leſer werden ſchon wiſſen, was wir hiemit ſagen wollen, und wir haben nicht nöthig, uns weiter zu erklären. Wir haben ſchon vorhin eine Probe von der Poeſie dieſes Dichters angeführet, und wir wollen zum Ueberfluß noch eine herſetzen. Es ſoll der Schluß von demjenigen Gedichte ſeyn, in welchem er den erſten Theil dieſer Sammlung der ſchwediſchen Königin Chriſtina zugeſchrieben hat:

Ruf, wer nur kann immer rufen!
Was dann, groſſe Königinne? daß bey dir nicht werd gemißt,
Wo es ſeyn kann, Ruh und Frieden; daß keine Fehde, Krieg und Zwiſt
Inner deinen Grenzen ſey; daß, gleichwie der Spreu, zerſtoben
Deine Feinde mögen ſeyn, dein Reich vor ihrem Toben,
Fein lang lang in Nutzen ſtehe! daß wirs mögen ſeyn vergwißt,
Ruf, wer nur kann immer rufen!

Nunmehr ſollten wir unſern Leſern ſagen, was denn von den Gedichten ſelbſt, deren Ausgabe wir bisher erzählt haben, zu halten ſey. Allein wir halten dieſes um ſo vielmehr für unnöthig, weil wir uns auf das ſchon angeführte Zeugniß eines groſſen Kunſtrichters der vorigen Zeiten, des vortrefflichen Morhofen nämlich, berufen

rufen können. Alle, welche dieſe Gedichte geleſen haben, werden geſtehen, **Morhof** habe recht geurtheilet. Man findet hier nicht leere Reime ohne Gedanken; und dieſe letztern ſind allemal ſchön, richtig und, nach dem Fürwurf der Materien, ſtark und erhaben. Die Verſe ſind leicht und flüſſend; und obgleich eine falſche Wortordnung, und ein harter Reim hie und da angetroffen wird, ſo iſt doch ſolches nicht nur mit den seltenen Stellen, an welchen dieſes fürkommt, nicht nur mit ihrem Geſchlechte und mit ihrer Jugend leicht zu entſchuldigen; Sondern es iſt über dem ein Fehler, von welchem auch die größten Dichter der damaligen Zeit nicht frey ſind. Wir wollen zum Beſchluß, weil dieſe Gedichte in ſehr wenigen Händen ſind, und in Pommern ſelbſt anfangen, über aus ſelten zu werden, noch eine Probe herſetzen. Aus ihren Oden haben wir ſchon vorhin einige Stellen angeführet. Wir wollen jetzund unſern Leſern einige aus dem Gedichte mittheilen, welches die Ueberſchrift: **Fretowiſche Frölichkeit**, führet; Und wir haben ſolches nicht eben wegen ſeines Vorzuges vor den übrigen, ſondern nur deswegen erwählet, weil ſie es bereits 1633. und alſo im zwölften Jahr ihres Alters gemacht hat. Unſere Leſer mögen von dieſem Gedichte auf die übrigen ſchlüſſen.

Iſt ſchon die gantze Welt im Blute durchgenetzet,
So bleibt doch etwas noch, damit man ſich ergetzet.
Und ob ein Menſch auch gantz verlacht das Thun der Welt,
So hat er doch noch was in ihr, das ihm gefällt
Und das er rühmt und lobt. Kein Traurigſeyn, kein Klagen
Iſt ſo groß, daß es kann den Augen gantz verſagen
Den Schein, der Luſt erkieſt. Nach Seufzen, Ach und Leid

Kömmt dennoch wiederum die freudenreiche Zeit,
Die Herz und Sinn erqvickt. Gleichwie nach einem Regen
Apollo beſſer ſcheint. Die Freud iſt auf den Wegen,
Wenn Trauren bey uns iſt. Ein Unmenſch muß es ſeyn,
Der hier nicht etwas ſucht, das ihm gefällt allein
Und das er ſich erkieſt. Indem ich dieſes ſetze,
So fällt mir **Fretow** ein, damit ich mich ergetze;
Das Feld, da Freundſchaft blüht, die Kummerwenderin,
Des ſtarken Todes Tod, da auch der Muſen Sinn
Und Geiſt die Flügel kriegt. Ein andrer lobe Güter,
Ich lob und liebe nur die Treue der Gemüther,
Die **Fretow** auch erkiest. Das Feld, das ſchöne Thal
Iſt mit der Freundſchaft Luſt gezieret überall;
Der Ort, der ſchönſte Ort, da bey den kühlen Qvellen
Die Muſen ihre Luſt und ihren Tanz anſtellen;
Da ſelbſt der grüne Pan auf ſeiner Feldſchallmey
Den Nymphen lieblich ſpielt, ſo lange bis der Reyh
Wird gänzlich angeſtellt. Hier ſieht man umher laufen
Der Satyrn ganze Schaar, und der Najaden Haufen.
Man ſagt, daß Venus hier zum erſten ſey verliebt,
Darum ſie dieſen Ort uns zu bewohnen giebt,
Damit die Liebe mag an dieſem Orte bleiben,
Und hier Regierer ſeyn. Drum will ich einzig ſchreiben
Von dieſes Ortes Luſt. , , , , , , , , ,
, , , , , , , , O wollte Gott vergönnen,
Daß mich mein Fretow nur ſo würde liebeu können,
Als ich es lieben kann! Es ſollte Damon nicht,
Und Pythias, die doch der Freundſchaft helles Licht
Und Krone ſind geweſt, den Ruhm mehr können führen.

So

So herrlich ſollte uns das Licht der Freundſchaft zieren.
Ach, wünſch' ich, möcht ich jetzt, ach möcht ich immerzu
Bey meinen Freunden ſeyn! ſo wär ich voller Ruh
Und auſſer aller Noth! Ja durch der Freundſchaft Gaben
Soll Fretow ſeinen Sitz gar bey den Sternen haben
Und über alles gehn, was dieſer Erdenkreis,
Und wär er noch ſo groß, für ſchöne Sachen weiß
Und in ſich tragen kann. Zwar Fretow hat nicht Sachen,
Die nur die Haut, und nicht das Herze ſchöner machen.
Hier iſt kein gülden Koth, dem nur ein Narr iſt hold;
Die Freundſchaft aber iſt hier gülden ohne Gold.
Hier findt man kein Gebäud, das an den Himmel reichet,
Und unterdeſſen doch der Höllen wenig weichet;
Weil dieſes einig nur iſt hohe Niedrigkeit
Und Hofart wieder Gott; der doch von Hofart weit
In Demuth oben ſitzt. Hier findt man keine Mauren,
Die dreyſſig Ellen dick. Hier bauen uns die Bauren
Von Sträuchen einen Zaun, davor die Freundſchaft ſteht,
Damit nur nicht der Feind auf dieſem Sande geht,
Der nichts als Freundſchaft trägt. Hier iſt kein Werk zu ſchauen,
Darauf man zwanzig Jahr und länger müſſen bauen.
Hier iſt kein künſtlich Bild der Sonnen aufgericht,
Das köſtlich heiſſen ſoll; und doch beſteht es nicht.
Hier iſt kein Wunderberg, der ſiedend Harz ausſpeyet,
Wie ſonſt Veſuvius, und ſeine Flammen ſtreuet
Mit Haufen Himmel an. Hier ſieht man keine Gruft,
Daraus die blinde Welt das Gold zum Gotte ruft. . .
. . . . Hier hat ſich ſelbſt erwählet

Die Tugend einen Sitz, und ſich mit ihr vermählet,
Die nicht Betrug und Liſt noch Falſchheit leiden kann,
Und ſieht viel lieber hier die klare Einfalt an,
Als dort eiu köſtlich Schloß; Sie will uns ſelber preiſen,
Drum, weil wir ihren Weg mit ſteifem Fuſſe reiſen.
Thalia windet uns ſchon eine Lorbeerkron;
Das iſt der Freundſchaft Recht und wolverdienter Lohn.
O wol, und aber wol, der nur allhie kann bleiben,
Und mit der Freundſchaft Treu der Zeiten Reſt vertreiben.
Was will denn thun der Tod? was will denn thun der Neid
Bey dem, der iſt befreyt aus aller Sterblichkeit?
Ach möcht ich immerzu allhier die Schaafe weiden;
Wie gerne wollt ich doch den Schäfernamen leiden!
Macht mir allhie ein Grab! denn Fretow iſt mein Ziel,
Und wenn ich da nur bin, ſo bin ich, wo ich will.

III.

Georg Caſpar Kirchmaiers Akademiſche Abhandlung von der Sprache der Scythen, Celten und Gothen, als der älteſten in Europa.

Wittenberg 1686 5 Bogen in 4to.

Wir müſſen geſtehen, daß die Anzahl der Schriften bisher nur geringe ſey, welche die Unterſuchung des Urſprungs unſerer Mutterſprache und ihrer Verwandſchaft mit andren zur Abſicht haben. Unſere Vorfahren, von denen wir dieſelbe am füglichſten hätten erwarten mögen, haben uns keine Nachrichten von der Beſchaffenheit ihrer Landesſprache geliefert. Die Schriften

ten der Ausländer bleiben daher, als das einzige Hülfsmittel übrig, deſſen ſich diejenigen haben bedienen können, die in den neuern Zeiten mit ihren Unterſuchungen zum Beßten ihrer Landesleute ans Licht getreten ſind. Das Wahrſcheinliche wird von ihnen zu Hülfe genommen, wo die gewiſſen Nachrichten fehlen; und dies iſt die Urſache, warum Muthmaſſungen und wahrſcheinliche Schlüſſe mehrentheils den Innhalt der Schriften dieſer Art ausmachen. Wer ſie aber deswegen verwerfen wollte, weil ſie nur Wahrſcheinlichkeiten enthalten, und ihn nicht völlig überzeugen, der würde wieder die Regeln der Vernunft handeln und keinen geringerern Fehler begehen, als einer, der ſich nach dem untern Grad der Erkenntniß nicht bemühen wollte, weil er des höheſten noch nicht fähig wäre. Gegenwärtige akademiſche Abhandlung des Herrn Kirchmaiers, vormaligen öffentlichen Lehrers der Beredſamkeit zu Wittenberg, verdienet unter den Schriften eine Stelle, die von dem wahren Alter der deutſchen Sprache einige Zeugniſſe anführen, den Urſprung derſelben, ſo viel möglich iſt, beſtimmen wollen, und verſchiedene Vorurtheile und Irrthümer zu heben ſuchen. Wir erwähnen derſelben mit Recht in unſern Blättern und eröffnen unſrem Leſer ihren Innhalt.

Der kurze Vorbericht erkläret und rechtfertiget des Verfaſſers Vorhaben. Er verſaget denen ſeinen Beyfall nicht, welche die heilige Sprache der ſo genannten Patriarchen für die erſte und älteſte halten; iſt aber mit andern nicht zufrieden, die das Alter der übrigen, und zum Theil noch jetzo üblichen Sprachen, ohne Grund und Beweis beſtimmen, die jetzige ebräiſche, als eine Stammſprache aller übrigen anſehen, der griechiſchen die erſte Stelle nach der ebräiſchen, wie der lateiniſchen nach der griechi-

griechiſchen einräumen ; die deutſche aber , als die jüngſte Tochter aller jeztbenannten Sprachen, zurückeſetzen. Dieſem Vorurtheil zu begegnen, will der Herr Kirchmaier von dem anſehnlichen Alter der ſcythiſchen , celtiſchen und gothiſchen Sprache , als den Stammſprachen der jetzigen deutſchen , den Beweis führen , und beſonders zeigen , wie der lateiniſchen und griechiſchen Sprache in dieſem Stücke mit Unrecht das Vorrecht verſtattet werde, welches der deutſchen zukommt. Die Ausführung zeuget von einer ziemlichen Beleſenheit des Herrn Verfaſſers. Man ſuchet auch bey einigen Sätzen die Gründe der Wahrſcheinlichkeit nicht vergeblich. Bey andern aber ſind ſie ſehr oft gezwungen, verwirret und unter einander geworfen. Unſere Abſicht iſt indeſſen nur , dem Leſer einige hiſtoriſche Nachrichten von dem Innhalt dieſer Schrift zu liefern. Das übrige werden wir deſſen Beurtheilung überlaſſen.

Die Abhandlung ſelbſt beſtehet aus dreyen Abtheilungen. Deren erſte von der ſcytiſchen , die andre von der celtiſchen und die dritte von der gothiſchen Sprache handelt.

Der Urſprung der Scythen, und welchem Volke dieſer Name ſey beygeleget worden, verdiente, zuerſt unterſucht zu werden. Die Einigkeit alter und neuer Schriftſteller in ihrem Bericht, und einige Oerter der heiligen Geſchichte halten Beweis genug in ſich, daß Japhets Nachkommen die Gegenden bezogen haben , die unter dem Namen Scythien, bekannt geworden ſind ; und daß folglich Japhet als der Stammvater der Scythen anzuſehen ſey. Das 10te Cap. des 1 Buches Moſis nennet unter andren Söhnen Japhets den Gomer und Magog; unter denen der erſte ein Vater des Aſcenas und Thogarma

garma geweſen. Dieſe Leute werden einſtimmig für die Stammväter der Scythen angegeben. Andere Stellen der Schrift thun zwar ihrer Nachkommen bloß unter ſolchen Namen Erwähnung, aus welchen man ſiehet, wer ihre Stammväter geweſen; wann z. E. von den Gomeriten, Magogäern, Aſcenaſiern, Thogarmanern (a) geredet wird. Es folget aber hieraus nur ſoviel, daß der Unterſchied der Familien zu unterſchiedenen Benamungen derer, die ſonſt ein Volk und Geſchlecht ausgemacht, Gelegenheit gegeben habe. Dem ohngeachtet ſind alle dieſe unter dem allgemeinen Namen der Scythen begriffen geweſen. Der Verfaſſer leugnet nicht, daß dieſer Name den um den Berg Caucaſus wohnenden beſonders eigen geweſen ſey. Die Griechen aber haben, vermöge der Zeugniſſe des Heſiodus, Homers, Herodotus und anderer, weit mehrere Völker, als dieſe, unter der Benennung der Scythen begriffen, die ſie insbeſondre auf alle gegen Norden wohnende Völker gedeutet. Ja man hat, alle Verwirrung zu vermeiden, die weitläuftigen ſcythiſchen Länder und ihre Einwohner in die aſiatiſchen und europäiſchen unterſchieden, welches aus dem Herodotus und Jornandes zu beweiſen iſt. Daß aber Cimbrien der allgemeine Name dieſer Länder geweſen, die der Verfaſſer Scythien nennet, iſt ein ungegründeter Satz des in ſeinen Einfällen unglücklichen Goropius Becanus. Cimbrien iſt vielmehr jederzeit für ein Stück der ſcythiſchen Länder gehalten worden.

Der Name der Scythen und deſſen Urſprung hat den Wortforſchern einige Mühe gemacht. Salmaſius gehöret wol nicht unter die glücklichen, wann er meynet, daß Σκύθης

(a) Jer. 51, 27. Ez. 27, 14. cap. 38, 6.

Σκύθης, Γέτης und Γοιθὸς, gleichwie die Wörter Δᾶοι, Δᾶαι, Δασοι und Δασαι für einerley Wörter zu halten ſind. Es iſt zuweit hergeholet, daß das Anfangs S grieichſches Urſprungs ſey, und daß man nach der Weiſe der Aeolier aus γοιθοι, σγυθαι und endlich σκυθαι gemacht habe ſollte (*b*). von den Perſern ſind nach Plinii Bericht (*c*) die Scythen Sacæ genennet: von den Ebräern Aſcenazen. Andere haben ſie Scoloten genennet, wie Herodotus anführet (*d*); welcher Name nach des Verfaſſers Meynung von den ebräiſchen Wörtern שָׁלַט herrſchen, שַׁלִּיט ein Herrſcher, שָׁלְטָן die Herrſchaft (davon noch das Wort Sultan herrühret;) abzuleiten iſt. Die Griechen aber haben ſie mit dem Namen Scyten genennet, und gemeynet, aus ihrer Sprache denſelben ableiten zu können. Eine Stelle aus des Euſtathius Schrift an den Dionyſium beweiſet dieſes. Das griechiſche Wort Σκὺθη heißt ein Schild; Er ſchreibet daher: die Schilder, welche dieſen Völkern zu ihrem Schutze dieneten, hätten ohne Zweifel zu dieſer Benennung Gelegenheit gegeben. Oder wem dieſes nicht gefiel, der würde vielleicht in dem griechiſchen Worte, σκύζεσθαι, zürnen, einen Grund ihrer Benennung finden, weil die Scythen von Natur ein jachzorniges Volk wären. (*e*) Man würde dieſe Ableitung gut und ziemlich natürlich heiſſen, wann die Gründe der Herleitung ihre Richtigkeit hätten, und der Name der

(*b*) de lingua Helleniſtica. C. II.

(*c*) Hiſt. Natural. L. 6. c. 17.

(*d*) Hiſtor. L. 4.

(*e*) Wir wollen die Stelle herſetzen Καλεισθαι δὲ λέγονται Σκυθαι ἢ παρὰ τὰ Σκυτη, ἃ περιβεβληνται, ἢ παρὰ τὸ σκύζεσθαι, ἢ τὸ οργιζεσθαι, ὀργίλοι γὰρ ἐισιν.

der Scythen nicht lange vor den Griechen bekannt geweſen wäre. Des Hugo Grotius Meynung verdienet daher am erſten Beyfall, der aus der Sprache der Scythen ſelbſt ihren Namen herleitet; das alte Wort Scütten (Schützen) mit demſelben für eins hält, und ſeine Meynung aus dem übereinſtimmenden Bericht der Geſchichtſchreiber, daß dies Volk die beßten Bogenſchützen abgegeben, zu beſtättigen ſuchet. (*f*) Der Verfaſſer merket noch an, daß man auf den Begriff eines ſtreitbaren und tapferen Weſens von dieſem Volk, geführet würde, man möge ihren Namen, aus welcher Sprache man wolle, ableiten.

Was in den folgenden Abſchnitten von dem erſten Sitz, Ausbreitung, Ruhm und Vorzügen der Scythen beygebracht wird, gehöret nur in ſo ferne zu der Abſicht des Verfaſſers, als derſelbe von der Geſchichte eines Volkes, von deren Sprache er redet, nicht gänzlich ſtillſchweigen will. Er kommt ſeiner Abſicht näher, wann er §. 7. die Sprache der Scythen ſelbſt vornimmt. Der erſte Punkt, der hier eine Auflöſung erfordert, iſt dieſer: Ob die Sprache der Scythen, wie andere, in der babyloniſchen Sprachverwirrung ihren Urſprung genommen? Ohnerachtet dieſes aus dem 11ten Cap. des 1 B. Moſ. zu erfolgen ſcheinet, ſo findet der Verfaſſer dennoch Urſache, ſolches in Zweifel zu ziehen. Sein Grund iſt dieſer, daß ſchon vor der Sprachverwirrung die Wahl der Gegenden zur Wohnung, und die Vertheilung der Nachkommen Noah ſey vorgenommen worden 1. Buch Moſ. 10 Es ſey nicht glaublich, daß Japhets Nachkommen ihren Sitz wiederum verlaſſen, und dem Thurmbau im Lande Sinear

(*f*) in præfat. ad Hiſtor. Goth. Procopii.

near beygewohnet hätten. Von den frechen Chamiten würde es ſich eher behaupten laſſen, daß ſie alle eine im Orient erwählte Gegend zu ihrer Wohnung auserſehen, und durch den Stadt- und Thurnbau einer weiteren Zerſtreuung hätten vorbeugen wollen; weswegen denn die gröſte Verwirrung ihrer Sprache erfolget wäre. Hätte dieſes ſeine Richtigkeit, ſo bliebe kein Zweifel übrig, daß Japhets Sprache unverändert bey den Scythen, als ſeinen Nachkommen geblieben ſey, bis ſie mit der Zeit in verſchiedene Dialekte vertheilet worden, und die, nach dem Unterſchied der von den ſcytiſchen Völkern vorgenommenen Veränderungen, die in Europa üblich geweſene phrygiſche, alte italiäniſche, celtiſche, gothiſche, und ſlavoniſche Sprache hervorgebracht hätten. Dieſe machen die Anzahl der in Europa üblich geweſenen Sprachen aus, und die in einer jeden vorkommenden Wörter ſtimmen ſo mit einander überein, daß man nothwendig auf eine genaue Verwandſchaft u. auf einen gleichen Urſprung derſelben von einer Hauptſprache zu ſchlüſſen, Recht hat. Von der perſiſchen, griechiſchen und deutſchen hat Salmaſius (*g*) dieſes zu beweiſen übernommen, und Cluver und Schottel haben weitläuftig dargethan, wie aus dem gleichlautenden Ausdruck zur Genüge erhelle, daß der Illyrier, Germaner, Spanier, Gallier und Britten Sprache von einer Hauptſprache abſtammen müſſe.

Der Unterſchied unter Hauptſprachen und Dialekten erfordert hier einige Aufmerkſamkeit. Beſondere Wörter, die als Ausdrücke der Gedanken gebraucht werden, machen das Weſentliche in einer Sprache aus. Das Zufällige hingegen, welches man bey derſelben wahrnimt

(g) in comment. Helleniſt. & præfat. ad Cebetis tabul.

nimt, ſind die Veränderungen, die mit den Wörtern in Anſehung ihrer Endungen, oder durch Vorſätze, Zuſätze und Verſetzungen der Buchſtaben fürgenommen werden. Eine jede Sprache hat daher ihre eigene Stammwörter, und andere von denſelben abgeleitete, die keiner anderen Sprache gemein, noch in derſelben befindlich ſind; und unterſchiedene Sprachen haben alſo ganz unterſchiedene Wörter. Unterſchiedene Dialekte hingegen behalten die Wörter einer Sprache; nur die mit den Worten fürgenommene willkürliche Veränderungen ſind in einem Dialekte anders, als in dem andern. Das Weſentliche aber bleibt einerley, und verſchiedene Dialekte machen noch nicht verſchiedene Sprachen aus. Der Verfaſſer weiſet uns auf die lateiniſche und deutſche Sprache. Die Italiäner, Spanier und Franzoſen haben jede ihren beſondren Dialekt. Alle dieſe Sprachen aber ſind aus der lateiniſchen entſtanden, und weder von derſelben, noch unter ſich, als Hauptſprachen unterſchieden. Der fränkiſche, ſchwäbiſche, brabantiſche, meklenburgiſche, oeſterreichiſche, meisniſche und ſchleſiſche Dialekt ſind von einander unterſchieden. Die Hauptſprache aber, dahin alle gehören, iſt die deutſche. Auf gleicher Art will Herr Kirchmaier ſeine Meynung verſtanden wiſſen, wann er behauptet, daß zu der ſcythiſchen Sprache, als der älteſten in Europa, die Dialekte gehören, die unter dem Namen des phrygiſchen, celtiſchen, alten italiäniſchen, gothiſchen, ſlavoniſchen, und parthiſchen bekannt geworden ſind, unter welchen der eine älter, als der andre iſt, und ein ieder wiederum verſchiedene Dialekte hervorgebracht hat. Man hat nicht Urſache an der Möglichkeit ſolcher Veränderung, die dem Weſentlichen nicht nachtheilig iſt, zu zweifeln. Man ſehe die Sprache der Deut-

ſchen an, und halte ihre erſte Beſchaffenheit, gegen das Anſehen, das ſie unter Carls des groſſen, Regierung, und in den folgenden Zeiten gewonnen hat. Der Unterſchied iſt groß, der hier in Anſehung des Zufälligen wahrgenommen wird. Dem ohngeachtet iſt das Weſentliche geblieben, wie es geweſen iſt. Salmaſius iſt bey dieſer Fürſtellung auf ein Gleichniß gefallen, das zur Erläuterung dienet. Die Kindheit, die blühenden Jahre und das hohe Alter, ſtellen uns eine Perſon unter vielen ſichtbaren Veränderungen dar. Da dieſelben aber nur das Zufällige betreffen; ſo würde der ja thöricht handeln, der nicht glauben wollte, daß ein alter Greis dem Weſen und der Perſon nach, eben derſelbe ſey, der er geweſen, da er noch ein Kind war. Man ſtelle ſich die Veränderungen, welchen eine Sprache unterworfen iſt, auf gleicher Art für, ſo wird es ſich zeigen, wie unterſchiedene Dialekte einer Hauptſprache entſtehen können, und in wie ferne ſie von der Hauptſprache unterſchieden ſind. Und dieſes wird ſich gleich füglich auch von der ſcytiſchen behaupten laſſen.

In dem 9ten und 10ten § erläutert der Herr Kirchmaier die Frage: welcher unter den angeführten Dialekten der ſcythiſchen Sprache den übrigen, in Anſehung des Alters vorzuſetzen ſey? Diejenige Sprache, welche der Hauptſprache am nächſten kommt, in dem wenigſten von derſelben abgehet, und in andern Dialekten derſelben, Merkmale antrifft, die ihr ſelbſt ähnlich ſind, die wird von dem Verfaſſer für die älteſte gehalten; das Vorrecht aber hierinn dem celtiſchen und gothiſchen Dialekt zugeſchrieben. Von der phrygiſchen und cimmeriſchen Sprache haben einige, in Anſehung des Alters dieſer Völker, ſolches behaupten wollen. Sie gründen ſich

aber

aber auf dem Bericht zweener verdächtigen Geſchicht-ſchreiber, des Hunibald und Annius von Viterbo. Daß die Egyptier von dem Alter der Phrygier groſſe Meynung gehabt und ihre Sprache für die rechte natürliche gehalten haben, (*h*) beweiſet nichts. Denn ihr Grund, den ſie von dem Laut und Geſchrey zweener auſſer der menſchlichen Geſellſchaft erzogenen Kinder, deren erſtes Wort Bec geweſen (ſo auf phrygiſch Brod heiſſet), hernehmen, iſt lächerlich. Becanus aber nimmt ihn gerne an, in der Meynung, es müſſe ihm ein jeder zuglauben, daß die Phrygier und Friſier ein Volk geweſen. Da nun der Phrygier Alter, und das Natürliche in ihrer Sprache offenbar aus dem angeführten wäre; ſo würde es von den Friſiern und ihrer Sprache keines Beweiſes bedürfen. Herodotus (*i*) aber bezeuget vielmehr, daß dieſe Bryges oder Breces genannt worden. Daß die Phrygier ein altes ſcythiſches Volk geweſen, und von Javan, nebſt den Argivern und Joniern abſtammen, iſt wol gewiß. Bochart hat aber auch zureichend erwieſen (*k*) daß von den phrygiſchen Scythen der griechiſche, und kein anderer Dalekt abſtämme. Und alſo kann auch das Alter des phrygiſchen, dem celtiſchen und gothiſchen Dialekt nicht nachtheilig ſeyn: die Zeugniſſe alter Schriften und Säulen ſtreiten vielmehr dafür, daß in Europa kein älterer Dialekt, als der ſcythiſche, celtiſche und gothiſche geweſen ſey. Daß der Fürſatz des Herrn Georg. Stiernhielms [a], königlichen ſchwediſchen Raths und Fürſtehers der Societät der Alterthümer, der von dem Al-

(*h*) Herodotus im Anfange des andren Buchs ſeiner Geſchichte.

(*i*) Lib. 7.

(*k*) in ſeinem Briefe, von der Ankunft Aeneas in Italien.

ter ſeiner Mutterſprache daraus den ſtärkſten Beweis zu führen verſprochen hat, durch den Tod deſſelben verhindert worden, iſt zu bedauren. Man ſehe indeſſen nur auf die vorhandenen Zeugniſſe alter und neuer Scribenten, wenn ſie die Celten und Griechen gegen einander halten. Sie ſind alle darinn einig, daß jene ein weit älteres Volk, als dieſe geweſen ſind. Heſiodus und Homerus, die beiden älteſten Dichter der Griechen, thun ſchon der Celten und Gothen in Norden Erwähnung, und zwar auf einer ſolchen Art, daß ihre Landesleute von denſelben viele Gebräuche des Gottesdienſtes und dergleichen angenommen. Was die Delier von den nordlichen Völkern angemerket haben, hat Herodotus ſchriftlich hinterlaſſen (*l*) und es erhellet daraus, in welcher Verbindung ſie mit denſelben geſtanden. Die Stelle aus dem Diodoro Siculo iſt nicht weniger merkwürdig, der Lib. II. c. 74. ſchreibt. Lingua Hyperboreis propria, & ſingulari Græcis beneuolentiâ, ex antiquis inde temporibus confirmata addicti ſunt. Quin Græcorum nonnullos ad Hyperboreos traiecisſe & donaria reliquisſe, Græcis litteris inſcripta fabulantur. Rudbeck und Stiernhielm aber haben, die leztere Nachricht von dem Verdacht eines Mährleins zu befreyen geſuchet, und eine Stelle aus dem Plato, welcher berichtet, daß des

(*l*) L. IV. Hiſtor. de Hyperboreis plurima Delii memorant: ſacra alligata in triticea ſtipula ex Hyperboreis delata ad Scythas venisſe: a Scythis deinceps finitimos accepisſe, gradatimque per ſingulos ad Occaſum usque atque illinc meridiem verſus dimisſa; atque ita ſacra hæc in Delum ajunt pervenisſe. Sed primum Hyperboreos duas miſisſe puellas, quæ hæc ſacra ferrent, quas Hyperochen & Laodicen Delii appellant.

des Atlas oder Thor Nachkommen aus den nordlichen Gegenden in Egypten und Hetrurien gewandert, ſtärket ſie nicht weniger in ihrer Meynung. Da nun aber nach dem Zeugniſſe der geſchickteſten Sprachkundigen die griechiſche und gothiſche Sprache nur allein als Dialekte unterſchieden ſind, ſo hat Salmaſius faſt Recht, wenn er von der deutſchen, griechiſchen und perſiſchen Sprache Comm. Helleniſt. p. 84 alſo urtheilet: Quænam earum trium antiquior ſit, & reliquis duabus ea nomina (ſc. communia) tradiderit, haud facile dictu eſt; niſi tutius videatur pronunciare, Græcos a Scythis ea accepiſſe; idque certius ſtatui poteſt, homines primos, qui Græciam populis repleuerunt, & Græcæ linguæ auctores fuerunt, e Septentrionali plaga & Scythica adveniſſe.

In der IIten Abtheilung will der Verfaſſer von der celtiſchen Sprache einen näheren Unterricht geben und was in den vorigen von derſelben behauptet worden, mit neuen Gründen beſtätigen. Der erſte dienet zur Erläuterung des folgenden, wann von der Uebereinſtimmung anderer Sprachen mit der celtiſchen gehandelt wird. Die Entſcheidung der Frage, woher die Ubereinſtimmung der Wörter in einer Sprache mit der andern entſtanden ſey, verurſachet den Wortforſchern und Sprachkundigern eine beſtändige Quaal. Athanaſius Kircher (*m*) bewundert unter andern die Gleichheit, die er unter der alten egyptiſchen und der griechiſchen Sprache wahrgenommen hat, und weiß nicht, ob er jene von dieſer, oder die letztere von der erſteren herleiten ſoll. Ihm iſt nicht unbekannt, daß die Griechen von den Egyptiern vieles,

 wie

(*m*) in prodromo Aegypt. C. 7. p. 171.

wie unter andern, die Art, Zahlen zu gebrauchen, erlernet. Er merket aber auch im Gegentheil aus dem Herodotus an, daß der egyptiſche König Pſammetychus griechiſche Sprachverſtändige nach ſeinem Lande gefordert, und die Egyptier in der reineren griechiſchen Sprache habe unterrichten laſſen. Keines von beiden aber giebt einen völligen Grund an, woher die beſondren Sprachen der Völker vor ſolcher Zeit eine Aehnlichkeit mit einander gehabt haben. Rudbeck (*n*) will dieſen Zweifel heben und behaupten: daß der berühmte Merkurius Trismegiſtus lange noch vor dem Cadmus den Egyptiern und Griechen ſeinen Unterricht mitgetheilet habe; und als der Urheber ihrer Buchſtaben, und deſſen, was in beiden Sprachen ähnliches iſt, anzuſehen ſey. Nun aber ſind beide Völker (nach dem Bericht Platonis in ſ. Cratylo,) darinn einig, daß derſelbe als ein Fremdling in ihre Gegenden gekommen. Die Benennungen aber, unter welchen er ſonſt bekannt geworden iſt, geben ſchon Anleitung, zu beſtimmen, wo ſein Sitz und Vaterland geweſen ſeyn müſſe. Plato (*o*) nennet ihn Thor und Thiudan. Iſaac Voß L. 1. Idolol. Gentil. c. 37 hat noch mehrere Namen aufgeſuchet und ſie in folgendem Verzeichniſſe alſo bekannt gemacht: Thor, Thear, Thoit, Theut, Thot, Duit, Dite, Thein, Thiudan. Theut und Merkurius (der Merker) iſt alſo eine Perſon und ein jeder, der nicht in der Geſchichte gänzlich unerfahren iſt, wird wiſſen, daß derſelbe von Urſprung ein Scythe oder Celte aus den nordlichen Gegenden geweſen. Hat er ſich aber hernach, als ein Lehrer unter den Griechen und

Egyp-

(*n*) in Atlanticis C. 32. p. 733. ſqq.
(*o*) in Phædro.

Egyptiern aufgehalten, und ſie in der Sprache, in den Wiſſenſchaften und dem Gottesdienſte unterrichtet; was folget natürlicher, als daß beider Sprachen Uebereinſtimmung der ſcythiſchen und celtiſchen zuzuſchreiben ſey.

In dem 2ten §. wird unterſuchet, woher der Name der Celten ſeinen Urſprung habe, und warum er den in Spanien, Gallien, Britannien, Germanien und Jllyrien wohnenden Europäern ſey beygeleget worden. Becanus verräth ſeine beſondere Kraft in der Wortforſchung, ſo bald er ſeine Meynung äuſſert. Das Geſchrey dieſer Völker im Kriege kelt! kelt! (jugula! jugula!) ſoll ihnen den Namen gegeben haben; oder wer dieſes nicht glauben will, der wird doch daran nicht zweifeln, daß das Wort Gelt, wornach ſie eine unerſättliche Begierde gehabt, zu ihrer Benennung Gelegenheit gegeben, da nur das G in C verwandelt worden. Samuel Bochart hat es nach des Verfaſſers Meynung beſſer getroffen, der das ebräiſche Wort חלת, gelbe ſeyn, als das Stammwort des Namens der Celten anführet. Zwar läſſet es ſich nicht eigentlich beſtimmen, ob man dieſe Benennung von einer an den Völkern wahrgenommenen Beſchaffenheit, als nach Bocharts Meynung, von ihren gelben Haaren hergenommen habe; oder ob die Beſchaffenheit des Landes, das ſie bewohnet, dazu Gelegenheit gegeben. Indeß wird dieſe Herleitung nicht wenig dadurch beſtättiget, daß die Celten nach Voſſius Anmerkung von alten Scribenten ξάνθα ἔθνη genennet werden. So leiten auch die meiſten Wortforſcher den Namen Europa von חור אפא, welches terram λευκοπρόσωπον andeutet, her.

Daß aber nicht die Gallier allein, wie Bodin (*p*) und

(*p*) in Hiſtoriar. methodo cap. 4.

andere wollen, ſondern auch die vorhin benannten Völker alle den Namen der Celten geführet haben, ſolches iſt der Verfaſſer in den folgenden §§. darzuthun bemühet. Wir wollen aber nur ſeine Abhandlung von der celtiſchen Sprache insbeſondere anſehen.

Die Maaßregel, die er hier zu nehmen, für eine Schuldigkeit hält, iſt richtig. Einige Wörter, ſie mögen ganz oder halb verdrehet oder verſtümmelt ſeyn, anzugeben wiſſen, heißt noch nicht, die Verwandſchaft der Sprachen unter ſich einſehen und beſtimmen können. Man bemerke die Art der Ausſprache und Zuſammenfügung; man ſehe insbeſondere auf die im gemeinen Leben am häufigſten fürkommenden Wörter, und erforſche ob eine Uebereinſtimmung wahrzunehmen iſt. Buchſtaben verändern, Sylben verwerfen, zuſetzen und ablaſſen, und alsdenn von der Gleichheit der Wörter verſchiedener Sprachen auf einen gleichen Urſprung verſchiedener Völker ſchlüſſen, iſt ein gar zu freyes Verfahren. Wir ſind völlig überzeuget, daß dieſe Regel gut und gegründet ſey, wann ihre Anwendung nur immer möglich iſt. Des Verfaſſers Ausführung würde einem jeden ein völliges Genüge thun, wenn ſie nach denſelben eingerichtet wäre. Man erwäge aber, daß dieſes in Anſehung der groſſen Veränderung, die mit den Sprachen fürgehen, etwas ſchweres, ja faſt ohnmögliches iſt. Ein Dialekt, der zuerſt ſeiner Hauptſprache am nächſten kommt, ſiehet derſelben in kurzem nicht mehr ähnlich. Wörter, die mit andern zuerſt ganz genau übereinſtimmen, werden mit der Zeit durch einen willkürlichen Zuſatz, Vor- und Zwiſchenſatz verändert. Wer nun die faſt verſchwundene Aehnlichkeiten wieder hervorſuchen will, muß auf gleiche Veränderung bedacht ſeyn, damit

er eine Aehnlichkeit angebe; nur daß dieſelbe wahrſcheinlich ſey. Und eben dies muß dem Verfaſſer frey ſtehen, wenn er die celtiſche Sprache eine Mutter aller übrigen in Europa nennet, und behauptet, daß von den Wörtern, von der Einrichtung und Zuſammenfügung derſelben, in allen ihren Dialekten Merkmale zu finden ſind. Er giebet zuerſt ein Verzeichniß von allen Arten der Nennwörter, die celtiſchen Urſprungs ſind: Gott, Theut, Mar oder Maje, Brennus, Hilpric, Druid, Herrmann, Cimber, Scythe, Celte, Allemannen, Franken, Vandaler, Friſen, Rhein, Donau, Sale, Elbe, Weſer, Mann, Fürſt, Kerl, Vater, Mutter, Sack, Erde, Gau, Mark, Berg, Burg, Naſe, Meile, Rad, Art, (daher die zuſammengeſetzten Wörter Leonart, Wolfart, Bernart, Gottart, darinn das h wegbleiben muß, wo ſie einigen Verſtand haben ſollen) u. ſ. w. Wären die celtiſchen Endungen und würklichen Stammwörter mit eingerücket, ſo würde man ſehen, in wie fern eine Uebereinſtimmung des heutigen Dialekts mit der celtiſchen Sprache wahrzunehmen ſey. Der Verfaſſer verweiſet aber den Leſer auf Cluvers und Schottels beſondere Abhandlungen hievon. Damit es aber nicht gänzlich an Exempel fehle, ſo läſſet er einen Lateiner alſo reden: Pater in palatio, ſal in ſacco, roſa in vino, naſus in feneſtra; und behauptet mit Grunde, daß kein Spanier, Franzoſe, Italiäner, Perſer, Deutſcher und a. werde gefunden werden, der die Worte nicht verſtehen ſollte. Was iſt aber anders für eine Urſache anzugeben, als daß ſie alle celtiſch reden? Man ſehe hiebey an, die noch vorhandenen Ueberbleibſel der alten celtiſchen Sprache, die von den Angelſachſen in Engelland eingeführet und von der Zeit an mehrentheils beybehalten worden. Man nimt in

denſelben eine ganz unerzwungene Uebereinſtimmung mit unſerem und andren Dialekten wahr. Verſchiedene Oerter, die der Verfaſſer aus einer in Engliſche Sprache überſetzten Bibel anführet, können ſo wenig den Deutſchen, Friſiern, Franken, Niederländern, Dänen, Schweden, Liefländern, als den Britten ſelbſt unverſtändlich ſeyn. Wir wollen einige anführen: Joſ. VI. 2. heißt es. See, i have given into thine hand Jericho, and the King thereof, and migthy men. Siehe ich habe gegeben in deine Hand Jericho, und den König darüber und die mächtigen Männer. Ioſ. X. v.12. Sun, ſtand thou ſtill upon Gibeon, and thou moon &c. Sonne ſtehe ſtill über Gibeon und du Mond ꝛc. Job. I. v. 18. Thy ſons and thy daughters were eating and drinking wine in their eldeſt brothers houſe. Deine Söhne und Töchter aſſen und trunken Wein in ihres älteſten Bruder Hauſe. Pſ. 84. v 11. God is a ſun and ſchild. Gott iſt Sonne und Schild. Es giebt dies abermal einen Grund, daß die Sprachen der Völker, denen dieſe Stellen verſtändlich ſind, Dialekte der älteſten celtiſchen ſind.

Die IIIte Abtheilung enthält endlich einige Anmerkungen von der gothiſchen Sprache. Dieſe hat mit der celtiſchen viele Aehnlichkeit, und viele haben ſie daher mit derſelben für eine gehalten, welchen aber der Verfaſſer nicht beypflichtet. Die Buchſtaben, deren ſich die Gothen bedienet, ſind unter dem Namen der Runenſchrift bekannt worden. Sie haben dieſen Namen von dem gothiſchen Worte Runa, welches beym Ulphilas Marc. 4, 11. und Luc. 8, 10. ein Geheimniß andeutet und von dem Worte Röne, lernen, abgeleitet iſt; daher auch eine Schwarzkünſtlerin Rune, und die Bilderchen, die

ſie

ſie zu ihren Hexereyen gebrauchet, Alraunen genannt wurden. Ueber den Urſprung dieſer Runenſchrift iſt man uneinig. Einige leiten ſie von dem gothiſchen Biſchof in Myſien, dem Ulphilas her: Andre aber ſetzen ihr Alter viel weiter hinaus. Ja Bonaventura Vulcanius will behaupten, daß ſie längſt vor der lateiniſchen im Gebrauch geweſen; und Poſtellus (q) iſt der Meynung, daß die Buchſtaben der Hetruſcier und Gothen die allerälteſten geweſen. Unſer Verfaſſer läſſet dieſes an ſeinem Orte geſtellet ſeyn; hält es aber für glaublich, daß die alten Egyptier und Griechen ſchon mit den Gothen in einer genauen Verwandſchaft oder Gemeinſchaft geſtanden, da die Figur, der Laut und die Bedeutung der Buchſtaben, deren ſich dieſe Völker bedienet, mit dem Gothiſchen ziemlich genau übereinkommen. Die Abhandlung von der gothiſchen Sprache ſelbſt enthält nur einige Anmerkungen, da er etwas Vollſtändiges in dieſem Stücke zu liefern, ſeiner Abſicht nicht gemäß hält. Er will nur die Uebereinſtimmung der gothiſchen Sprache mit der celtiſchen zeigen, einige gothiſche Wörter, die den celtiſchen Dialekten ganz nahe kommen, anführen und von der gothiſchen Wortfügung etwas erwähnen.

Daß die celtiſche und gothiſche Sprache viele Wörter mit einander gemein gehabt haben, mögen wir aus der noch heute wahrzunehmenden Gleichheit unter der deutſchen und perſiſchen ſchlüſſen. Ja es iſt bekannt, daß der gothiſche Dialekt ſich durch ganz Scythien ausgebreitet, welches ſchon Lucianus im andern Jahrhundert nach der Geburt Chriſti berichtet. Man darf ſich daher nicht wundern über das Exempel, welches Busbequius anführet, der als kayſerlicher Geſandter an der Ottomanniſchen

(q) de Orig. Hetruſc. p. 42.

niſchen Pfort, Gelegenheit gehabt mit den Buzacker Tartarn umzugehen; welche auf ſeine Frage einige von ihm benannte Wörter in ihrer Sprache alſo angezeiget haben:

Panis.	Broe	Annulus	Rinck.
Sanguis.	Plut.	Fons.	Brunna.
Sedes.	Stul.	Currus,	Waghen.
Stella.	Stern.	Pomum.	Apel.
Sol.	Sune.	Dormire.	Schlipen.
Porta.	Thurn.	Argentum.	Silvir.
Dies.	Tag.	Aurum.	Goliz.
Oculi.	Oeghene.	triticum.	Kor.
Barba.	Bars.	Sal.	Salt
Manus.	Handa.	Piſcis.	Fiſct.
Arcus.	Boga.	Caput.	Hoof.
Domus.	Hus.	Venire.	Comen.
Vitis.	Wingart.	Canere.	Singen.
Pluuia.	Reghen.	ridere.	lachen.
Frater.	Bruder.	ire.	geen.
Soror.	Schweſter.	aſſare.	breen.
Senex.	Alt.	mors.	Schwalt.
Formica.	Meira.		

Ihre Art aber zu zählen iſt folgende geweſen: Ita, tua, tria, fyder, fyuf, ſeis, ſeüne, athe, nyne, thyne u. ſ. w. Ein gleiches Exempel führet Scaliger (r) an von einem deutſchen Knaben, der ſich bey einem venetianiſchen Edelmann aufgehalten hat, und im Stande geweſen iſt, die cimmeriſchen Tartern zu verſtehen, mit ihnen ordentliche Unterredung zu pflegen und von denſelben gleichfalls völlig verſtanden zu werden. Dieſes zeuget zur Genüge von der Ähnlichkeit unter der celtiſchen und gothiſchen Sprache. Die übrigen von dem Verfaſſer angeführte Zeugniſſe werden wir füglich übergehen können. Zu=

(r) Lib. III. Can. Iſag. p. 138.

Zuletzt finden wir aus den Evangelien des Ulphilas einige gothiſche Wörter angeführet, und ihre Gleichheit mit andern Dialekten, und beſonders dem celtiſchen auf folgender Art bemerket.

Ulphil.	Airtha.	Ulphil.	Augo.
Tacit.	Hertha.	Schwed.	Oga.
Deutſch.	Erde.	Deutſch.	Auge.
Schwed.	Jörd.	Pracopenſ.	Oeghen
Lat.	Arida.	Ital.	*Occhio.*

Ulphilas	Bairg	Ulphilas	Bandi
Engl.	Byrg	Deutſch	Band
Deutſch	Berg, Burg.	Perſ.	Band
Griech.	Πυεγος	Ital.	Banda
Ital.	Burgo		

Ulphilas	Dauthar	Ulphilas	Daur
Perſ.	Dochter	Schwed.	Döör
Deutſch	Tochter	Deutſch	Thür
Gr.	θυγάθηρ	Gr.	θύρα
Jsl.	Dotter	Engl.	Dur u. ſ.w.

So findet man auch beym Ulphilas das Wort Lelack, Lailaick, Luc. I. v.45. von dem Hüpfen des Kindes im Mutterleibe gebraucht; mit dem das deutſche Wort Löcken, eine gleiche Bedeutung hat, ingleichen der Schweden lacka, laufen, davon ohne Zweifel das Wort Lackey ſeinen Urſprung hat. Wer dieſes anſiehet, hat freylich Urſache, eine genaue Verwandſchaft der gothiſchen Sprache mit der celtiſchen zu behaupten. Was der Verfaſſer endlich von der gothiſchen Wortfügung anmerket, betrifft die

ſo

ſogenannten Hülfswörter (verba auxiliaria) **haben** und **ſeyn.** Die Lateiner laſſen dieſelbe gerne aus, da ſie im Gegentheil in unſerer heutigen deutſchen Sprache beſtändig gebraucht werden. Was jene durch ein Wort vidi, ſcripſi, ausdrucken, dazu brauchen die Deutſchen ein Hülfswort: **Ich habe geſehen; Ich habe geſchrieben.** Es iſt aber zu merken, daß ſo wenig bey den alten Deutſchen, als den Gothen der Gebrauch ſolcher Hülfswörter eingeführet geweſen ſey. Beides wird mit Exempeln bewieſen. So heißt es in der angelſächſiſchen Bibel: Ic de utgelädde of Aegyptalond; welches die deutſche Sprache alſo ausdrücket: Ich habe dich aus Egyptenland geleitet; und beym Ulphilas Luc. 3. v. 7. Quas gataiknida izwis; Wer hat euch gezeiget? Sathlahun allai; Sie waren alle geflohen Marc. 14. v. 15. Hingegen iſt der Gebrauch der Hülfswörter vermuthlich bey den alten Franken zu erſt üblich geweſen. Einige Stellen aus des Abt Willerams alten Ueberſetzung des hohen Liedes beweiſen zum wenigſten, daß ſie, wie wir heut zu Tage, ſich derſelben bedienet haben; als: Ich havo thas wola verſteen; Ich habe das wol verſtanden. Ich havo mine Fuoze getuagan; Ich habe meine Füſſe gewaſchen. Von der beſondren Wortfügung der alten Gothen und Celten aber führet der Verfaſſer als ein Zeugniß ihr gewöhnliches Vater Unſer an, welches alſo lautet: Atta unſar thu in Himinam: veihnai namo thein. Quimai thiudinaſſus theins: Vairthai vilja theins. Sve in himina jah ana airthai. Hlaif unſarana thana ſinteinan gif uns himmadaga: Jah aflet uns thatei ſkulans ſi jaima. Sva ſve jah veis afletam thaim ſkilam unſeraim. Jah ni briggas uns in fraiſtubjai: ak lauſei uns af thamma ubilin: Amen. Mehrere Anmerkungen von dieſer Art

würden

würden nicht ohne Nutzen geweſen ſeyn. Es ſcheinet aber, daß der Verfaſſer denſelben eine eigene Abhandlung zu wiedmen, willens geweſen ſey.

IV.

Fortgeſetzte Abhandlung von den gleichgültigen Wörtern; inſonderheit von den Wörtern: Zweck, Endzweck und Abſicht.

§. 1.

Daß unſere deutſche Sprache von den gleichgültigen Wörtern, womit ſie faſt überhäufet geweſen, zu ſaubern ſey, ſolches iſt eine Wahrheit, welche nunmehro von allen Vernünftigen mit Recht gebilliget wird. Wir haben uns anheiſchig gemacht, etwas dazu beyzutragen: damit durch eine richtige Beſtimmung des wahren Unterſchiedes gewiſſer Wörter, unſere Sprache von dieſer Laſt befreyet werden möge. Unſere Abſicht wird keinesweges zu tadeln ſeyn. Werden wir es treffen, und wird unſere Arbeit gut aufgenommen werden; ſo wollen wir ſolches als einen Bewegungsgrund anſehen, immer fortzufahren. Wir werden iedoch zum wenigſten ſo viel erhalten: daß wir andern eine Gelegenheit geben werden, uns inskünftige etwas beſſers und gründlichers leſen zu laſſen. Unſer gegebenes Verſprechen verbindet uns zwar, in Anſehung unterſchiedener Wörter das Gleichgültige zu heben. Weil aber ein anderer Fürwurf unſere Beſchäfftigung erfodert; ſo werden wir anjetzo unſerm Leſer eine Unterſuchung der Wörter: Endzweck

und

und Abſicht, fürlegen. Wir werden bey einer andern Gelegenheit auch die übrigen Wörter nachholen, und annoch mehrere hinzuſetzen.

§. 2.

Wer nur den Sprachgebrauch einigermaſſen beobachtet, und die Schriften anderer geleſen hat; der wird auch wiſſen, daß die Wörter, Endzweck und Abſicht völlig als gleichgültig gebrauchet werden. Was iſt bekannter, als folgende Redensarten? dieſes iſt meine Abſicht, dieſes iſt mein Endzweck? Was höret man häufiger, als: die Abſicht dieſes Dinges gehet dahin, der Endzweck iſt folgender? Man iſt alſo gewohnt, dieſe zwey Wörter als ſolche zu gebrauchen, welche völlig einerley bedeuten. Wir ſind der Meynung, daß dieſes ohne Grund geſchehe. Man kann es uns demnach nicht übel deuten, wenn wir uns bemühen das Gleichgültige zu heben und das Unterſchiedene anzuführen, wodurch gedachte zwey Wörter würklich beſtimmet werden. Der Zweck unſerer Abhandlung erfordert ein ſolches von uns (§. 1.), und das Nützliche, ſo dergleichen Bemühung in Anſehung unſerer Sprache nach ſich ziehet, iſt ſchon in der allgemeinen Abhandlung (S. das erſte Stück n. 3.) erwieſen worden.

§. 3.

Der Sprachgebrauch wird uns in dieſem Fall wenig oder gar nichts helfen können, weil ſelbiger gänzlich unbeſtimmt, und alſo ungewiß iſt. Wir ſind nicht im Stande einen einzigen, auch nicht einen Gelehrten anzuführen, welcher einen beſtändigen Unterſchied dieſer Wörter ſollte beobachtet haben. Es wird dahero nichts mehr übrig ſeyn, als daß wir nachſinnen: ob nicht in der

Sache und unſern Begriffen ſelbſt etwas anzutreffen, welches einen zureichenden Grund des Unterſchiedes in ſich halten könne. Man nennet überhaupt eine **Abſicht** und einen **Endzweck** dasjenige, was ein Ding zu erhalten ſuchet. Man verſtehet dieſes ganz allgemein, und begreiffet darunter ſo wol vernünftige als unvernünftige Dinge, welche etwas zu erhalten ihre Kräfte gebrauchen. Warum wollen wir uns aber einzig und allein bey dem **Erhalten** aufhalten? Warum wollen wir ſolches Allgemeine auszudrucken, unterſchiedene Zeichen gebrauchen? Wir werden gar leicht gewahr, daß die Aufführung der unterſchiedenen Dinge, auch ſelbſt unterſchieden ſeyn müſſe. Wir ſind genöthiget, zuzugeben, daß die Art, wie ein vernünftiges Ding etwas zu erhalten ſuchet, ganz anders beſchaffen ſey, als diejenige, wodurch ein unvernünftiges Ding etwas erhält. Die vernünftigen Dinge ſtellen ſich etwas für, und erwägen, wie ihre Handlung das Fürgeſtellte erhalten könne; ſie wollen das Fürgeſtellte und brauchen ihre Kräfte, ſolches zu erhalten. Unvernünftige Dinge aber bringen auch zwar ein anderes zur Würklichkeit; man kann auch ſagen, daß ſie es erhalten: allein, das Suchen und das Verlangen findet eigentlich nicht Statt. Sie wiſſen nicht, was ſie erhalten werden; und wenn ſie ſich deſſen gleich bewußt ſeyn ſollten, wie wir es von den unvernünftigen Thieren glauben: ſo iſt jedennoch keine Vergleichung desjenigen, was ſie erhalten wollen, mit der Handlung, wodurch ſie es ſuchen, bey ihnen anzutreffen; und ſie ſind nach den Umſtänden gezwungen, etwas durch eine gewiſſe Handlung zu erhalten. Wir haben demnach Urſach, dieſe unterſchiedene Art der Aufführung der vernünftigen und unvernünftigen Dinge durch unterſchiedene Zei-

chen zu erkennen zu geben. Wir finden aber ſelbige nicht in unſerer Sprache. Was iſt nun vernünftiger, als daß wir ſchon bekannte und gleichgültige Wörter ſo beſtimmen, damit wir unterſchiedene Begriffe, welche ſonſt verwirret werden, dadurch anzeigen können. Wir kommen hiedurch zugleich dem Gedächtniß zu Hülfe, indem wir nicht, ohne Grund neue Wörter einführen, ſondern nur, ſchon angenommene und bekannte recht beſtimmen.

§. 4.

Der Grund alſo der Beſtimmung der von uns angeführten gleichgültigen Wörter, **Abſicht** und **Endzweck**, iſt der Unterſchied, welchen wir in der Sache ſelbſt wahrnehmen (§ 3). Sowol vernünftige, als auch unvernünftige und lebloſe Dinge erhalten etwas durch ihre Bewegungen; die Art und Weiſe aber iſt gar ſehr unterſchieden (§ 3). Man merke nur dieſen wahrhaften Unterſchied. Wir ſind ſodann verſichert, daß man an unſerer Beſtimmung gedachter Wörter mit Grunde nichts werde auszuſetzen finden. Sie iſt folgende: Wir können das Wort **Abſicht** am füglichſten von vernünftigen Dingen gebrauchen, wenn ſelbige durch ihre Handlungen etwas zu erhalten ſuchen. Im Gegentheil aber ſo ſchicket ſich das Wort **Endzweck** am beßten, wenn man von unvernünftigen Dingen redet, welche ein anderes Ding hervorzubringen beſtimmet ſind, in ſo fern nämlich, als ſie ſelbiges noch nicht hervorgebracht haben. Wir ſetzen dieſe Einſchränkung mit gutem Vorbedacht dazu, damit wir den Endzweck eines Dinges von der Würkung deſſelben unterſcheiden mögen. Man wird mit Recht einige Beyſpiele unſerer Beſtimmung von uns fordern können. Man kann folgende bemerken. Wir reden recht, wenn wir ſagen:

Un-

Unſere Abſicht in Anſehung dieſer Abhandlung iſt dieſe, daß wir die deutſche Sprache verbeſſern mögen; die Abſicht Gottes bey der Erſchaffung der Welt iſt ſeine eigene Ehre. Im andern Fall aber werden folgende Redensarten recht angebracht ſeyn: Der Endzweck dieſer Schrift oder Abhandlung iſt die Verbeſſerung der deutſchen Sprache; und: der Endzweck der Welt iſt, daß man die Vollkommenheiten Gottes daraus erkenne. Werden wir nun jederzeit dieſe Wörter in dieſer Beſtimmung gebrauchen; ſo wird nichts unnützes und unrichtiges in Anſehung derſelben in unſerer Sprache fürkommen. Wir werden dieſe unſere Sprache in eine gröſſere Vollkommenheit ſetzen, und wir werden im Stande ſeyn, deutlich zu reden. Man würde auch dieſe von uns angegebene Beſtimmung unſerer Wörter ohne Grund verwerfen, weil die Sache ſelbſt und der Unterſchied unſerer Begriffe, welche wir von den Dingen haben, ſelbige erfordert.

§. 5.

Wir finden annoch einen andern Grund unſerer Meynung in der Abſtammung des Worts Abſicht; worauf man gleichfalls bey der Beſtimmung der gleichgültigen Wörter zu ſehen hat (S. das erſte Stück N. 3. §. 12). Daß Sehen das Stammwort ſey, iſt ohne unſer Erinnern klar. Was iſt aber auch zugleich bekannter, als daß dieſes Wort ſich jederzeit auf die Seele desjenigen, ſo etwas durch das Auge empfindet, beziehet? Was iſt ordentlicher, als daß wir auch das abſtammende Wort Abſicht jederzeit in dieſer Beziehung gebrauchen? Und obgleich den unvernünftigen Thieren das Sehen und die Empfindung nicht kann ab-

geſprochen werden: ſo kann doch dieſes nicht hindern, daß wir nicht um mehrerer Deutlichkeit willen unſer abſtammendes Wort auf die vernünftigen Dinge ſollten einſchränken dürfen. Wir haben auch hierinn den Sprachgebrauch ſchon auf unſerer Seite. Man gebraucht das Wort **einſehen** und **Einſicht** jederzeit, oder doch meiſtentheils von einer deutlichen Erkenntniß, und leget es nur den vernünftigen Dingen bey. Wir können alſo das Wort **Abſicht** ganz billig mit eben dieſer Beziehung auf ein vernünftiges Ding, beſtändig gebrauchen. Ja, wir finden auch ſelbiges bey dem Hauptwort **abſehen** ſelbſt; obgleich das Nennwort **Abſicht** ſich noch immer in allen Fällen hat müſſen gebrauchen laſſen. Wir reden jederzeit von vernünftigen Dingen, wenn wir ſagen: **Ich oder er kann nicht abſehen, wozu dieſes oder jenes nutzen ſoll;** niemals aber werden wir dergleichen Redensarten von unvernünftigen Dingen gebrauchet finden. Und ſodann iſt die **Abſicht** ſelbſt nach dem Sprachgebrauch nichts anders, als eine Einſicht, daß ein Ding ein anders, welches wir verlangen, zu erhalten geſchickt ſey. Wir ſind dieſemnach überzeuget, daß man unſere Beſtimmung gut heiſſen werde, und daß man auch nichts gründliches dawieder werde einwenden können.

§. 6.

Wir finden aber annoch ein und anderes zu erinnern, ehe wir ſchlüſſen; damit man unſere Unterſuchung nicht mit Recht möge mangelhaft ſchelten können. Die Wörter **Abſicht** und **Endzweck** zeigen nach unſerer Beſtimmung zwo Arten desjenigen an, welches erhalten werden ſoll (§ 4.). Die Vernunftlehre überführet uns: daß ſie etwas ähnliches erkennen müſſen, worinn

ſie

ſie annoch übereinkommen, welches man das Geſchlecht nennet. Wir müſſen geſtehen, daß ſelbiges auch in unſerm Fall anzutreffen ſey. Die Aehnlichkeit beſtehet darinn, daß die Dinge überhaupt etwas zu erhalten beſtimmet ſind, ohne darauf zu ſehen, ob es mit Vernunft, oder ohne Vernunft geſchehe. Wir machen dieſe Erinnerung nicht ohne Urſach. Die Vollkommenheit einer Sprache erfordert, daß man deutliche Zeichen gebrauche, und alle unterſchiedene Begriffe auch mit unterſchiedenen Zeichen ausdrucke. Es müſſen alſo keine fehlen, wo noch Begriffe ſtatt haben. Die Armuth einer Sprache würde ſich gar zu ſehr verrathen, wenn man das Gegentheil bey ihr bemerken ſollte (S. das 1ſte St. N. 3. §. 2. und 4). Wir glauben nicht, daß jemand den Begriff des Geſchlechts und einer Art für eines halten werde. Wer nur richtig zu denken gewohnt iſt, der wird zugeben, daß ſelbige allerdings unterſchieden ſeyn. Man wird folglich unſern Schluß keinesweges tadeln können, wenn wir verlangen: daß man auch in unſerer Sprache ein beſonderes Wort haben müſſe, wenn wir das Geſchlecht und das Allgemeine einer Abſicht und eines Endzweckes anzeigen wollen. Wir haben gar nicht nöthig, ein neues Wort zu erſinnen und einzuführen. Wir finden ein altes, welches wir füglich gebrauchen können, die Aehnlichkeit unſerer beiden Arten zu beſtimmen. Wir glauben, daß keines ſich beſſer dazu ſchicke, als das Wort **Zweck**. Unſere Gedanken ſind alſo folgende: Das Wort **Zweck** bedeutet das Allgemeine, und kann ſowol von vernünftigen, als unvernünftigen Dingen gebrauchet werden, welche etwas zu erhalten ſuchen. Das Wort **Abſicht** aber zeiget nur den Zweck an, welchen ein vernünftiges Weſen ſich fürſtellet und zu erhalten gedenket; und endlich ſo giebet das Wort End-

zweck denjenigen Zweck zu erkennen, worauf ein unvernünftiges Ding zielet, und welches es zu erhalten beſtimmet iſt. Wir erhalten hiedurch annoch ein mehreres. Es wird ſonſt nach dem gemeinen Sprachgebrauch das Wort Zweck ebenfalls als ein gleichgültiges mit unſern beiden angeführten und erklärten Wörtern gebrauchet; welchem wir aber hiemit zugleich ſeine beſtimmte und gewiſſe Bedeutung geben.

§. 7.

Wir finden aber in unſerer deutſchen Sprache annoch ferner ein dergleichen Wort, welches man zum öftern, als gleichgültig mit jenen angeführten Zeichen annimt, und gebrauchet. Es iſt ſolches das Wort Ziel. Was iſt aber mit dieſem anzufangen? Weil das Wort Ziel im eigentlichen Verſtande nur auf das Ende einer gewiſſen Linie und Länge ſiehet; ſo ſind wir der Meynung: daß wir ſolches in unſerm Fall, da doch jederzeit etwas ſittliches mit in Erwägung kommt, gar nicht gebrauchen können und müſſen. Es kann alſo nur beſtändig von dem Ende eines Raums und einer Länge gebrauchet werden, wohin ein Körper ſich beweget hat. Dieſes iſt unſere wahre Meynung. Sonſten iſt uns annoch folgendes eingefallen. Man kann das Wort Ziel als das Allgemeine anſehen, und es von demjenigen überhaupt gebrauchen, welches ein jedes Ding zu erhalten ſuchet. Die beſonderen Arten dieſes Allgemeinen aber werden ſolchergeſtalt ausgedrucket: daß man dasjenige, welches ein unvernünftiges Ding zu erhalten beſtimmet iſt, einen Zweck nennen könne. Die Gründe dieſer Erklärung müſſen in dem vorher von uns Angeführten (§. 3. und 4). geſuchet werden. Wir ſind verſichert, daß es eben nicht ſchwer ſeyn werde, ſelbige zu fin-

finden. Das Wort **Endzweck** kann ſodann, als ein zuſammengeſeztes Wort, worinn der Begriff des einen Einfachen den Begriff des andern in der That ſchon in ſich ſchlüſſet, gar wegbleiben; weil man ſolches nicht mehr nöthig hat. Oder, wo wir uns ein Gewiſſen machen, ſolches gänzlich aus unſer Sprache zu verbannen, da wir es ſchon würklich darinn angenommen haben; ſo können wir das Wort **Endzweck** am beqvemſten dazu gebrauchen, daß wir dadurch den lezten Zweck unvernünftiger Dinge zu erkennen geben. Entſchlüſſet man ſich aber hiezu, ſo ſcheinet allerdings das Ordentliche und Vollkommene einer Sprache zu erfordern: daß wir auch in unſerer deutſchen Sprache ein ſolches Wort müſſen ausfündig machen, welches die lezte Abſicht bey vernünftigen Dingen beqvem ausdrucken kann. Wir können auch dieſes mit gar leichter Mühe ins Werk richten, und ein anderes auf einer ähnlichen Art und Weiſe zuſammengeſeztes Wort machen. Man kann die lezte Abſicht der vernünftigen Dinge mit einem Worte eine **Endabſicht** nennen. Dieſes Wort wird auch um deſtoweniger verworfen werden können; da es in unſerer deutſchen Sprache nicht gänzlich unbekannt iſt, ſondern von vielen, auch ſo gar Gelehrten, ſchon längſt, obgleich mit einer unbeſtimmten Bedeutung, iſt gebrauchet worden.

§. 8.

Wir laſſen nunmehro einem jeden die Freyheit, zu wählen; haben aber jedoch das Vertrauen: daß keiner unſere angebrachte Erinnerungen, als etwas nichtswürdiges oder ganz geringſchäzziges anſehen werde. Wir können verſichern: unſere Abſicht iſt aufrichtig. Man merke annoch bey dieſer Gelegenheit, wie reich unſere

Heldenſprache an Worten ſey, und wie ordentlich nichts deſtoweniger alles kann beſtimmet werden, wenn man ſich nur die Mühe nehmen will, der Sache ſelbſt ein wenig nachzudenken. Iſt unſere Sprache gleich reich, und eine der reicheſten, ſo hat ſie doch nichts überflüſſiges. Wir müſſen geſtehen, daß ſelbige ziemlich vollkommen ſey, wenn wir uns nur bemühen wollen, ſelbige in eine rechte Ordnung zu bringen. Man verſuche es nur in Anſehung unſerer angeführten und ganz unterſchiedenen Begriffe, mit andern Sprachen; man wird die Unvollkommenheit derſelben zur Genüge erfahren.

V.

Anmerkungen über des Herrn Prof. Hollbergs in Kopenhagen Luſtſpiel, der deutſche Franzoſe genannt, ſo ſich in dem zweyten Theile der gottſchediſchen Schaubühne auf der 427ſten und folgenden Seiten befindet.

Unter allem, was der menſchliche Witz in der Beredſamkeit und Dichtkunſt hervorbringen kann, wird mit vollkommenem Rechte den Schauſpielen die zweyte Stelle eingeräumet. Sie haben nach den Heldengedichten mehr Wahrſcheinlichkeit, Hoheit, Erfindungskunſt, Beobachtung der Charactere und Wahl der Worte und Gedanken vonnöthen, als irgend eine andere Geburt des Verſtandes. Ihr Weſen beſtehet in einer lebendigen und in die Sinne fallenden Abbildung der menſchlichen Handlungen. Sie ſchlüſſen dahero das

Groſſe

Groſſe und Kleine, das Erhabene und Niederträchtige, das Lobenswürdige und Lächerliche, Tugend und Laſter in ſich. Ein Poet, der ſich auf der Schaubühne gegründeten Ruhm erwerben will, muß gewiß mehr wiſſen, als die Vergleichung der Schiffart mit dem Eheſtande auf einen gereimten Bogen zu bringen und unter Muſik und Wein den Hochzeitgäſten austheilen zu laſſen. Er muß den Menſchen von innen und von auſſen kennen. Alle wahre und verſtellte Triebräder ſeiner Handlungen, alle Ausflüchte ſeines Verſtandes, die verborgenſten Winkel und Falten ſeines Herzens, die allgemeinen Vorurtheile der Welt, die Gebräuche der jetzigen und verſtrichenen Zeiten müſſen ihm bekannt ſeyn.

Dieſes alleine aber macht ihn noch nicht zu einen theatraliſchen Dichter. Er muß überdem noch eine groſſe Anzahl von Regeln wiſſen, die guten Theils willkürlich angenommen und anjetzo zur Nothwendigkeit geworden ſind. Er muß ſich an hundert Kleinigkeiten binden, wo er will, daß man ſeinem Spiele den Beynamen eines regelmäſſigen geben ſoll.

Wir halten dafür, daß in dem, was jetzo iſt angeführet worden, der Grund zu ſuchen ſey, woher bey einem jeden Volke die Schaubühne jederzeit die letzte geweſen, ſo man von dem falſchen Geſchmacke gereiniget hat. Daß dieſes in der That richtig ſey, kann man aus der Geſchichte der Dichtkunſt eines jeden Volkes leichtlich erweiſen. Frankreich hatte ſchon groſſe Dichter gehabt und Corneille ſelbſt hatte auf der Schaubühne ſeinen hohen Geiſt von den klugen Pariſern bewundern laſſen, ehe Racine und Moliere dieſelbe zuerſt mit Spielen verſahen, die nach allen Geſetzen der Kunſt eingerichtet waren. Wie das Beyſpiel unſers Vaterlandes dieſen Satz beſtärket, iſt niemanden unbekannt.

Wir bekennen, daß wir in der Geſchichte der däniſchen Dichtkunſt nicht ſo bewandert ſind, daß wir behaupten könnten, es habe in derſelben allbereits ein geſunder und natürlicher Geſchmack geherrſchet, als der Herr Prof. Hollberg in Kopenhagen ſich an die Schaubühne gewaget. Wir haben dieſem geſchickten Manne bey nahe eben ſo viel Luſtſpiele zu danken, als Moliere, deſſen Hauptwerk es doch war, in ſeinem ganzen Leben verfertiget. Der Herr Prof. Gottſched hat ihm die Ehre angethan, einem von denenſelben in dem zweyten Theile ſeiner Schaubühne den ſechsten Platz einzuräumen. Es iſt der däniſche, oder, wie er nach der Ueberſetzung lautet, der deutſche Franzoſe. Der Herr Verfaſſer hat in dieſem Luſtſpiele ſeinen Zweck völlig erreichet und die lächerliche Thorheit dererjenigen handgreifflich gemacht, die in ihrer erſten Jugend, ehe ſie recht zu Verſtande gekommen ſind, fremde Länder beſehen, und, vorher von ihrem eigenen Vaterlande eine vollſtändige Nachricht einzuziehen vergeſſen; die auf einerſolchen Reiſe in die Fremde, wenn ſie auch noch ſo kurz geweſen iſt, ihr Vaterland verkennen lernen, und nichts als die Fehler und Schwachheiten des Volkes, das ſie beſuchet haben, zurücke bringen. Ob es aber ein vollkommenes Muſter der Schaubühne abgeben könne, wollen wir dem Urtheile derer überlaſſen, die nachfolgende Anmerkungen unparteyiſch erwägen werden.

Die Gemüthsbilligkeit des Herrn Gottſcheds iſt uns gar zu bekannt, als daß wir fürchten ſollten, er werde unſere Freyheit mißbilligen. Er verlanget nicht, daß man auf alle ſeine Meynungen einen Eid ſchwören ſoll. Es iſt auch nicht unmöglich, daß er mit dem Exempel des deutſchen Franzoſen hat zeigen wollen, daß ein Schau-

ſpiel ſehr gut ſeyn, und doch zugleich ſeine Fehler haben könne. Wir ſchreiten zu den Anmerkungen.

I. Es iſt aus dem zweyten Auftritte des erſten Aufzuges auf der 435ſten Seite zu erſehen, daß die Jahrzeit der fürgeſtellten Geſchichte im Maymonate geweſen. Gleichwol, da auf der 430ſten S. Hieronymus ſaget, daß der junge Franz, da er nach Paris gereiſet, noch ein Kind von neunzehn Jahren geweſen, ſo wiederſpricht ihm des leztern Vater und ſaget, daß er künftigen Jenner zwanzig Jahr alt werde. Man ſieht aber nicht, mit was für Wahrſcheinlichkeit dieſe beiden Nachbaren ſich hierinn wiederſprechen können, (*) da ſie offenbar einig ſind. Denn, wenn vom May bis zum Jenner noch ſieben Monate ſind, und der junge Franz, nach der 463ſten Seite, ſich funfzehn volle Wochen, das iſt, bey nahe vier Monate, zu Paris aufgehalten hat, ſo iſt er würklich zur Zeit ſeiner Abreiſe noch kaum neunzehn Jahre alt geweſen, zumal, wenn man auch einige Wochen auf die Hinreiſe und Zurückkunft rechnet und die Zeit der Geſchichte etwas frühe im May ſezet. Wenn aber auf der 459ſten S. gar funfzehn Monate geſezet worden, ſo iſt dieſes wol für ein Verſehen, oder auch vielleicht für eine Praleren von dem jungen Franz zu halten. Es iſt dieſes in der That nur eine Kleinigkeit. Wenn wir aber an dieſem Luſtſpiele recht grobe Schnitzer entdecken könnten, ſo würde es wol nicht in die gottſchediſche Schaubühne gekomen ſeyn.

II. Die Einheit des Ortes iſt eine von den vornehmſten Regeln der Schaubühne, und wird zur Erhaltung der Wahrſcheinlichkeit unumgänglich erfordert. Ein Schauſpiel,

(*) Vielleicht iſt es aber die Abſicht des Herrn Hollbergs geweſen, dieſe beiden Alten lächerlich zu machen.

ſpiel, das dagegen verſtoſſet, kann mit Recht kein Muſter genennet werden. Der Schauplatz in dem gegenwärtigen ſoll in Hieronymus Hauſe ſeyn, und der Anfang weiſet es auch, indem dieſer ſeinen Nachbar fräget, wo er herkäme? Allein es laſſen ſich verſchiedene Auftritte nicht damit vergleichen. So kann, zum Exempel, der fünfte und vornemlich der ſechste Auftritt nicht füglich anderswo, als in Franzens eigenem Hauſe geſchehen ſeyn, um ſo viel mehr, da zu Ende des vierten Auftritts Hieronymus Abſchied von ihm nimt, und es ſowol eine Unhöflichkeit iſt, fremde Leute in ſeinem Hauſe ſtehen zu laſſen und davon zu gehen, als in fremden Häuſern allerley Gezänke und Poſſen auszuüben. Wenigſtens hätte Franz ſeiner Frau und ſeinem Sohne ſagen ſollen, anderer Leute Häuſer nicht zu beunruhigen, und wenn ſie ſich nicht daran gekehret, ſelbſt weggehen können, wozu er gewiß ſehr gute Urſachen und Gelegenheit hatte. Einem gleichen Fürwurfe ſind auch der zweyte Auftritt des dritten Aufzuges, und bey nahe der ganze vierte und fünfte Aufzug ausgeſetzet. Ja, die Verwirrung wegen der Einheit des Ortes bleibt immer, man mag den Schauplatz ſetzen, wohin man will.

III. Der zweyte und dritte Auftritt des zweyten Aufzuges möchten wol ſcharfen Richtern ein wenig läppiſch fürkommen, und da der Herr Verfaſſer auf der 451ſten Seite die ſchlecht ausgeſonnene Betrügereyen in den alten Comedien tadelt, ſo geräth er hier in einen Fehler, den die meiſten alten Comedien mit ihm gemein haben.

IV. Im vierten Auftritt des zweyten Aufzuges auf der 455ſten S. ſagt Hans, er käme von einem Tanzboden, und gleichwol iſt dieſer Tanzboden an eben dem Ort geweſen (ſ. S. 446.), wo er den Tanz, den er auch nachhero

hero auf der 475ſten Seite mit Kreide abmalet, erzählet; welches wiederum die Einheit des Ortes ſtöret. Zudem findet man nicht, warum Hans einen Tanz beſchreiben muß, den der Zuſchauer ſchon geſehen, es möchte denn ſeyn, damit die Gallerie über Kater Hanſen was zu lachen bekäme.

V. Zu Ende des ſiebenden und im achten Auftritte des vierten Aufzuges erfähret Hieronymus von dem Antonius und ſeiner Tochter ihr bisheriges Liebesverſtändniß. Er iſt aber ſo gütig, daß er auch nicht einmal die geringſte ſaure Mine darüber macht, welches gewiß wieder ſeinen harten und ſtrengen Character iſt; und für Eliſabeth, als eine wohlerzogene Tochter ſchicket es ſich auch nicht ſonderlich, ihrem Vater wieder die Wahrheit gerade ins Geſichte zu ſagen, daß ſie den Antonius ganz und gar nicht kenne. Niedergeſchlagene Augen, ein ſchamhaftes Erröthen und ein blödes Stillſchweigen hätten ihr bey den gegenwärtigen Umſtänden beſſer geziemet.

VI. Die Nachahmung des Moliere in dem 3ten und 4ten Auftritte des 5ten Aufzuges, da ſich der junge Franz in eine Decke wickeln läßt, iſt unſers Erachtens nicht wol gewählet. Wir können dieſes um deſto kühner behaupten, da Moliere desfalls ſchon von dem groſſen Kunſtrichter Boileau einen Verweis bekommen. S. deſſen Dichtkunſt im III. Geſange. im 399ſten und 400ſten Vers.

VII. Wer ſollte in Petern, der ſonſt als ein guter ehrlicher Menſch eingeführet wird, und auf der 453ſten S. ſelbſt hatte geſtehen müſſen, daß er ein tummer Kerl ſey, wol eine ſo richtige und artige Morale geſucht haben, als ihm auf der 499ſten S. in den Mund ge-

leget wird. Wir wiſſen wol, daß Moliere in ſeinem Amphitryon mit dem Soſie, der doch überhaupt von gutem natürlichen Verſtande iſt, ein gleiches gethan; wir wiſſen aber auch, daß er desfalls dennoch iſt getadelt worden. (*)

Was endlich VIII. den Character, der dem jungen Franzen beygeleget wird, anbetrifft, ſo überſchreitet derſelbe, unſerm Erachten nach, allerdings die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit in verſchiedenen Stücken. Wir beziehen uns desfalls auf das Bildniß, welches dem jungen Franzen zu Ende des 2ten Auftritts im 3ten Aufzuge geſchenkt wird, und wovon im 1ſten Auftritte des 4ten Aufzuges eine Erklärung zu finden iſt; und auf die Umkehrung der Kleider in dem 4ten Auftritte deſſelben Aufzuges. Wir haben aus der Vorrede, die der Herr Profeſſor Gottſched dem dritten Theile der deutſchen Schaubühne vorgeſetzet hat, bemerket, daß ihm dieſer Einwurf bereits von andern gemacht ſey; und er ſuchet den Mangel der Wahrſcheinlichkeit theils zu rechtfertigen, theils zu entſchuldigen.

Es iſt wahr, der junge Franz hatte ſich in die franzöſiſchen Sitten ſterblich vernarret; alles, was deutſch hieß, erweckte ihm einen Ekel, und er wollte lieber bey einem franzöſiſchen Koche hungern, als ſich bey einem deutſchen ſatt eſſen. Wenn man ſeine thörichte Liebe gegen die vermeynte vornehme Franzöſin dazu nimt, ſo hat man freylich Recht, auf derſelben Anſtiften die lächerlichſten Handlungen von ihm zu erwarten. Aber deswegen war er noch nicht fähig, dergleichen zu begehen,

(*) Es ſcheinet faſt, als wenn ſich auch der Herr Bayle darüber aufhält. S. ſein hiſtor. und critiſches Wörterbuch, unter dem Artikel: Amphitryon.

hen, die nothwendig den gänzlichen Verluſt des allgemeinen Verſtandes und aller Vernunft voraus ſetzen. Die Ausſchweifung, welche Moliere in ſeinem Geitzhalſe im 7den Auftritte des 4ten Aufzuges den Harpagon, der noch dazu in der heftigſten Gemüthsbewegung war, fürnehmen läßt, da er ſich ſelbſt an den Arm greifft und ſeinen Dieb zu halten vermeynet, iſt noch lange ſo arg nicht; aber darum iſt ſie doch nicht unangefochten geblieben. Es iſt ohnmöglich, daß ein Menſch, der noch nicht völlig unſinnig iſt, einen alten Holzſchnitt, den man auf ein Brett geklebet, für eine vortreffliche Malerey halten könne; und es würde ihm eben ſo glaublich ſeyn, daß man in Paris den Hengſt in die Kutſche höbe und ſechs Marquiſen davor ſpannete, als daß man die Kleider umgekehrt trage. Ueber das alles wird hiedurch der Endzweck des ganzen Spiels, die Beſſerung der Sitten, aufgehoben. Auch der allerärgſte deutſche Franzoſe wird in dem jungen Franzen ſeine eigene Abbildung nicht wahrnehmen. Er wird ihn erſchröcklich auslachen und wol gar glauben, daß man an ſeiner Lebensart, auch nicht das geringſte auszuſetzen finden könne. Wer wollte ein ſolcher Narr ſeyn, wie dieſer Kerl? wird er ſagen; nein, wie ich lebe, das iſt die pariſiſche Mode.

Daß die Satirenſchreiber die Thorheit, welche ſie lächerlich machen wollen, aufs höchſte und über die Gränzen der Wahrſcheinlichkeit treiben, und daß Rachel in ſeiner ſechsten Satire einen franzöſiſchen Affen auf gleichen Schlag abbildet, als hier der Herr Prof. Hollberg thut', iſt nicht hinlänglich, den ihm gemachten Fürwurf zu heben. Die Satire hat zwar einerley Abſicht mit den Luſtſpielen. Sie wollen die Menſchen von der Thorheit

zur

zur Klugheit bringen. Aber ihrer Einrichtung nach ſind ſie himmelweit von einander unterſchieden. Ein ſatiriſcher Poete redet in ſeiner eigenen Perſon. Er malet dieſe oder jene Thorheit deutlich ab. Er ſieht das lächerliche oder das ſchändliche davon vollkommen ein und wirft einen Unwillen darauf. Dieſes feuret ſeine Einbildungskraft an und er machet den Schluß, daß einer, der zum Exempel in dem kothigſten Wetter rothe Abſätze, und im Sturm und Schnee den Hut unterm Arme träget, auch wol die Stiefeln auf den Kopf ſetzen und die Schuhe auf die Hände ziehen würde, wenn es in Paris geſchehe, oder man ihm auch nur einbilden könnte, daß es geſchähe. Wenn ein Satirenſchreiber dieſe Bedingung nicht ausdrücklich benennet, ſo muß ſie doch allemal ſtillſchweigend verſtanden werden, wo man den Fürwurf der Unwahrſcheinlichkeit vermeiden will. Mit einem Schauſpiele verhält es ſich ganz anders. Der Poete redet da nicht. Er ſchildert die Thorheit nicht durch ſeine Worte und Betrachtungen, ſondern durch die Handlungen der fürgeſtellten Perſonen ſelbſt, ab. Wenn er alſo einem deutſchen Franzoſen die Sporen auf den Hut und die Schellen vor dem Bauch bindet, ſo nimt er die Bedingung als erfüllet an, die Rachel im ſatiriſchen Eifer vorausſetzet, und eben dadurch vernichtet er die Wahrſcheinlichkeit. Denn, daß jemand ſein Kleid umgekehrt anzieht, kann endlich wol glaublich gemacht werden; aber in Ewigkeit nicht, daß er es darum thun ſollte, weil man ihm in den Kopf geſetzet, alle Leute vom Stande machten es in Paris alſo.

Endlich wird dieſes critiſche Verbrechen des Herrn Prof. Hollbergs weder durch andere ihm ähnliche Beyſpiele, noch durch die Kleidungsart der Comedianten ent=

entſchuldiget; und es ſcheinet faſt, als wenn der Herr Prof. Gottſched, dieſe letzten Stücke anzuführen, noch andere Urſachen gehabt habe. Den Demokrit des Regnard wird niemand billigen, der nur eine ganz mäſſige Erkänntniß von der Schaubühne hat. Seine Ungereimtheiten ſind in den Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes, die der geſchickte Herr Mag. Schwabe zu Leipzig herausgiebt, in dem Auguſtmonate von 1741. auf der 101ſten und den folgenden Seiten ſehr artig aufgedeckt worden. Die Kleidung der Comedianten aber kömmt gemeiniglich auf ſie ſelbſt an, und wir erinnern uns nur einzig des Kranken in der Einbildung vom Moliere, da ſie ihnen fürgeſchrieben wäre.

Dieſes ſind die Anmerkungen, die uns bey Durchleſung des deutſchen Franzöſen eingefallen ſind. Wir machen dieſelben aus keiner andern Urſache kund, als, um nach unſerm Vermögen etwas zur weitern Vollkommenheit der Schaubühne beyzutragen. Wir ſprechen dem deutſchen Franzoſen ſeine übrigen Schönheiten nicht ab, deren er, desjenigen, was wir an ihm ausgeſetzet haben, ohngeachtet, noch ſehr viele behält. Vielleicht thun wir nicht unrecht, wenn wir den ſechsten Auftritt des erſten Aufzuges für die gröſste halten. Wir erkennen den Hrn. Prof. Hollberg für einen ſehr geſchickten theatraliſchen Dichter; und dieſes thun mit uns viele Männer, denen unſere Welt eine richtige Beurtheilung zutrauet. Iſt es aber nicht eben aus dieſem Grunde deſto nöthiger, die noch eingeſchlichenen Fehler anzuzeigen? Von einem ehrlichen Dünnehaupt wird man nicht ſo leicht die Verführung junger theatraliſcher Dichter zu beſorgen haben. Wie leicht iſt es hingegen nicht, ſich in die Fehler eines Mannes zu verlieben, von dem wir nichts, als eine Anpreiſung lauter Schönheiten gehöret haben?

VI.

Der unartig teutſcher Sprach-Verderber. Beſchrieben durch einen Liebhaber der redlichen alten teutſchen Sprach. Gedruckt im Jahr unſerer Erlöſung MDCXLIII. 8. 3. bogen.

In dem neunzehnten Stück der Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache S. 420. u. f. wird der Innhalt einer kleinen Schrift von ſechs Bogen in Octav erzählet, welche 1648. gedruckt iſt, und dieſen Titel führet: Neue ausgeputzte Sprach-Poſaune an die unartigen teutſchen Sprach-Verderber u. ſ. f. Wir beſitzen dieſe Sprachpoſaune nicht; wir kamen, wie wir die angeführte Erzählung derſelben laſen, auf die Gedanken, es würde dieſelbe nur bloß, ohne daß weiter etwas als der Titel wäre verändert worden, eine neuere Herausgabe derjenigen Schrift ſeyn, welche in dem Büchervorrath unſerer Geſellſchaft verwahret wird, und deren Ueberſchrift wir oben angeführet haben. Wie wir aber unſern Sprachverderber mit der gemeldeten Erzählung der Sprachpoſaune genauer gegen einander hielten, ſo wurden wir zwar in unſerer Meynung geſtärket, daß die letztere Schrift aus der erſteren, ihren Hauptinnhalte nach erwachſen ſey; allein ſehr viele Umſtände dabey verurſachten zugleich, daß wir glauben mußten, es ſey mit der letztern Ausgabe wol nicht gar zu richtig zugegangen. Sollte der Verfertiger des Sprachverderbers dieſe Schrift nachhero ſelbſt unter dem veränderten Namen der Sprachpoſaune herausgegeben haben, ſo müßte

er ſehr viel von dem geſunden Geſchmack, den er in der erſten Schrift blicken läßt, verloren haben. Iſt aber, wie wir glauben, der Herausgeber der Sprachpoſaune von jenem unterſchieden, ſo können wir ihn ohnmöglich, ſo viel wir zum wenigſten aus der Erzählung in den critiſchen Beyträgen zu urtheilen vermögend ſind, für gar zu aufrichtig halten. Wir wollen, damit unſere Leſer ſelbſt davon zu urtheilen im Stande ſeyn mögen, den Innhalt unſers Sprachverderbers erzählen, und ihn mit denjenigen zuſammen halten, was in den Beyträgen von der ausgeputzten Sprachpoſaune angeführet wird.

Gleich im Anfange beſchweret er ſich über die damalige ſchlechte Beſchaffenheit der deutſchen Sprache. Sie werde nämlich ihres groſſen Reichthums und ihrer Vollkommenheit ohngeachtet, mit ausländiſchen Wörtern vermiſchet und verunreiniget. Und da jedes Land bemühet ſey, ſeine Sprache rein und lauter zu erhalten, ſo achteten es gleichwol die armen Deutſchen, die bey nahe alle ihre Freyheiten verloren hätten, gar nicht hoch, auch ihre Sprache zu verlieren. Dieſes berührt er mit wenigen Worten; und es iſt alſo dieſer Anfang ganz von dem unverſtändlichen Geſchwätze unterſchieden, mit welchem die Sprachpoſaune nach S. 426. der critiſchen Beytr. anhebet.

Hierauf gehet er alle beſondere Arten der Sprachverderber durch, und kömmt zuerſt auf die Kaufleute und andere, welche, wenn ſie kaum in Frankreich gegucket, ſchon einen Ekel für ihre Mutterſprache haben. " Er „ will alſobald, heißt es, eine franzöſiſche Zunge haben, „und dafür halten, es ſey ihm eine Schande, in Frank„reich geweſen ſeyn, und nicht franzöſiſche Brocken mit „unter dem Deutſchen auswerfen.: Ja, ſollte ein ſolcher

„halbgebackener deutſcher Franzos ſich der franzöſiſchen „Wörter enthalten? Sollte er rein und lauter Deutſch „reden? Er meynt, es wäre ihm die gröſste Schande; er „könnte keine gröſſere Untugend begehen. Aber iſt die= „ſes nicht eine Schande: reden wollen ſolche Wörter, „welcher man nicht ganz mächtig, dazu die Zunge viel zu ſchwer iſt? „ Hierauf werden die bisweilen ſehr ver= ſtümmelten Redensarten dieſer Leute, z. E. ma foi, par ma foi, par Dieu, Monſieur, Serviteur Monſieur, mon freren, Deo ſit Laus Semper, adieu, addresſiren, datum, paſſato u. d. m. mit eben den Spöttereyen dar= über angeführet, wie ſie S. 421. der C. B. erzählet werden, ohne nur, daſs des Kayſers Caroli M. nicht gedacht wird.

Die Complimenten werden lächerlich beſchrieben, doch nicht mit einem ſolchen Schwulſt, wie es die Sprachpo= ſaune thut am a. O. S. 421. Unſer Verfaſſer ſagt: mit dem Worte Compliment ſey auch die Kraft deſſelben in Deutſchland eingeführet worden, und ein Compliment ſey ſo viel, als ein Gepräng, auf gut Deutſch, Aufſchnei= derey, Betrug, Heucheley; ein Complimenteur aber ein prächtiger höflicher Redner, Groſsſprecher, Aufſchneider und Lügener. Doch werden die fürchterlichen Schelt= worte der Sprachpoſaune nicht dabey gefunden. Die Erklärung, welche er von einem Compliment gegeben hat, beweiſet er mit ein Paar artiger Hiſtörchen, welche ohne Zweifel eben die ſeyn werden, deren in den crit. Beytr. nur bloſs gedacht wird. Wir wollen die erſte davon herſetzen: „Jener, mein beſster Freund, den ich im „Herzen kenne, zog nach Lyon, und kehrte zum güldenen „Löwen ein. Seiner Landesleute einer, ſo ſeine Ankunft „erfahren, kam, ihn zu beſuchen und anzuſprechen mit

„die=

„dieſen Worten: Monſieur & frere, wehrter ſehr ge„ehrter Herr und Freund und Landsmann, ſeine glückliche „arrivee iſt mir faſt exoptabel, und danke Gott, daß „er ihn durch ſo manche perilleuxe occaſion und Gefahr „durchgebracht, als deſſen fortune mich von Herzen „alſo touchirt, ob ſie mich leiblich angingen. Weil „mir aber wol bewußt, daß es in der Fremde nicht alle„mal a Souhait hergehen kann, ſondern oft an neceſſitet „geräth, auchwol bey denjenigen, die ſonſt zu Hauſe alles „in abundance haben: ſo erbiete gegen meinem Herrn „ich mich, daß, wo er ein Ducat 20. 30. benöthiget, ihm „ſolche in continent von mir ſollen überſchoſſen werden, „und coniurire ihn, mir ſolches ja nicht zu cachiren u. „ſ. f. Der redliche Kerl, dem das Großſprechen etwas un„deutſch fürkam, bedankte ſich gleichwol, und ſprach, daß „er ſeinen Seckel rathsfragen, und ſolche günſtige Willfäh„rigkeit nicht wolle ausgeſchlagen haben. Nachdem aber „ſagte er zu ſeinen Gefehrten: ich muß probiren, was „hinter dieſen Worten für Nachdruck und Werke ſeyn „mögen. Derohalben begehrte er andern Tages das „Geld durch einen Diener; Aber der Monſieur entſchul„digte ſich, er hätte ſelbſt kein Geld, und was geſtern „geſchehen wäre, das wäre Ehren halben geſchehen und „ein Compliment geweſen, ſo er gegen ſeinem Landsmann „ſchuldig wäre. Ja, ſprach der, nun weiß ich, was ein „Compliment iſt: es iſt erlogen geweſen u. ſ. f. “

Bey dieſer Gelegenheit führet er einen alten deutſchen redend ein, der ſich beſchweret, daß er gar nicht in den heutigen Geſellſchaften fortkommen, noch ein Wort mit reden könne, da er doch vordem (ohne Ruhm zu melden) auch ſchon etwas vorzubringen gewußt habe. Das Zutrinken mit den Worten: Salus, bon pro vous face

Monſieur, per touta la Compagnia, a la ſante foſtre Maiſtreſſe, ſey ihm ganz unbekannt. Wie er zum erſtenmal gehöret, daß man einen Braten trenchiren wolle, ſo habe er gar nicht gewuſt, was man damit machen würde. Endlich habe er weiter nichts geſehen, als daß man ihn zerſchnitten und zerleget habe. Wenn vom Kriegsweſen geredet würde, ſo wiſſe er wiederum nicht, was Cavalliers, Infanterie, Bataglie, Artollerire für Thiere wären, mit welchen die Städte und Feldſchlachten gewonnen würden; denn zu ſeiner Zeit habe man ſolche Siege erhalten, wenn man Fußvolk und Reuterey, in rechter Ordnung gehalten und dabey Geſchütz gehabt habe.

Nunmehro lieſet er den Verliebten von beidem Geſchlechte den Text. Es verdreußt ihn ſehr, daß die Jungfrauen auf deutſch Damen genennet werden, welches Wort doch in der lateiniſchen Sprache eine Gemſe, oder ſtinkende Bergziege heiſſe. Die an ein Frauenzimmer gerichtete Liebeserklärung, welche er hat einrücken laſſen, iſt recht ſchön gerathen. Doch gehet ihm am näheſten, daß das Frauenzimmer ſelbſt eben dieſe Sprache reden könne, und fleißiger in dem Amadis, in den Schäfereyen, in der Arcadien, als in Gottes Wort leſe. Er warnet alle ehrliche Leute für ſolche alamodiſch redende Jungfrauen, und rücket zuletzt eine Antwort eines Frauenzimmers ein, welche ſich vollkommen zu der vorhingedachten Liebeserklärung ſchicket. Verſe finden wir in dieſer ganzen Schrift gar nicht, und alſo fehlen auch diejenigen, welche die Sprachpoſaune bey dieſer Gelegenheit mit angehänget hat, nach den crit. Beytr. S. 422.

Die Ordnung trifft jetzund die Schüler und Halbgelehrten, welche der franzöſiſchen Sprache zwar ganz un=

unerfahren ſind, dagegen aber mit lateiniſchen Wörtern ihre Mutterſprache verketzern. Er berufet ſich auf ihre Abdankungen bey Hochzeiten und Leichen, imgleichen auf ihre Briefe. Der eingerückte Brief iſt ſo vortrefflich, daß es ſcheinet, er habe von keinem andern, als einem rechten Schüler des Herrn Pedius Tropophagus, Befehlshabers im windigheimiſchen Lyceo, gemacht werden können. Die Sprachpoſaune verweiſet dieſe Leute unter das Affengeſchlecht; unſer Verfaſſer ſagt, man würde ſie bey den alten Deutſchen aus Stadt und Land verwieſen haben; und ſolches würde ihr rechter Lohn geweſen ſeyn.

Mit den Predigern iſt er eben ſo wenig zufrieden. Er beſchweret ſich, daß ſie auf den Kanzeln eine Menge von fremden Wörtern gebrauchten, von welchen der gemeine Haufe gar keine verſtünde und deswegen auf lauter falſche Begriffe geführet würde. Hier findet man gleichfalls die lächerliche Erklärung des Wortes amneſtia, welche in den crit. Beyt. S. 423. erzählt wird. Jedoch iſt die Einfalt eines gräflichen Secretärs noch mehr zu bewundern, welcher einem gemeinen Mann dieſe Antwort gab: Sein gnädiger Herr könne ſich anjetzo auf die überreichte Supplication nicht reſolviren, ſondern hätte die Sache in Amneſtiam gezogen, deswegen er ſich bis zu anderer Zeit patientiren müße.

Dieſes Hiſtörchen giebt ihm Gelegenheit, in den Kanzeleyen und Schreibſtuben aufzuräumen. Nichts wird daſelbſt mit deutſchen Worten gegeben, ſondern auch ein Geleitzettel muß ein Paſſeport ſeyn. Daher kommt es, daß alle Schriften, die aus den Kanzeleyen ausgefertiget werden, entweder gar nicht, oder doch ganz unrecht von den meiſten verſtanden werden. Dieſes wird nicht

nur mit dem in den crit. Beytr. S. 423. angeführten Exempel des Schultheiſſen, ſondern auch mit einer Begebenheit bewieſen, die der berühmte Medicus, Johann Fabricius erzählt. Ein Landſchultheiß nämlich, der dieſer fremden Sprache ganz unerfahren geweſen, hätte einen aus der fürſtlichen Kanzeley ihm zugeſchickten und mit lauter fremden Wörtern angefüllten Brief, ſo wiederſinniſch verſtanden, daß er darüber einen peinlich Verklagten unſchuldig hätte zum Tode verdammen und hinrichten laſſen. Die gereimte Schlußermahnung der Sprachpoſaune fehlet hier abermal.

Er verläßt die Kanzeleyen und kommt auf andere, welche die deutſche Sprache tapfer verderben helfen, als da ſind die Rechtsgelehrten, **Vorſpräch und Anwäld.** Er hält ſich hiebey ziemlich lange auf, und beantwortet die vornehmſten Einwürfe. 1) Es wären Worte, die nicht Deutſch könnten gegeben werden. Antwort. Warum nicht? Mit den meiſten gehet es gar wol und gut an; z. E. appelliren, ſich berufen an ein höheres Gericht; ſuppliciren, bitten, eine Bittſchrift einlegen; concipiren, aufſetzen; judiciren, urtheilen; abcopiren, abſchreiben; mundiren, rein, ſauber abſchreiben; receſſiren, mündlich etwas vorbringen; referiren, erzählen; purgiren, ſich entſchuldigen; urgiren, anhalten, darauf dringen. 2) Dieſe Wörter wären ſchon bekannt genug, und würden bereits von jedermann verſtanden. Antwort. Darum iſt es nicht zu thun, ſondern man hat dahin zu ſehen, daß durch einen ſo beſtändigen Gebrauch nicht fremde Wörter in unſere Sprache eingeführt werden. Es iſt ſolches ſchon mit einigen Wörtern geſchehen, die man nimmer wiederum loß werden wird, als Kanzeley, Doctor, Apotheker, Exempel, Calender

lender u.d. Wird man ſo fortfahren, ſo wird die herrliche deutſche Sprach ihre Lauterkeit verlieren, und eine Hauptſprache zu ſeyn aufhören. Es wäre ein anders, wenn wir aus Noth dazu gedrungen würden; nun aber iſt es mit dem Worte Supplicat in unſerer Sprache eben ſo lächerlich, als wenn die Lateiner dieſes Wort aus der ihrigen ausmuſtern und dagegen das deutſche Wort Bittſchrift einrücken wollten. 3) Die erzählten Wörter wären Kunſtwörter, und müßten alſo nothwendig beybehalten werden. Antwort. Dieſes folget nicht. Andere Handwerker haben auch Wörter, die ihrem Handwerk eigen ſind, und doch nicht in lateiniſcher, ſondern in deutſcher Sprache; auſſer diejenigen Schneider, welche in Frankreich geweſen ſind und ein neetes alamodiſches Camiſol zu machen wiſſen. Haben wir gleich Kunſtwörter, die uns von den Lateinern ſind überlaſſen worden, ſo ſollten wir uns gleichwol bemühen, dieſelben in unſerer deutſchen Sprache auszudrucken. Selbſt die Noth erfordert es. Denn wenn vor E. E. Rath eine mit fremden Wörtern angefüllte Bittſchrift eingelegt wird, ſo bleibt ſie öfters nicht nur manchem ehrlichen Deutſchen, der den jungen Neuling darüber zu fragen ſich ſcheuet, ſondern auch manchem Beyſitzer ſolches Gerichtes ſelber unverſtändlich, inſonderheit wo das Gericht von dem gemeinen Mann und Bürgern mit beſetzet iſt: Die in den crit. Beytr. S. 424. bey dieſer Gelegenheit eingerückte Stelle von den deutſchen Poeten finden wir bey unſerm Verfaſſer nicht.

Nunmehr müſſen die Aerzte daran. Unſer Verfaſſer kann die Wörter præſerviren, præpariren, conſerviren, anatomiren, cauteriſiren, pillulen, Morſellen, Vomitiv, Laxativ purgativ u. d. nicht leiden, und fragt, warum man nicht an deren ſtatt: verſehen, bereiten und

zurüſten, erhalten, zerſchneiden oder aufſchneiden, brennen, Kügelein, Küchlein, erbrechende Arzney, weichende oder gelindtreibende Arzeney, Reinigung u. d. ſagen wolle. Sagen doch die Ärzte ein Tränklein, und nicht Potion; warum ſagen ſie denn nicht auch Kugelein an ſtatt pillulen. Die Hiſtorie von dem Kranken, der ſieben junge Hüner an ſtatt ſieben pillulen aufgefreſſen, findet ſich hier gleichfalls. S. crit. Beyt. S. 424.

Gegen die Kalenderſchreiber kann er ſeinen Zorn noch weniger bergen. Dieſe Leute machen durch ihre fremde Redensarten den gemeinen Mann angſt und bange, ſich ſelbſt aber lächerlich. Bürger und Bauren zittern, wenn ſie von der bevorſtehenden groſſen Conjunction einiger Planeten hören, und wiſſen nicht, was für ein Wunderzeichen geſchehen werde. Würde man ihnen aber auf gut Deutſch ſagen es ſey die Zuſammenkunſt einiger Irrſterne, ſo würden ſie ſich dabey nichts fürchterliches einfallen laſſen. S. crit. Beytr. S. 424. 425.

Die Zeitungsſchreiber ſind die letzten, welche ihre Abfertigung bekommen. Man lieſet hier gleichfalls, wie in den crit. Beyt. S. 425. den guten Rath, bey Leſung der Zeitungen nähmlich allemal zween Männer neben ſich zu haben, auf der rechten Seite einen Franzoſen, auf der linken einen Lateiner, welche die fremden Wörter auslegten. Jener Doctor Juris befahl ſeinem Sohn, der in einem halben Jahr hernach Licentiat ward, die gedruckten Zeitungen zu leſen. Der Sohn, der weder die Worte noch den Verſtand finden konnte, bat den Verfaſſer, welcher neben ihn ſtund, ihm doch zu ſagen, was es wäre; worüber der Vater ſeine Unwiſſenheit ſchalt. Allein der Sohn entſchuldigte ſich, und ſagte, wenn es Deutſch oder Lateiniſch wäre, ſo wolle er es ſchon

ver-

verſtanden haben. Zuletzt führt er eine ganze Anzahl fremder Wörter, die man in den Zeitungen findet, mit ihren deutſchen Ueberſetzungen an.

Der Beſchluß dieſer ganzen Schrift beſtehet erſtlich in einem Fürſchlag, daß die Leute billig bey allen Zuſammenkünften eine gewiſſe Strafe für jedes fremde Wort erlegen ſollten, damit dieſer Mißbrauch deſto eher möge abgeſchaffet werden. S. crit. Beyt. S. 425. Hiernächſt ermahnet er alle ſeine Landesleute recht herzlich, doch einmal die Augen aufzuthun und ihren unverantwortlichen heßlichen Fehler in Verderbung der alten redlichen und herrlichen deutſchen Sprache zu erkennen, damit ihre Nachkommen keine Urſache haben möchten, ſich dermaleinſt über ſie zu beklagen, und ſie für Verderber und Stümpler der reinen deutſchen Sprache auszuſchreyen.

Wir ſind völlig überzeuget, und unſere Leſer ohne Zweifel mit uns, daß die Schrift von den deutſchen Sprachverderbern mit der in den Beyträgen erzählten Sprachpoſaune ihrem Hauptinnhalte nach einerley ſey. Man halte nur beide Erzählungen dieſer Schriften zuſammen. Man findet, ſo viel wir wiſſen können, in der Sprachpoſaune nicht nur eben dieſelbe Ordnung, ſondern auch alle Gedanken und Ausdrücke, die wir bey dem Verfaſſer des Sprachverderbers antreffen. Da aber jene Schrift drey Bogen ſtärker iſt, als die letztere, ſo muß der Herausgeber derſelben nothwendig ſehr vieles hinzu gethan haben, welches wir bey der unſrigen nicht antreffen. Alle dieſe Zuſätze aber, ſo viele uns davon aus den critiſchen Beyträgen haben bekannt werden können, ſind von der Art, daß ſie dem Verfaſſer des Sprachverderbers nicht im geringſten ähnlich ſehen. Die Sprachpoſaune ſcheinet von falſchen Wortfügungen, ver-

worrenen Sätzen, ſchwülſtigen und von einer wilden Einbildungskraft herrührenden Worten ziemlich voll zu ſeyn. Die auf der 427. S. der Beyträge angeführten Worte ſehen aus, als wenn ſie in der Pegnitzſchäferey zu Hauſe gehören. Von allen dieſen aber iſt der Verfaſſer des Sprachverderbers ziemlich frey. Verworrene Sätze finden wir nirgends; falſche Wortfügungen ſelten; und ſchwülſtige Worte noch ſeltener, ſintemal wir von denen in den Beyträgen gemißbilligten Wörtern, nur ein paar, und welches überdem noch wol die leidlichſten ſind, bey unſerm Verfaſſer antreffen. Die in der Sprachpoſaune befindlichen Verſe zeugen gleichfalls von einem ſchlechten Geſchmack, da doch ein beſſerer zu der Zeit noch wol bekannt geweſen iſt, ob er gleich bald nach Opitzens Tod wiederum abzunehmen anfing. Alles dieſes läßt uns muthmaſſen, der deutſche Sprachverderber müſſe unglücklicher Weiſe unter die Hände eines Menſchen gerathen ſeyn, der ſich gerne mit fremden Federn hat groß machen wollen. Er würde ſonſten einer Schrift, die ihm zu der ſeinigen nothwendig Gelegenheit gegeben hat, ohne Zweifel gedacht haben; Er würde dieſelbe mit ſo vielen ungewöhnlichen Wörtern und Zuſätzen zu verſtellen und unkennbar zu machen, nicht geſuchet, noch ſich Mühe gegeben haben, einen neuen, wiewol nicht gar zu glücklich gerathenen Titel zu erfinden; ob uns gleich die Beywörter **neue ausgeputzte** Sprachpoſaune, bey nahe auf die Gedanken bringen, daß er dadurch die neue Ausgabe und Vermehrung einer vorhin ſchon gedruckten Schrift habe anzeigen wollen: welche Anzeige aber doch gar zu kurz und dunkel gerathen ſeyn würde.

VII.

Von dem beſtimmten Gebrauch der Vorwörter vor und für; ſowol auſſer, als auch in ihrer Zuſammenſetzung mit andern Wörtern.

Für und vor ſind zwey Wörter unſrer deutſchen Sprache, über deren rechten und unterſchiedenen Gebrauch unſere Landesleute noch zu keiner Zeit haben völlig einig werden können. Man hat ſich vielfältig deswegen bemühet, und einige ſind in der Beſtimmung des wahren Unterſchiedes dieſer Wörter auch nicht eben unglücklich geweſen. Es iſt aber von den wenigſten darauf geachtet worden; und die mehreſten von unſern deutſchen Schriftſtellern haben ſich von je her die Meynung des Herrn Steinbachs gefallen laſſen, welcher in ſeinem deutſchen Wörterbuche allen Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Wörtern leugnet. Man kömmt freylich am erſten damit aus, und dieſer Meynung folgen, iſt am allerwenigſten mühſam. Allein es haben ſchon die Herrn Verfaſſer der critiſchen Beyträge im 14. St. auf der 222. S. dem Herrn D. Steinbach mit Recht ſolche Redensarten fürgehalten, bey welchen es ihm ohnmöglich gleichgültig ſeyn könnte, für oder vor zu ſagen. Und dergleichen Fälle giebt es eine groſſe Menge. Man muß deswegen ſolchen Schriftſtellern die erwählte beqvemliche Schreibart zwar laſſen; Sie werden ſich aber gewiß unter den Critikverſtändigen ſehr wenige Nachfolger zu verſprechen haben. Der Herr Friſch, ob er gleich ſonſten in ſeinem neuen deut-

ſchen

ſchen Wörterbuche ziemlich gleichgültig von vor und für urtheilet, hat gleichwol den Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Wörtern beybehalten, und einigermaſſen zu beſtimmen geſucht. Eben dieſes finden wir auch hin und wieder in den critiſchen Beyträgen (a). Wir ſind nicht nur gleicher Meynung, daß dieſe Wörter würklich von einander unterſchieden ſind; ſondern wir wollen unſerm Verſprechen nach, welches wir im erſten Stück dieſes Verſuchs gethan haben, auch jezund das unſrige beytragen, die genauere Beſtimmung des wahren Unterſchiedes dieſer Wörter zu ſuchen und aufs möglichſte feſte zu ſetzen. Wir wollen hiebey ohne Abſicht auf das Anſehen gelehrter Männer nur allein nach unſrer eigenen Ueberzeugung handeln. Unſere Leſer werden, ohne daß wir es zu bemerken ſollten nöthig haben, ſchon ſehen, in wie weit wir von andern abgehen, oder auch mit ihnen übereinſtimmen. Wir können dagegen verſichern, daß wir von unſern Sätzen keine ſo ſtolze Meynung hegen, als ſollten ſie keiner geſchickten Ausbeſſerung weiter benöthiget ſeyn.

Vorher aber müſſen wir noch von der Abſtammung, und gleichſam von der Hiſtorie dieſer beiden kleinen Wörter, unſere Meynung ſagen. Der Herr Wachter ſowol, als der Herr Friſch geben uns hierzu Gelegenheit. Der letzte glaubet in ſeinem ſchon angeführten Wörterbuche, für ſey von vor abgeleitet worden; und daraus ſchlüßt er, man könne alle zuſammengeſetzte Wörter mit vor ſchreiben. Allein wir ſehen nicht, wie dieſes letztere folge, wenn wir dem um unſre Sprache ſich längſt verdient gemachten Herrn Verfaſſer, auch das erſte zu-

geben

(a) Siehe im 1. Stück, S. 130. u. f. im 4. St. S. 567. u. f. im 6. St. S. 358. u. f.

geben würden. Wir werden hievon in dem folgenden weiter reden müſſen. Wir halten es überdem für unnöthig, eines von dieſen beiden Wörtern zum Stammwort des andern zu machen. Wer würde auch den Streit entſcheiden können, wenn der eine dieſes, der andere aber jenes Wort dazu erwählen würde. Sie haben in der That beide ein gleiches Recht dazu. Schottel führet ſie deswegen alle beide als würkliche Stammwörter auf; und wir müſſen ihm unſern Beyfall geben. Es haben dieſe Wörter, auſſer dem Klang in einer verdorbenen Ausſprache, gar nichts ähnliches untereinander, welches uns bewegen könnte, das eine von dem andern herzuleiten. Wie weit iſt nicht die Bedeutung des einen von der Bedeutung des andern unterſchieden. Doch in dieſem Stücke würden wir leicht nachgeben, wenn man nur daraus nicht mit dem Herrn Friſch einen gleichen Schluß machen wollte. Der folgende Punkt iſt wichtiger.

Der Herr **Wachter** ſchreibt in ſeinem Gloſſario, „man treffe von dem Unterſchiede der Wörter **für** und “**vor**, bey den alten deutſchen Scribenten nicht die ge“ringſte Spur an. Es verfielen daher die meiſten, wenn “ſie denſelben aufſuchen wollten, auf Thorheiten, weil “ſie die alten Schriftſteller nicht kenneten. Denn **für** “und **vor** würde in den alten Schriften der Gothen und “Sachſen gar nicht gefunden, indem ſie es nicht einmal “hätten ſchreiben können, weil ſie weder den Buchſtab “v noch ů gehabt“. Der Herr **Friſch** iſt in ſeinem “Wörterbuch noch ſtrenger, indem er ſchreibt: „man “habe ſo gar bis in das ſiebenzehnte Jahrhundert an “keinen Unterſchied zwiſchen **für** und **vor** gedacht. Da “aber hernach einige dieſe Wörter unterſchieden hätten,

ſo

"ſo wären die meiſten blindlings auf neue Regeln ver-
"fallen, und hätten gemacht, daß Gelehrte und Ungelehrte
"bis auf dieſe Zeit in Ungewißheit ſtünden, zum wenigſten
"in einigen Redensarten, denen man deswegen, ſo viel;
"möglich, mit feſten Regeln dienen müſſe". Wir geſtehen, daß wir durch das Anſehen dieſer beide geſchickten Männer, deren Verdienſte um unſre Sprache wir ſehr hoch halten, bey nahe wären abgeſchreckt worden, zu behaupten, daß auch die älteſten von unſern deutſchen Schriftſtellern ſchon den Unterſchied zwiſchen **für** und **vor** beobachtet hätten. Wir traueten es uns, wie wir dieſe Stellen laſen, kaum zu, daß wir ſolchen Unterſchied in den alten Schriften würklich bemerket hätten. Wir wurden aber deſſen ſehr bald gewiß, wie wir uns die Mühe nahmen, ſelbige von neuen durchzuleſen.

Die Worte des Herrn **Friſch** ſcheinen bey nahe, als wenn er lieber geſehen hätte, daß man niemalen darauf verfallen wäre, den wahren Unterſchied dieſer Wörter aus einander zu ſetzen und zu beſtimmen. Von dem Herrn **Wachter** müſſen wir faſt eben das muthmaſſen. Allein wie zweydeutig würde unſere Sprache nicht in vielen Fällen ſeyn, wenn dieſe beiden Wörter gleichgültig wären? Wenn jemand z. E. bezeugte: **er habe für den andern bezahlet**; wer würde ihn alsdann, wenn **für** und **vor** einerley hieſſe, verſtehen können, ob er das Geld bezahlt habe an ſtatt des andern, oder nur eher, als der andere. Es läßt uns demnach ſchon dieſe Nothwendigkeit des Unterſchiedes glauben, daß der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Wörtern auch würklich ſchon müſſe bekannt geweſen ſeyn, ſo bald man die deutſche Sprache ordentlich und verſtändlich geredet hat. Hätte der Herr Wachter nur bloß geſagt, es würden die Wör-

ter

ter für und vor bey den alten deutſchen Scribenten gar nicht gefunden; ſo hätten wir es freylich von ihrer heutigen Geſtalt, nach allen ihren jetzigen Buchſtaben, verſtanden, von welchen v und ů freylich zu denen Zeiten unbekannt war; obgleich nach dieſer Beurtheilung die allerwenigſten Wörter unſrer heutigen Sprache in jenen Schriften würden gefunden werden. Allein der Herr Verfaſſer erkläret ſeine Meynung weit deutlicher, wenn er ſo gar ſchreibet, daß man **keine Spur von dem Unterſchiede dieſer Wörter bey den Alten antreffe.** Er führet unter andern aus der fränkiſchen und alamanniſchen Sprache die Wörter **fora** und **furi** an. Wir wollen bey dieſer Sprache, weil ſie uns am nächſten angehet, bleiben. Wir glauben, daß **fora** und **furi** mit unſerm heutigen **vor** und **für** einerley ſey. Ein jeder ſiehet ſchon, daß die Gleichheit zwiſchen **fora** und **vor**, zwiſchen **furi** und **für**, wegen des damaligen Mangels der Buchſtaben v und ů nicht gröſſer ſeyn könnte. Es kommt alſo nur darauf an, ob die alten Scribenten ihr **fora** und **furi** eben ſo gebraucht haben, als wie wir unſer heutiges **vor** und **für** gebrauchen. Wir wollen uns, dieſes zu beweiſen, nur allein auf die **alte deutſche Ueberſetzung der evangeliſchen Harmonie des Tatianus** berufen, weil ſie von dem Herrn **Wachter** ſelbſt iſt angeführet worden, und uns jetzund am nächſten zur Hand iſt. In dieſer Ueberſetzung finden wir **fora** und **furi**, aber niemalen als gleichgültige Wörter. Es iſt durchgehends ein genauer und vollkommen richtiger Unterſchied zwiſchen dieſen Wörtern beobachtet worden; ſo daß an allen Stellen **fora** die Bedeutung von **vor**, **furi** aber die Bedeutung von **für** behält. Wir wollen einige Stellen herſetzen: Luc. 1. 15. **fura Truhtine**,

vor dem Herren; v. 19. thie azſtantu fora Gote, der ich ſtehe vor Gott; Joh. 17, 9. ich furi ſie bittu, nalles furi weralt bittu, nibi furi thie, ich bitte für ſie, nicht für die Welt ſondern für dieſe; v. 19. furi ſie giheilagon mih ſelbon, für ſie heilige ich mich ſelbſt; v. 20. nallas furi thie bit ih eccorodo, nibi furi thie giloubente ſint, ich bitte nicht für dieſe allein, ſondern für die, welche gläuben werden; cap. 18, 14. thaz ein man ſterbi furi thaz folc, daß ein Mann ſterbe für das Volk; Luc. 24, 19. fora Gote inti fora allemo folke, vor Gott und allem Volk. Wir könnten noch mehrere Stellen herſetzen, wenn es nöthig wäre, den ſchon damals ſo richtig beobachteten Unterſchied dieſer Wörter zn beweiſen. Man findet ihn durchgehends, und unſere Leſer mögen ſelbſt dieſen alten Deutſchen weiter nachleſen. Einen einzigen Ort haben wir gefunden, an welchem, unſerm heutigen Gebrauch nach, das Wort furi unrecht ſtehet. Es iſt ſolcher Luc. 24, 41. Es heiſſet daſelbſt furi giuehen, vor Freude.

Wir glauben nicht, daß wir nöthig haben, unſern Satz gegen den Herrn Wachter noch weiter zu beweiſen. Es möchte ſich ſonſt das Angelſächſiſche for und fyr, fore und fyre, gleichfalls für uns erklären. Die Holländer haben ebenfalls veur und voor, ob ſie gleich an den Unterſchied dieſer beiden Wörter, ſo viel wir wiſſen, bisher nicht gedacht haben, und deswegen an vielen Stellen der bibliſchen Ueberſetzung undeutlich ſind. Von den Engelländern aber wird nicht, wie der Herr Verfaſſer ſchreibet, das Wort for, durch alle Bedeutungen von vor und für gebraucht. For heiſſet bey ihnen nur allein ſo viel, als für; wenn ſie aber die Bedeutung von unſerm

vor ausdrucken wollen, ſo ſprechen ſie allemal befor. Wir berufen uns auf alle reine Scribenten dieſer Nation, und auch auf des Herrn M. Ludwigs Wörterbuch.

Wo wir in dem Beweiſe gegen den Herrn Wachter glücklich geweſen ſind, ſo werden wir auch nothwendig gegen den Herrn Friſch gewonnen haben. Dieſer berühmte Mann ſchreibet ſo gar, daß man bis in das ſiebenzehnte Jahrhundert an keinen Unterſchied zwiſchen für vnd vor gedacht habe. Wir dürfen, dieſen Satz zu wiederlegen, nur bis ins ſechszehnte Jahrhundert zurück gehen; und hier wird es uns nicht einmal mühſam, einen deutſchen Scribenten zu finden, der um den Unterſchied dieſer Wörter beſorgt geweſen ſey. Wir wollen nur bloß Sebaſtian Frankens Sprüchwörter gemeiner Teutſcher Nation, anführen, welche 1545 zu Zürich, ohne Zweifel ſchon zum andernmal in Octav ſind gedruckt worden. Es wird in denſelben durch und durch ein ziemlich richtiger Unterſchied dieſer Wörter beobachtet, und dadurch mancher von unſern heutigen Schriftſtellern beſchämet. Inzwiſchen erkläre man aber unſre Meynung nicht ſo, als ob wir behaupteten, daß keiner von den alten Schriftſtellern dieſen Unterſchied aus der Acht gelaſſen hätte. Dieſes gilt ja nicht einmal von den neuern; und einen allgemeinen richtigen Gebrauch haben wir auch nicht erſtreiten wollen.

Wir müſſen nunmehr unſrer Abſicht, den richtigen Gebrauch der Wörter für und vor zu beſtimmen, näher kommen. Die allgemeine Grundregel, die zur Beobachtung des Unterſchiedes dieſer beiden Wörter gemeiniglich angegeben wird, können wir nicht ſo ſchlechthin annehmen. Man ſagt: das für bedeute das pro der Lateiner; vor hingegen habe man zu ſetzen, wenn die Lateiner ante,

coram, præ und propter gebrauchen. Wir geſtehen, daß dieſe Grundregel einiger maſſen gelten könne. Allein ſie iſt gleichwol nicht für alle Deutſche hinlänglich. Wie mancher will gerne, zum wenigſten in ſeiner Mutterſprache, eine beſtändige Rechtſchreibung beobachten, der aber jener Sprache nicht mächtig iſt. Wäre es denn wol verantwortlich, wenn die Unwiſſenheit einer ausländiſchen Sprache, ihn auch ſollte ungeſchickt machen, die Sprache ſeines Landes recht zu reden. Ueberdem iſt die Regel auch nicht einmal allgemein. **Für** ſoll das pro der Lateiner bedeuten; wir finden aber Stellen bey den Lateiniſchen Scribenten, da pro die Bedeutung des Wortes ante hat. Wie bekannt ſind nicht die Redensarten: pro concione, pro ſuggeſtu, pro tribunali aliquid agere; pro pedibus aliquid abjicere! pro oppido, pro vallo, pro caſtris, conſtituere legiones &c. Wie viele Wörter haben nicht die Lateiner, in welchen wir weder pro, noch præ und ante antreffen, und bey deren deutſchen Ueberſetzung wir doch nothwendig **für** oder **vor** gebrauchen müſſen; z. E. tutor ein Vormund; copia, penus, der Vorrath; comparere, zum Vorſchein kommen u. a. m.

Die Lateiner ſelbſt mögen vielleicht ihres gebrauchten Unterſchiedes nicht gar zu gewiß geweſen ſeyn. Sie können zum wenigſten in ihrer Sprache, eben ſo wenig, als wir in der unſrigen, einen andern Grund angeben, als den Gebrauch. Warum wollen wir uns denn durch ihre Verwechſelung dieſer Wörter irre machen laſſen? Wir thun daher am beßten, wenn wir die Merkmale des Unterſchiedes dieſer Wörter **für** u. **vor**, nach dem angemerkten bisherigen Gebrauch der beſten Schriftſteller, in unſrer deutſchen Sprache ſelbſt feſt ſetzen. Wir nehmen folgende Regeln an, die bereits von den beßten unſrer Scribenten durch den Gebrauch ſind gebilliget worden. I. **Für**

I. Für wird geſetzet:

1) Wenn es ſich durch an ſtatt erklären läßt; z. E. er hat für mich bezahlt.

2) Wenn es die Bedeutung hat, daß etwas in Abſicht auf jemanden geſchehen ſey. Es wird in gutem und böſem Verſtande gebraucht, Z. E. Er hat für ihn dieſes Geſchenk beſtimmet; er hat dieſes für ſich ſelbſt gethan; etwas für ſich, d. i. ohne Abſicht auf etwas anders betrachten; dieſer Galgen iſt für ihn aufgerichtet,

3) Wenn es einen Wehrt anzeiget, oder auch bey der Sache geſetzet wird, dafür ein gewiſſer Preis iſt bezahlt worden. Z. E. Er hat für zehntauſend Reichsthaler ein Landgut gekauft; er hat für das Landgut zehntauſend Reichsthaler gegeben.

4) Wenn eine Sache ſoll beſchrieben werden. z. E. einen für ſeinen Freund halten; etwas für nichts achten; etwas für gewiß ausgeben.

5) Wenn eine Zahlordnung angezeigt wird. z. E. fürs erſte; fürs andere u. ſ. f.

II. Vor wird in allen andern Fällen gebraucht:

1) Wenn eine Zeit beſtimmet wird; z. E. vor zehn Jahren.

2) Wenn es von einem Ort gebraucht wird; z. E. vor der Thür ſtehen.

4) Wenn es eine Gegenwart anzeiget, z. E. vor dem Gericht erſcheinen. Dieſe Bedeutung kömmt bey nahe allemal mit der vorigen überein.

4) Wenn es einen Vorzug andeutet; z. E. vor andern berühmt ſeyn. Es gilt dieſes auch

5) Von der bloſſen Ordnung; z. E. er iſt vor mir hier geweſen.

6) Wenn eine Urſach angegeben wird; z. E. ſich vor jemanden fürchten; vor Freuden weinen; vor Angſt ſterben, u. d. m.

Was dieſe beiden Wörter für Fälle zu ſich nähmen, ſolches iſt bekannt. Für ſtehet nämlich allemal bey dem Klagefall; Vor hingegen hat beſtändig den Nehmfall bey ſich, wo es nicht eine Bewegung nach einem Orte hin anzeiget; denn alsdann wird gleichfalls der Klagefall gebraucht. Man ſagt nämlich: Ich ſtehe vor der Thür; und: ich gehe hin vor die Thür; ich ſtehe vor dem Gericht; und: ich gehe hin vor das Gericht.

Man gehet vollkommen ſicher, wenn man die erwähnten Wörter nach den vorhin gegebenen Regeln gebrauchet. Es werden auch nicht leicht Fälle kommen, die man nicht unter eine von dieſen Regeln ſollte bringen können. Allein die größte Schwierigkeit iſt noch übrig. Und dieſe erhebt ſich, wenn die Wörter für und vor mit andern Wörtern ſollen zuſammengeſetzet werden. Wir müſſen deswegen auch hiervon unſre Meynung ſagen.

Was der Herr Friſch von dem zu beobachtenden Unterſchiede der Wörter für und vor in ihrer Zuſammenſetzung halte, ſolches iſt ſchon vorhin angeführet worden. Er glaubet nämlich, man könne alle zuſammengeſetzte Wörter mit vor ſchreiben; Sein Grund iſt dieſer; weil vor das Stammwort ſey, von welchem für ſey abgeleitet worden. Allein wir ſehen dieſe Folge nicht ein, wenn die Ableitung gleich ihre Richtigkeit hätte. Ein Stammwort iſt ja von dem daher Abſtammenden würklich unterſchieden; ein jedes von ihnen hat ſeine ihm eigene und beſtimmte Bedeutung; man findet daher in der Abſtammung des einen Worts

von

von dem andern gar keinen Grund, warum man eines für das andere, und alſo beide, als gleichgültige Wörter gebrauchen könne. Man hätte gar nicht nöthig gehabt, das eine von dem andern herzuleiten, wenn man durch das Stammwort und durch das davon Abſtammende, nur einen und eben denſelben Begriff hätte anzeigen wollen. Ein Reichthum von der Art bringet einer Sprache gar keinen Vortheil.

Der unbekannte Herr Verfaſſer derjenigen Gedanken von **vor** und **für**, die in das ſechste Stück der critiſchen Beyträge ſind eingerücket worden, iſt in dieſem Fall mit dem Herrn Friſch einerley Meynung. Er hat nur einen andern Grund, weswegen er darauf verfällt. Er glaubt: „den unterſchiedenen Gebrauch „der Wörter **für** und **vor** in ihrer Zuſammenſetzung, „richtig zu beſtimmen, ſolches ſey entweder gar zu zwei„felhaft und ungewiß; oder man würde auch machen, „daß einige Wörter ſeltſam nnd wieder allen Sprach„gebrauch klingen würden. Es wäre daher am beßten, „dieſe allgemeine Regel zu machen: alle zuſammenge„ſetzte Wörter werden mit **vor**, und nicht mit **für** geſchrie„ben„. Allein uns dünket, dieſe Entſchlüſſung ſiehet gar zu verzweiflend aus. Man würde unſere Landesleute beſchuldigen, ſie wären bey der Beſtimmung des Unterſchiedes dieſer Wörter verdrüßlich geworden, und hätten ſich durch dieſes Mittel der Mühe überheben wollen. So gar iſt aber doch noch nicht alle Hoffnung verloren. Und wie würde man auch damit auskommen, wenn das arme **für** aus allen zuſammengeſetzten Wörtern verbannet würde? Man kann hiergegen eben das einwenden, was die berühmten Verfaſſer der critiſchen Beyträge im 4ten Stück ihrer Arbeit dem Herrn D. Steinbach

fürhalten, und welches wir ſchon oben angeführet haben. Wir haben würklich zuſammengeſetzte Wörter, in welchen wir das für nothwendig behalten müſſen, wo wir nicht wollen undeutlich werden. Ich will nur ein einziges anführen, welches in allen Sprachlehren bekannt iſt. Wer würde uns verſtehen, wenn wir die beiden Arten der Rede, welche von den Lateinern Pronomen und Præpoſitio genennet werden, nur mit dem einzigen Worte: **Vorwort**, ausdrücken könnten? Es würde keiner wiſſen, ob wir die erſte oder letzte Art verſtünden. Wir müſſen daher nothwendig **Fürwort** beybehalten, wenn wir ein Pronomen anzeigen wollen; und **Vorwort** nur alsdenn gebrauchen, wenn es eine Præpoſition heiſſen ſoll. Was würde es uns demnach helfen, dieſe bequeme Regel: alle zuſammengeſetzte Wörter mit **vor** zu ſchreiben, anzunehmen? da ſie ja doch nicht ohne Ausnahme bleiben könnte, und alſo die bisherige Verwirrung zu heben, gleichfalls nicht vermögend wäre. Was den allgemeinen Sprachgebrauch betrifft, wieder welchen der Herr Verfaſſer gar zu ſehr anzuſtoſſen, ſich befürchtet; ſo ſind wir zwar mit ihm darinn einerley Meynung, daß man demſelben, ſo lange es immer möglich iſt, zu folgen, verbunden ſey. Es muß uns aber der Sprachgebrauch nicht hindern, unſere Rechtſchreibung nach vernünſtigen und feſtgeſtellten Regeln einzurichten. Wären unſere Landesleute von jeher in allen Stücken ſo gewiſſenhaft geweſen, ſo würde unſere Sprache noch eben die Geſtallt haben, wie ſie vor einigen Jahrhunderten ausgeſehen hat. Wir ſehen nichts ungereimtes, wenn man **Fürſteher** an ſtatt **Vorſteher** ſchreibet. Ja wir würden auch ohne Bedenken **Fürmund** ſagen, wenn wir nicht Grund zu haben glaubten, daß **Vormund** richtiger wäre. Wir werden unten davon reden. Es

Es iſt demnach die Beybehaltung des Unterſchiedes von für und vor, auch in den zuſammengeſetzten Wörtern nothwendig und unentbehrlich. Es kömmt alſo nur darauf an, ſolchen Unterſchied richtig zu beſtimmen. Es ſind zwar viele Schwierigkeiten dabey; allein wir glauben doch, daß die Sache nicht ganz ohnmöglich ſey. Unſere Meynung iſt dieſe.

Es müſſen bey den mit **für** und **vor** zuſammengeſetzten Wörtern eben die Regeln gelten, die wir vorhin von dieſen Wörtern, in ſo ferne ſie allein ſtehen, gegeben haben. Man muß demnach, zur beſſeren Erläuterung, nur dieſe beiden Stücke feſt ſetzen: I. **Wenn ein Wort die Bedeutung einiger Abſicht auf das beßte, auf den Nutzen oder Verdruß u. d. m. eines Dinges hat; imgleichen, wenn es nicht bloß eine den äuſſerlichen Sinnen geſchehene Darſtellung anzeiget, ſondern eine Betrachtung und Ueberlegung, wie auch eine Nachfolge erfordert; ſo wird es allemal mit für zuſammengeſetzet. II. Wenn ein Wort, ohne daß dazu eine Ueberlegung u. d erfordert wird, die bloſſe Beſtimmung der Zeit / des Ortes, einen Vorzug u. d. andeutet; imgleichen, wenn von einer körperlichen Sache, die jemanden dargeſtellet wird, die Rede iſt; ſo ſtehet es beſtändig mit dem Worte vor zuſammen.** Es wird zwar die bisher den meiſten Schriftſtellern gewöhnliche Rechtſchreibung etwas darunter leiden; Allein dieſes iſt nothwendig, wo wir etwas gewiſſes beſtimmen wollen. Wenn Wörter, welche unordentlich durch einander geworfen ſind, nach einer gewiſſen Maaßregel ſollen geſetzet werden, ſo kann

ſolches ohnmöglich ohne Aenderung derſelben abgehen. So lieb muß uns der Sprachgebrauch nicht ſeyn, daß wir auch alle vernünftige Regeln verwerfen ſollten. Wir dürfen es hier um ſo viel weniger thun, da uns in dieſem Stück noch kein allgemeiner Sprachgebrauch bekannt iſt, auf den man ſich berufen könnte.

Wir haben von den mit **für** und **vor** zuſammengeſetzten Wörtern eine dreyfache Art bemerket. Einige Wörter können nur allein mit **für**; andere können nur bloß mit **vor** zuſammengeſetzet werden; Noch andere Wörter aber können, in Abſicht ihrer unterſchiedenen Bedeutung, mit beiden Wörtern zuſammen ſtehen. Wir müſſen von einer jeden Art zum wenigſten einige anführen. Eine vollkommene Erzählung würde viel zu weitläuftig ſeyn.

Zu denen Wörtern, die nur **allein** mit **für** können zuſammengeſetzet werden, gehören die allerwenigſten. Wir wollen einige herſetzen.

Fürbild heiſſet, was an ſtatt eines andern dinges iſt; oder auch, wonach eine andere Sache ſoll verfertiget werden. **Vorbild** iſt nicht gebräuchlich; es würde ein Bild heiſſen, welches eher, als ein anderes wäre gemacht worden.

Fürbitte, die zum beßten eines andern geſchiehet. **Vorbitte** müßte von der Zeit verſtanden werden; wird aber in der Bedeutung nicht gebraucht.

Fürenthalten einem etwas, d. i. für einen, einem zum Schaden etwas zurück halten. **Vorenthalten** müßte die Bedeutung haben: eine Sache aus Furcht vor jemanden zurückhalten; Allein man ſetzt als denn allemal das Wort **Furcht** hinzu.

Fürſetzo iſt beſſer als vorſetzo, weil hier das für gleichſam eine Zahlordnung anzeiget. Vor könnte in dieſem Worte gar nichts heiſſen.

Fürſchrift, geſchiehet entweder einem andern zu gute (welches durch das Wort Bittſchrift gar nicht ausgedruckt wird; S. crit. Beytr. 6. St. 363. S.): oder es zeiget auch eine Regel für andere an, nach welcher ſich dieſelben zu richten haben.

Fürſprach, Fürſprecher; dieſe Wörter haben allemal ihre Abſicht auf das beßte eines andern. Wenn ſie eine Ordnung anzeigen ſollen, ſo ſaget man eine Vorrede, ein Vorredner.

Fürwahr heißt ohne Zweifel ſo viel, als eine Sache für wahr ausgeben.

Wir könnten hieher auch mit Recht die Zeitwörter: Fürbitten, fürgeben, fürheulen, fürleſen, furmahlen, fürpfeifen, fürſagen, fürſchlagen, fürſchneiden, fürſchreiben, fürſprechen u. a. m. herrechnen. Denn wenn ſie nur bloß eine Ordnung anzeigen ſollen, ſo werden ſie ſehr ſelten, und faſt niemals mit dem bloſſen vor, ſondern faſt allemal mit vorher zuſammengeſetzet.

Derer Wörter, die nur allein mit vor, und niemals mit für zuſammenſtehen können, iſt eine weit gröſſere Anzahl. Wir werden uns bey dieſer Art der Rechtſchreibung keine Gegner zu beſorgen haben; deswegen wollen wir die vornehmſten von dieſen Wörtern nur bloß herſetzen.

Vorachtbar, voran, voraus, Vorbedacht, vorbedenken, vorbedeuten, Vorbericht, vorbewuſt, vorbey, Vorbote, vorder, Vordertheil, voreilen, Voraͤltern, Vorfahren, vorfordern, Vorgebürge, vorgefaßt, Vorgemach, vorgeſtern, vorgreiffen, vor-

vorhanden, Vorhang, Vorhaupt, Vorhaus, Vorhaut, vorher, vorhin, Vorhof, vorig, vorladen, vorlängſt, vormals, Vormauer, Vormittag, Vormund, vorn, vornehm, vornehmlich, Vorrath, Vorrecht, Vorrede, vorrechnen, Vorſchmack, Vortheil, Vortrab, vortreflich, vorüber, Vorurtheil, Vorwitz, Vorzug, u. a. m.

Wir haben bey keinem von dieſen Wörtern etwas zu erinnern, als nur bey dem Worte **Vormund**. Man wirft uns vielleicht für, wir müßten nach unſern gegebenen Grundregeln, **Fürmund**, und nicht **Vormund** ſchreiben (S. die crit. Beytr. St. 6. S 362.). Allein dieſer Einwurf rühret nur daher, weil man ſich einbildet, ein **Vormund** ſey derjenige, **der für einen andern ſpricht**. Und auf der Art wäre ein **Vormund** und ein **Fürſprecher** einerley. Wir glauben aber, ein **Vormund** heiſſe, aus dem Grunde der Abſtammung dieſes Wortes, nur derjenige, der **vorher**, ehe der andere iſt **mündig** geworden, das beßte deſſelben beſorget. Es iſt demnach der **Vormund** zwar allemal auch zugleich ein **Fürſprecher**; allein ein **Fürſprecher** darf nicht allezeit ein **Vormund** ſeyn. Von dem Worte **Vorurtheil** iſt es bekannt, daß es ſo viel heißt, als ein zum **voraus** und zu zeitig geäuſſertes Urtheil; man erkläre demnach das Wort **Vorwitz** auf eben der Art.

Wir kommen endlich auf diejenigen Wörter, die nach dem Unterſchied ihrer Bedeutung bald mit **für**, bald mit **vor**, müſſen zuſammengeſetzet werden. Wir wollen die wichtigſten, deren wir uns erinnern werden, unſeren Leſern mittheilen.

Für-

Fürarbeiten, einem andern zur Nachfolge oder zum beſten; **vorarbeiten** heißt nur allein, den Vorzug haben.

Fürfechten wird gebraucht, wenn einer einem andern zum Vergnügen oder auch zur Nachfolge ficht; imgleichen, wenn er die Stelle des würklichen Fechtmeiſters vertrit; oder auch wenn er einen andern vertheidiget. Und als denn heißt derſelbe ein **Fürfechter**. Soll aber nur bloß die Ordnung, in welcher er ficht, oder der Vorzug vor andern angezeiget werden, ſo ſagt man **Vorfechten**, und ein **Vorfechter**.

Fürgänger iſt der, deſſen Beyſpiel andere folgen ſollen; **Vorgänger**, zeigt nur bloß die Ordnung an. Eben ſo auch **fürgehen** und **vorgehen**.

Fürhaben etwas, d. i. etwas im Sinne haben; das **Fürhaben**, propoſitum. **Vorhaben** d. i. etwas zum voraus haben. Die Redensart: **was haſt du für?** würde ohne dieſen beobachteten Unterſchied zweydeutig ſeyn, indem man nicht wiſſen könnte, ob es heiſſen ſollte: **was haſt du in Sinne?** oder: **was haſt du zum voraus?**

Fürhalten, einem ſeine Worte fürhalten; **vorhalten**, z. E. er hielt mir das Buch ganz nahe vor (nämlich vor Augen). daß ich es leſen konnte.

Fürkommen, es kommt mir für, d. i. mich deucht; **vorkommen**, er iſt mir vorgekommen, d. i. ich bin hinter ihm zurück gebiieben.

Fürläufer und **Vorläufer**, **fürlaufen** und **vorlaufen**. Siehe **Fürgänger**.

Für-

Fürlegen, einem etwas zu betrachten; vorlegen einem etwas, damit ers ſehen kan.

Fürleuchten und vorleuchten. Siehe Fürgänger.

Fürnehmen ſich etwas; vornehmen, iſt ſo viel als hervornehmen.

Fürreiten, einem ein Pferd, um die Geſchicklichkeit deſſelben wahrzunehmen; Vorreiten heiſſet nur der erſte ſeyn. Daher kömmt das Wort Vorreiter.

Fürſatz, propoſitum; Vorſatz iſt bey einer Rede dem Nachſatz entgegen geſetzet. Fürſetzen, ſich etwas zu verrichten; oder einen einem andern zum Befehlshaber, zum Verſorger u. ſ. f. vorſetzen zeiget nur die Ordnung an.

Fürſchieſſen, einem andern Geld; vorſchieſſen, zu erſt, oder näher zum Ziel als ein anderer. Eben alſo auch Fürſchuß und Vorſchuß.

Fürſchlagen und Fürſchlag; vorſchlagen und Vorſchlag. z. E. Ich that ihm den Fürſchlag, ſeine Sachen ſo und ſo anzuſtellen; der Kaufmann hat mir ſtark vorgeſchlagen; Er hält im dreſchen den Vorſchlag.

Fürſchreiben, einem etwas, ſich danach zu richten; vorſchreiben zeigt nur die Ordnung an; z. E. er hat es dem Buche vorgeſchrieben, d. i. vorn im Buche.

Fürſehen zeigt eine Sorgfalt an; vorſehen ein bloßes vorher wiſſen. Eben ſo auch Fürſicht und Vorſicht oder Vorſehung. Hieher gehöret auch fürſichtig, Fürſichtigkeit.

Fürſorge zeigt überhaupt eine Sorgfalt an, auch bey einer gegenwärtigen Sache; **Vorſorge** aber heißt nur allein, ſich um Sachen bekümmern die noch künftig ſind.

Fürſtehen iſt die Folge von dem, wenn jemand einer Sache iſt fürgeſetzet worden; z. E. Er hat der Armee, der Kirchen, ſeinem Hauſe mit Ruhm fürgeſtanden. **Vorſtehen** iſt ſo viel als **vor** einer Sache ſtehen, imgleichen hervorragen. **Vorſteher** wird in dem Verſtande, den dieß Wort haben könnte, nicht gebraucht; ſondern nur allein **Fürſteher.**

Fürſtellen einem etwas; z. E. einem ſein bisheriges Leben fürſtellen. **Vorſtellen** d. i. etwas vor andern Dingen voraus; oder etwas körperliches einem andern vor Augen ſtellen.

Fürſtrecken, einem Geld: **vorſtrecken** iſt ſo viel als hervorſtrecken.

Fürtanzen und **vortanzen**; ſiehe **fürfechten.**

Fürtragen und **vortragen**: z. E. er hat dem Kayſer ſeine Sache **fürgetragen**; und: er hat dem Kayſer das Schwerdt **vorgetragen**, d. i. vor ihm her. Das Nennwort **Vortrag** iſt demnach unrecht und nicht gebräuchlich; es muß allemal **Fürtrag** heiſſen.

Fürwerfen, einem ſeine Fehler: **vorwerfen** wird gebraucht, wenn jemanden etwas vor die Füſſe geworfen wird; imgleichen, wenn jemand im Werfen der erſte iſt, oder näher als der andere trifft. Eben alſo auch **Vorwurf** und **Fürwurf**; welches letztere auch noch bey den Gelehrten das **Object** einer Rede anzeiget.

Für-

Fürwort iſt das, was die Lateiner Pronomen nennen; bisweilen heißt es auch ſo viel als Fürſprache. Vorwort bedeutet diejenige Art Wörter, die im Lateiniſchen Præpoſitio heißt.

Wir wollen nunmehr unſern Leſern die Beurtheilung dieſer unſrer Meynung von dem beſtimmten Unterſchiede der Wörter für und vor auftragen. Sie ſind in der That von einander unterſchieden; Man trifft in den älteſten Denkmalen unſrer Sprache dieſen Unterſchied an; Er kann auch in den zuſammengeſetzten Wörtern nicht entbehret werden. Wir glauben aber, das die würkliche Beſtimmung deſſelben auf keiner andern Art, als wie ſie von uns geſchehen iſt, möglich ſey. Unſere angegebenen Grundregeln müſſen feſte ſtehen; ob es gleich möglich ſeyn kann, daß wir in der Anwendung derſelben auf dieſes oder jenes Wort bisweilen geirret haben. Dieſes aber thut der Hauptſache nichts; und uns werden es unſere Leſer auch gerne zu Gute halten, weil man es bey einer ſo groſſen Verwirrung, ohnmöglich in der Beſtimmung aller beſondern Wörter, alles mit einmal treffen kann. Damit ihnen aber unſere Schreibart, da wir in ſo vielen zuſammengeſetzten Wörtern das für gebrauchen, nicht gar zu fremd fürkommen möge, ſo verweiſen wir ſie auf die wittenbergiſche Ausgabe der Lutheriſchen Ueberſetzung der Biebel, inſonderheit von 1682. in groß Octav, in welcher man unſere Rechtſchreibung durchgehends wird gebraucht finden; ob man gleich das für auch an ſolchen Stellen geſetzet hat, wo doch nothwendig vor hätte ſtehen müſſen.

Ehe

Ehe wir dieſe unſere Abhandlung ſchlüſſen, müſſen wir noch einige Redensarten anführen, die gleichfalls mit für oder vor zuſammen geſetzet in der reinen deutſchen Sprache aber gänzlich müſſen vermieden werden. Daß das alte Wort fürbaß nicht mehr gebräuchlich ſey, ſolches wiſſen wir alle; und es läßt ſich auch die Abſtammung deſſelben errathen. Baß heißt ohnſtreitig ſoviel, als beſſer; was ſoll aber das für hier bedeuten? Hätte dieß alte Wort ſein Bürgerrecht noch nicht in der deutſchen Sprache verlohren, ſo würden wir es gleichwol lieber vorbaß, als fürbaß ſchreiben. Wir glauben, daß es ſo viel heiſſen ſoll, als beſſer vor oder vorwärts; in welcher Bedeutung es auch in den alten Schriften ſich findet.

Und wie, wenn wir aus eben dem Grunde behaupteten, daß das Wort hinfüro, ganz unrecht mit für, und im Gegentheil weit eigentlicher mit vor geſchrieben würde, auf dieſer Art: hinvor. In dieſer Schreibart könnte man gleichwol den Grund ſeiner Bedeutung angeben, da man denſelben in der gemeinen Schreibart ganz vergebens ſuchet; ob wir gleich meynen, daß man am ſicherſten gehe, wenn man ſich auch dieſes Wortes gänzlich enthielte.

Die Wörter: vorab, bevorab, welche die Bedeutung des Worts: inſonderheit, haben ſollen, wollen uns gleichfalls nicht gefallen. Man kann ihre Abſtammung wol einigermaſſen errathen, nach welcher ſie ohne Zweifel ſo viel heiſſen ſollen, als: vor andern ab und beſonders; Gleichwol müſſen wir unſere

neuen Schriftſteller loben, daß ſie dieſe Wörter gar nicht gebrauchen.

Endlich fällt uns noch die bekannte Redensart ein: für und für. Wir wiſſen in der That nicht, was wir daraus machen ſollen. Das Wort für zeigt auch eine Zahlordnung an, z. E. fürs erſte u. ſ. f. Vielleicht hat der Mißbrauch dieſer Bedeutung die Redensart: für und für, zu Wege gebracht. Man hat mit dieſen Worten gezählet; und wenn die Anzahl der zu zählenden Dinge iſt unzählbar geworden, ſo hat man alles mit den Worten: für und für, zuſammen faſſen wollen. Wir können demnach auch dieſe Redensart mit gutem Gewiſſen aus unſerer Sprache weglaſſen.

Innhalt.

des andern Stückes.

I. Von den Scheinwörtern in der deutſchen Sprache. Pag. 115.

II. Sibyllin Schwarzin deutſche poetiſche Gedichte. 133.

III. G. C. Kirchmaier von der Sprache der Scythen, Celten und Gothen. 154.

IV. Fortgeſetzte Abhandlung von den gleichgültigen Wörtern. 175.

V. Anmerkungen über des Herrn Hollbergs Luſtſpiel der Deutſche Franzoſe genannt. 184.

VI. Der unartig teutſcher Sprachverderber. 194.

VII. Von dem beſtimmten Gebrauch der Vorwörter, vor und für. 205.

Inhalt

des andern Stückes.

I. Von den Geheimwörtern in der deutſchen Sprache. Pag. 115.

II. Sibyllin Schwarzin deutſche poetiſche Gedichte. 133.

III. G. C. Kirchmaier von der Sprache der Scythen, Celten und Gothen. 154.

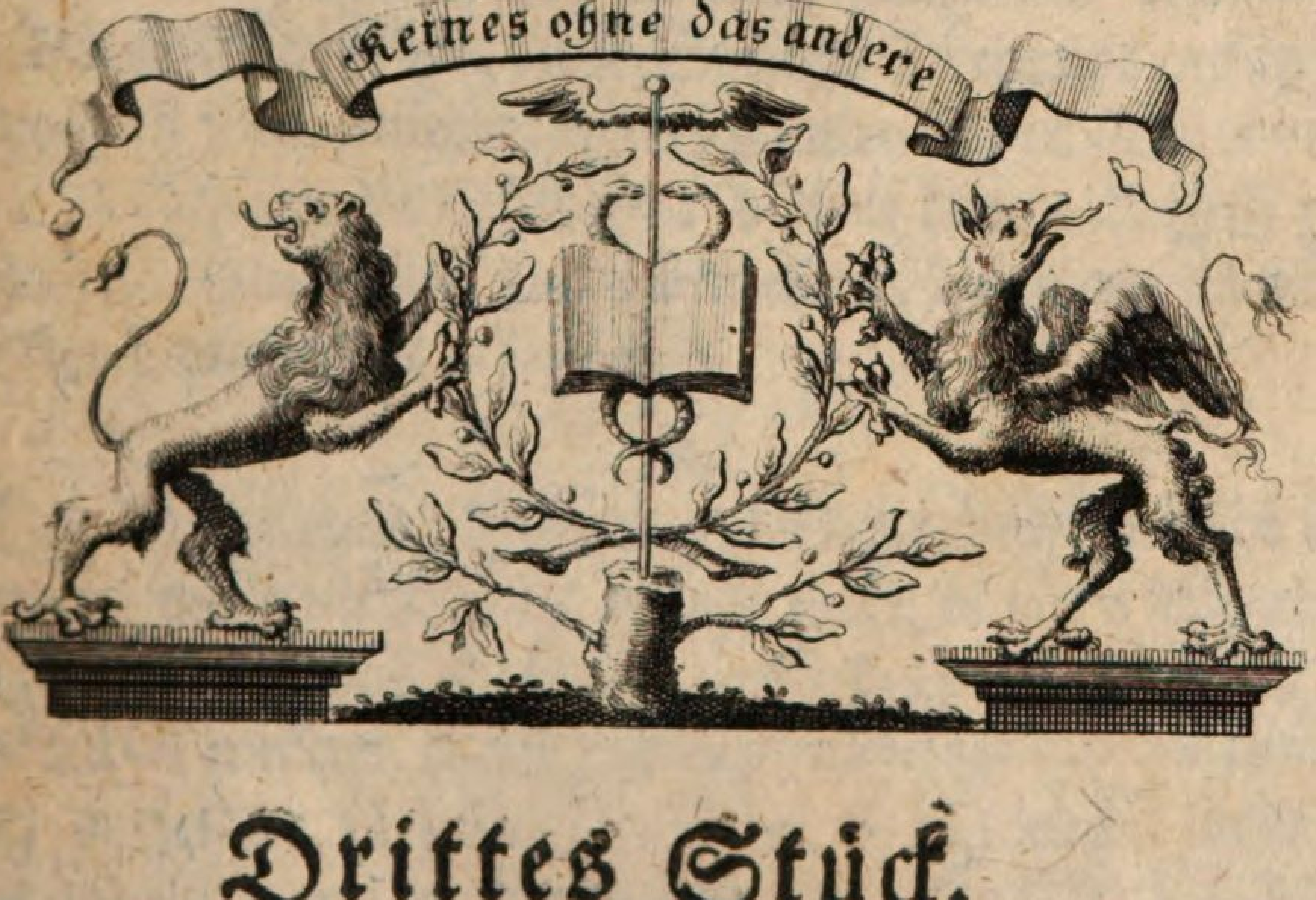
IV. Fortgeſetzte Abhandlung von den gleichgültigen Wörtern. 175.

V. Anmerkungen über des Herrn Hollbergs Luſtſpiel der Deutſche Franzoſe genannt. 184.

VI. Der unartig teutſcher Sprachverderber. 194.

VII. Von dem beſtimmten Gebrauch der Vorwörter, vor und für. 205.

Critiſcher Verſuch zur Aufnahme der Deutſchen Sprache.



Drittes Stück.

Greifswald,
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1742.

I.

Allgemeine Gedanken von der deutſchen Sprache die bey der Verbeſſerung derſelben vorauszuſetzen ſind.

§. 1.

Da dieſe Abhandlung das allgemeine betrifft, welches bey der Verbeſſerung einer Sprache und beſonders der Deutſchen zu beobachten iſt; ſo möchte man Grund haben, von mir zu fordern, daß ich einen deutlichen und ausführlichen Begriff von einer Sprache überhaupt anführe. Jedoch es weiß ein ieder, was ich unter dieſem Worte verſtehe. Ich werde daher mit dieſem klaren Begriff zufrieden ſeyn, und mich unten bemühen, denſelben in eine gröſſere Deutlichkeit zu ſetzen.

§. 2.

Ich würde eben dieſes von der deutſchen Sprache erinnern; wenn nicht meine Abſicht wäre, in dieſer Abhandlung zu zeigen, was eigentlich durch die deutſche Sprache verſtanden werden müſſe, wenn man ſich die Verbeſſerung derſelben fürſetzet. Man kann meine Abſicht nicht tadeln, wenn man erwäget, daß hiedurch der Fürwurf derer, welche die deutſche Sprache verbeſſern wollen, genau beſtimmet wird.

§. 3.

Wenn die deutſche Sprache die einzige wäre, wodurch die Menſchen ſich unter einander ihre Gedanken offenbahreten, ſo würde ich ſelbſt geſtehen, daß dieſe meine Arbeit etwas überflüſſiges ſey. Wer die Welt nur ein wenig geſehen hat, wer ſelbige nur etwas kennet, der wird durch die Erfahrung das Gegentheil wiſſen. Wer kein Fremdling in den weltlichen und beſonders den heiligen Geſchichten iſt, der wird nicht allein eine gleiche Ueberzeugung von den mancherley Arten der Sprache haben; ſondern er wird auch zugleich im Stande ſeyn, den Urſprung, Anfang und die Urſachen ſo unterſchiedener Sprachen anzugeben. Ich will etwas weniges davon anführen.

§. 4.

Die göttlichen Geſchichte lehren uns, daß im Anfange der Welt und der Menſchen nur eine einzige Sprache vorhanden geweſen iſt. Sie behauptete eine lange Zeit auch noch nach der Sündfluth die Ehre, daß ſie das einzige Mittel war, wodurch die Menſchen die Geſellſchaft unterhielten. Ob dieſe erſte allgemeine Sprache die Hebräiſche geweſen ſey, ſolches weiß ich nicht. Es behaupten zwar die meiſten, beſonders die Gottesgelehrten, daß gedachte Sprache der Hebräer die allererſte und älteſte ſey; allein, ich ſehe dazu keinen zureichenden Grund. Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich nicht begreiffen könne, wie bey einer allgemeinen Verwirrung dieſe einzige Sprache ſich ſo unverändert ſolle haben erhalten können. Man zeige mir ſolches, man weiſe mir, wie ſie ſo unverfälſcht auf die Hebräer fortgepflanzet ſey. Man gedenket ordentlicher, wenn man glaubet, daß die erſte allgemeine Sprache in ihrer Reinigkeit und Lauter-

terkeit nach und nach verſchwunden ſey; ob ſie gleich den Grund zu allen übrigen geleget hat. Die Liebe zur Veränderung, die der menſchlichen Natur eigen iſt, und die Unbeſtändigkeit aller Dinge machen dieſes ſehr glaubwürdig. Man wird kein Volk aufweiſen können, ſo durch gewiſſe Geſetze ſollte feſtgeſetzet haben, die erſte Sprache immer rein und unverfälſchet zu erhalten. Warum will man es alſo annehmen und glauben? Man fordert und verlanget von den Menſchen etwas, welches ihre Kräfte weit überſteiget und ihrer Natur faſt zuwieder iſt. Man hat alſo Grund zu glauben, daß die erſte allgemeine Sprache verloren gegangen ſey.

§. 5.

Die Vielheit und Menge der Sprachen hat ihren Anfang bey dem Bau des Babyloniſchen Thurms genommen. Eine allgemeine Verwirrung war der Grund, daß gewiſſe Menſchen ſolches Werk nicht zum Stande bringen konnten. Sie wurden zerſtreuet. Ihre Sprache ward verändert. Einer konnte den andern nicht mehr verſtehen. Man ward an verſchiedenen Menſchen gewahr, daß ſie ihre Gedanken auf unterſchiedene Weiſe ausdruckten. Man fand alſo unter ſelbigen mancherley Sprachen.

§. 6.

Ich halte es in der That für eine groſſe Verwegenheit, wenn einige beſtimmen und feſtſetzen wollen, wie viele Sprachen bey der allgemeinen Verwirrung entſtanden ſind. Eben dieſem Grunde eigne ich es zu, wenn verſchiedene Völker den Urſprung ihrer Sprache aus dem grauen Alterthum herleiten wollen. Eine ungegründete Liebe des Vaterlandes reitzet die meiſten zu

einer ſolchen Verwegenheit. Die Vernunft kann nur einen gar geringen, ich will nicht ſagen, gar keinen Theil an dergleichen Unternehmung haben. Die Gründe, welche das Alterthum uns aufbehalten haben ſoll, das Alter und den erſten Urſprung einer ieden Sprache auszumachen, ſind gar zu gering und ſchlecht, etwas gewiſſes mit Vernunft hierinn feſtzuſetzen. Der verſchiedenen Sprachen ſind gar zu viele und das veränderliche iſt einer Reihe der veränderlichen Dinge gar zu weſentlich, daß man eine jede beſondere Ordnung eines Dinges, und alſo auch einer Sprache, auf eine zureichende Art beſtimmen könne. Ich bin der Meynung, daß faſt alle Sprachen etwas gemeines unter einander haben; wie kann alſo der Beweis aus der Aehnlichkeit derſelben einen richtigen Grund abgeben den Urſprung der einen aus der andern zu ſchlüſſen? So kann auch der Name eines Volks, welcher mit meiner Sprache eine etwanige Verwandſchaft hat, keine zureichende Urſache ſeyn, ſelbiges als ein von uns abſtammendes Volck anzuſehen. Es ſollte mir leicht ſeyn, wenn ich eben ſo, wie andere, Erdichtungen zuſamenſetzen wollte, den Namen Babel aus der deutſchen Sprache herzuleiten. Nichts deſtoweniger ſind dieſes die vornehmſten Gründe woraus man zum öfftern ſchlüſſet. Und wozu dienet doch eine ſolche mühſame Unterſuchung und ein nichtswürdiger Beweis des Urſprunges einer Sprache? Ich bin nicht der Meynung, daß man etwas dadurch gewinnen werde. Laß es ſeyn, daß meine Sprache von der Sprache eines andern Volkes herkomme. Genug, daß ich ſie habe und mit meinen Landesleuten in ſelbiger reden muß. Wir haben deswegen gar keine Urſache ienem Volke einen Vorzug zuzuſchreiben. Unſerer Freyheit muß man es

zueig=

zueignen, daß wir ſelbige von ihnen angenommen haben. Man darf nicht einwenden, daß es ein Zeichen eines beſiegten Volkes ſey, wenn ſelbiges die Sprache eines anderen annimmt. Ich bin vermögend zu antworten. Erſtlich iſt dieſes Zeichen ſehr betrüglich. Die Erfahrung kann für mich reden. Hienächſt ſehe ich auch nicht, was daraus zu meiner Schande folgen könne. Nehme ich als ein Beſiegter die Sprache des Siegers an, weil verſchiedene wichtige Urſachen mich dazu bewegen können; ſo meyne ich allerdings meiner Pflicht ein Genüge gethan zu haben. Man hat daher mehrere Urſachen mich zu rühmen als zu tadeln. Haben aber dazu meine Landesleute bey einer anderen Gelegenheit das fremde Joch ſo gar wieder abgeſchüttelt, ſind alſo die Beſiegte in der That die Sieger geworden; ſo bin ich der ſicheren Meynung, daß kein gröſſerer Ruhm erdacht werden könne. Sie würden jedoch unvernünftig handeln, wenn ſie die einmal angenommene Sprache wieder verwerfen und eine andere annehmen wollten. Ich will auch nicht glauben, daß einer behaupten werde: man müßte ſich jederzeit nach diejenigen richten, von welchen man ſeine Sprache angenommen hat, man müſte eben auf die Art als ſelbige reden und ſchreiben. Ich vermeyne, daß hierauf mit einem Unterſchied müſſe geantwortet werden. Hat dasjenige Volk von welchem meine Sprache herſtammet, etwas vernünftiges und gegründetes in ſeiner Sprache, welches ich in meiner noch nicht finde; ſo verbindet mich allerdings die Vernunft, ſelbiges anzunehmen und auch meine dadurch zu verbeſſern. Dieſe Verbindung iſt allgemein und hat auch bey anderen ſtatt. Ich kan mir das vernünftige aller Sprachen ſo wol im reden als ſchreiben zu Nutze machen und bin auch dazu verbunden.

Und andere ſind gleichfalls verpflichtet, das vernünftige meiner Sprache nicht zu verwerfen. Findet man aber im Gegentheil etwas unordentliches, ungegründetes und unvernünftiges in derjenigen Sprache, woraus die meinige entſtanden iſt; woher ſollte ich wol verbunden ſeyn können, ſolches anzunehmen? Man erkennet alſo, daß wenig oder gar nichts daran gelegen ſey, ob eine Sprache älter oder jünger als eine andere ſey. Es ſollte mir nicht ſchwer fallen, höchſt wahrſcheinlich zu erweiſen, wenn nur die Weitläuſtigkeit mir nicht zuwieder wäre, daß man weit mehrere Urſache hätte, einer neulich angenommenen und erfundenen Sprache den Vorzug zu geben, als einer älteren.

§. 7.

Mir iſt es demnach gleich, es mag die deutſche Sprache von der Hebräiſchen, Griechiſchen, Perſiſchen, Gothiſchen, Scythiſchen oder einer anderen herkommen, oder ſie mag auch ſo gar die Mutter einiger oder aller der angeführten und noch mehrer Sprachen ſeyn. Der Begriff des Urſprunges kann unſerer Sprache gar keinen Vorzug verſchaffen (§. 6.) Ich bin damit zufrieden, daß ich weiß, daß die deutſche Sprache mit vielen andern in einer Verwandſchaft ſtehe. Dieſe Verwandſchaft hält Grund in ſich die deutſche Sprache zu vertheidigen und in gewiſſen Fällen zu verbeſſern: die vernünftigen Regeln aber einer Sprache überhaupt machen das vornehmſte aus, worauf man bey der Verbeſſerung einer beſonderen Sprache zu ſehen hat. Iſt inzwiſchen jemanden mit dergleichen Gedanken von dem Urſprunge der deutſchen Sprache gedienet; der kann davon Cluvern, Harsdörffern, Schotteln, Lauterbachen und andere nachſchlagen. Ich kenne der meiſten ihre

Mey-

Meynung und ihre Gründe; finde aber gar wenig gewiſſes darinn.

§. 8.

Ich verſtehe durch die deutſche Sprache diejenige, deren ſich die meiſten Einwohner Deutſchlandes als ihrer Mutterſprache von langen Zeiten her bedienet haben, und annoch bedienen. Ob dieſe Sprache auch bey anderen auſſer Deutſchland im Gebrauch ſey, daran kehre ich mich wenig. Genug, die Einwohner Deutſchlandes reden und ſchreiben in dieſer Sprache; und ſie iſt die Sprache der Deutſchen. Woher dieſer Name der Deutſchen ſeinen Urſprung habe, darüber iſt man ſehr uneinig. Man will ihn herführen von dem **Askenas** einem unter den nächſten Nachkommen des **Noa**. Die Deutſchen ſollen alſo ſo viel heiſſen als die **Aſken** oder die **Aſchen**; daher zuſammengezogen die **Dütſchen** entſtehen ſollen. Andere wollen dieſen Namen der Deutſchen herleiten von dem Gott **Teut**, davon ſie die **Teutonen** und **deutſchen** ſollen genannt worden ſeyn. Auch hier ſoll die einzige Aehnlichkeit der Buchſtaben den zureichenden Grund der Abſtammung des Namens abgeben. Es iſt aber was ungewöhnliches, daß Völker von ihren Göttern benennet werden; die erſtere Abſtammung iſt dazu ziemlich lächerlich. **Hallbauer** in ſeiner deutſchen Oratorie S. 2. glaubet beides und führet die Menge ſolcher Kleinigkeiten an, welche zwar eine Beleſenheit aber kein ſtarkes Nachdenken zu erkennen geben.

§. 9.

Darf ich meine Gedanken ſagen, woher die Deutſchen ihren Namen haben; ſo ſind ſie dieſe. Sie führen ſelbigen von dem alten Worte **teit**, **tiet**, **tüdde**,

welcher

welches ein Volk oder Geſchlecht bedeutet. In der gothiſchen Sprache heiſſet ein Volk thiuda und in der Vielheit thiudo. Man kann ſolche Wörter leſen in dem goth. Evang. Joh. 18, 35. und Matth. 6, 7. Sonſten findet man auch thiat ein Volk, und thiadon, thiade, ſächſ. Völker; wie auch das engeliſche theod, wovon Junius das theotiſc ableitet. Der ber. J. G. Eccard iſt meiner Meynung in Diſſ. de vſu & præſtantia ſtudii Etymologici §. 1. Man kann auch nachſchlagen unſers ber: Palthens Animaduerſiones in Tatianum und Iſidorum Francicum p. 314. voc. thiotono. Der Grund meiner Meynung iſt folgender. Es iſt bekannt, daß gewiſſe Umſtände und beſondere Eigenſchafften bey vielen Völkern dieſen oder jenen Namen ihnen zuwege gebracht haben. Die Guten oder Goten ſind gute ehrliche Leute. Der Name der Scythen ſtammet her von ſchieſſen, ſcheten; oder beſſer von ſcheiden, Scheidan. Die Sachſen führen ihren Namen von dem Wort Sax oder Sex ein Meſſer, oder beſſer von ſägen, wovon auch Sax ſelbſt herkommt, welches gleichfalls ſcheiden, abſondern, trennen bedeutet. Beide zeigen alſo nichts anders an, als getrennete und abgeſonderte Völker. Man hat dergleichen von den Deutſchen nicht wiſſen wollen oder auch nicht wiſſen ſollen; daher haben ſelbige, oder auch ſie ſelbſt ſich genennet Völker. Man findet auf dieſe Art unter dieſen und ihren andern Namen, da ſie Germaner heiſſen, eine völlige Uebereinſtimmung. Durch dieſen letztern haben ſie gleichfalls anzeigen wollen, daß ſie beſonders Männer, gar oder ſehr Männer wären. Dieſes ſind meine Gedanken. Ich will ſelbige keinem aufbürden, ſondern nur für beſſere Muthmaſſungen ausgeben.

§. 10.

§. 10.

Haben wir gleich die deutſche Sprache bloß auf Deutſchland eingeſchränkt (§. 9.); ſo werden wir iedoch in dieſem Lande ſelbſt in Anſehung dieſer Sprache die größte Verwirrung antreffen. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich Deutſchland in dieſer Abſicht das andere Babel nenne. Ich will nicht gedenken, daß die alten Deutſchen, unſere Vorfahren, ganz anders geredet und geſchrieben haben, als wir ietzo reden und ſchreiben. Ich will nur die deutſche Sprache, wie ſie ietzo in Deutſchland iſt, anführen. Findet man nicht hauptſächlich die hochdeutſche und plattdeutſche Mundart oder Sprache? Was hat man nicht für ganz beſondere Mundarten in dieſen beiden? Wie viele eigene unterſchiedene Redensarten wird man nicht bey unterſchiedenen Völkern und in unterſchiedenen Oertern, Ländern und Reichen gewahr? Und wie uneinig iſt man nicht in der Schreibart? Ein Oeſterreicher redet und ſchreibet ganz anders als ein Bayer. Dieſer unterſcheidet ſich von einem Schwaben. Ein Schwabe hat was beſonders vor einen Franken. Ein Franke drucket ſich anders aus als ein Sachſe. Man nehme auch nur die Sachſen allein, man wird einen groſſen Unterſchied bemerken können. Ein Meiſner und ein Thüringer ſind ſchon in etwas unterſchieden. Und wie beſonders redet und ſchreibet nicht ein Schleſier? Eben ſo findet man es auch bey der platdeutſchen Sprache. Ein Holſteiner unterſcheidet ſich von einem Meklenburger. Beide reden anders als ein Pommer. Ein Vorpommer iſt kaum vermögend einen Hinterpommer zu verſtehen. Die Wörter, die Ausſprache, die Schreibart ſind völlig unterſchieden. Ein ihm naher Rügianer will ebenfalls nicht völlig einig ſeyn. Man wird einen

ſolchen

ſolchen Unterſchied ſo gar in gewiſſen groſſen Städten bemerken. Wenn man einen platten Hamburger höret, ſo wird man meynen, daß man eine fremde Sprache höre. Ich könnte mehrere Oerter, Länder nnd Städte anführen, Ich würde aber etwas überflüſſiges vornehmen, indem ich keine Wiederſacher zu befürchten habe. Wer Deutſchland kennet, wird von ſelbſt zugeben, daß eine groſſe Uneinigkeit in Anſehung der Sprache darinn anzutreffen ſey. Ich will ebenfalls nicht gedenken, wie ſehr die Sprache der Vornehmen und Gelehrten von der Rede der Gemeinen unterſchieden ſey. Die gemeine Erfahrung bekräftiget dieſes zur Genüge.

§. 11.

Bey dieſen groſſem Unterſchiede der Sprache in Deutſchland wird man finden, wie die Bemühung aller dahin gehet, damit ſie die beſondere Sprache ihres Landes vertheidigen mögen. Ich werde nicht irren, wenn ich einer blinden Eigenliebe und Neigung gegen das Vaterland das vornehmſte bey dieſer Unterſuchung zuſchreibe. Es kann ſeyn, daß auch die Gewohnheit und das Leichte, ſo einer an ſeiner Mutterſprache wahrnimt, das ihrige dazu beytragen. Ich finde dieſe Gründe nicht zureichend, daß ſie mich bewegen ſolten eine gleiche Abſicht zu hegen. Ich will mich bemühen, aus wichtigern Urſachen feſtzuſetzen, welche beſondere Sprache und Mundart man erwählen und annehmen ſoll; und auf welche man bey der Verbeſſerung der Sprache der Deutſchen beſonders zu ſehen habe.

§. 12.

Die Sprache der Deutſchen iſt, überhaupt betrachtet, einerley, ſie unterſcheidet ſich nur durch beſondere Mundarten

arten. Der Begriff einer Sprache und die Erfahrung können und werden einen davon ſattſam überzeugen (§. 10.). Es wird nicht ſo leicht ſeyn zu beſtimmen, welche Mundart vor allen übrigen verdiene erwählet zu werden. Ich halte dafür, daß es eben nicht werde nöthig ſeyn, auf die ganz beſondern Mundarten zu ſehen. Es wird genug ſeyn, wenn wir nur feſt ſetzen, ob man auf die hochdeutſche oder plattdeutſche mehr zu ſehen und welche man von dieſen beiden zu verbeſſern anzunehmen habe. Die ganz beſondern Mundarten halten zu weilen etwas gutes, zu weilen auch etwas ſchlechtes, in ſich. Man hat aus dieſem allen das Beſte zu wählen, damit man etwas vollkommenes erhalte. Ich ſehe keine Urſache, warum ich dieſe beſondere Mundart völlig verwerfen und eine andere gänzlich annehmen und als die beſte vertheidigen ſollte. Man prüfe ſie alle, man wird finden, daß man keinen zureichenden Grund habe, die eine der andern in allen Stücken vorzuziehen und für die beſte zuhalten. Es hält gewiß zu ſchwer, ſolches zu beſtimmen. Man wird nichts dadurch gewinnen, wenn man auch eine ganz beſondere Mundart zum Grunde ſetzen, und daran die Verbeſſerung fürnehmen wollte (§. 6.). Man kann mit einer allgemeinen zufrieden ſeyn. Man hat ſo gleich noch eine gröſſere Sicherheit für die Verblendung und Verführung der Eigenliebe.

§. 13.

Ich bin völlig der Meynung, daß die **hochdeutſche** Sprache der **plattdeutſchen** vorzuziehen ſey. Gefällt es einem, ſich genauer zu beſtimmen, ſo hat man allerdings die **Oberſächſiſche** anzunehmen. Und dieſe muß es ſeyn, worauf man bey der Verbeſſerung der

Sprache der Deutſchen zu ſehen hat. Ich gedenke, daß nach folgende Gründe werden zureichend ſeyn, meine Meynung zu rechtfertigen.

§. 14.

Durch die Sprache wollen wir Menſchen uns unter einander unſere Gedanken entdecken und zuerkennen geben. Die Rede und Sprache iſt von allen als das Mittel die menſchliche Geſellſchaft zu unterhalten angeſehen und angenommen worden. Mich deucht, das Mittel, welches gelehrte und vornehme erwählet haben, verdienet einen Vorzug vor demjenigen, welches einfältige und gemeine gut geheiſſen haben. Hat man in Sachen, die an ſich willkührlich ſind, nicht eine gröſſere Urſache denjenigen zu folgen, welche bey und in ihrer Wahl mehr Vernunft und Gründlichkeit zeigen ſollen und würklich beweiſen, als die, welche nur bloß nachahmen? Die Vernunft ſcheinet dieſes allerdings zu erfordern und die Billigkeit verbindet uns zu einer ſolchen Aufführung. Je vernünftiger eine Wahl angeſtellet iſt, deſto genauer muß nothwendig die Uebereinſtimmung des erwählten mit unſerer wahren Vollkommenheit ſeyn; welche zu ſuchen, wir auf alle Art verbunden ſind. Und, was würde mehr der Billigkeit zuwieder ſeyn, als wenn man die Bemühungen anderer geringſchätzen und verachten wollte? Wir thun aber dieſes, wenn wir ihnen in Dingen, darinn ihr Fleiß vernünftig geweſen, die Nachahmung ohne Grund verſagen. Wir halten ihre Bemühungen für ſchlecht, wir ſchätzen ſelbige gering, wir achten ihre Unternehmungen nicht würdig anzunehmen, wir tadeln, wir ſchelten ſelbige. Wo bleibet die Belohnung ihrer Mühe? wo bleibet die Billigkeit?

Wir

Wir thun dieſes ohne einen zureichenden Grund. Was kann wol unvernünftigers, was kann wol unbilligers, ich will nicht ſagen ungerechters, gedacht werden? Wir ſind alſo überzeuget: wir müſſen der Wahl gelehrter und vornehmer Menſchen in ſolchen Sachen den Vorzug zugeſtehen, worinn keine natürliche und innerliche Verbindung anzutreffen iſt. Man erwäge annoch hiebey, daß es den Unterthanen, niedrigen und einfältigen, weit beſſer als den obern, vornehmen und gelehrten, zu gehorchen, und zu folgen anſtehe. Wer nur mit ſeinen Worten deutliche Begriffe zu verknüpfen gewohnt iſt, der wird dieſes unmöglich in Zweifel ziehen können.

§. 15.

Setzet man dieſes zum voraus; ſo zweifle ich gar nicht, daß man nicht mit leichter Mühe die Anwendung auf die deutſche Sprache ſollte machen können. Keine Sprache und Mundart führet eine natürliche Verbindung mit ſich. Man kann durch die eine ſeine Gedanken ſo gut als durch die andere zu erkennen geben. Ich ſchlüſſe demnach ganz richtig, wenn ich behaupte, daß man in einem Lande diejenige Sprache, diejenige Mundart, anzunehmen verbunden ſey, welche die oberen, vornehmen und gelehrten angenommen und erwählet haben. Man muß Grund anführen, warum die Anwendung der allgemeinen Regel (§. 14.) nicht ſtatt haben könne, wo man meinen Schluß tadeln und verwerfen will. Die, welche eine Einſicht beſitzen, werden leicht das Unmögliche dieſes Unterfangens erkennen und mir alſo nicht zuwieder ſeyn. Ich bin zufrieden, wenn ich nur dieſe auf meiner Seite habe. Den Wiederſpruch derer, welche von Leidenſchaften regieret werden, kann ich gerne

leiden. Ich gehe weiter in meiner Anwendung. Ich ſchlüſſe mit eben ſolcher Gewißheit: man iſt verbunden, in Deutſchland die hochdeutſche Sprache für die einzige und rechte Sprache dieſes Landes zu halten und anzunehmen. Die Geſchichte lehren uns, daß ſelbige in vielen Oertern dieſes Landes ſchon herrſche. Die Erfahrung überzeuget uns, daß auch ſelbige unter den hohen und gelehrten in den Ländern und Reichen bekannt ſey und im Schwange gehe, wo ſonſten annoch unter den gemeinen Leuten die plattdeutſche derſelben Mutterſprache ausmachet. Die Verbindung den hohen und gelehrten in Anſehung der Sprache zu folgen iſt zur genüge bewieſen worden. Müſſen wir alſo nicht eine eben ſo ſtarke Verbindung dazu erkennen, daß wir die hochdeutſche Sprache als die wahre und rechte der Deutſchen annehmen ſollen und als diejenige, worauf die Verbeſſerung abzielen ſoll? Wer ohne Partheiligkeit die Sachen anſiehet ſind beurtheilet, wird allerdings meiner Meynung ſeyn.

§. 16.

Der andere Grund meinen Satz zu beweiſen mag dieſer ſeyn: weil die hochdeutſche Sprache ſchon bekannter als die plattdeutſche in Deutſchland iſt. Nicht allein die gelehrten und vornehmen, ſondern auch ungelehrte und geringe Leute, verſtehen in etwas die hochdeutſche Mundart. Ich meyne diejenige Oerter, worinn man ſonſten in der platten Art zu reden gewohnt iſt. Sie und auch zum Theil vermögend, ſich verſtändlich in dieſer fremden Mundart auszudrücken. Die Erfahrung wird einen davon völlig überführen können. Eben dieſe wird im Gegentheil lehren, daß die plattdeutſche Sprache in vielen Ländern, wo die hohe Mundart ange-

troſ-

trofen wird, vielen faſt nicht mal bekannt ſey. Man findet gar ſelten auch unter den vornemſten welche, die ſich völlig verſtehen. Wollen wir nun eine gemeine Sprache Deutſchlandes haben; ſo iſt es ia wol beſſer das bekannteſte zu erwählen als das unbekanntere. Man würde ſich nur ſonſten ohne Noth Mühe und Arbeit machen müſſen. Es iſt auch weit ordentlicher, daß ſich einige wenige nach den meiſten richten, als daß man es umkehren wollte. Die Pflichten gegen andere legen uns allerdings die Verbindung hierzu auf. Wir Niederdeutſche verſtehen ziemlich ich will nicht ſagen völlig das Hochdeutſche. Wir hören es täglich in unſern Predigten, Gerichten und in dem Umgange mit einem nur etwas vornehmen und hohen. Wir verſtehen auch ſelbige Art zu reden nicht allein, ſondern ſind auch im Stande uns verſtändlich gegen andere darin̄ auszudrucken. Wir gebrauchen faſt gar keine oder doch gar wenige Mühe dieſe Sprache zu lernen, zu reden und zu ſchreiben. Man ſtelle ſich nur einen Oberdeutſchen vor; man wird bey ihm in Anſehung der plattdeutſchen Sprache ganz unterſchiedene Umſtände wahrnehmen und antreffen. Dieſer kennet unſere Mundart kaum, er verſtehet ſie wenig oder gar nicht, er iſt auch nicht vermögend ſich darinn auszudrucken. Warum wollen wir alſo von den Oberdeutſchen fordern, daß ſie ſich unſere platte Sprache ſollten bekannt machen? könnte man uns nicht mit Grund ungerechte und unſere Forderung unbillig heiſſen? Wir können ja dasjenige was wir ſchon wiſſen, ohne Mühe gebrauchen und haben gar keine Urſache von andern zu verlangen, daß ſie mit vieler Mühe erſt etwas lernen, gebrauchen und ihr gelernetes faſt vergeſſen ſollten. Wir würden alsdenn gewiß nicht mehr auf die Voll-

kommenheit des Ganzen ſehen; ſondern ſelbige vielmehr unſerer thörichten Einbildung und Beqvemlichkeit nachſetzen. Wir ſind demnach verbunden uns nach die meiſten zu richten; wir ſind verpflichtet, die hochdeutſche Sprache als die bekannteſte, auch als die wahre und einzige Sprache Deutſchlandes anzunehmen, zu gebrauchen und zu verbeſſern.

§. 17.

Ich will noch einen Grund anführen, wovon ich glaube, daß er ebenfalls kein kleines Gewicht bey ſich führe. Es iſt bey den Menſchen was natürliches, das beſte vor das ſchlechtere zu wählen. Die Geſetze der Vollkommenheit verbinden uns gleichfalls dieſes zuthun. Ich darf nur beweiſen, daß die hochdeutſche Sprache beſſer als die plattdeutſche ſey; ich bin verſichert, daß einjeder die Verbindlichkeit jene dieſer vorzuziehen und vor dieſer anzunehmen einſehen werde. Ich will mich nicht auf das vorher angeführte berufen und daraus den Vorzug der hochdeutſchen Mundart vor die plattdeutſche ſchlieſſen. Ich will auch nicht meine Abſicht zu erreichen auf die beſondere Sprachen und eine jede Mundart an ſich ſehen. Ich habe noch nicht vergeſſen, daß ich einmal feſtgeſetzet habe, wie die Sprachen an ſich betrachtet keinen Vorzug vor einander hätten. Ich ſetze den Vorzug einer Sprache in einer ſtarken Verbeſſerung, welche ſie erlitten hat. Je mehr verbeſſertes und regelmäßiges man an einer Sprache und Mundart antrifft, deſto vollkommener nenne ich ſelbige. Ich gebe ihr gerne den Vorzug vor eine ſolche, die nichts verbeſſertes, nichts regelmäßiges, nichts ordentliches an ſich hat. Ich glaube ſchwerlich, daß jemand mir hierinn wiederſprechen werde. Er würde gewiß nur ſeine eigene Unvoll-

vollkommenheit verrathen und zu erkennen geben. Man erwäge nun unſere beide entgegengeſetzte Mundarten mit einer auch nur geringen Aufmerkſamkeit; man wird mit leichter Mühe ſelbſt das Urtheil fällen können, welcher von beiden der Vorzug mit Recht zukomme. Wie wenige geſchriebene Bücher findet man doch in der niederſächſiſchen Sprache? da man im Gegentheil in der hochdeutſchen Mundart eine unzählbare menge aufweiſen kann. Wie ſehr hat man ſich nicht bemühet alle Kunſtwörter beſonders der Wiſſenſchaften vollkommen rein- und deutlich in der hohen Mundart auszudrucken; Man wird ſelbige gewiß in der platten vergeblich ſuchen. Wie viele Gelehrte findet man nicht, welche ſich mit allen Kräften dahin bearbeitet haben, damit ſie in der hochdeutſchen Sprache die Regeln feſtſetzen möchten, wornach man ſich im reden und ſchreiben zu richten Urſache hat? Man kann nicht ſagen, daß ihre Arbeiten gantz unnütz und vergebens ſollten geweſen ſeyn. Schottels, Hardörfers, Tſchernings, Morhofs, Bödikers und anderer Bemühnngen behalten noch jetzo ihren Werth, und bringen ihren Urhebern den verdienten Ruhm; ob ich gleich nicht behaupten kann, daß ſie den größten Grad der Vollkommenheit erreichet haben. Man wird ſich vergeblich bemühen, wenn man dergleichen Werke in der niederdeutſchen Sprache aufweiſen will. Und was ſoll ich ſagen von den vereinigten Bemühungen gelehrter und geſchickter Köpfe, welche in gewiſſen Geſellſchaften zuſammengetreten ſind und als ihre Hauptabſicht die Verbeſſerung der hochdeutſchen Sprache beſtimmet nnd feſtgeſetzet haben? Die fruchtbringende Geſellſchaft im vorigen Jahrhundert iſt gar nicht unbekannt. Hat ſie gleich ihre Abſicht nicht völlig erreichet, ſo kann man je-

doch ſelbige nicht tadeln: und ich werde nicht irren, wenn ſage, daß man dieſer Anordnung nicht allen Nutzen abſprechen könne. Leipzig und Jena zeigen uns noch jetzo die nützlichſten Bemühungen vereinigter Gelehrten in Verbeſſerung der deutſchen Sprache. Ich bin völlig überführet, daß derjenige nur ſeine ſtrafbare Unwiſſenheit verrahten würde, welcher annoch die Verbeſſerung der deutſchen Sprache, beſonders der hochdeutſchen Mundart, leugnen wollte. Ich würde mich vergeblich bemühen, wenn ich ein vieles davon anführen wollte. Die würklichen Proben liegen vor unſer aller Augen. Wo findet man doch dergleichen Verbeſſerungen in der Niederdeutſchen Sprache? Es bleibet alſo dabey, daß die hochdeutſche Mundart mit Recht eine verbeſſerte und vollkommenere, die plattdeutſche aber eine unverbeſſerte und unvollkommenere zu nennen ſey. Jene verdienet daher allerdings einen Vorzug vor dieſer. Mein Schluß kann keinesweges mit Grunde getadelt werden: daß man die hochdeutſche als die beßte nicht aber die plattdeutſche, als die ſchlechteſte, für die wahre Hauptſprache Deutſchlandes anzunehmen und auf jener weitern Verbeſſerung zu gedenken verbunden ſey.

§. 18

Es wäre ein leichtes die Anzahl der Gründe meines Satzes zuvermehren; ich bin aber der ſichern Meynung, daß es niemal auf die Menge ſondern nur auf die Wichtigkeit der Gründe ankomme. Es wird jedoch nöthig und nicht ohne allen Nutzen ſeyn, daß ich kürzlich die Nichtigkeit dererjenigen Beweisgründe anzeige, womit andere der plattdeutſchen Sprache den Vorzug haben behaupten wollen. Herr Bernhard Raubach, jetziger hochverdienter Prediger in Hamburg, der nach, des Hrn. Götten Urtheil, dieſe kützliche Materie ganz anders würde

de ausgeführet haben, wenn er zu der Zeit mehrere Jahre erreicht gehabt, hat ſich wol die gröſte Mühe gegeben die Ehre der plattdeutſchen Sprache zu retten in einer Akademiſchen Abhandlung, welche er 1704 zu Roſtock unter dem Herrn Aepin einen groſſen Gottesgelehrten jetziger zeit, vertheidiget hat. Sie führet dieſe Ueberſchrift, de linguæ Saxoniæ inferioris neglectu atque contemtu iniuſto **von unbilliger Verachtung der plattdeutſchen Sprache**, wie es dem Herrn Verfaſſer ſelbſt zu überſetzen beliebet hat. Ich war erſt geſonnen, einen kurzen Abriß dieſer Schrift mit einigen Anmerkungen folgen zu laſſen. Es haben aber die Verfaſſer der critiſchen Beyträge in Leipzig dieſes ſchon geleiſtet in dem 11ten Stück S. 306. folg. und mich dieſer Arbeit überhoben. Ich will alſo nur die Gründe des Herrn **Raupachs** vorjetzo ein wenig erläutern und zugleich wiederlegen.

§. 19.

Der Herr Verfaſſer dieſer angeführten Streitſchrift eignet ſeiner plattdeutſchen Sprache viele Vorzüge zu. Den erſten ſetzet er §. 13. S. 28. darinn, daß ſie jederzeit einförmig und übereinſtimmend geweſen, die Meißniſche aber wäre jederzeit verändert und mit vielen fremden Wörtern vermiſchet worden. Ich kann hierauf unterſchiedenes antworten. Ich halte ſelbſt die Vermiſchung mit fremden und ausländiſchen Wörtern für einen Fehler einer Sprache. Wer will aber dieſen Fehler der hochdeutſchen Mundart ſelbſt beymeſſen? Haben wir nicht zu allerzeit viele aufzuweiſen, welche einen recht rühmlichen Eifer dawieder geäuſſert haben? Man erinnere ſich nur der fruchtbringenden Geſellſchaft. Vie-

leicht hat der Eifer einige der Mitglieder dieſer Geſellſchaft gar zu weit getrieben Man erwäge nur die Bemühungen unſerer jetzigen Gelehrten, wodurch ſie das fremde in unſerer Sprache völlig tilgen und das reine wieder herſtellen wollen. Daß aber die plattdeutſche Sprache gar keine Veränderung gelitten, halte ich eben für ein Zeichen, daß ſie auch nicht ausgebeſſert geworden ſey. Mit was Grunde kann man alſo ſelbiger einen Vorzug für andern ausgebeſſerten beylegen? Man würde nicht wiſſen, was zu einer guten Sprache gehöret, wenn man bey der Niederſächſiſchen gar keine Verbeſſerung als nöthig zu geben wollte. Hienächſt ſehe ich es allerdings als ein ſehr verwegenes Urtheil an, wenn man alle Veränderung in gedachter Sprache leugnen will. Das Zeugniß des **Laurenbergs**, worauf der ganze Beweis des Herrn Verfaſſers beruhet, kann uns ſchon von der Wahrheit des entgegen geſetzten überführen. Ich will zwey Worte aus ſelbigen anführen. Ich glaube nicht, daß iemand zu unſerer Zeit wiſſe, was **vernaten** heiſſen ſoll. Man wird es ſchweerlich für gleichgültig mit **verändert** oder vielmehr **verdorben** halten. So weiß ich auch keine unter den plattdeutſchen welche mit **Laurenberg: Landſchoppen**, jetzo reden reden und ſchreiben ſollten, man redet und ſchreibet: **Landſchapen.** Daß letztlich dieſe Sprache durchgängig einerley und übereinſtimmend ſeyn ſollte, ſolches wiederſpricht aller Erfahrung. Die beſondere Mundarten ſind gar ſehr unterſchieden. Ich will gut dafür ſeyn, daß ein Holſteiner einen vollkommenen Hinterpommer und Rüganer nicht verſtehen ſollte.

§. 20.

In eben dem 13ten Abſchnitte S. 30. wird der andere

dere Vorzug aus dem Alterthum hergeleitet, welches in dem folgenden §. 14 bewieſen wird. Ich werde dieſen Vorzug leicht wiederlegen können, zumal ich in den vorhergehenden erwieſen habe, daß das Alterthum einer Sprache gar keinen Vorzug gebe. Man merke nur, daß ich von einem ſolchen Vorzug rede, welcher Grund in ſich hält, daß man eine Sprache annehme und gebrauche. Ueberdem, ſo weiß ich gar nicht, ob der Herr Verfaſſer ſeine Meynung vollkommen bewieſen habe, daß das Plattdeutſche älter als das Hochdeutſche ſey. Ich halte ſie beide für gleiche Schweſtern und Kinder einer noch ältern, ich will ſagen, der gothiſchen Sprache; ſo, daß jene bey ihrer einfältigen Mutter etwas näher geblieben ſey, dieſe aber ſich zum guten mehr verändert habe. Iſt es nicht beſſer, daß man unterſchiedene Begriffe und Gedanken auch mit unterſchiedenen Worten ausdrucke, als daß man es mit einem verrichte. Das erſtere findet man auch der der geſchehenen Veränderung in der hochdeutſchen, das letztere aber in der plattdeutſchen Sprache. Der Herr Verfaſſer kann uns ſelbſt Gelegenheit geben dieſes zu beweiſen. So wol ein **Gelůbde** als auch die **Verlobung** zwey ganz unterſchiedene Dinge werden im Plattdeutſchen durch das einzige Wort **Lőfft** ausgedruckt. Ich bin ferner auch nicht der Meynung, daß die vielen einſilbigten Wörter in einer Sprache ihr zur Ehre gereichen. Ich glaube vielmehr das Gegentheil. Sie wiederſtreiten in der That der Deutlichkeit, welche doch eine weſentliche Eigenſchafft einer Sprache iſt. Das übrige was der Herr Verfaſſer bey dieſer Gelegenheit annoch anführet, wird leicht wiederleget werden können. Man leſe nur die **critiſchen Beyträge** S. 316. und f.

§. 21.

§. 21.

Die Reinigkeit ſoll den dritten Vorzug abgeben. Der Herr Verfaſſer beweiſet ſelbige daher, weil die plattdeutſche Sprache das ſ und z ſo wenig in ſich hält, und auch weil ſelbige kein pf ſondern nur ein einfaches p gebrauchet. Die Meiſniſche Sprache hingegen ſoll unrein und weibiſch ſeyn, weil ſie die ziſchenden Buchſtaben ſ und z imgleichen das pf ſtark und oft gebrauchet. Ich habe dieſen Abſchnitt wol zwey mal geleſen, habe aber ſo wenig hier als in der ganzen Schrift eine Erklärung des reinen und männlichen einer Sprache finden können. Ich werde die Antwort ſo lange ſchuldig bleiben, bis ich aus einer von dem Herrn Verfaſſer gegebenen ordentlichen Erklärung werde beſtimmen können, ob die Reinigkeit einer Sprache kein ſ und z und kein pf leidet. Urtheilet der Herr Verfaſſer nach dem Geſchmack; ſo kann ich verſichern, daß obgleich der Zucker ihm ſöt, mir doch ſüß ſchmecke. Sonſten weiß ich auch, daß die Männer hochdeutſch reden können und es kleidet ihnen recht gut.

§. 22.

Der vierte Vorzug, welchen der Herr Verfaſſer von der klaren, deutlichen und angenehmen Ausſprache herholet, gilt nur von den ganz beſondern Mundarten einiger Völker, und der Fehler kann daher der hochdeutſchen Sprache an ſich nicht zugeſchrieben werden. Die Gewohnheit dieſes oder jenen Landes iſt nur Schuld daran. Man kann ihn verbeſſern und man iſt dazu verbunden, weil er nichts nohtwendiges in ſich hält. Man findet auch, daß die gelehrte und vornehme davon zimlich frey ſind. Ich treffe dieſen Fehler auf eben die Art

in den unterſchiedenen Ländern an, worinn die plattdeutſche Sprache herrſchet. Ob aber ſonſt einer etwas annehmliches daran ſinden wird, wenn er einen Hinterpommer mit vollem Maule reden höret, daran zweifele ich gar ſehr.

§. 23.

Die Ernſthafftigkeit und Zierlichkeit ſollen nach den §. 18. den letzten Vorzug ausmachen. Worinn dieſe Eigenſchaften beſtehen, hat der Herr Verfaſſer zü erklären vergeſſen; und die Gründe wodurch er beweiſen will, daß ſelbige nur in der plattdeutſchen nicht aber in der Hochteutſchen Sprache ſtatt finden, kann ich ebenfalls nirgend antreffen. Man wird alſo von mir keine Antwort mit Recht erwarten können. Der Herr Verfaſſer verknüpfet hiemit noch zwey andere Gründe; als 1.) daß man in der hochdeutſchen Sprache einen Mangel vieler Wörter beſonders welche die Schifsbaukunſt betreffen, bemerkte, und 2.) daß ein Niederſachſe die hochdeutſche Sprache vollkommen, keinesweges aber ein Oberſachſe die plattdeutſche lernen könne. Das erſtere meyne ich eben nicht. Man kann die Begriffe der Schifsbaukunſt ebenfalls in dem hochdeutſchen ziemlich ausdrücken, und ich ſehe auch nicht ein, warum man nicht nach vorhergegangener nöthigen Veränderung einige Wörter aus der plattdeutſchen Mundart annehmen könnte? Was aber das andere und letztere betrift, ſo ſchlieſſe ich keinen Vorzug vor die plattdeutſche Sprache ſondern völlig das Gegentheit daraus. Ich bin der feſten Meynung, daß das Schwere der plattdeutſchen Mund-Art derſelben zum gröſten Nachtheil gereiche, dahingegen das leichte der hochteutſchen Sprache einen gar groſſen Vorzug

zug giebet. Man würde ohne Grund handeln, wenn man das Schwere dem Leichtern vorziehen und annehmen wollte. Hiebey kann man zugleich den kleinen Fehler des erwähnten Verfaſſers in den critiſchen Beyträgen S. 222. merken, welcher meynet, daß der Herr Raupach aus dem letzten Vorzuge die Schönheit der plattdeutſchen Sprache beweiſen wolle. Es iſt aber ſolches nicht ſeine Meynung, ſondern er führet ſolches als einen neuen Grund und Vorzug an, welchen er jedoch nur kurtz berühren will.

§. 24.

Die übrigen Gründe, welche annoch der Herr Verfaſſer in dem §. 19. und f. anführet, daß die gemeine und geringe Leute darunter ſehr leiden müßten, ſie könten den Catechismum, die Bibel und die Geſänge nicht recht verſtehen, und daß man auch gute Bücher im Plattdeutſchen hätte; ſind ſo ſchwach, daß ich mich ohne Grund dabey aufhalten würde. So viel iſt gewiß: Wollte man die Gelehrſamkeit aus den Büchern holen, welche in der plattdeutſchen Sprache abgefaſſet ſind; ſo würde wol unſer Büchervorrath nicht allzu groß werden, und die Gelehrſamkeit und Weisheit würde noch kleiner ſeyn.

§. 25.

Wir haben alſo nunmehro beſtimmet und feſtgeſetzet, daß man keine andere Mundart für die wahre u. rechte Sprache Deutſchlandes anzunehmen habe, als die hochdeutſche. Dieſe iſt es alſo, auf welche man zu ſehen hat, wenn man von der Verbeſſerung der deutſchen Sprache reden und derſelben ſeine Bemühung widmen will.

II.

Chriſtian Meisners Silesia loquens oder von der Sprache der Schleſier. Wittenberg 1705.

Unter die Hülfsmittel, die zur Verbeſſerung der deutſchen Hauptſprache etwas beytragen, zählen wir billig eine genaue Erkenntniß der beſonderen Mundarten, die in Anſehung der deutſchen Provintzen unterſchieden ſind. Eine Hauptſprache muß von Wörtern und Redensarten frey ſeyn, welche von den Gutdüncken eines kleines Häufleins ihren Urſprung haben und nicht von einem jeden Deutſchen gebilliget werden können. Die Gewohnheit hat faſt in eine jede kleine Landſchaft eine Art zu reden eingeführet, die von der Sprache ihrer Nachbaren ganz unterſchieden iſt, und den entferneteren Deutſchen fremde und ausländiſch fürkommt. Was für eine Geſtallt aber würde eine Sprache gewinnen, wenn man den vielfältig unterſchiedenen Zeichen der Gedanken, die bald dieſer bald jener ohne zureichenden Grund annimt, das Bürgerrecht ohne Unterſcheid in der Hauptſprache verſtatten wollte. Die groſſe Menge der Wörter würde ihrer Vollkommenheit mehr nachtheilig, als vortheilhaft ſeyn. Ja es würde faſt etwas unmögliches ſeyn, eine Sprachkunſt zu entwerfen, die aufrichtigen Regeln gegründet wäre. Man ſiehet hieraus wie billig es ſey, eine Sprache von den Provincialwörtern zu ſaubern, wenn man ſie verbeſſern und in einer wahren Schönheit darſtellen will. Dieſes aber wird ſchwerlich geſchehen können, wo man nicht die in einer Provinz übliche Art zu reden genau

genau gekennet. Dis wäre der erſte Grund, aus welchem die Nothwendigkeit der Erkenntniß, die wir erfordert haben, kann bewieſen werden. Der andre iſt von einem gleichen Gewichte, wenn man erwäget, daß in einer Provinz vor der andern auf die Reinigkeit der Hauptſprache geſehen und ihre Schönheit befördert worden. Wer eine Sprache in Anſehen bringen will, der hat Urſache auf die Bemühungen ſeiner geſchickten Landesleute, welche die Verbeſſerung der Sprache geſuchet haben, zu merken, dem Beyſpiel derſelben zu folgen und was jene unterlaſſen haben, zu erſetzen. Er wird hie zum wenigſten einige Hülfsmittel finden, die zu ſeinem Vorhaben dienlich ſind.

Die kleine Schrift von der wir iezt reden wollen, führet uns nicht unbillig auf dieſe Gedanken. Der Verfaſſer derſelben iſt ein Schleſier und liefert uns in ſeiner Abhandlung, die er, unter dem Herrn Schurzfleiſch, vertheidiget hat, eine Nachricht von der Sprache ſeines Vaterlandes. Wir müſſen dieſe Unterſuchung loben aus den Gründen die wir ietzo angeführet haben. Sie giebet uns Gelegenheit, die Sprache eines Volkes kennen zu lernen, welches einen groſſen Theil Deutſchlandes bewohnet und insbeſondere gefällt uns der Fleiß des Verfaſſers, mit welchem er die Ausdrücke geſammlet, die den Schleſiern eigen ſind und bey andren Deutſchen nicht gefunden werden. Wir würden vielleicht ſchon eine vollkommene Sprache haben, wenn wir mehrere Ausarbeitungen von dieſer Art aufzuweiſen hätten. Die Gelehrten würden ſich zum wenigſten mit leichter Mühe hüten können, keine Provincialwörter in ihren Schriften zu miſchen, worüber diejenige eifern müſſen, die nicht wiſſen, was ſie für einen Begriff mit denſelben

ver-

verknüpfen ſollen, weil ihnen das Wort nicht bekannt iſt. Wir wollen inzwiſchen den Innhalt dieſer Schrift bekannt machen,

Derſelbe betrift zuerſt die Sprache der Schleſier überhaupt und die Veränderungen, welchen dieſelbe unterworfen geweſen, und die Sammlung beſondrer ſchleſiſcher Wörter iſt als ein Anhang beygefüget. Drey Hauptſtücke machen die Abhandlung an ſich aus. Das erſte unterſuchet die ſchleſiſche Sprache zu den älteſten Zeiten. Das andere handelt von dem Zuſtande derſelben unter der Beherrſchung der Sarmater, und das dritte beleuchtet die neuere und heutige Beſchaffenheit derſelben.

Die Zeugniſſe der alten und neuen Schriftſteller, welche die Gränzen der alten Germaner oder Deutſchen beſtimmen, geben dem Verfaſſer völligen Grund zu behaupten, daß die Deutſchen zu erſt die Provinz bewohnet haben, die in den folgenden Zeiten Sileſia oder Schleſien genannt worden. Die Gelehrten welche die ſchleſiſchen Alterthümer unterſuchet als: Münſter, Curäus, Henel, Schurzfleiſch, Hancke haben genugſam erwieſen, daß man hier beſonders den Sitz der alten Quader und Lygier, die Abkömmlinge der Schwaben ſind, ſuchen müſſe. Daß ſich einige viele Mühe geben, auszumachen, daß die Elyſier gleichfalls in Schleſien gewohnet haben, ſchreibet der Verfaſſer, dem der Wiederſpruch der von ihm angeführten Geſchichtſchreiber in dieſem Stücke gefällt, ihrer Begierde zu, einen Grund der Ableitung des Namens Schleſien zu finden, der mit dem Namen der Elyſier eine ziemliche Aehnlichkeit haben ſoll. Er nimmt hiebey Gelegenheit, ſeine Meynung über den Urſprung der Benennung ſeines Vaterlandes zu eröffnen. Die unterſchiedenen Schreibarten dieſes Namens, deren

dreißig von Hanken (a) angeführet werden, verurſachen einige Schwierigkeit. Er glaubet indeſſen, daß dieſe Benennung ſlaviſches Urſprunges ſey, und meynet, daß die Ausſprache der Sarmaten, welche die Provinze Slezia, Zleſia und Sleſia genannt haben, welches man aus öffentlichen Urkunden beweiſen kann, ſeine Meynung beſtätige. Man könne aber aus der Sprache derſelben das Wort Zle, (moroſum & iniucundum) das dem deutſchen Worte Quad gleich iſt, oder Slezack (convenam) zum Stammworte nehmen oder auch behaupten, das die Siusler oder Sluſier, welche in dieſem Lande gewohnet und ein ſlaviſches Volk geweſen, zu ſolcher Benennung Gelegenheit gegeben habe. Im übrigen iſt von ihm angemerket, daß der Name Schleſien zuerſt im Anfange des XIten Jahrhunderts bekannt geworden ſey. Dem ſey, wie ihm wolle, ſo iſt dieſes gewiß, daß in denen älteſten Zeiten, Schleſien ein Sitz deutſcher Völker und folglich die alte deutſche Sprache in dem Lande üblich geweſen. Daß unter derſelben der ſchwäbiſche Dialect verſtanden werde, iſt leicht einzuſehen; wie aber die damalige Mundart gelautet habe, hält der Verfaſſer mit andern für eine Frage, die in Anſehung der mangelnden Nachrichten, nicht leicht zu beantworten iſt, es ſey denn, daß man ſich in den Ländern eines kleinen Raths erholen können, nach welchen dieſe Völker zu letzt gewandert ſind und wo noch einige Ueberbleibſel alter deutſchen Reime aufbehalten werden ſollen, welche in den heutigen Schwaben, in der Schweitz und beſonders in der Abtey S. Gallen, ſeyn müßte. Und dieſes iſt alles, was der Verfaſſer von der älteſten Sprache ſeines Vaterlandes ſagen kann. Nach

(a) in Antiquitatt. de Sileſiorum maioribvs.

Nach der gemeinen Meynung, welcher unſer Schriftſteller nicht entgegen iſt, wird das ſechſte Jahrhundert, als die Zeit der Ankunft der Sarmaten in Schleſien angegeben, da kurz vorher die Schwaben aus dem Lande gewandert waren und jenen Gelegenheit gegeben hatten, ein Land zubeziehen, welches ihnen annehmlich und fruchtbar ſchien. Hier konnte es nicht anders ſeyn, als daß die Sprache der Sarmaten die ſchleſiſche Landesſprache ward. Sie bedienten ſich aber der Sclavoniſchen oder Polniſchen Mundart, und der Verfaſſer hält es für keine Schande für ſein Vaterland, daß dieſe Sprache in demſelben üblich geweſen und zum Theil bis in die neueſten Zeiten beybehalten worden, in Anſehung der Vollſtändigkeit und Schönheit dieſes Dialects, an welcher er keiner andern Sprachen etwas nachgiebt. Wir wollen dies letztere nicht unterſuchen, ſondern nur mit dem Verfaſſer anmerken, daß dieſe Sprache in ſeinem Vaterlande ſo gerne, auch von den zurück gebliebenen Deutſchen, angenommen und ſo willig beybehalten worden, daß ſie die Mutterſprache der Einwohner in Oberſchleſien, und beſonders in den von ihm benannten Bezircken, geblieben iſt. An andern Orten aber iſt der Böhmiſche Dialeckt üblich, der nur in wenigen Stücken von ienem unterſchieden iſt und ebenfalls die Slavoniſche als ſeine Hauptſprache erkennet. Das Anſehen dieſer Sprache iſt nicht wenig befördert, durch die Hochachtung, welche man im deutſchen Reiche gegen dieſelbe geheget hat, da beſonders der Kayſer Carl der IV. auf dem Reichstage 1356. verordnet, daß die Prinzen der Churfürſten und andrer Reichsſtände, ſich die Erlernung derſelben angelegen ſeyn laſſen ſollten, damit ſie die bey den anſehnlichſten Völkern zu unternehmende Geſchäfte ohne Dol-

mettſcher und Gehülfen deſto bequemer ausführen könnten. (*b*) Ueberdem hat zum Aufnehmen der ſlavoniſchen Sprache auch dieſes nicht wenig beygetragen, daß die Schrift A. u. N. T. entweder von Hieronymus oder Cyrillus und Methodius, als den erſten Lehrern dieſer Völker, im Anfange des Chriſtenthums, in dieſelben überſetzet worden, und noch bis auf den heutigen Tag, bey dem Gottesdienſte der Illyrier im Gebrauch iſt.

In der dritten Abtheilung erwähnet der Verfaſſer der letzten Veränderung, die in Schleſien in Anſehung der Einwohner und ihrer Sprache vorgegangen iſt. Er hat ſchon zuvor erinnert, daß die Deutſchen nicht gänzlich aus Schleſien vertilget worden, aber doch ſo gelebet haben, daß ſie als kein von den Sarmaten unterſchiedenes Volk anzuſehen geweſen, ſondern ihre Sprache und Gewohnheiten willig angenommen haben. Zweene Hauptumſtände aber haben den Deutſchen den Weg wiederum nach Schleſien eröffnet. Der erſte, den der Verfaſſer anführet, iſt die Verehligung der Schleſiſchen Fürſten mit deutſchen Prinzeſſinnen, denen viele Unterthanen folgeten und willig als ſchleſiſche Bürger aufgenommen wurden. Der andere iſt die Trennung der ſchleſiſchen Länder von dem polniſchen Reiche, die im Jahr 1334. (*c*) aus einem Misfallen an der Aufführung der Polen gegen die Schleſier vorgenommen worden. Beyde Umſtände gaben Gelegenheit zur willigeren Aufnahme der Deutſchen und zum Wachsthum des Anſehns derſelben in dieſen Ländern. Die deutſche Sprache ward nicht weniger wiederum üblich und mit der Zeit die ordentliche

Landes.

(*b*) Limnæus obſervat 19 ad auream bullam c. 30. §. I.
(*c*) Cromerus in Hiſtor. Polon.

Landesſprache. Damit man dieſes deutlicher einſehen mög iſt folgendes anzumerken. Die Schleſier ſtunden nach der Trennung von Polen unter dem Schutz des Königes von Böhmen und richteten ſich alſo nach der in Böhmen eingeführten Regimentsverfaſſung. Der König und römiſche Kayſer, Carl der IVte führete aber den Gebrauch der deutſchen Sprache in die Gerichte ſeiner Länder ein. Und dieſe Verordnung ward nicht weniger in Schleſien beobachtet (*d*). Man ſiehet leicht, daß dieſe Verordnung ein nicht geringer Vortheil für die deutſche Sprache geweſen, da ein groſſer Theil der Einwohner dieſelbe zu erlernen verbunden, andere aber, der erſteren Beyſpiel zu folgen, von ſelbſt willig geweſen. Und auf dieſe Art hat die ſchleſiſche Landesſprache ſich wiederum in die damals übliche Deutſche verwandelt.

Der Verfaſſer giebt gerne zu, daß die heutigen Deutſchen von der damaligen ſchleſiſchen Sprachen nicht das beſte Urtheil zu fällen Urſache haben, u. daß dieſelbe rauh und ungeſaubert geweſen. Allein dieß Urtheil trift auch überhaupt den allgemeinen deutſchen Sprachgebrauch damaliger Zeiten, und gereicht ſeinem Vaterlande zn keinem beſondern Nachtheil. Im Gegentheil muß es demſelben Ehre bringen, daß in den neuern Zeiten die Verbeſſerung der deutſchen Sprache ſo geſchickte Liebhaber in Schleſien gefunden hat, als in einer andern Provinz mögen angetroffen werden. Die vorhandene Proben der ſchleſiſchen Beredſamkeit und Dichtkunſt ſollen ein Zeugniß ſeyn, daß die Schleſier an einer ſchönen Schreib-

(*d*) Dieſe hiſtoriſche Anmerkung gilt nur von den Böhmiſchen und Schleſiſchen Ländern, welches der Verfaſſer auch anmerket da in die Reichsgerichte ſchon von Kayſer Rudolph I. die deutſche Sprache eingeführet worden.

art, ſinnreichen Erfindungen, und artigen Auspuß keinem andern Deutſchen weichen dürfen und wir finden hie ein Verzeichniß der Redner, Dichter und andrer Schriftſteller dieſes Landes, deren bekannte Werke zum Beweiſe dienen ſollen. Wir misgönnen keinem die Stelle, die der Verfaſſer ihm in ſeiner Schrift zugeeignet hat. Wir glauben auch daß ein ieder ſeine Verdienſte in Anſehung der Sprachübungen nach damaligen Zeiten hat. Es wird denſelben aber auch nicht zum Nachtheil gereichen, wenn wir erinnern, daß ihre Namen nicht deswegen von uns angeführet werden, daß alle ihre Arbeiten den heutigen Liebhabern einer guten Schreibart zum Muſter könnten vorgeleget werden. Genug wir ſind damit einig, daß ſie zu ihren Zeiten ihre Verdienſte gehabt haben und einige unter ihnen noch verdienen von allen Liebhabern der Sprache geprieſen zu werden. Der Verfaſſer vertheilet die Schleſier, die ſich durch ihre Sprachkunde Ruhm erworben haben, in unterſchiedene Ordnungen. Die erſte nehmen die geiſtlichen und weltlichen Redner ein, welche er dieſer Stelle würdig hält. Wir wollen ihre Namen herſetzen. Unter den geiſtlichen Rednern werden benannt.

Lucas Pollio, ein Prediger zu Breslau der 1583. verſtorben.

D. Zacharias Hermann, vornehmſter Prediger zu Breslau ſtarb 1637.

Johann Heermann, Prediger zu Köeben.

Johann Müller, aus Breslau. Prediger zu Hamburg

M. Benjamin Gerlach, Prediger zu Schweiniß, und

Caſpar Neumann, ein berühmter Gottesgelehrter zu Breslau.

Es

Es iſt ohnſtreitig, daß die Gelehrten die dem Herren in ſeiner Kirche dienen, die beſte Gelegenheit haben, ja verbunden ſind, Proben einer wahren Beredſamkeit abzulegen, deren die göttlichen Wahrheiten, die ſie vortragen, würdig ſind. Erbauliche Gedanken werden durch einen ſchönen Vortrag angenehmer. Und in Anſehung der beſtändigen Uebungen eines Gottesgelehrten in den Arbeiten von dieſer Art, hat man Urſache in den Schriften derſelben die vollkommenſte Beredſamkeit zu ſuchen. Wir müſſen es dem Verfaſſer zutrauen, daß er ſolche Männer genannt habe die zu ihren Zeiten von keinem ihrer Landesleute übertroffen worden. Wie weit eines jeden Stärke gegangen ſey, würde man noch aus ihren Schriften beurtheilen können. Allein es wird hier nicht von uns gefordert werden. Unter die weltlichen Rednere, die der Verfaſſer anführet, verdienen den Vorzug.

Andreas Gryphius, Landſyndicus zu Glogau.
Balthaſar Sigism. Stoſch, ein Schleſ. Edelmann.
Chriſtian von Hofmannswaldau. Rathsvorſteher zu Breslau
Daniel Caſpar v. Lohenſtein, Syndicus der Stadt Breslau, und
Chriſtianus Gryphius, Rector der Schulen daſelbſt.

Dies ſind die berühmten Männer die im vorigen Jahrhundert ſich durch die Proben ihrer Beredſamkeit, die ſie der Welt vor Augen legten, bey jedermann Ehre und Hochachtung erworben haben. Wer ihre Verdienſte gegen die deutſche Beredſamkeit kennen will, darf nur die ſchlechte Beſchaffenheit derſelben vor den Zeiten dieſer Männer anſehen und erwägen, daß ſie nicht ohne Mühe die elende Geſtalt der Redekunſt verbeſſert und in Ordnung gebracht haben. Wir geſtehen gerne, daß ihre

Schriften, wenn ſie nach der heutigen Verfaſſung der Kunſt geprüfet werden, eine merkliche Aenderung erdulden müßten. Wer will aber ſo unbillig ſeyn und von Leuten, die den Anfang der Verbeſſerung einer Wiſſenſchaft machen, eine vollkommene Einrichtung derſelben fordern? Wir ſehen es ein, daß man Grund habe ihnen einige Ausſchweifungen vorzuwerfen. Wir finden ſie aber nicht bey allen ſo ſtark, daß ſie eine ſcharfe Beurtheilung verdienen. Wer ihre Schriften mit Vernunft lieſet, hat noch heute Vortheil davon, obgleich ſchon beſſere verhanden ſind. Und wir glauben kaum, daß die heutige Beredſamkeit zu einem ſolchen Grad gediehen wäre, wann dieſe Vorgänger nicht den Grund geleget hätten. Unſere Meynung iſt dieſe, daß man Urſache habe ein Urtheil von ihnen zufällen, welches ſowenig den blinden Verehrern ihrer Schriften als den unbilligen Verächtern ihrer Verdienſte das Wort redet.

Daß nebſt der Redekunſt auch die Dichtkunſt zur Verbeſſerung einer Sprache, ſehr vieles beytrage iſt bekannt. Der Verfaſſer erwähnet daher auch derjenigen unter ſeinen Landesleuten, die in dieſer Wiſſenſchaft rühmliche Proben zum Vortheil der deutſchen Sprache geliefert haben. Folgende ſtehen in dem Verzeichniß, welches wir in ſeiner Abhandlung finden.

Martin Opitz, aus Bunzlau in Schleſien.
Matthäus Apelles von Levenſtein, fürſtlicher Oelsniſcher Rath.
Andreas Gryphius.
Chriſtian von Hoffmannswaldau.
Dan. Caſpar von Lohenſtein.
Henrich Asmann Freyherr von Abſchatz.
Chriſtian Gryphius.

In

In wie ferne ſich dieſe Männer um die deutſche Sprache und Dichtkunſt verdient gemacht haben, iſt von den Criticverſtändigen längſt gezeiget worden. Wäre Opitz der einzige den der Verfaſſer unter ſeinen Landesleuten als einen Verbeſſerer derſelben anführen könnte, würden deſſen Verdienſte ſchon ſeinem Vaterlande Ehre bringen. Dieſer hat nicht allein das Glück gehabt, daß er alle ſeine Vorgänger weit übertroffen hat. Er iſt auch der allererſte geweſen, der die Poeſie der Deutſchen in eine richtige Ordnung gebracht und gezeiget hat wozu die deutſche Heldenſprache geſchickt ſey, wann ſie richtig gebrauchet wird. Einige ſeiner Nachfolger, welche beſonders diejenigen ſind, deren Namen wir genannt haben, kamen ihm ziemlich nahe, und andere Deutſche lieſſen ſich gleichfalls bewegen, einem ſo rühmlichen Beyſpiel zu folgen und das in Ausübung zu bringen, was ihnen ein ſo geſchickter Lehrer vorgeſchrieben hatte. Man ſiehet hieraus, was wir den Schleſiern in Anſehung ihrer Bemühungen zur Aufnahme der deutſchen Sprache ſchuldig ſind, und wie unſer Verfaſſer Recht habe, zu behaupten, das ſein Vaterland in dieſem Stücke keiner andren Provinz Deutſchlandes nachgeſetzet werden dürfe. Nachdem er alſo die Verdienſte der gelehrten Schleſier und die deutſche Sprache erzählet, kommt er zuletzt auf das Verhältniß der ſchleſiſchen Landesſprache gegen die deutſche Hauptſprache.

Die Bemühungen der Gelehrten, die Sprache zu verbeſſern haben noch nie den Nachdruck gehabt, daß man die Früchte derſelben bey allen Einwohnern eines Landes hätte wahrnehmen können. Der Pöbel, ja überhaupt diejenigen, die ohne gelehrt zu ſeyn ihr Gewerbe treiben, ſind bey den Vorſtellungen der Sprachkundigen unempfindlich, und machen ſich ein Vergnügen daraus, immer

weiter von der Hauptſprache abzugehen und die Sprache zu verwirren. Eben dieſes nimmt der Verfaſſer bey ſeinen Landesleuten wahr und findet ſoviele Dialeckte in Schleſien, als er Einwohner, antrifft die nach dem Stande und den Gegenden, darin ſie wohnen, unterſchieden ſind. Dieſe Leute führen gemeiniglich ſolche Worte nnd Ausdrücke in die Sprache ein, davon die Hauptſprache nichts weiß und die derſelben gar keinen Vortheil bringen; zu geſchweigen der eigenmächtigen Veränderung der Wörter und der beſondren Ausſprache, welche mit einem reinen Sprachgebrauch keinesweges beſtehen kann, und ohne allen Grund geſchiehet. Wir werden dieſes aus denjenigen Verzeichniß ſehen, welches unſer Verfaſſer von den beſondren ſchleſiſchen Provinzialwörtern und von den in der gemeinen Mundart gewöhnlichen Ausdrücken entworfen hat. Er bemerket eine vierfache Abweichung ſeiner Landesleute von der Hauptſprache. Man findet bey ihnen etwas beſondres I. **In Anſehung der ſelbſtlautenden Buchſtaben.** Sie verändern das A in E. als: **Adem** für **Adam**; **Scheuſel** für **Scheuſal**; **fruchtber** für **fruchtbar.**

In O welches nach Art des griechiſchen ω lang iſt als: **hot** für **hat**; **Obend** an ſtatt **Abend**; **Johr** für **Jahr**; **Goben** für **Gaben.**

In Oa welches faſt wie der Griechen π: ausgeſprochen wird als **Foaden** für **Faden**; **Oadem** für **Adam**; **ſchmoal** für **ſchmal.**

In U. als: **huſtdu** für **haſtdu**; **ju** für **ja**; **Klufſter** für **Klaffter.**

Das Ae wird bey ihnen verwandelt in ü als: **Würmde** anſtatt **Wärmde.**

Aeu in ee. als: **erteebt** für **ertäubt**; **erſeefft** für **erſaufft.**

Au-

Au. entweder in ein gedoppeltes und langes oder kurzes E. als: Heet an ſtatt Haupt; ſefft für ſauft: heffen für Haufen.

In Oa als Moal für Maul; ſoaffen. für ſaufen.

In O, welches lang iſt als: Lob für Laub; Oge für Auge, koffen für kaufen.

In U, welches gleichfalls etwas lang gezogen iſt. Als druf für drauf.

E. wird verwandelt in A als: Fahl für Fell. Nalken für Nelken; Lader für Leder.

In J. als, ihrlich für ehrlich. Siele für Seele; gihn für gehn.

In Ei als: Beigräbniß für Begräbniß: bey einigen in ů.

Ei in ein langes E als: Eche für Eiche; nee für nein; Eenigkeet für Einigkeit.

In ein kurzes E. als: pfefft für pfeift.

In J. als: inner für einer; Zwiback für Zweyback.

Eu. in Oi als: Oile für Eule; oich für euch; Foir für Feuer.

E. wird vor einem s. gänzlich verſchluckt als s kann für es kann.

J in E als: brengen für bringen; drengen für dringen.

O in U als; huffen für hoffen; kummen für kommen; Tudth für Todt.

O wird auch von den Schleſiern lang ausgeſprochen in den Wörtern da andere Deutſche ein kurzes o haben als Goth für Gott; donern für donnern.

In Au, als: lauben für loben; graub für grob.

Oe

Oe in ů oder i. als: hůren oder hiren für hören; kůnnen für können; ſchin für ſchön.

U. in au als: Schauld für Schuld; Gedauld für Gedult.

In e. in dem Worte du, wenn es nach dem Zeitwort ſtehet, als: wo biſte für wo biſt du.

In i. ins für uns.

II. In Anſehung der Mitlauter. z. E. Sie verwandeln

Chts in ſchte. als: niſchte für nichts.

Chs in x. als: Wax für Wachs; waxen für wachſen.

F in p. als: Töpper für Töpfer; Tupp für Topf; Truppen für Tropfen.

T in D als: hinder für hinter.

C wird oft eingeſchoben, als: ſich für ſiehe; es geſchicht für es geſchiehet.

G wird ausgeworfen, als: Mädel für Mägdel.

P wird gleichfalls ausgeſtoſſen, wie: Heet für Haupt.

N wird in einigen Theilen der Rede am Ende weggeworfen; als: nu für nun ma für man; bi für bin.

T ſtoſſen ſie gleichfalls aus einigen Wörtern, als: s iſ für: es iſt; nich für nicht.

Der Artickel das verlieret die beiden erſten Buchſtaben, daß es heißt: s Fleeſch für das Fleiſch; s Geld für das Geld, welches auch in Zeugefall bemerket wird, als: s Morgends für des Morgens.

Andreas Gryphius hat übrigens eine artige Probe der ſchleſiſchen Bauerſprache gegeben, in der Schrift, die er das verliebte Geſpenſt betitelt.

III. In Anſehung der Wortendungen merket der Verfaſſer

faſſer beſonders an, 1) daß die Schleſier in den Endungen der Verkleinerungswörter, von andren Deutſchen abgehen. Diese gehen ſonſt aus auf lein, gen und chen; als: Kindlein, Kindchen und Kindgen. Man findet aber bey den Schleſiern, Kindel, Kindle, Kindla, Kindaln und Kindang. 2) daß diejenigen, die auf dem Gebürge wohnen, die letzten Sylben, die ſich auf e und en enden, in a verwandeln, davon die bekannte Beſchreibung ihrer Wohnung zeuget, die alſo lautet: Ich bi durt duba har, wo die gruſſa Reißka waxa, mit da langa hola ſtila. Zum Ruhm ſeiner Landesleute führet der Verfaſſer in dieſem Abſchnitt noch an, daß ſie den Unterſchied der Buchſtaben b und p, d und t, genau beobachten, und dannenhero nicht nöthig haben, das weiche b und d von dem harten p und t zu unterſcheiden; gleichwie ſie in Anſehung das g und i ganz genau verfahren. Endlich iſt es rühmwürdig, daß ſie bey der Ausſprache nicht leicht einen Fehler in der Setzung des Accents begehen, da anderen Völkern in Deutſchland viele Fehler fürgeworfen werden.

IV. Zuletzt finden wie die beſonderen Wörter angeführet, von denen der Verfaſſer angemerket hat, daß ſie nur den Schleſiern eigen ſind. Wir wollen unſeren Leſern nur einige aus ſeinem Verzeichniß vorlegen. z. E.

A. wird gebraucht für er und ein; als: a ſchreibt für er ſchreibt; a Man für ein Mann.

Aebicht, d. i. nicht auf der rechten Seite; als: das Tiſchtuch iſt äbicht aufgedeckt.

Ankräbſch und ankrätſch, Zankſüchtig.

Aſch für Gefäſſe, als: Milchaſch, Reibeaſch.

Beharſt, etwas überfrohren.

Blat.

Blatterſteppelicht. d. i. pockengrübig.
Blatſcheů, furchtſam.
Erdäumeln, für, erhaſchen.
Eſem, übelgeberdend
Firgeln, meiſtern, vexiren.
Flennen, weinen.
Füſſeln, nicht wol zu Fuſſe ſeyn.
Gämlich, verdrüßlich, wunderlich.
Geſchläter, liederlich Geſindel.
Gewandsweiſe, von ohngefähr.
Gruſcheln, junge Gänſe.
Huſchen, bey den haaren raufen.
Krängeln, quälen.
Krätſchem, die Schenke.
Küfeln, immer ſchelten.
Luſche, eine Pfütze,
Lutſche, eine Hündin.
Papern, plaudern.
Pürdel, ein Schmiedehammer.
Quantſchricht, Fett.
Radeber, Schiebkarre.
Sieder, Zeither.
Schirgen, ſich fördern, anſchirgen, antreiben.
Tallen, nicht recht reden können.
Tämiſch, Im Haupt verrückt.
Tillazzeln mit den Kindern ſpielen.
Träntſchen, im kothe wathen.
Ungeräthe, Verhinderungen.
Warnigen, warnen.
Winzig klein wenig.
Zonnen, Weinen.

Dieß

Dies ſind einige Proben der Abweichung der Schleſier in Wörtern und Ausdrucken von der ſonſt gewöhnlichen Art zu reden; die bey anderen Deutſchen üblich iſt. Wir wiſſen aus der Erfahrung, daß die Schleſier nicht das einzige Volk ſind, welches die Hauptſprache mit beſondren Wörtern vermiſchet, ſondern daß in andern Provinzen Deutſchlandes wiederum andere Arten der Abweichungen gewöhnlich ſind. Daß aber ſolche Provinzialwörter und Ausdrücke, Merkmale eines verdorbenen Sprachgebrauches ſind, iſt mehr als zu klar. Man überlaſſe dem Pöbel den Gebrauch derſelben, und hüte ſich, eine ungegründete Gewohnheit in dieſem Fall zu einer Lehrmeiſterin anzunehmen. Die wahre Schönheit unſrer deutſchen Sprache leidet nicht wenig darunter, wenn man die eigenmächtig und ohne Grund erwählte Wörter eines kleinen Haufens als gute Ausdrücke annimmt. Vielleicht würde man ſie ehe verwerfen, wenn man ſie kennete und von den Wörtern der Hauptſprache zu unterſcheiden wüßte. Wir würden daher die Bemühungen der Liebhaber einer reinen Sprache nicht für unnütz halten, wenn wir ein Verzeichniß der vornehmſten Provinzialwörter nach dem Unterſchied der Länder von denſelben erhalten könnten. Wir würden ihren Anmerkungen in unſren Blättern ſehr gerne eine Stelle einräumen.

III.

Einige Anmerkungen über die Rechtſchreibung in der deutſchen Sprache.

§. 1.

Die Wörter können nicht in der deutſchen Sprache ausgebeſſert werden, wenn man ſich nicht um die Rechtſchreibung derſelben bekümmert: denn dieſelbe beſtimmet die Buchſtaben, die ein Wort ausmachen ſollen. Müſſen aber die Theile eines Ganzen nicht vorher feſtgeſetzet werden, ehe von dem Ganzen eine vernünftige Unterſuchung anzuſtellen iſt? Dieſes begreiffet ſchon alles in ſich, was zum Lobe der Rechtſchreibung kann geſagt werden; es überhebet mich auch der Mühe, den Nutzen derſelben weitläuftig zu erweiſen. Man muß demnach die Bemühung aufrichtiger Liebhaber unſerer Mutterſprache, die Rechtſchreibung in derſelben feſte zu ſetzen, nicht nur nicht für unnütz halten, ſondern die Nachläſſigkeit der meiſten Deutſchen in derſelben iſt billig zu ſchelten. Dieſe edele Wiſſenſchaft (und wer wollte ihr dieſen Namen wol ſtreitig machen?) iſt noch nicht zu der Vollkommenheit gebracht, daß man ſich auf derſelben völlig verlaſſen, und in zweifelhaften Fällen ſeine Zuflucht zu derſelben nehmen könnte. Die Bemühungen eines **Tölners**, **Freyers** und verſchiedener anderer deutſchen Gelehrten in der Rechtſchreibung, ſind allerdings zu rühmen; aber ihre Abhandlungen dieſer Kunſt ſind ſehr mangelhaft, und müſſen noch ſehr verbeſſert werden. Ueberhaupt gefällt mir dieſes nicht, daß die Regeln ſo ſehr ſind gehäufet worden. Ein Anfänger wird durch dieſelben gleichſam übertäubet; ſein Gedächtniß

dächtniß wird damit überladen, und die Vernunft iſt nicht im Stande, ſie ſich deutlich für zu ſtellen, und in vorkommenden Fällen anzuwenden. Es würde eine ziemliche Anzahl weggeblieben ſeyn, wenn man ſich um allgemeinere bekümmert hätte: und dieſe würden nicht ſo gar ſchwer zu erfinden geweſen ſeyn, wenn man ſich die Erklärung von der Rechtſchreibung deutlich fürgeſtellet und die Lehre von den Zeichen aus der Metaphyſic wol gefaſſet hätte. Dieſe zeigen uns doch zum wenigſten die Regeln, welche bey der Rechtſchreibung einer jeden Sprache zu beobachten ſind. Dieſelben aber können uns doch in ſehr vielen Fällen in unſerer Mutterſprache leiten; und das beſondere, welches die Deutſche in der Rechtſchreibung von andern Sprachen unterſcheidet, würde hernach deſto leichter zu faſſen geweſen ſeyn. Ich habe mir fürgenommen in dieſer Abhandlung den Anfang zu machen, einige allgemeine Regeln der Rechtſchreibung zu erklären, und nach denſelben einige Wörter zu beurtheilen. Es ſoll dieſes nur eine Probe ſeyn, auf welche, wenn ſie Beyfall bekommt, mehrere folgen werden. Es wird derowegen keiner verlangen, daß alle allgemeine Regeln erkläret werden ſollen; die Exempel werden auch aus eben dieſer Urſache nicht in einer ſehr groſſen Anzahl erſcheinen. Ich will hiervon zweyerley Art anführen; einige ſollen die Richtigkeit, andere die Unrichtigkeit unſerer Rechtſchreibung in einigen Wörtern erweiſen. Noch eines habe ich in dieſer Vorrede zu erinnern. Ich werde in dieſer Abhandlung von einigen Wörtern eine ſolche Rechtſchreibung billigen und anpreiſen, welcher ſo wenig unſere Geſellſchaft ſich bedienet, als auch ich in gegenwärtigem Stücke folgen werde. Die erſte wird dieſelbe nicht ehe

annehmen, bis ſie von andern Kennern unſerer Mutter-ſprache gebilliget wird; überdem ſind alle Mitglieder mit derſelben nicht völlig einig; ich aber werde ſie deswegen in dieſer Abhandlung nicht gebrauchen, damit in unſern critiſchen **Verſuchen** eine gleichförmige Rechtſchreibung beybehalten werde.

§. 2.

Die Regeln die ich fürzutragen geſonnen bin, ſollen in der Erklärung der Rechtſchreibung und in der Lehre von den Zeichen gegründet ſeyn, (§. 1.). Es iſt derowegen nothwendig, daß ich vorher feſtſetze, worinn denn die Rechtſchreibung beſtehe. Mir wird keiner wiederſprechen, wenn ich ſage, dieſelbe ſey eine **Wiſſenſchaft, die da lehret, nur diejenigen Buchſtaben in einem geſchriebenen Worte zu gebrauchen, welche die Töne deſſelben andeuten, und es von allen andern Wörtern unterſcheiden.** Die erſte Regel, welche aus dieſer Erklärung folget, iſt ein Grundſatz. Sie beſtehet darinnen: **Unterſchiedene Wörter, (oder die verſchiedene Begriffe andeuten,) unterſcheide auch mit unterſchiedenen Buchſtaben.** Dieſe Regel iſt würklich ein Theil der vorhergehenden Erklärung; alſo ein Grundſatz, und gebrauchet demnach keines Beweiſes. Wenn man alſo findet, daß ein Wort unterſchiedene Bedeutungen zugleich hat; ſo muß dieſer Fehler verbeſſert werden. Es ſind aber nur zwo Arten hievon möglich; entweder es muß dieſem vielbedeutenden Worte nur einer von den Begriffen gelaſſen, der andere aber einem andern Worte beygeleget werden; oder wir müſſen uns bemühen, ob es nicht möglich ſey, ein ſolches Wort auf eine unterſchiedene Art zu ſchreiben, und dadurch aus demſelben einigermaſſen zwey

oder mehrere Wörter zu machen. Der erſte Weg iſt mit einer ſehr groſſen Behutſamkeit zu erwählen; denn es iſt ſehr oft, ja faſt gemeiniglich, daß von einem vielbedeutenden Worte in Anſehung aller ſeiner Bedeutungen hergeleitete Wörter gefunden werden; da würden wir durch dieſe Art der Verbeſſerung die Herleitung derſelben mit der Zeit ſchwer machen, indem unſere Nachkommen nicht würden begreiffen können, wie dieſes oder jenes Wort von einem ſolchen Stamm hätte entſtehen können. Ich habe derowegen in dieſer Abhandlung den letzten Weg erwählet, welcher nicht ſo gefährlich ſcheinet. Ich werde auf demſelben alſo verfahren; 1.) werde ich mich um den wahrſcheinlichen Urſprung eines vielbedeutenden Wortes bekümmern, und werde zuſehen, ob ich nach demſelben die verſchiedene Rechtſchreibung beſtimmen kann? wenn ich hiedurch kein Licht habe bekommen können, ſo habe ich gemeynet berechtiget zu ſeyn, eine willkürliche Rechtſchreibung anzunehmen. Es würde mir aber von meiner Hauptmaterie zu weit abgeführet haben, wenn ich die Abſtammung unſerer Wörter aus den alten Sprachen mit ihren Beweiſen hätte weitläuftig anführen wollen. Ich werde mich demnach der Kürze wegen hierinnen auf das Gloſſarium des berühmten Herrn Prof. **Wachters** berufen und den Leſer bitten die Beweiſe darinnen weiter nachzuleſen. Ich bin den Meynungen dieſes gelehrten Mannes in Anſehung der Herſtammung der Wörter oft gefolget; zuweilen aber habe ich Grund zu haben vermeynet, von ihm abzugehen. Endlich 2) werde ich bey der zu beſtimmenden Rechtſchreibung der vielbedeutenden Wörter ſo viel möglich auch auf die Ausſprache ſehen, und mich bemühen, damit die Rechtſchreibung und Ausſprache, ſo viel es ſich thun läſſet, übereinſtimmen

§. 3.

Bey der Anwendung dieſer Regel aber iſt eine Behutſamkeit vonnöthen. Man kann ſich leicht hiebey betrügen und meynen, einige den Buchſtaben nach ähnliche Wörter zeigeten verſchiedene Begriffe an, da ſie doch würklich einen ihnen gemeinen Begriff andeuten, welcher nur durch die dabey geſetzten Wörter unterſchiedene Bedeutungen bekömmet. Z. E. das Wort **ablaufen** ſcheinet ein ſolches zu ſeyn, welches in verſchiedenen Fällen einerley Buchſtaben hat, und doch verſchiedene Begriffe anzeiget. Denn wir ſagen; **das Waſſer iſt abgelaufen**; und auch: **dieſes Unternehmen iſt gut abgelaufen.** Hier ſcheinen die Begriffe dieſes Wortes ſehr unterſchieden zu ſeyn. Es iſt dieſes zum Theil wahr; aber es rühret nicht von dem Worte **ablaufen**, ſondern von den dabey geſetzten Wörtern her. **Ablaufen** zeiget nur an, daß eine Sache aufgehöret habe, zu ſeyn. Die andern Wörter verurſachen, daß es im erſten Fall im phyſicaliſchen, im andern aber im moraliſchen Verſtande gebrauchet wird. Eben ſo iſt es mit dem Worte **abſchlagen** beſchaffen. Es wird geſagt: **der Apfel iſt vom Baume abgeſchlagen worden**; und auch: **er hat ihm ſeine Bitte abgeſchlagen.** Hier bedeutet dieſes Wort eben ſo wol einen in Anſehung dieſer Fälle gemeinen Begriff. Es zeiget nämlich an, durch eine ziemlich kräftige That, (ſie mag nun vom Cörper oder von der Seele herrühren,) machen, daß ein anderes Ding eine gewiſſe Beſchaffenheit nicht behalte: als in unſerm Beyſpiel, der Baum den Aepfel, und der bittende die Hoffnung, daß der andere ihm ſeine Bitte gewähren werde. Ich leugne zwar nicht, daß dieſes Wort gemeiniglich von cörper-

lichen Handlungen gebrauchet wird, und alſo die zuletzt angeführte Bedeutung eine uneigentliche genennet werden kann; es ſchadet aber dieſes meiner Meynung nicht, denn mir muß doch zugegeben werden, daß es auch bey den Handlungen unſerer Seele gebrauchet werde, und daß alſo der vorher angeführte Begriff der allgemeine ſey, welcher durch **abſchlagen** angedeutet wird. Das Stammwort von **abſchlagen** nämlich **ſchlagen** hat eben ſo wol dem Scheine nach unterſchiedene Bedeutungen; ſie können aber ſehr wol in eine verwandelt werden. Der berühmte Herr **Wachter** hat in ſeinen Gloſſario S. 1422. u. f. hiervon einen Verſuch gemachet. Ich werde am Ende dieſer Abhandlung noch mehrere Beyſpiele hiervon anführen. Wir müſſen derowegen nicht dafür halten, daß derjenige, welcher dieſe und andere ihnen ähnliche Wörter in verſchiedenen Fällen mit einerley Buchſtaben ſchreibet, wieder die im 2ten §. fürgetragene Regel gehandelt habe. Nur diejenigen können dieſes Fehlers mit recht beſchuldiget werden, welche Wörter auf einerley Art ſchreiben, die doch ſehr verſchiedene Bedeutungen anzeigen, und ſchwerlich unter einen Begriff können gebracht werden. Herr **Tölner** hat ſich hierinnen in ſeinem Unterricht von der Orthographie ſehr verſehen. Er hat im 5ten Capitel viele hunderte von ſolchen Wörtern angeführet welche nach ſeiner Meynung auf einerley Art geſchrieben werden, und doch verſchiedene Bedeutungen haben; wenn ſie aber genau betrachtet werden, ſo findet man, daß nur der geringſte Theil würklich alſo beſchaffen iſt; die meiſten zeigen einen allgemeinen Begriff an. Herr **Tölner** giebet mir auch Gelegenheit, einen Einwurf zu beantworten, welcher wieder die im vorigen §. angebrach-

te Regel gemacht werden könnte. Er meynet auf der 390. u. f. S. des 2. B., daß es bey ſolchen Wörtern nicht nöthig ſey, daß ſie auf eine verſchiedene Art geſchrieben werden; weil man ſonſten die Rechtſchreibung ſo vieler hundert Wörter ändern müßte; überdem würde der Zuſammenhang der Wörter den Unterſchied leicht zu erkennen geben. Was den erſten Theil dieſes Einwurfes betrifft, ſo gründet ſich derſelbe auf die falſche Meynung, daß eine ſo gar groſſe Menge von vielbedeutenden Wörtern in der deutſchen Sprache anzutreffen ſey. Daß dieſe Meynung ungegründet ſey, kann ich zwar hier nicht beweiſen, denn es würde mich von meiner Hauptmaterie zu weit abführen; aber ich habe es doch ſchon einigermaſſen durch einige Beyſpiele gezeiget, und werde es am Ende dieſer Abhandlung noch durch mehrere beſtättigen. Geſetzt aber, es wäre eine ſo groſſe Anzahl davon in unſerer Mutterſprache anzutreffen, ſo ſind doch nur zwo Möglichkeiten, welche uns die Vernunft bey dem Gebrauch dieſer Wörter erlaubet. Entweder wir müſſen die vielen Bedeutungen denſelben wegnehmen, und ihnen nur eine beſtimmte laſſen; oder man muß einen ieden der Begriffe dnrch den Unterſcheid der Buchſtaben unterſcheiden und anzeigen. Der letzte Theil des vorher angeführten Zweifels hat einen ziemlichen Schein. Man meynet der Zuſammenhang der Rede werde wol anzeigen, in welchem Verſtande ein vielbedeutendes Wort genommen werde, ohne daß die Bedeutungen durch die Buchſtaben unterſchieden werden dürften. Es iſt zwar wahr, daß dieſes zuweilen angehet; aber es iſt auch bekannt, wie ſchwer es ſey, aus dem vorhergehenden und folgenden die Begriffe eines Wortes zu beſtimmen. Nicht allen Menſchen ſind die

Regeln der Auslegungskunſt ſo bekannt, daß ſie dieſelben, ohne Gefahr zu irren, in fürkommenden Fällen anwenden können. Iſt die Deutlichkeit in den Schriften denn eine ſo geringe Sache, daß nicht nöthig iſt, dieſelbe auf alle Art zu befördern? Uud iſt es nicht ein bequemes Mittel hierzu, wenn ein ieder Begriff mit einem beſondern Zeichen angedeutet wird, wenn es auch nur in etwas von den andern unterſchieden iſt? Doch begreiffet ein jeder von ſelbſten, daß wenn ein Nenn- und Zeitwort einerley Buchſtaben haben, nicht nöthig ſey, daß daſelbſt ein Unterſchied gemachet werde; denn dieſe ſind durch ihre Vorwörter genug unterſcheiden. Noch einen Einwurf muß ich beantworten. Man meynete, vor ſich beſtehende vielbedeutende Nennwörter dürften in der Rechtſchreibung nicht geändert werden, wenn ſie verſchiedenes Geſchlechtes wären; der vorgeſetzte Artickel würde ſie zur Genüge von einander unterſchieden. Aber ich antworte: Erſtlich kommen Fälle für, da wir aus dem Artickel den Unterſchied nicht beſtimmen können. Denn z. E. der Gebefall in der vermehrten Zahl heiſſet in allen Geſchlechtern **den**; wie kann alsdenn die eine Bedeutung eines ſolchen vielbedeutenden Wortes von der andern unterſchieden werden? Eben ſo, wenn vor einem vielbedeutenden Worte von einem männlichen, und zugleich unbeſtimmten Geſchlechte, (genere neutrius,) das Vorwörtchen **Ein** geſetzet wird, ſo iſt wieder das fürgegebene Kennzeichen aufgehoben. Ich werde im folgenden hiervon ein Exempel beybringen. Hernach iſt noch auſſer dieſen ein anderer richtiger Grund vorhanden, warum dieſer Einwurf nicht ſtatt hat. Wenn ein vielbedeutendes Wort, (d. i. welches mit würklichen oder weſentlich unterſchiedenen Begriffen zugleich verbunden iſt,)

durch die Rechtſchreibung bey einer jeden Bedeutung unterſchieden werden ſoll, ſo muß dieſer Unterſchied in demjenigen gemacht werden, welches dem Worte weſentlich und nicht zufällig iſt. Es wird dieſes keiner in Zweifel ziehen, welcher überleget, daß zwiſchen dem Worte und ſeinem Begriff eine ſo groſſe Uebereinſtim̃ung ſeyn müßte, als möglich iſt. Aber ich halte den Artickel nicht für ein weſentliches Stück eines Wortes, und alſo nicht für zureichend, die Wörter zu unterſcheiden. Denn wenn der Artickel mit zum Weſen des vor ſich beſtehenden Nennwortes gehörete, ſo müßte derſelbe bey allen Wörtern von der Art in einer jeden Sprache anzutreffen ſeyn; welchem aber die Erfahrung wiederſpricht. Mir gefällt hierbey die Meynung der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, welche ſie in dem 2ten Stücke ihrer critiſchen Beyträge S. 554. u. f. in einer in ihrem Namen aufgeſetzten Abhandlung zu erkennen gegeben haben. Sie behaupten nämlich ausdrücklich, daß der Artickel kein weſentlicher Theil unſerer Sprache ſey. Und dieſes mag zur Erläuterung dieſer Regel in der Rechtſchreibung genug ſeyn. In den folgenden §§ will ich einige Wörter hiervon anführen, bey welchen wir gemeiniglich nach oder wieder dieſe Regel handeln.

§. 4.

Kennen und **können** werden durch die Lautbuchſtaben e und ö unterſchieden. Und dieſes deucht mir, iſt nach den heutiges Tages damit verknüpften Begriffen nicht allein billig, ſondern auch nothwendig. Denn **kennen** zeiget an, daß man von einer Sache einen Begriff habe; **können** aber bedeutet die Möglichkeit, etwas durch ſeine Kraft zur Würklichkeit zubringen. In den alten Zeiten hatte das Wort **kennen** dieſe letzte Bedeutung, und

können

können war unbekannt. Mit der Zeit bekamm können auſſer dieſen allgemeinen noch einen engern Begriff, und zeigete die Möglichkeit und endlich gar die Würklichkeit an, einen Begriff bey ſich hervorzubringen. Hierdurch ward dieſes Wort ein vielbedeutendes. Dieſen Fehler nun wieder zu verbeſſern, ward in kennen das e in ö verwandelt, wenn es den allgemeinen Begriff andeutete; hingegen aber ſo blieb es unverändert, wenn es von einer Würkung des Verſtandes ein Zeichen war. Zum Beweiſe von dieſer Herleitung dürfte ich nur die Gründe herſetzen, welche der gelehrte Herr Wachter in ſeinem Gloſſario S. 826. angeführet hat; aber es würde dieſe Abhandlung ohne Noth weitläuftig machen. Ein Liebhaber von der deutſchen Critic wird ſich wol die Mühe nehmen, und ſie in dieſen Buche nachleſen. Nur hierinnen bin ich mit dieſem berühmten Manne nicht einig, daß er meynet, dieſer Unterſcheid unter kennen und können ſey zwar gut, aber nicht nothwendig, weil diejenigen Begriffe, da einer aus dem andern entſtehet, keine Veränderung in den Wörtern, oder in der Schrift machen dürfen, ſonſten würden wir ſo viele beſondere Wörter haben müſſen, als aus einem Begriffe nach der ſo genannten ſcala prædicamentali, (oder wie Herr Prof. Wachter redet ſcala ſignificationum,) neue können begriffen werden. Wo der Herr Profeſſor von dem Geſchlechte und ſeiner Art redet, wie es ſcheinet, ſo bin ich der entgegen geſetzten Meynung zugethan. Es würde unſerer Muttersprache zu einer groſſen Vollkommenheit gereichen, wenn alle Geſchlechter und Arten Namen hätten, die in etwas von einander unterſchieden wären. Denn dieſes machet ja nach aller vernünftigen Meynung den rechten Begriff von dem Reichthum einer Sprache aus.

§. 5.

Wenn Wörter zwar von eine Stamm herkommen, aber ſehr verſchiedene Bedeutungenhaben, ſo iſt es billich, daß ſie auch durch die Buchſtaben unterſchieden werden. Es iſt dieſes ein Schluß, welcher aus unſer §. 2 fürgetragenen allgemeinen Regel ungezwungen folget. Es iſt derowegen die Rechtſchreibung von mehr und das Meer zu loben. Sie kommen beyde von den Zeitwort mehren her, welches ſo viel als vergröſſern bedeutet. Mehr iſt mit dem lateiniſchen Worte plus gleichgültig, und es wird entweder in Vergleichung mit einem andern, oder auſſer derſelben gebraucht. Das Meer aber hat eine engere Bedeutung, und zeiget eigentlich an, wo mehr Waſſer, oder ein Zuſammenfluß von vielen Gewäſſern iſt. Iſt es demnach nicht vernünftig, daß wir dieſen allgemeinen und eingeſchränkten Verſtand auch durch Buchſtaben zu unterſcheiden ſuchen? Unſere Mutterſprache hat noch zwey andere Wörter, welche dem Buchſtaben nach eine ziemliche Aehnlichkeit mit den vorherangeführten haben, in der Bedeutung aber ſehr unterſchieden ſind. Es ſind dieſe eine Märe und die Mar. Das erſte Wort iſt ſo viel als ein Pferd, und wird in der hochdeutſchen Sprache faſt gar nicht gebrauchet, bey den Niederſachſen aber iſt es ſehr gewöhnlich. Die Mar iſt eine Krankheit, die uns im Schlafe überfällt, da uns wegen des dicken Geblüthes zu muthe iſt, als wenn wir ſehr gedrücket würden. Es war nothwendig, daß dieſe Wörter, da ſie ſo unterſchiedene Begriffe anzeigeten auch einigermaſſen durch die Buchſtaben unterſchieden wurden.

§. 6.

Die beiden letzten Wörter, in deren Rechtſchreibung wir uns nach der §. 2. angeführten Regel richten, ſollen

ein

ein Thor und die Thůr ſeyn. Das erſte bedeutet einen Menſchen, welcher entweder die Endzwecke, oder die Mittel ſeiner Handlungen nicht genau überleget. Dieſes Wort kommt von dem alten worte Thuren her, welches ſich unterſtehen bedeutet; daß alſo ein Thor ein Menſch iſt, welcher ſich unterſtehet Handlungen zu unternehmen, dazu entweder der Endzweck oder die Mittel nicht gut ſind. Er iſt von einem Narren darinnen unterſchieden, daß dieſer ſeine Aufführung wieder die Vernunft alſo einrichtet, daß es uns mit Grunde zum lachen beweget, oder doch bewegen kann. Die Thůr zeiget nach ihrer alten Bedeutung überhaupt eine Oeffnung an. Denn das alte Stammwort iſt door, oder wie es jetzo im Niederſächſiſchen ausgeſprochen wird dörch, und bedeutet einen Durchgang durch einen Ort; ſ. Wachters Gloſſar. S. 1686. W. Thůr. Endlich iſt es in einem engern Verſtand genommen worden, und zeiget diejenige Oeffnung in einer Wand oder einem andern Dinge an, die wir jetzo eine Thůr nennen. Die Verwirrung demnach dieſer beiden Wörter zu vermeiden, hat man auf eine vernünftige Art bey dem erſten den Lautbuchſtaben o., und bey dem andern ů. gebrauchet. Ich weiß wol, daß man auch zuweilen das Thor ſaget, und dadurch eine groſſe Thůr andeutet; aber mich deucht, wenn auch keine andere Gründe vorhanden wären, dieſes Wort zu verwerfen, ſo wäre ſchon die §. 2. angeführte Regel dazu zureichend. Der Unterſchied des Geſchlechtes wird alle Dunkelheit nicht vertreiben. Denn wenn ich ſage: ein Thor muß hierzu nicht gebrauchet werden; ſo wird es einem andern ſchwer ſeyn zu entſcheiden, ob ich einen Thoren oder das Thor darunter verſtanden habe. Wollte man ſagen, der Zuſammenhang mit dem vorhergehenden und folgenden würde dieſen Zwei-

fel wol heben ſo iſt hierauf im 3ten §. geantwortet worden. Uberdem hat Herr Wachter im a. b. S. 1685. und 1687. W Thor und Thür die Unrichtigkeit dieſes Wortes mit andern auch ſehr gründlichen Beweiſen gezeiget.

§. 7.

Im folgenden will ich ſolche Wörter anführen, die nach meiner Meynung vermöge der §. 2. feſtgeſetzten Regel anders müſſen geſchrieben werden. Das erſte ſoll das Wort **Achte** ſeyn. Daſſelbe kommt in gar verſchiedener Bedeutung vor, und wird doch auf einerley Art geſchrieben. Denn einmahl bedeutet es eine Zahl, die zweymahl vier gleich iſt; hernach zeiget es eine öffentliche Verfolgung an, da allen die Freyheit gegeben wird, einen ſolchen Menſchen zuverfolgen. Es wird auch noch mit verſchiedenen Zeitwörtern verbunden, als **Acht geben, Acht haben** ꝛc. davon das erſte bedeutet, ſich eine Sache klar fürſtellen; das andere aber, ein Ding genau bewahren; endlich iſt es auch noch in verſchiedenen Nennwörtern anzutreffen, als **achtſam, unachtſam**, nnd **achtbar**, von welchen die Bedeutungen bekannt ſind. Ich will mich erſtlich um die Stammwörter bekümmern, damit hernach die Rechtſchreibung dieſer Wörter deſto beſſer kann beſtimmet werden. Ich glaube, daß alle dieſelben, auſſer die Zahl **achte**, von einen Stammworte herkommen nämlich von **achten**. Dieſes zeiget nach ſeiner erſten Bedeutung **folgen** an, es geſchehe nun mit dem Cörper oder mit den Gedanken; wir können dieſes aus dem noch jetzo nicht ſo ſehr unbekannten Worte **achter** ſehen, welches hinter auf einen folgend andeutet; ſiehe **Wachters** gloſſar. S. 14. **W. achten**. Daß die **Acht** hiervon herſtamme, lehret uns die ſo ſehr genaue Uebereinſtimmung

der

der Bedeutungen. Denn unter der Acht wird ja eine öffentliche Verfolgung verſtanden. Bey acht geben wird achten auf die Würkungen der Seelen gezogen, und zeiget nach der Herleitung an, mit ſeinen Gedanken der Sache folgen; oder dieſelbe ſich eben ſo fürſtellen, als ſie beſchaffen iſt. Daher wird achten zuweilen für das urtheilen gebrauchet, ob eine Sache gut oder böſe ſey; denn da folgen wir ia nach unſerer Meynung in unſerm Urtheil dem Werth oder Unwerth einer Sache; das erſte heiſſet hoch, das andere geringe achten. Auf eine Sache Acht haben kann eben ſo leicht von der alten Bedeutung des Wortes achten hergeleitet werden. Denn wenn man auf eine Sache Acht hat, ſo bewahret man ſie genau, d. i. man folget ihr allenthalben nach, oder wie wir ſonſten reden pflegen: man verfolget dieſelbe mit den Augen, und läßet ſie nicht aus denſelben. Der Urſprung der Nennwörter achtſam, unachtſam, und achtbar iſt nun leicht zubegreiffen. Denn die beyden erſten werden denjenigen beygeleget, welche eine Sache entweder gut bewahren, oder darinnen nachläſſig ſind; das letzte wird von denjenigem geſaget welcher hochgeachtet wird. Ich bin in dieſer Herleitung zum Theil dem Herrn Wachter gefolget, zum Theil aber bin ich von ihm abgegangen. Ich laſſe einem Vernünftigen das Urtheil über, ob es von mir mit Grunde geſchehen ſey. Man wird hiervon leicht urtheilen können, wenn man in dem Gloſſario die S. 12. = = 17. nachlieſet. Ich habe aber noch zu erweiſen, daß die Zahl achte von dem Worte achten nicht herzuleiten ſey. Ich leugne zwar nicht, daß daſſelbe in den alten Zeiten für zählen gebrauchet worden. Denn dieſes kann ſehr wahrſcheinlich gemachet werden. Erſtlich die Möglichkeit wird

keiner

keiner in Zweifel ziehen, der nur überleget, daß zählen weiter nichts ſey, als von einer Einheit in Gedanken zur andern gehen, oder die Einheiten eine nach der andern im Gedanken folgen laſſen. Die Würklichkeit hiervon lehret uns das alte Wort achtinga, welches eine Zahl andeutet; ſ. Wachters Gloſſar. S. 15. Obgleich dieſes alles ſeine Richtigkeit hat, ſo deucht mich doch daß kein Grund vorhanden ſey, warnm die Zahl acht hiervon abſtammen ſollte. Es ſind unendliche Zahlen möglich. Kann man denn wol eine wahrſcheinliche Urſache anführen, weswegen man eben 4. 2 mit einem Worte beleget, welches, (wenn es würklich von achten, d. i. zählen herkäme,) ein Wort wäre welches allen Zahlen allgemein ſeyn müßte? Oder iſt die Zahl achte in einem mehr eigenen Verſtande eine Zahl als die übrigen? Dieſes wird wol keiner behaupten. Würde es demnach nicht wieder die Billigkeit ſeyn, wenn wir unſern Vorfahren eine ſo ungereimte Ableitung Schuld geben wolten? Ueberdem finden wir in einer Sprache, welcher die Deutſche ohne dem ſchon ſehr viel Wörter zu danken hat, ein Wort, welches dieſem ſehr ähnlich iſt, und einerley bedeutet, nämlich das griechiſche Wort ὀκτώ. Werden wir demnach nicht wieder die Wahrſcheinlichkeit handeln, wenn wir dieſes zum Stammwort annehmen. Mich deucht, dieſes angeführte zeige uns, wie wir die Rechtſchreibung einzurichten haben, wenn wir durch achte die Zahl, oder die öffentliche Verfolgung anzeigen wollen. Meine Meynung gehet dahin, daß wir im erſten Fall Acte oder Akte, im andern aber Acht ſchreiben müſſen. Ich gebe dieſes aber nicht höher als eine bloſſe Meynung aus, und werde mich deswegen mit keinem in einen Streit einlaſſen. Ich will

meine

meine Gründe von dieſer Rechtſchreibung kürzlich anführen; ich bitte dabey einen jeden Liebhaber der deutſchen Critic zu überlegen, ob ſie nicht zum wenigſten eine Wahrſcheinlichkeit zu Wege bringen. Ein Unterſchied muß bey dieſen der Bedeutung nach ſo unterſchiedenen Wörtern in der Rechtſchreibung beobachtet werden, (§. 2.); denn es kann ſehr leicht einige Verwirrung der Bedeutungen fürgehen, vornemlich in den zuſammengeſetzten Wörtern, z. E. **Achtmann** kann einen Menſchen andeuten, welcher in die **Acht** erkläret iſt, wie auch einen ſolchen, der ein Mitglied von einer Geſellſchaft von **acht** Perſonen iſt. In der Rechtſchreibung aber vielbedeutender Wörter müſſen wir dem Urſprung der Wörter folgen, wenn derſelbe uns dieſelbe beſtimmen kann, (§. 2.) Die Zahl **acht** aber komt von dem griechiſchen Worte ὄκτω, die **Acht** von dem deutſchen Worte **Achten** her; es folget demnach hieraus, auf eine wahrſcheinliche Art, daß wir dieſe beiden Wörter **Acte** oder **Akte** und die **Acht** ſchreiben müſſen. In den folgenden Wörtern, da **acht** entweder mit Zeit- oder Nennwörtern verbunden iſt, iſt es nicht nöthig, daß ſie durch Buchſtaben von der **Acht** unterſchieden werden. Denn ſie ſtehen doch niemahls allein, und können alſo zur Genüge durch die damit verknüpften Wörter erkannt werden. Man darf auch nicht meynen, als wenn die Ausſprache der Zahl **achte** mit der Rechtſchreibung nicht übereinſtimmen werde, wenn wir dieſelbe **Acte** ſchrieben; denn es iſt bekannt, daß wir das c hart und auch gelinde ausſprechen können, wenn es derowegen gelinde in gegegenwärtigem Fall ausgeſprochen wird, ſo iſt nicht nöthig, die einmahl gewöhnliche Ausſprache dieſes Wortes zu verändern.

§. 8.

Das Wort **hut** wird auch in ſehr verſchiedenem Verſtande gebrauchet. Einmal bedeutes es die oberſte Bedeckung des Hauptes, welche von den Mannsperſonen in den größten Theil von Europa öffentlich gebrauchet wird, und hernach zeiget es eine Bewahrung an. Dieſes Wort kommt zwar in beiden Bedeutungen von einem Stammwort **hüten** her. Dieſes hat in den alten Zeiten **bedecken** angezeiget: ſ. **Wachters** Gloſſar. S. 772 zc. **w. hüten**; aber es hat ſo ſehr unterſchiedene Bedeutungen, daß wir dieſelben allerdings durch die Buchſtaben unterſcheiden müſſen, (§. 2, 4.). Daß **hut** in Anſehung der erſten Bedeutung hiervon herſtamme, gebraucht keines Beweiſes; denn die vorherangeführte Erklärung iſt hierzu ſchon ein zureichender Grund. Es wird mir auch dieſes bey der letzten Bedeutung zugegeben werden, wenn überleget wird, daß ietzo das Zeitwort **hüten** ſo viel als **bewahren** andeutet; dieſes aber iſt doch weiter nichts als ein hergeleiteter Begriff von der alten Bedeutung dieſes Wortes, nämlich **bedecken.** Denn wenn etwas bewachet wird, ſo muß ja verhütet werden, daß es nicht wegkomme, oder Schaden leiden, dieſes aber wird erhalten, wenn wir daſſelbe bedecken. Wir wollen nun zuſehen auf welcher Art wir wol die unterſchiedene Rechtſchreibung dieſer beiden Wörter beſtimmen müſſen. Mich deucht, die Ausſprache lehre uns daſſelbe. Wenn **Hut** ein Stück der männlichen Kleidung andeutet, ſo wird das **t** gelinder ausgeſprochen; hingegen aber, wenn es die Beobachtung anzeiget, ſo iſt die Ausſprache des **t** hart. Es iſt aber bekannt, daß **th** ein gelindes T iſt; ſ. in den leipziger critiſchen Beyträgen das 9te Stück, S. 35. derowegen muß es im erſten

ſten Fall Huth, im letzten aber Hut geſchrieben werden. Es iſt noch ein Wort, welches von eben dem Stammwort herkommt, nämlich eine Hütte, d. i. eine durch Kunſt gemachte Bedeckung, da man für den Regen, andere Ungewitter, und für die Hitze ꝛc. geſichert iſt. Deſſen Rechtſchreibung iſt recht eingerichtet, und es wird ſchon zureichend von Huth und der Hut unterſchieden.

§. 9.

Feſt wird auch in zweyerley Verſtande gebrauchet; erſtlich iſt es mit dem lateiniſchen Worte firmus, hernach mit dies feſtus gleichgültig. Bey dieſen Wörtern können wir leicht der §. 2. angeführten Regel ein Genüge thun. Wir dürfen es nur, wenn es von dem erſten Begriffe ein Zeichen iſt, Veſt, und bey dem andern Begriff Feſt ſchreiben. Von dieſer Rechtſchreibung ſind wichtige Gründe vorhanden. Denn was Veſt betrifft, ſo kann es nicht anders geſchrieben werden, wenn Weſen ſein Stammwort ſeyn ſoll, welches doch ſehr wahrſcheinlich iſt. Denn Weſen hat vor Zeiten unbeweglich ſeyn angedeutet; davon kommt noch das gewöhnliche Wort Weſen, (eſſentia) her. Wenn man dieſe wahrſcheinliche Herleitung annimt, ſo wird auch nicht können geleugnet werden, daß nur das W, d. i. ein doppeltes V. in ein einfaches ſey verwandelt worden; auf die Art käme Veſ heraus; das t iſt ein Zeichen, daß ein weſentliches Nennwort von einem Zeitworte hergeleitet ſey; ſ. Wachters Gloſſar. Prologom: Abſchnitt; 6 alſo kann auf eine ungezwungene Art von Weſen Veſt hergeleitet werden. Ich leugne zwar dabey nicht, daß es in den alten Zeiten mit einem F geſchrieben worden; aber dieſes geſchahe nur aus Noth, weil das V bey den alten Deutſchen unbekannt war,

war, ießo aber da dieſer Buchſtab von uns iſt angenommen worden, ſo hindert uns nichts, dieſes Wort mit einem V zu ſchreiben. Ueberdem wird ja von einigen noch das V in den von Veſt hergeleiteten Wörtern gebrauchet, z. E: die Veſtung; es iſt auch noch nicht eine ſo gar lange Zeit verfloſſen, da die Rechtsgelahrten Veſte genennet wurden. Das Feſt aber (dies feſtus) muß mit einem F geſchrieben werden, es mag nun von dem lateiniſchen Worte feſtus, oder nach des Herrn Wachters Meynung von dem gothiſchen Wort faſtan, (beobachten) hergeleitet werden; denn beide fürgegebene Stammwörter werden mit einem F geſchrieben.

§. 10.

Mahlen wird ſo wol gebrauchet, wenn im Lateiniſchen pingere als molere geſetzet werden muß. Der berühmte Herr Rector Friſch hat dieſe beiden Bedeutungen in ſeinem deutſchen Wörterbuch S. 635 und 637 ſehr wol in der Rechtſchreibung unterſchieden; denn im erſten Fall hat er es mahlen, im andern aber malen geſchrieben. Auf dieſe Art wird bey unterſchiedenen Wörtern auch ein Unterſchied in der Rechtſchreibung gemachet, welchesder 2te § dieſer Abhandlung als nothwendig erfordert. Herr Tölner hat ſich hierinnen in ſeinem Unterricht von der deutſchen Orthographie S. 420. verſehen; er hat dieſes Wort in beiden Fällen mahlen geſchrieben.

§. 11.

Eine Weiſe muß auch wegen des Unterſchiedes in der Bedeutung auf verſchiedene Art geſchrieben werden. Es zeiget zuweilen ein Kind an, welches eines von ſeinen Aeltern, oder gar beide verlohren hat; zuweilen iſt es

auch von der Art der Handlungen eines Dinges ein Zeichen; z. E. auf dieſe **Weiſe** hat er es gemachet. Man iſt noch nicht einig, von welchem Stammwort es bey der erſten Bedeutung herzuleiten ſey. Es wird uns aber dieſe Ungewißheit nicht hindern, ſeine Rechtſchreibung zu beſtimmen. Wenn es aber **die Art zu thun** andeutet, ſo gefällt mir die Herleitung des Herrn Prof. **Wachters** ſehr wol, und ich muß dieſelbe als eine recht ſinnreiche rühmen. Er meynet, es ſtamme alsdenn von dem Zeitworte **Weſen** her. Dieſes hat vor Zeiten **ſeyn** oder **werden** angedeutet, wie man noch in einigen hergeleiteten Wörtern ſehen kann. Z. E. **Anweſend abweſend**; ingleichen glaube ich, daß das Perfectum, welches wir gemeiniglich dem Zeitwort **ſeyn** beylegen, nämlich **geweſen**, von dieſem Zeitwort herkommt. Weil aber durch die beſtimmten Handlungen ein Ding als exiſtirend erkannt wird, ſo hat man ja wol auf eine ungezwungene Art die **Weiſe**, d. i. die beſtimmte Handlung von **Weſen**, (**da ſeyn**) herleiten können. Ich meyne alſo, daß wir in dem letzten Fall die **Weiſe**, im erſten aber die **Waiſe** zu ſchreiben Urſache haben. Dieſes ſind die Wörter, die ich nach der §. 2. feſtgeſetzten Regel in Anſehung der Rechtſchreibung habe beſtimmen wollen. Ich überlaſſe einem jeden Unpartheyiſchen das Urtheil, ob ich hierinnen Beyfall verdiene oder nicht. Ich verlange gar nicht dieſe Rechtſchreibung jemand auf zudringen, ſondern werde vielmehr eine freundliche Erinnerung und Belehrung mit dankbarem Gemüthe aufnehmen. Ehe ich aber dieſe Abhandlung völlig ſchlieſſe, ſo will ich meinem §. 3. gegebenen Verſprechen nachkommen, und noch einige Beyſpiele von ſolchen Wörtern anführen, die nur dem Scheine nach vielbedeutende ſind.

§. 12.

Das erſte ſoll der Mann und man ſeyn. Die Bedeutung von dem erſten iſt bekannt, u. gebrauchet alſo keiner Erklärung. Das letzte aber wird auf zweyfache Art gebrauchet: einmal, wenn von den Menſchen auf eine gewiſſe Art etwas geſaget wird, ſo, daß es auch durch ein gewiſſer, jemand, gewiſſe gegeben werden könnte, z. E. Sollte man dieſes wol thun? man hat mir dieſes geſaget. Hernach bedeutet man ſo viel, als alle Menſchen, oder eine gewiſſe Art von denſelben zuſammen, oder als ein einzelnes Ding betrachtet; z. E. Man wird ſich die rothe Farbe nicht deutlich fürſtellen können; dieſes iſt ſo viel, als wenn ich ſagte: keiner wird ſich die rothe Farbe deutlich fürſtellen können; imgleichen, man wird mir dieſes zugeben; da wird eben ſo wol man für alle geſetzet. Mich deucht, in dieſen Bedeutungen zeige man mit dem Worte Mann einerley an. Denn weil es entweder eine unbeſtimmte Art von Menſchen, oder ſie alle, oder eine beſtimmte Art von denſelben auf einmal andeutet, ſo haben die Deutſchen hierzu ein Wort genommen, welches dasjenige Geſchlecht andeutet, das gemeiniglich für das vornehmſte gehalten wird, ich meyne das männliche. Es wird dadurch vermuthlich zu erkennen gegeben, daß, weil entweder nicht feſt geſetzet ſey, welche Art von Menſchen wir uns gedenken ſollen, oder weil verlanget wird, daß entweder alle Menſchen, oder doch zum wenigſten ein beſtimmter Theil von denſelben darunter ſolle begriffen werden; ſo ſollten wir uns die vornehmſte Art fürſtellen, damit wir uns in dem erſten Fall nicht darinnen verſehen, und uns einen gar zu geringen Begriff machen, im letzten Fall aber ſollen wir uns das vornehmſte Geſchlecht gedenken

denken, damit wir doch auf dieſe Art einen Begriff bekommen, welcher der verlangten Allgemeinheit einigermaſſen ähnlich iſt. Ich führe aber dieſe Urſache nicht deswegen an, als ob ich den Gebrauch des Wortes **man** in allen Fällen billigte; ich meyne vielmehr, daß **man** für alle Menſchen vernünftiger Weiſe gar nicht zu gebrauchen ſey. Denn wir können ja an deſſen Statt alle Menſchen ſetzen, ſo haben wir die Allgemeinheit völlig ausgedrucket. Dieſer Gebrauch des Wortes **man** iſt auſſer unſerer Mutterſprache ſo ſehr ungewöhnlich nicht, als wir vielleicht meynen könnten. Derſelbe wird auch in andern Sprachen gefunden. Z. E. Es iſt die Regel aus der lateiniſchen Sprachkunſt bekannt: wenn ein zufälliges Nennwort da iſt, welches ſich auf zwey weſentliche Nennwörter männlichen und weiblichen Geſchlechts beziehet; ſo wird das zufällige Nennwort im männlichen Geſchlechte geſetzet. Ja die hebräiſche Sprache iſt in dieſem Stücke der Deutſchen völlig ähnlich. Denn in derſelben wird גֶּבֶר und אִישׁ, (welche einen **Mann** bedeuten,) eben ſo wol entweder auf eine beſtimmte Art, oder auch überhaupt für die Menſchen gebrauchet; ſ. Danzens Interpr. §. 31. Ich ſchlieſſe alſo hieraus, daß das Wort **Mann** nur in der deutſchen Sprache einen Begriff habe, und alſo mit Unrecht unter die vielbedeutenden Wörter gezählet werde.

§. 13.

Kehren wird auch gemeiniglich fälſchlich für ein vielbedeutendes Wort ausgegeben. Die Urſache dieſes Irrthums iſt dieſe: weil es einmal umwenden, verändern; hernach auch den Unrath wegſchaffen, anzeiget. Gleich als wenn dieſes letzte auch keine Veränderung anzeigete.

Kehren iſt eigentlich ein allgemeines Wort, und zeiget eine jede Veränderung an. Hernach werden die beſondern Veränderungen durch gewiſſe kleine angehängte Vorwörter angedeutet; z. E. **Sich bekehren** heiſſet: ſich von den Laſtern zu einen Tugendwandel wenden. **Auskehren** bedeutet eigentlich den Unrath wegſchaffen. Es iſt derowegen nicht mal recht daß das allgemeine Wort dieſen Begriff anzuzeigen gebrauchet wird. **Umkehren** iſt von demjenigen Begriff ein Zeichen, wenn von einem Dinge die Vorderſeite nach einer andern Gegend gerichtet wird, als ſie vorher geweſen iſt. Dieſes mag von der erſten Regel in der Rechtſchreibung genug ſeyn. Den Beweis und die Erläuterung von der 2ten Regel will ich bis in ein anderes Stück verſparen. Dieſelbe ſoll darinn beſtehen; **daß man ſich in der Rechtſchreibung nach dem Urſprung der Wörter richten müſſe.** Ich weiß wol, daß dieſelbe einem groſſen Misbrauch unterworfen iſt, ich werde mich aber alsdenn bemühen, dieſelbe in ihre rechten Gränzen zu ſetzen.

IV.

M. Z. Boxhorns Brief an Nicol. Blancard, von den perſiſchen Wörtern, die im Curtius fürkommen, und mit der deutſchen Sprache eine Verwandtſchaft haben.

Der Vorzug einer Sprache wird gemeiniglich aus dem Alterthum derſelben und ihrer Verwandſchaft mit den älteſten Sprachen erhärtet. Man beruft

beruft ſich hierauf ſo oft man die Gründe anführet, die für die Schönheit und Vortreflichkeit einer Sprache ſtreiten. Und wer in den vorigen Zeiten die Ehre unſrer Mutterſprache zu retten, und ihr Anſehen zu befördern bemühet geweſen, der hat nichts nothwendiger gehalten, als das anſehnliche Alter derſelben darzuthun. Wir wollen gegen dieſes Verfahren nicht ſo unbillig ſeyn, daß wir es ſchlechthin thöricht und abgeſchmackt nennen. Wenn wir aber befinden, daß die Bemühungen von dieſer Art der deutſchen Sprache mehr nachtheilig als vortheilhaft geweſen ſind; ſo haben wir auch keine Urſache, gegen dieſelben gleichgültig zu ſeyn. Wollte uns jemand mit richtigen Gründen beweiſen, daß unſere Sprache eine der Aelteſten ſey; warum ſollten wir ſolche Unternehmung misbilligen? Sind aber dieſe Gründe ſelten und ſchwer zu finden, warum will man ſeinen Landesleuten Meynungen aufbürden, die nur einen geringen oder faſt gar keinen Theil der Wahrſcheinlichkeit bey ſich führen? Warum ſtellet man ſolche Wortforſchungen an, die offenbar verrathen, daß ihr Urheber alles in ſeiner Sprache ohne Nachdenken mit den alten Thönen der älteſten Völker vereinigen und von denſelben ableiten will? Mancher hat ſchon mit ſolcher Arbeit die Vernünftigen zum Gelächter bewogen, und die mühſamſten Unterſuchungen haben wenig Hochachtung erhalten; weil ſie gemeiniglich ſchlecht und gezwungen ſind, und wenig gründliches enthalten. Ob die Anmerkungen des berühmten Gelehrten, die wir jetzo erzählen wollen, ihren Zweck genauer erreichen, und von ſolchen Fürwürfen frey ſind, wollen wir der Beurtheilung unſrer Leſer anheimſtellen. Boxhorn hat dieſelben in einem Briefe an Nic. Blancard, Docter der Arzeneykunſt und öffentlichen Lehrer der Geſchichte und der

griechiſchen Sprache in Holland, entworfen. Der berühmte Herr von Seelen hat uns denſelben als einen Anhang, bey der von ihm 1720 herausgegebenen Schrift des bekannten Wilh. Burtos geliefert, die den Titel führet: ΛΕΙΨΑΝΑ veteris linguæ Perſicæ; und hat zugleich den Brief mit einigen Anmerkungen erlaütert.

Die Abſicht des Verfaſſers iſt, die Uebereinſtimmung der alten perſiſchen und unſerer deutſchen Sprache, mit den perſiſchen Wörtern, die wir im Curtius finden, zu beweiſen, und wie ähnlich dieſelben den Deutſchen ſind, anzuzeigen. Die Verdienſte ſeines Freundes um dieſen alten Schriftſteller, und deſſen Verlangen, die von den größten Gelehrten angenommene Meynung mit neuen Gründen und Beyſpielen von ihm beſtättiget zu ſehen, haben ihn zu dieſer Unternehmung angetrieben. Er vermuthet nicht, daß man ihn eines Irrthums werde beſchuldigen können, wenn er mit andern Gelehrten behaupte, daß die Perſer und Deutſchen von einerley Stammeltern, nämlich den Scythen, entſproſſen wären; u. folglich die Mundart dieſer beiden Völker faſt nothwendig einerley ſeyn müſſe. Der Herr von Seelen aber befindet für nöthig, in ſeiner Anmerkung, anderer Gelehrten und ſeine eigene Meynung über dieſe Sätze anzuführen. Uns gefällt das Urtheil dieſes Gelehrten vor andern, die man nicht ohne Grund einer Uebereilung in ihren Ausſprüchen beſchuldiget. Er führet die größten Criticverſtändigen, als Morhof, Muhlium, Salmaſium, Piccart, Olearium, Braun, und Leibnitzen als Vertheidiger des Satzes an, daß die perſiſche und deutſche Sprache in einer ganz genauen Verwandtſchaft ſtehen. Lipſius hat ein ganzes Verzeichniß perſiſcher Wörter geliefert, die einem Deutſchen nicht unverſtändlich ſind. Andreas Müller hat in ſeinen Abhand-

lungen von einigen zur morgenländiſchen Sprachkunſt gehörigen Sachen, ſich viele Mühe gegeben, dieſen Satz aus verſchiedenen Gründen glaublich zu machen und feſt zu ſetzen; die der Herr von Seelen gleichfalls anführet, und ſich bewegen läſſet, zuzugeben, daß man nicht die Uebereinſtimmung verſchiedener Wörter in beyden Sprachen gänzlich leugnen könne. Allein er ſchlieſſet hieraus nicht mehr als, was daraus erfolget; denn zugeſchweigen, daß in den zur Probe angeführten Verzeichniſſen viele Wörter nichts weniger, als deutſche oder den deutſchen ähnlich ſind, ſo iſt doch der Schluß falſch, da man aus der Aehnlichkeit einiger Wörter, die Gleichheit der Sprachen und die Verwandtſchaft der Völker ausmachen will. Daß die Perſer und Deutſchen einerley Volk ſeyn, inſoferne ſie beide von den Scythen abſtammen ſollen, iſt gleichfalls ein Satz, der unter den Geſchichtskundigen viele Vertheidiger findet. Jedoch es haben auch andere zur Genüge erwieſen, daß die gröſte Ungewißheit bey allen Gründen vorhanden ſey, und das Gegentheil noch füglich könne behauptet werden. Die Verwandtſchaft der Völker giebt daher noch keinen unſtreitigen Grund ab, auf die Gleichheit der Sprachen zuſchlieſſen. Vielweniger ſtärket ſie die Wortforſcher in ihren erdichteten Muthmaſſungen. Der Verfaſſer des Briefes überredet ſich daher zuviel, wenn er meynet, daß die Gewißheit ſeiner vorausgeſetzten Wahrheiten ſein Vorhaben rechtfertige. Indeſſen glauben wir gerne, daß ſeine Ueberzeugung hievon ihn bey ſeiner Unterſuchung freymüthig gemacht, und zu ſinnreichen und unerwarteten Gedanken, darauf ein anderer nicht leicht gefallen wäre, geſchickt gemacht habe. Wir wollen die Wörter anſehen, die von der Verwandtſchaft der Völker u. der Uebereinſtimmung ihrer Sprachen zeugen ſollen.

GAZA. Iſt ein perſiſches Wort, das beym Curtius und andern Scribenten gefunden wird, und die königlichen Reichthümer andeutet, überhaupt aber von allen Koſtbarkeiten gebraucht wird. Wer nicht glauben wollte, daß dieſes Wort noch heute bey den Scythen und Deutſchen im Gebrauch ſey, der müßte der Türken Schaſa und das deutſche Wort Schatz, oder der Niederländer Schat, oder Schatte, nie gehöret haben. Einem jeden iſt ja auch bekannt, daß die alten Deutſchen ihren Schoß, Tribut und Zoll unter die Namen, Scheatte, Schatte, Schatting und Schatzung begriffen haben. Idem eſt, ſpricht unſer Wortforſcher, ac ſi cum Perſis dixeris, *Gaza*. Wer ſollte glauben, daß die Erfahrung noch mehrere Beweisgründe darlege, daß gaza ein perſiſches und deutſches Wort ſey? Und doch findet ſie der Verfaſſer leichte. Alte Scribenten haben ſchon angemerket, daß gaza nicht nur den Schatz, ſondern auch deſſelben Behältniß, angedeutet habe. Und die Deutſchen nennen das Behältniß ihrer Schätze noch heute Caſſe; oder mit den Italiänern und Handelsleuten Caſſa. Wer wollte dieß nicht für der Perſer gaza halten? Unſer Briefſteller zweifelt nicht einmal, daß die Deutſchen nicht ſollten perſiſch reden und das Wort gaza ausdrucken, wenn ſie den Lohn, den ſie mit Gelde abtragen, gaſie nennen. Die alten Gallier, die den Deutſchen in der Sprache nur in etwas nahe kommen, haben ſo gar dieſes Wort gehabt und gebrauchet. Sie nannten ihre für Geld angeworbene Soldaten, *Goeſatos*. O! wie mancher Qual hätten die Gelehrten überhoben ſeyn können, die den Urſprung dieſes Namens zu unterſuchen bemühet geweſen, wenn ſie, wie Boxhorn, an das perſiſche Wort gaza oder gaſie, welches mit jenem eins

iſt

iſt, gedacht, und das natürliche in der Ableitung des Namens Goeſati, von gaſie eingeſehen hätten!

MITHRA hieß bey den Perſern die Sonne, die nach Curtius Bericht von ihnen göttlich verehret ward. Die eigentliche Bedeutung dieſes Wortes aber iſt Feuer; und der Sonne iſt dieſer Name nur beygeleget, weil ſie aus Feuer beſtehet. Hätte der Verfaſſer dieſes nicht angemerket; ſo würde er ſchwerlich der gelehrten Welt die Gleichheit eines deutſchen Wortes, mit dem perſiſchen mithra haben entdecken können. Nun aber findet es keine Schwierigkeit; denn ſeine Landesleute nennen eine Art von Feuer Miter, und ſollt es auch der Brand im Korn ſeyn, de miter is in het coren. Man ſoll ſich nicht wundern, daß die Bedeutung dieſes Wortes, die erſt ſo allgemein geweſen, nun ſo eingeſchränket iſt. Dergleichen Exempel findet man in allen Sprachen, die in der Welt üblich ſind. Das, welches wir angeführet finden, iſt voller Nachdruck. Das Wort *Cyrus* ward von den Perſern, gleich als der Name mithra, der Sonne beygeleget; eigentlich aber deutete es gleichfals das Feur an. Die Deutſchen hatten eben dieſes Wort und der Gebrauch deſſelben war eben ſo allgemein. Ihr Skior oder Scior iſt ja bekannt genug; und einjeder kann es wahrnehmen, daß es mit *Cyrus* einerley ſey. Wer gebraucht es aber heute anderswo, als in dem zuſammengeſetzten Worte Skiorſteen, Schorſtein, welches den Ort anzeiget, da das Küchenfeuer angezündet und unterhalten wird? Wer aber nicht glauben will, daß die Perſer und Deutſchen die Sonne und das Feuer mit einem Namen beleget und gleiche Wörter gehabt haben, den ſoll die Anmerkung davon überführen, daß ja beide Völker gegen die Sonne und das Feuer gleiche Ehrfurcht gehe-

get

get, und demſelben göttliche Hochachtung erwieſen haben.

ACINACES iſt der Name eines perſiſchen Hausäbels. Und die Seeländer nennen ein Beil, accine. Abermal eine Probe der Scharfſinnigkeit, mit welcher unſer Sprachkundiger die Gleichheit der perſiſchen und deutſchen Mundart einſiehet. Hätte er dieſes Wort nicht in Seeland gehöret, ſo würden die alten Angelſachſen ihn allein aus Noth geholfen haben, die ihr Beil Eax oder Eaxce nannten, das dem Wort, acinaces gleich genug iſt.

GANGABAS nannten die Perſer ihre Laſtträger. Bey dieſem Worte würde die Regel der Uebereinſtimmung eine Ausnahme erlitten haben, wann der Herr Verfaſſer nicht zuletzt wieder vermuthen glücklich geweſen wäre. Er hatte ſchon in der griechiſchen, römiſchen und deutſchen Sprache ein gleiches Wort vergeblich geſuchet; und gerieth ſchon auf die Gedanken, das Wort gangabae müßte durch Schreib- und Druckfehler verdorben ſeyn. Endlich aber bringet ihn ein ſpaniſches Wort auf andere Gedanken. Dieſes Volk nennet einen Laſtträger Ganapam. Von den Römern und Mauritanern haben ſie dieſes Wort nicht lernen können; denn in deren Sprachen findet man keine Spur davon. Es bleibt daher nichts übrig, als daß ſie dieſes Wort von den Gothen, als Brüdern der Perſer, angenommen haben. Es war auch eine Uebereilung geweſen, als er behauptet, daß die Deutſchen von dem Worte Gangabae nichts wüßten; maſſen die Niederländer ja ihre Knechte und Laſtträger Canapen, oder zuſammen gezogen Cnapen nennen. Dieſe Wörter ſind gleich genug. Denn einige Criticverſtändige leſen ſchon im Curtius Cangabae, für Gangabae.

gabae. Das g haben die Perſer entweder willkürlich hinnein geſchoben oder die Deutſchen freywillig weggelaſſen. Das kann aber der feſtgeſetzten Gleichheit nicht hindern, oder dieſelbe aufheben.

SATRAPA iſt ein perſiſches Wort, deſſen Bedeutung ſchon den Schulknaben bekannt genug iſt. Die Alten haben den Verfaſſer unterrichtet, daß dieſer Name eigentlich und zu erſt nur den perſiſchen Seeadmirals beygeleget, nachgehends aber auch andern Befehlshabern in einer Provinz zugeeignet worden. Der erſte Begriff aber iſt der wahre und eigentliche. Und wie natürlich erkläret der Verfaſſer das Wort in dieſem Verſtande aus der deutſchen Sprache! die Sylbe Sa iſt ja nichts anders als der Niederländer Zee, oder der alten Sachſen Zea, Zaa und zuſammengezogen Za, welches unſer heutiges Wort, See, andeutet. Daß Trabant bey den Deutſchen ein königlicher Bedienter heißt, weiß ein jeder; und daß es den Sylben trapa ganz gleich ſey, iſt wiederum klar. So iſt ja Satrapa nichts anders als Seetrabant. In der andern Bedeutung, haben die alten Deutſchen das Wort Gereba gebrauchet, welches unſer heutiges Greve oder Grafe iſt. Vermuthlich ſoll es auch mit Satrapa ein Wort ſeyn.

CERTA. Dieſes Wort wird im Curtius zwar nicht gefunden. Die Ausleger desſelben aber merken an, daß dieß Wort bey den Perſern ſo viel, als eine Stadt, angezeiget haben Tigranocerta, die Stadt Tigranis. Vologeſocerta, die Stadt Vologeſis. Bey den alten Deutſchen ſuchet man auch dieſes nicht vergeblich. Caer- und Cer iſt ohne allen Zweifel ſoviel als Certa; und daß die Angelſachſen mit dieſem Ausdruck eine Stadt angedeutet haben bezeuget Jacob

Uſſer, und andere Schriftſteller, aus alten Denkmalen z. E. Cair oder Caer Lundein, die Stadt London. Cair Colum. Colcheſter.

XERXES hatte bey den Perſern die Bedeutung eines Fürſten, und war der gewöhnliche Beyname perſiſcher Könige; nach dem Zeugniß der Alten aber gehörete derſelbe eigentlich für den oberſten Feldherrn und Heerführer. Es hat mit dieſem Worte keine andere Bewandniß haben können. Denn Boxhorn ſchwöret es ſeinem Freunde zu, daß der Deutſchen Herſech, Hertſoch oder Hartſoch, welcher Name heut zu Tage den Beſitzern gewiſſer Fürſtenthümer eigen iſt, mit der Perſer Xerxes ein Wort ſey, ſo wol in Anſehung der Bedeutung als der Herſtammung. Erforſchet man aber dieſe deutſchen Wörter recht, ſo kann Herzog, vermöge der Zuſammenſetzung, keine eigentlichere Bedeutung, als eines Heerführers, haben. Und ſo ſind ſich dieſe Wörter unter allen Umſtänden gleich. Ja, was noch mehr iſt! Die Perſer haben Xerxes in Arſacx verwandelt, davon ihre Könige Arſaces und Arſacidæ genannt worden. Wer aber nur einwenig ſcharf ſehen kann, der muß wahrnehmen, daß, auch nach dieſer Veränderung, der Perſer Arſax und der Deutſchen Harſach oder Herzog ſich immer ähnlich bleiben.

DARIUS wird vom Herodotus ſo überſetzet, daß es einen, der einem andern fürgeſetzet wird, und denſelben im zwange hält anzeiget. Die Griechen haben ein Wort ἕρξις (coërcitio) davon ἑρξείης herkomt, welches der Verfaſſer mit Darius für eines hält. Die Niederländer und wir Deutſchen haben ja eben dieſes Wort in eben der Bedeutung. Dariauſt, oder, wie man es nun mehr zuſammenziehen pfleget, Daroſt oder Droſt kann keinem unbekannt

bekannt ſeyn. Seine Bedeutung aber iſt, ein Fürſteher, Fürgeſetzter.

BAGOAE, waren die perſiſchen Edelknaben, die dem Könige aufwarteten. Curtius erwähnet derſelben zum öftern, und andere Scribenten geben von denſelben gleichfalls Nachricht. Keiner aber hat vor unſrem Verfaſſer angemerket, daß die Deutſchen noch heute eben dieſes Wort und in gleicher Bedeutung gebrauchen. Nennen ſie nicht ihre jungen Edelleute, die königlichen und fürſtlichen Perſonen dienen, Pagien? Daß dieß Wort einwenig anders ausgeſprochen wird, hindert der offenbaren Gleichheit nicht. Wie oft werden die Buchſtaben b und p verwechſelt, Poculum und Bocale. Πύργο? und Burg, parere und Baren, und viele andere Wörter geben hievon ein Beyſpiel. Vor andern wird der Ausſpruch unſres Wortforſchers beſtättiget durch die Anmerkung, daß die alten Deutſchen einen Knaben Bagh genannt haben; und daß die Britten ſich noch immer in eben dem Verſtande des Wortes Bach und Bachgen bedienen, welches ja kein Vernünftiger für ein von Bagoa unterſchiedenes Wort halten wird.

BASSUS und BESSUS beſchlieſſen endlich das Verzeichniß dieſer Wörter. Ihre Bedeutung iſt ein Fürſteher. Der Türken ihr Baſſa ſtimmet mit denſelben genau überein; denn ſie ſind ja Scythen, wie die Perſer. Nimmt man das Wort eigentlich; ſo deutet es das Haupt an und das alte ſächſiſche Beah oder Beaz, ſo einen gewiſſen Hauptſchmuck anzeiget, kommt ihm ganz nahe. Die gebraüchliſte Bedeutung aber iſt die, welche der Verfaſſer zuerſt angeführet hat. Und in dieſer kennen es auch die Niederländer und Deutſchen, welche die Aufſeher über gewiſſe Werke noch heute Werkbaſen nennen.

Dieß

Dieß ſind die critiſchen Unterſuchungen und wunderbarſten Anmerkungen, die wir von einem ſo groſſen Gelehrten hätten erwarten mögen. Wir glauben nicht, daß unſere Leſer darüber ein Urtheil fällen werden, welches uns zuwieder ſeyn könnte. Der Nutzen, den wir ihnen von dem Nachleſen dieſes Briefes verſprechen, wird der ſeyn: daß ſie lernen, wohin mancher verleitet werde, der eine vorgefaßte unrichtige Meynung mit Beweisgründen beſtärken will.

Boxhorn iſt nicht der einzige, den wir dieſes Fehlers zu beſchuldigen, Urſache finden. Viele Einfälle der zu unſern Zeiten arbeitenden Wortforſcher unterſcheiden ſich ſehr wenig von den Anmerkungen, die wir erzählet haben. Männer, deren Verdienſte um die Wiſſenſchaften rühmlich ſind, haben oft kein Bedenken getragen hierinn ſolche Schwachheiten zu begehen, die man von kleinen Geiſtern hätte vermuthen können. Wer fordert aber von ihnen ſolche Bemühungen, davon ſie ſich nicht den geringſten Nutzen zu verſprechen Urſache haben? Wir dürften nur die Anmerkungen eines berühmten Gelehrten, die unter dem Titul Eber in Germania den geſammleten Schriften einer gelehrten Geſellſchaft beygefüget ſind, vor uns nehmen, wenn wir mehrere Proben einer leichtſinnigen Wortforſchung zu liefern geſonnen wären. Wir wollen aber an deſſen Statt den Liebhabern dieſer Tändeleyen wünſchen, daß ſie ihren Witz in Unterſuchungen äuſſern mögen, die unſrer Mutterſprache vortheilhafter ſind.

V.

Von der inneren Beſchaffenheit der zuſammengeſetzten Wörter.

§. 1.

Es würde mich von meiner Hauptmaterie zuweit abführen, wenn ich den Nutzen der zuſammengeſetzten Wörter in der deutſchen Sprache weitläuftig erweiſen wollte. Ich will die innere Beſchaffenheit derſelben betrachten, und ihnen nicht eine Lobrede halten. Wer dieſes letzte über ſich zu nehmen geſonnen iſt, der wird Materie genug haben; wenn er ordentlich beweiſet, daß die zuſammengeſetzten Wörter 1.) dazu dienen, daß man die zuſammengeſetzten Begriffe bequem ausdrucken kann; 2.) daß ſie uns der Mühe überheben, neue einfache Wörter zu erdenken, mit welchen die zuſammengeſetzten Begriffe verbunden werden müßten; 3.) daß ſie unſere Mutterſprache erleichtern, indem man zuſammengeſetzte Wörter behalten kann, wenn man die einfachen ſchon gelernet hat; da es hingegen eine groſſe Laſt des Gedächtniſſes ſeyn würde, von einem jeden zuſammengeſetzten Begriff auch ein neues einfaches Wort zu lernen. Ich werde keinen von dieſen Vortheilen der zuſammengeſetzten Wörter ausführen; ſondern ich will nur ihre innere Beſchaffenheit unterſuchen, nach derſelben Regeln beſtimmen, wie dieſe Wörter einzurichten ſind, und endlich nach dieſen Regeln einige von unſern zuſammengeſetzten Wörtern beurtheilen. In dem 5ten Stück der Leipz. critiſchen Beyträge S. 85 ꝛc. iſt ſchon eine Abhandlung von den zuſammengeſetzten Wörtern eingerücket; aber der geſchickte Herr Verfaſſer hat ſich mehr bey den

verſchiedenen Arten, der åuſſerlichen Geſtallt, und der Rechtſchreibung derſelben aufgehalten, als bey der inneren Beſchaffenheit, welche eigentlich auf die Bedeutung des Wortes gehet. Ich führe dieſes nicht deswegen an, als wenn ich dieſes Verfahren tadelte. Dieſe Betrachtungen leiſten auch ihren groſſen Nutzen in unſerer Mutterſprache; und die vorher angeführte Abhandlung iſt ſo gelehrt abgefaſſet, daß man dieſelbe in vielen Fällen nützlich gebrauchen kann. Ich habe mich nur durch dieſe Anmerkung wieder den Einwurf ſchützen wollen, als wenn ich eine vergebliche Arbeit unternähme.

§. 2.

Ein zuſammengeſetztes Wort entſtehet aus der Verknüpfung verſchiedener Wörter, und bedeutet vermöge ſeiner Zuſammenſetzung einen zuſammengeſetzten Begriff. **Die innere Beſchaffenheit deſſelben** iſt ſeine Einrichtung in Anſehung der Bedeutung.

§. 3.

Aus dem allgemeinen Begriffe eines Wortes flieſſet, daß daſſelbe ſeinen Begriff völlig andeuten, und ausdrücken müſſe. Dieſes aber kann nicht geſchehen, wenn es nicht das weſentliche eines Begriffes anzeiget. Es folget demnach, daß ein zuſammengeſetztes Wort das Weſen eines zuſammengeſetzten Begriffes andeuten müſſe. Und weil dieſes durch die Wörter geſchehen muß, die daſſelbe als Theile ausmachen (§. 2.); ſo folget, daß die Theile deſſelben ſolche Eigenſchaften anzeigen müſſen, wodurch der Begriff von allen andern unterſchieden wird.

§. 4.

Ein zuſammengeſetztes Wort ſoll auch einen zuſammengeſetzten Begriff andeuten, (§. 2.). Dieſer aber beſtehet

ſtehet aus ſolchen verſchiedenen Begriffen, da einer nicht aus dem andern kann begriffen werden. Ein zuſammengeſetztes Wort hat alſo nicht ſeine gehörige innerliche Beſchaffenheit, wenn der eine Theil von demſelben ſchon den anzudeutenden Begriff völlig anzeiget; oder doch der Begriff des einen Theiles aus dem Begriff des andern Theiles kann gefolgert werden.

§. 5.

Von dieſer Art Wörtern iſt, **unterthänig gehorſamſt.** Denn derjenige, der einem andern unterthan iſt, und ſich auch dafür bekennet, der giebet ia dadurch zugleich zu erkennen, daß er den Befehlen des andern gehorſam ſeyn wolle. Hieher gehöret auch **Hochwoledel.** Denn **wol** zeiget einen geringern Grad, als **hoch** an; der höhere Grad aber ſchlieſſet beſtändig den geringern in ſich; wen man demnach für **Hochedel** ausgiebet, dem leget man ia zugleich den Titel eines **Woledeln** mit bey.

§. 6.

Ein zuſammengeſetztes Wort ſoll von dem anzudeutenden Begriff eine ſolche Eigenſchaft anzeigen, wodurch derſelbe von den übrigen Begriffen unterſchieden wird (§. 3.). Der Geſchlechtsbegriff, aber iſt nicht alſo beſchaffen. Ein zuſammengeſetztes Wort alſo, welches nur das Geſchlecht von ſeinem Begriff andeutet, verdienet dieſen Namen nicht.

§. 7.

Hievon ſind folgende Exempel zu merken: 1) **Scheinbegriff** und **Scheinwort.** Dieſe zeigen ſolche Begriffe und Wörter an, die nur das äuſſerliche Anſehen hievon haben, aber denen das innere Weſen fehlet. Das Wort, **Scheinen**, zeiget nach ſeiner eigentlichen Bedeutung an,

einen Glanz von ſich geben, wodurch die aúſſerliche Geſtallt des Dinges kann erkannt werden. Wenn man dieſen Begriff auf die Fúrſtellungen der Seelen anwendet, ſo ſind die **Scheinbegriffe** und **Wörter** ſolche, welche in uns einen Begriff von der aúſſerlichen Geſtallt eines Begriffes und Wortes hervorbringen. Aber hieraus erkennet einieder, daß auch wahre Begriffe und Wörter können **Scheinbegriffe** und **Wörter** genennet werden. Denn wir ſtellen uns auch bey ihnen ihre aúſſerliche Einrichtung für. Wir müßten demnach die von uns ſo genannten Scheinbegriffe und Wörter nur **Scheinbegriffe** und **Wörter** nennen, oder welches noch beſſer iſt, **Blendbegriffe** und **Wörter**. 2.) **Naturlehre**, wenn es die allgemeine Wiſſenſchaft der in dieſer Welt vorhandenen Cörper bedeutet; ſo iſt es eben ſo wol wieder die im 6ten §. angeführte Regel zuſammengeſetzet. Denn **Natur** iſt ein allgemeines Wort, und wird allen vor ſich beſtehenden Dingen beygeleget, ſie mögen einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn. Daß alſo **Naturlehre** nach ſeiner Zuſammenſetzung vielmehr eine Lehre aller vor ſich beſtehenden Dinge überhaupt, als die Cörperlehre anzeiget. 3.) Die Franzoſen brauchen das Wort petit maitre alsdenn, wenn ſie einen Menſchen anzeigen wollen, der ſeine meiſte Zeit mit den Kleidermoden zubringet, und bey der Kleidung in Kleinigkeiten genau iſt. Wir haben dieſes Wort in unſerer Sprache durch **Kleinmeiſter** überſetzet. Dieſes iſt aber in Anſehung ſeiner Bedeutung zu allgemein; denn es zeiget einen Menſchen an, der in Kleinigkeiten überhaupt ein Meiſter iſt; da es doch nur einen ſolchen andeuten ſoll, der in der Kleidung auf Kleinigkeiten ſiehet, und damit ſeine Zeit zubringet. Uns ſchützet nicht, daß wir die

Fran=

Franzoſen hierinnen zu Vorgänger haben, welche das allgemeine Wort petit maitre in eben ſo eingeſchränktem Verſtande gebrauchen. Denn es iſt dieſes bey ihnen auch ein Fehler; und ſtehet uns, als vernünftigen Menſchen, übel an, daß wir die Liebe gegen ein fremdes Volk ſo hoch treiben, daß wir ihre Sprachfehler in die unſere einführen. Was treibet uns auch an, das franzöſiſche Wort ſo bloß zu überſetzen? wir können ja petit maitre durch einen **Kleidernarren** ausdrucken. 4.) Einige drucken im deutſchen Criticus durch **Kunſtrichter** aus. Michdeucht aber, daß dieſes Wort eben ſo wol wieder die §. 6. feſtgeſetzte Regel eingerichtet ſey; wenn anders Criticus und **Kunſtrichter** einerley bedeuten ſollen, welches doch nothwendig iſt, weil ſie eines an die Stelle des andern ſetzen. Wir wollen die Bedeutungen dieſer beiden Wörter beſtimmen. Ein Criticus iſt nach aller Geſtändniß derjenige, welcher die Schriften der Alten unterſuchet, ob ſie untergeſchoben oder nicht, ganz oder verſtümmelt ſind; und endlich welcher die Herſtammung und Bedeutungen der alten Wörter beſtimmet; S. Clercs Abhandlung von der Critic S. 1. Ein **Kunſtrichter** aber iſt vermöge der Bedeutung ſeiner Theile kein anderer, als welcher überhaupt in einer Kunſt Richter iſt; oder der beurtheilet, ob eine Unternehmung in einer Kunſt dem Weſen derſelben gemäß ſey. Folget nun nicht hieraus deutlich, daß das letzte Wort nur das Geſchlecht von dem erſten ausdrücket? Und kann man denn wol ſagen, Criticus und **Kunſtrichter** wären gleichgültige Wörter? Ein **Kunſtrichter** kann auch bey der Unterſuchung der philoſophiſchen Wahrheiten ſein Amt verrichten, aber dieſes kann eigentlich kein Criticus thun, ob er gleich bey den Schriften der alten Philoſophen ſeine Kunſt ſehen laſſen kann.

Ja ein Ungelehrter kann ein **Kunſtrichter** bey einer Kunſt ſeyn, die mit den Händen verrichtet wird; z. E. beym Mahlen und Uhrmachen ꝛc. Einen ſolchen aber wird man wol ſchwerlich einen Criticum nennen. Man kann aber dem ungeachtet das Wort **Kunſtrichter** behalten, und dadurch einen Cenſorem artis ausdrücken. Aus eben dieſen angeführten Gründen gefällt mir auch nicht, daß einige für Criticus **Beurtheiler** gebrauchen; denn es iſt eben ſo wol zu allgemein in Anſehung des erſten Wortes.

§. 8.

Folgende Anmerkung aber iſt noch bey der §. 6. angeführten Regel zu merken: Wenn ein Geſchlecht zwar verſchiedene Arten unter ſich begreiffet, aber einer von denſelben der Begriff vornemlich und in einem ſehr eigentlichen Verſtande zukommt; ſo kann man wol bey der Anzeigung dieſer Art ein ſolches zuſammengeſetztes Wort gebrauchen, welches nur das Geſchlecht bedeutet. z. E. **Redekunſt** iſt mit **Oratorie** gleichgültig. Aber vermöge ſeiner Zuſammenſetzung bedeutet ſie nur die Kunſt, welche lehret, wie man ſeine Gedanken andern auf eine vernünftige Art durch Worte mittheilen ſolle. Dieſes aber wird nicht allein in der **Oratorie** gezeiget; ſondern die Vernunftlehre ſchreibet auch Regeln für, wie man die Wahrheiten andern geſchickt fürtragen müſſe. Weil aber dieſes doch nicht die einzige und Hauptabſicht der Vernunftlehre iſt; die **Oratorie** aber einzig und allein dazu erfunden worden, daß darinn gelehret werde, wie man auf eine zierliche Art ſeine Gedanken durch Worte an den Tag lege; ſo folget, daß dieſer Endzweck der **Oratorie** vor der Vernunftlehre zukomme. Man kann derowegen das Wort **Redekunſt** nicht aus der Urſache tadeln, weil es nur das Ge-

Geſchlecht anzeiget. Eben ſo iſt es auch mit der **Dichtkunſt** beſchaffen. Denn dieſe bedeutet eigentlich nur die Kunſt, wie man ein Ding in Gedanken zergliedern, und die Theile willkührlich wieder zuſammenſetzen ſolle. Hiervon werden zwar ſchon die allgemeinen und vornehmſten Regeln in der Metaphyſic fürgetragen. Aber weil doch die Poëſis hauptſächlich uns lehret, wie wir dieſe Erdichtungen machen, und nach gewiſſen Regeln durch Worte wieder fürtragen ſollen; ſo kann ihr mit Recht der allgemeine Name einer **Dichtkunſt** beygeleget werden.

§. 9.

Der Begriff der Art kann nicht das Geſchlecht von allen übrigen Begriffen unterſcheiden. Ein zuſammengeſetztes Wort alſo, welches nur eine Art von einem allgemeinen Begriff anzeiget, kann nicht als ein Zeichen von dem letzten gebrauchet werden (§. 3.).

§. 10.

Wieder dieſe Regel hat man ſehr oft in der Zuſammenſetzung der Wörter gehandelt. Durch **zweydeutig** zeigen einige ein Wort an, das mehr als eine Bedeutung hat. Es ſind aber Fälle vorhanden, da ein ſolches Wort mehr als zwey Bedeutungen hat; es iſt demnach alsdenn billig, daß es **vielbedeutend** genennet werde. Einige überſetzen Metaphyſic, **Uebernaturlehre.** Dieſes Wort kann gut, aber auch ſchlecht ſeyn, ſo wie es erkläret wird. Denn es heiſſet entweder die Wiſſenſchaft, welche die allgemeinen Gründe von der Naturlehre oder Phyſic in ſich begreiffet; oder man nimt φυσις nach einer ordentlichen Bedeutung in einem ganz allgemeinen Verſtande und verſtehet die Natur der Dinge überhaupt. Im erſten Fall

drucket dieſes Wort das Weſen der Metaphyſic ſehr ſchlecht aus; indem nur ein Theil von derſelben die allgemeinen Gründe von der Phyſic in ſich enthält, nämlich die allgemeine Weltlehre; im letzten Fall aber iſt dieſes Wort mit Recht unter die guten zuſammengeſetzten Wörter zu zählen.

§. 11.

Mich deucht auch, man könne unter die Wörter, welche den §. 9. angeführten Fehler an ſich haben, das Wort **Weltweisheit** rechnen. Denn man mag daſſelbe erklären, wie man will, ſo zeiget es doch niemahls den darunter anzudeutenden bekannten Begriff an. Erſtlich kann es die Weisheit oder Wiſſenſchaft von den Dingen in der Welt andeuten. Aber alsdenn ſaget dieſes Wort zu wenig; denn die Philoſophie iſt nicht allein eine Wiſſenſchaft von den in der Welt exiſtirenden Dingen, ſondern ſie erkläret auch das Weſen Gottes, und beweiſet ſein Daſeyn. Gott aber wird man doch nicht als ein zur Welt gehöriges Ding anſehen können. Ueberdem ſo werden auch in dieſer edlen Wiſſenſchaft allgemeine oder abgeſonderte Begriffe fürgetragen; dieſe aber ſind eben ſo wenig unter die in der Welt exiſtirende Dinge zu zählen. Ferner kann die **Weltweisheit** eine Wiſſenſchaft andeuten, welche ſich die Menſchen hier in der Welt anſchaffen können. Aber in dieſer Bedeutung wird dieſelbe nicht zur Genüge von andern Wiſſenſchaften z. E. von der Gottesgelahrtheit ꝛc. unterſchieden. Denn dieſe kann auch von den Menſchen in der Welt erkannt werden. Ich ſehe auch keine Urſache, warum wir genöthiget wären, dieſes Wort zu behalten. Der Mangel eines bequemern kann nicht fürgeſchützet werden. Warum können wir nicht die Philoſophie die **natürlichen Wiſſenſchaften** nennen

nennen? Wir haben ia ſchon ein Exempel vor uns, da die durch die bloſſe Vernunft erkannten Wahrheiten natürliche genennet werden; nämlich wir belegen die, durch die ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft erlangte Erkenntniß von Gott und ſeinem Weſen mit dem Namen der natürlichen Gottesgelahrtheit.

§. 12.

Ich will noch einige andere Exempel kürzlich anführen, die den §. 9. angeführten Fehler an ſich haben. Die Tragœdien werden von einigen im deutſchen Trauerſpiele genennet. Ich glaube, die Urſache der Benennung iſt geweſen, weil man vor zeiten in dem Wahn ſtand, daß alle *Tragœdien* einen traurigen Ausgang haben müßten. Aber da jezo dieſer Irrthum ſchon verbannet iſt, und man das Weſen dieſer Schauſpiele in der Fürſtellung von ernſthaften Handlungen hoher Perſonen geſetzet hat; ſo deucht mich auch billig zu ſeyn, daß ihnen ein Name beygeleget werde, der ſich auf alle Tragœdien ſchicket. Man könnte ſie ia ernſthafte Spiele nennen. Die Rechtſchreibung, wenn ſie allein die Kunſt oder auch die Handlung, die gehörigen Buchſtaben in einem Worte zu ſetzen, bedeutet, ſo habe ich an dieſem Worte nicht auszuſetzen. Wenn aber der bey einigen übliche Gebrauch dieſes Wortes recht iſt, da auch von einer falſchen Rechtſchreibung geredet wird; ſo iſt daſſelbe allerding unter die fehlerhaften zuſammengeſetzten Wörter zu zählen. Denn die Zuſammenſetzung zeiget an, daß es nur bey der Schreibung eines Wortes gebrauchet werden müſſe, welche recht iſt, und der Zuſatz, eine falſche, lehret uns, daß es in einem allgemeinern Verſtande zu nehmen ſey. Ich halte aber die Redensart, eine falſche Rechtſchreibung, für eine ungereimte;

weil es einen offenbahren Wiederſpruch ausmachet, wenn behauptet wird, daß eine Sache zu gleicher Zeit und in einerley Abſicht recht und falſch ſey. Unter die unrichtig zuſammengeſetzten Wörtern kann man auch die Ueberſetzung der *caſuum declinationis* aus dem lateiniſchen rechnen. Die meiſten Namen dieſer Fälle zeigen nur eine beſondere Art an, bey welcher ſie Statt haben. Dieſes wird keiner leugnen der ſich nur den Gebe-Anklagungs- und Nehmefall vorſtellet.

V.

Anleitung zur Poeſie darinn ihr Urſprung, Wachsthum und Gebrauch gezeiget wird. Breslau 1725. 15. Bog. in Octav.

Die Anleitungen zur Dichtkunſt gehören unter die Schriften die bisher, nach dem Unterſchied der Zeiten, unterſchiedene Beurtheilungen erfahren haben. Der Poetiſche Geſchmack iſt ſo veränderlich geweſen, als die Abwechſelungen der Zeiten; und die Deutſchen haben ſich lange nicht einig werden können, wie ſie die Grundregeln ihrer Dichtkunſt einrichten wollten. Seit dem durch Opitzen die verkehrte Gewohnheit ohne Regeln zu ſingen abgeſchaffet worden; hat man einen Ueberfluß von Büchern, die zum Unterricht der Dichter dienen ſollen. Die wenigſten aber ſind den Fürſchriften ihres erſten Lehrers gefolget; und wenn man diejenigen ausnimt, die ihre Arbeit weder nach Vernunft noch einem guten Geſchmack eingerichtet haben, ſo wird nur eine geringe Anzahl übrig ſeyn. Wir be-

behaupten nicht, daß an der Schrift die wir vor uns haben, alle Vollkommenheiten zu finden ſind, welche groſſe Kunſtrichter in den Schriften von dieſer Art ſuchen. Dem ohngeachtet muß ſie vielen vorgezogen werden, von denen ſie an Gröſſe übertroffen wird. Die gute Einrichtung, die kurtzgefaßte Geſchichte der Dichtkunſt, die freymüthigen Urtheile über die vornehmſten Dichter aller Völker, und eine richtige Entdeckung verſchiedener Fehler, ſind diejenigen Stücke, die uns in dieſem kleinen Buche vor andern gefallen, und derentwegen wir es den Anfängern in der Poeſie anzupreiſen kein Bedenken tragen. Ueberhaupt haben wir nur dieſes zu erinnern, daß die bunte und vermiſchte Schreibart bey dem ſonſt aufgeweckten Fürtrage verdrießlich iſt, und daß einige Regeln dem heutigen Geſchmacke kein Genüge thun werden. Wer der eigentliche Verfaſſer ſey iſt uns unbekannt. Soviel ſich aber aus der Vorrede muthmaſſen läſſet, ſo haben einige geſchriebene Anleitungen verſchiedener Dichter jemand Gelegenheit gegeben, aus denſelben einen kurtzen Entwurf der Welt vorzulegen. Was die Aufſchrift verſpricht, finden wir in XX. Abtheilungen abgehandelt, die insbeſondre enthalten, **was die Poeſie ſey, wie ſie entſprungen; wie ſie gewachſen und abgenommen, und wie ſie müſſe beſchaffen ſeyn.**

Die 1ſte Abtheilung giebt von der Poeſie die Beſchreibung, daß ſie ſey eine Nachbildung der Natur in gebundener und ungebundener Rede. Die Kunſt eines Dichters muß ſich zeigen in einer natürlichen klaren und angenehmen Fürſtellung möglicher und würklicher Dinge, wie ſie entweder an ſich ſelbſt ſind; oder der vernünftigen Einbildung nach beſchaffen ſeyn ſollten.

Der

Der Verfaſſer erfordert hiezu 1) eine natürliche und ſinnreiche Fähigkeit, Wahrſcheinlichkeiten leicht zu erfinden und durch angenehme Ausdrücke fürzuſtellen; 2) Eine Verbeſſerung des natürlichen durch die Kunſt, vermöge einer geſchickten Sprachlehre, Redekunſt und Vernunftlehre; 3) gute Erfahrungen in den Sachen die man abhandeln und fürſtellen will. Die Mahler-Bildhauer- und Kupferſtecherkunſt, wie auch die Muſic und Tanzkunſt haben mit der Poeſie in der Nachbildung etwas ähnliches; doch ſo, daß eine die Sache vollkommener, als die andere nachbildet. Die Mahler und Bildhauer ſtellen eine Sache ſehr natürlich für, halten das Maaß und entdecken die Affecten. Die lebhaften Farben der Mahler geben dem Gemählde gleichſam ein Leben, und der Bildhauer ſtellet ſeine Künſtliche Figur faſt als ſich bewegend für. Beide aber liefern doch nur ſtumme Bilder; und es fehlet ihnen Thon und Leben. Ein Muſicant bildet einen Affect ganz beweglich ab; bleibet aber dennoch nur ein ſtummer Dichter. Ein Tänzer beweget ſich nach dem Tacte; kann aber nicht zugleich reden, und richtet ohne Hülfe der Muſic nichts aus. Bildhauer und Mahler brauchen einen Redner der ihre Dinge erkläret; der Muſicant einen Poeten, der ihn redend machet; der Tänzer einen Muſicanten, der ihm ſpielet; der Poet allein kann alles thun ohne daß er andrer Hülfe bedürftig iſt. Werden alle dieſe Stücke verbunden, ſo wird die Abbildung vollkommener. Es muß aber mehr nach den Regeln der Natur geſchehen, als bisher beobachtet worden.

In der IIten und den bis an der XIten folgenden Abtheilungen, entwirft der Verfaſſer eine kurze Geſchichte der Dichtkunſt. Der Urſprung derſelben erfordert die erſte Unterſuchung. Natur und Kunſt haben ſich bey

bey derſelben gleich ſtark hervorgethan. Jene hat ſich beſonders der Andacht, der Ergötzung, der Liebe und Dankbarkeit als Hülfsmittel bedienet. Die Andacht würkte die erſten Lieder in den Ebräern, vermuthlich ſchon vor der Sündfluth; und Opitz hat Recht, wenn er meynet, daß die Poeſie anfangs nichts anders als ein Unterricht von göttlichen Sachen geweſen. Den Gläubigen folgten hierinn die Heiden, die ihr Gebet beym Opfer in Verſen verrichteten. **Die Druiden** der Celten und Deutſchen hatten die Lehren von ihrem Glauben und von ihrer Weisheit in viel tauſend Verſen verfaſſet; und wer ein Druide werden wollte, mußte ſie auswendig lernen, damit ihre Weisheit nicht gemein werden möchte, wenn Abſchriften vorhanden wären. **Die eigene Ergötzung**, ſich die Zeit beym Weiden der Heerde zu verkürzen, ſich zu erbauen, zu ſtrafen oder ſeinen Verſtand zu ſchärfen, iſt ohnfehlbar der andere Trieb zur Poeſie geweſen, und hat zum Urſprung der Hirtenlieder der Moraliſchen, Satyriſchen und Sinngedichte Gelegenheit gegeben. **Die Liebe** hat den Dichtertrieb am allermeiſten angefeuret und die Poeten zierlich und beweglich ſchreiben gelehret; und dieſes hält der Verfaſſer für eine Nothwendigkeit, weil die Gunſt des Frauenzimmers nur Tactmäſſig könne erhalten werden. Die **Dankbarkeit** hat inſonderheit die Heiden angetrieben, das Gedächtniß ihrer Helden in Liedern zu beſingen. Bey den alten Deutſchen war dieſes am meiſten gebräuchlich; und es iſt etwas bekanntes, daß ihre **Barden** nichts anders, als Sänger, Redner und Dichter geweſen, die nach Marcellinus Bericht der Männer ritterliche Thaten mit Heroiſchen Verſen beſchrieben, und mit ſüſſen Melodeyen zu der Leyer geſungen. Strabo hat aufgezeichnet,

net, daß ſie vornemlich dergleichen Verſe bey ihren Schlachten geſungen, welche ſo gar Kayſer Carl der Groſſe, nach Eginhards Zeugniß, abgeſchrieben und auswendig gelernet hat. Auf ſolche Art ſind die Heldengedichte entſtanden, und der Urſprung der meiſten vermiſchten Gedichte iſt aus gleichem Grunde herzuleiten. Ob aber die Alten nach Regeln geſungen oder nicht, iſt ſo ungewiß, als dieſes, ob ſolche Regeln gut oder ſchlecht geweſen. Vielleicht, ſchreibet unſer Verfaſſer, haben ſie der Natur mehr nachgeahmet, als heutiges Tages einige unſrer eingebildeten Poeten, die um ein leichtes Nachbar Hanſen mit der Bierkanne in ihrem Heldengedichte aufführen. Endlich iſt die Kunſt dazu gekommen und hat in den Verſen das Maaß, und im Dichten Regeln erfunden. Dieſe Regeln aber ſind nichts anders, als die Ordnung, welche die Natur erfordert und alle gute Poeten gehalten haben. Die Griechen uud Lateiner haben uns hiezu den Weg gebahnet; jene durch den Ariſtotelem; dieſe durch den Horatium, denen in den neueren Zeiten andere ſicher gefolget ſind.

Der Verfaſſer fähret fort, **den Zuſtand der Poeſie unter den vornehmſten Völkern** zu erläutern. Daß die **Ebräer** ſo, wie ſie zuerſt der Weisheit obgelegen, ſich auch vor andern Völcker der Dichtkunſt befliſſen haben, davon zeugen die in Moſis uud andern geiſtlichen Schriften befindliche Lieder. Man hat zwar noch nicht gewiß beſtimmet, wie die Dichtkunſt der alten Ebräer beſchaffen geweſen. So viel aber iſt aus den Pſalmen zu erſehen, daß ſie nicht wie die Griechen und Lateiner auf die Länge und Kürze ſondern auf die Zahl und gleichlautende Endung derſelben geſehen haben, und darinn den Deutſchen ſehr nahe gekommen ſind. Ob das Buch

Hiob

Hiob für ein Heldengedichte, das hohe Lied für eine Art von Schäfergedichten, und die Geſchichte von der Judith für ein Schauſpiel könne gehalten werden, wie der Verfaſſer glaubet, überlaſſen wir billig der Beurtheilung der Gottesgelehrten und Schriftforſcher. Damit ſind wir einig, daß der Geiſt der Heiligen ſich in ihren Liedern ſo hochgeſchwungen, als von keinem weltlichen Dichter kann behauptet werden; und daß der Grund ihrer Dichtkunſt, die wahre Weisheit geweſen, deren ſich die Heiden nicht rühmen konnten.

Die Griechen ſind den Ebräern gefolget und haben in der weltlichen Poeſie den Vorzug, den jene in der geiſtlichen behaupten. Sie ſind ſo glücklich geweſen, daß ſie ſich durch keine geringe Dichter bekannt gemacht haben, die von unſrem Verfaſſer angeführet und beurtheilet werden. Als eine Urſache des Wachsthums der Dichtkunſt bey den Griechen iſt ſowol die Güte des Landes als der Umgang mit den geſitteſten Völkern anzuſehen. Dazu kam die Gewohnheit, daß die Poeten ihre Gedichte öffentlich laſen, und nicht allein unter einander um den Vorzug ſtritten; ſondern auch durch gewiſſe Richter entſchieden wurden. Dieſes machte ſowol die Dichter, als die Zuhörer und das Volck verſtändig. Die gemeinſten kamen ſoweit, daß ſie von der Natur eines Gedichtes urtheilen konnten; und ſie wußten ſo wol, was ſchöne war, daß ſie einem Poeten oft etwas verziehen, was einem andern das Leben gekoſtet hätte. Viele Groſſen waren um die Poeſie befliſſen; denn ſie ſahen den Nutzen derſelben, da ſie zu der Zeit insbeſondre die Bewegungen der Gemüther, die Ermunterung der Verzagten und das Wol des gemeinen Weſens zur Abſicht hatte. Hingegen waren auch die Ehrenbezeugungen die den Poeten beſtimmet

wurden

wurden, nicht geringe. Man verehrte ſie als weiſe Leute, man beſchenkte ſie königlich, und ihr Gedächtniß ward nach ihren Tode durch Bilder und Ehrenſeulen erhalten. Ja man zankete ſich wol gar um die Ehre, ob ſie hie oder da geboren waren; und es war nichts ſeltenes, daß die Poeten von Königen geliebet und die Könige Poeten wurden. Dieß ſind die Anmerkungen die der Verfaſſer zum Vortheil der Griechiſchen Poeſie aus den Geſchichten liefert und mit vielen Exempeln beſtättiget. Man ſoll aber nicht hieraus ſchlieſſen, daß alle Griechiſche Poeten vollkommen geweſen. Sie machten, wie bey andern Völkern, einen vermengten Haufen aus, doch ſo, daß mehr gute als ſchlechte in demſelben befindlich geweſen.

Die Lateiner kamen ſpäter als die Griechen zur Poeſie und was ſie ſchönes geſchrieben, haben ſie von den Griechen gelernet. Die Dichter unter ihnen, die vor den Zeiten des Jul. Cäſar und Auguſtus gelebet, ſind an Kunſt und Zierlichkeit der Rede von denen weit übertroffen worden, die zu den Zeiten dieſer beiden Helden geſungen haben. Es ſchiene faſt, als hätten dieſelben ſich aus keiner anderen Urſache auf den Thron geſetzet, als daß ſie gute Künſte beſchützen und befördern könnten. Sie waren ſelber gründlich gelehrt und ſehr gute Poeten. Der erſte hat ſeine Reiſe in Verſen beſchrieben, und der andre wird noch wegen ſeiner Sicilia, ſeines Achilles und der aus der See ſteigenden Venus geprieſen. Der Hof des Kayſers Auguſtus war beſonders ein Aufenthalt der beſten Dichter. Virgil, Horaz und Ovid ſind die vornemſten die zu Auguſtus Zeiten um den Vorzug geſtritten haben. Und obgleich nach dem Tode dieſes Kayſers die Tyranney auf den Thron trat; ſo fand man doch noch eine Zeitlang gute Poeten,

wovon L. A. Seneca zum Beyſpiel aufgeführet werden kann. Bis auf die Zeiten des Theodoſius hat ſich die Poeſie noch ziemlich erhalten, ohngeachtet ſie ſchon ſehr geſunken war. Nachdem riſſen die Barbariſchen Zeiten ein. Die Gothen überſchwemmeten die lateiniſchen Länder, und machten ſich Meiſter von Italien und Spanien; da denn die guten Künſte und Wiſſenſchaften und alſo auch die Dichtkunſt bis zu der Wiederaufrichtung in den neueren Zeiten ganz und gar verfiel.

Wie die Italiäner Beſitzer des Römiſchen Gebiethes wurden; ſo hatte man Urſache zu vermuthen, daß ſie ihre Sprache annehmen und vor allen Völkern lateiniſch reden würden. Allein die Einbrüche der Heruler, Gothen, Longobarden und Deutſchen haben ihnen Gelegenheit gegeben, ſo von ihrer alten Sprache abzuweichen, daß ſie eine ganz neue hervorgebracht haben, die anfangs ſehr wunderlich geklungen, nunmehro aber unter den zierlichſten der Sprachen auf Erden eine Stelle fordert. **Dantes, Petrarcha und Boccatius** ſind die drey Männer geweſen, die im 13ten Jahrhundert, zu ihrer Aufbringung vieles beygetragen haben. Sie ſind die erſten die etwas ſinnreiches darinn geſchrieben; und man hat ſie jederzeit als Väter der Italiäniſchen Dichtkunſt betrachtet. Aber nach dem Tode dieſer berühmten Männer ruhete die Hetruriſche Poeſie faſt hundert Jahr, bis ſie ſich wieder durch den **Bembus** und **Caſa** erholete, und vom **Arioſtus** und **Torquatus Taſſus**, die ſich durch ihre Heldengedichte und Oden groſſe Namen erworben, völlig aufgeholfen ward. Nach dieſem ſind viele herrliche Poeten in Italien geboren, welchen allen aber, Guarini und Marini den Ruhm ſtreitig machen, die aber auch nicht ohne allen Fehler ſind. Ueberhaupt geſtehet der Verfaſſer,

faſſer, daß die Italiäner an Scharfſinnigkeit, Gedanken, Zärtlichkeit und Beweglichkeit unvergleichlich ſind; dabey aber doch der Fehler merklich iſt, daß ſie bisweilen gar zu hoch ſteigen, und ihre Gedanken die Richtigkeit verliehren.

Die Spanier haben zwar den Ruhm, daß ſie tiefſinnig ſind, und weit denken; aber ihre Dichtkunſt iſt zu unſren Zeiten in ſchlechtem Stande. Ihre ernſthafte und melancholiſche Gemüthsart und die von vielen Zeiten her angenommene Hoffart und Faulheit ſcheinen dem Verfaſſer, Grund hievon zu enthalten, und zu verurſachen, daß ſie gar ſelten das Mittel zu halten wiſſen. Sie ſchreiben in ihren Schäfergedichten gar zu hoch, in den Heldengedichten gar zu verliebt, und achten wenig auf die Geſetze der Dichtkunſt. Ja der Verfaſſer bemerket an ihnen die Thorheit, daß ſie ſich in ihre eigene Arbeit gar zu ſehr verlieben, und wenn ſie einen zierlichen Einfall haben, ſich darinn ſo weit vergehen, daß ſie einem vernünftigen Leſer verdrüßlich werden. Er will aber hiemit nicht behaupten, daß die Spanier gar nichts gutes liefern; ſondern geſtehet gerne, daß unterſchiedene Schriften derſelben voll ſinnreicher Gedanken ſind.

Die Gallier haben bey alten Schriftſtellern den Ruhm, daß ſie gute Poeten geweſen. Dieſes gehet aber auf die Zeiten, da ſie noch Lateiniſch ſchrieben. Deswegen ſie auch von den Römern hochgehalten und nicht unter die Barbaren gezählet wurden. Die Einbrüche der Gothiſchen Völcker unterbrachen aber die Ordnung ihrer Sprache, und verſtelleten ſie ſo ſehr, daß man ſie nur die Römiſche Baurenſprache nennen pflegte. Gleichwol ſchrieben ſie in dieſer Sprache gute Sachen. Einige Provinzen hüteten ſich für eine gröſſere Verwir-

rung, die bey dem Einfall der Franken zu vermuthen war, und nur von wenigen verhütet ward. Sie hatten eine beſondere Neigung zur Poſie, trieben ihre Bauren-ſprache immer höher, bis ihnen dieſe Benennung verdrüßlich war, und ſie ſich durch den Namen der **Provinzialen** von den andern unterſchieden. Unter dieſer Benennung erwurben ſich viele bey den auswärtigen Ehre und Bewunderung, und wer einen Trieb fühlete, ſchön zu reden, bedienete ſich der Sprache der Provinzialen. Endlich empfunden die Franzoſen, die ſich der Provinzialſprache nicht bedieneten, gleichfalls eine Begierde, ſich in ihrer Mundart hervorzuthun. Sie ſtelleten daher die ſogenannten Comitia Poëtica an, auf welchen ſie ihre Verſe ablaſen, und um den Preis ſtritten. Die Provinzialen behielten lange den Vorzug; jene aber wurden immer ſtärker. **Marot** war einer von den erſten, der die Franzöſiſche Poeſie in Anſehen brachte, und **Ronſard**, der zu den Zeiten Carl des eilften lebte, brachte es noch weiter. Man fand aber nichts vollkommenes, bis der Cardinal Richelieu die ſogenannte l'Academie Françoiſe anlegte; deren Amt iſt, die Sprache zu unterſuchen, und von allem zu urtheilen, was in gebundener oder ungebundener Rede erfunden wird. **Malherbe**, **Menage**, **Chapellain** und **Voiture**, die man heutiges Tages ſchon zu vergeſſen ſcheinet, legten damals ziemliche Proben ihres Verſtandes ab. Den höchſten Grad aber hat die franzöſiſche Poeſie durch die Bemühungen des **Corneille**, **Racine** und **Boileau** erreichet, von deren Arbeit unſer Verfaſſer ſo urtheilet, wie es dieſer Männer Verdienſte erfordern.

Der Character der **Engelländer**, der auch ihre Dichter kennbar machet iſt die Tiefſinnigkeit, vermöge

welcher ſie ihren Gedanken ſo weit nachgehen, daß ſie gar oft unverſtändlich werden. Man ſehe aber dieſes Urtheil des Verfaſſers nur ſo an, daß denen ſchönen Stücken, die unſere Zeiten von den Engelländern aufzuweiſen haben, nicht zu nahe geſchiehet. Der erſte, der ſich bey ihnen als ein Dichter emporgeſchwungen, iſt **Abraham Cowley**, der bey ſeinen Landesleuten ſo angeſehen war, als Virgil und Horaz bey den Römern; doch hat man in ſeinen Heldengedichten verſchiedene Fehler bemerket. **Benjamin Johnſon** hat dem erſteren nachgearbeitet, und **Joh. Milton** iſt zu Crommwells Zeiten durch ſein verluſtigtes Paradies nicht weniger berühmt worden. Die Dichtkunſt **der Holländer** iſt erſt im vorigen Jahrhundert zierlich geworden. **Douſa** iſt der erſte, der ſich unter ihnen in der Poeſie bekannt gemacht hat. Man bemerket an den Holländern eine gewiſſe Freyheit und Kühnheit, die ſowol ihrem Gemüthe, als ihrer Art zu reden, eigen iſt. Sie ſprechen mit einem, wie mit dem andern. Daher ſie ſich auch im Schreiben etwas zu gute halten, und beſonders als Liebhaber der Satyren bekannt worden ſind; dennoch aber ſich auch in Oden, Schäfergedichten und Schauſpielen hervorgethan haben. Von den **Dänen und Schweden** merket der Verfaſſer an, daß ſie wie andere Völker jederzeit ihre Dichter gehabt, deren poetiſche Werke aber mehrentheils in Liedern und Erzählungen der alten Hiſtorien beſtanden. Das älteſte Lied haben wir von **Regner Lodbrag**, das er im Jahr 857, vor ſeinem Tode geſungen hat. Nach ihm ſind viele andere berühmt worden, weil auch in Schweden die Poeſie ihre Verehrer fand; und auch in dieſem Lande ein merkliches Exempel vorhanden iſt, daß die Fertigkeit in der Dichtkunſt

den

den Hiarnes zum Königlichen Tron verholfen hat. Zu den neueren Zeiten müſſen die ſchönen Proben der gelehrten Brennerin, und die faſt in allen Europäiſchen Sprachen entworfenen Gedichte der berühmten Tochter des groſſen Generals, de la Gardie, ihren Landesleuten beſonders Ehre bringen. Der Verfaſſer zweifelt auch nicht, daß die Poeſie bey dieſen Völkern, die täglich an der Sprache arbeiten und beſſern, mit der Zeit werde völlig erhöhet werden; da es wieder die Erfahrung ſtreitet, daß es dieſen Nationen an Hurtigkeit und Verſtand fehlen ſollte.

Wir müſſen endlich mit dem Verfaſſer den Zuſtand der Poeſie in Deutſchland anſehen. Die Schriftſteller, die hievon Nachricht ertheilen, betrachten die Poeſie der Deutſchen nach dreyen unterſchiedenen Zeiten; und theilen ihr Alter, in die uralte, mittlere und neuere Zeit. Von der uralten deutſchen Poeſie iſt faſt nichts mehr übrig, als das Zeugniß des Tacitus, in ſeinem Buche, das er von den Deutſchen geſchrieben hat. Dieſes enthält aber die Nachricht, daß die Deutſchen ihr unum genus annalium, und das, was ſie im Gedächtniß behalten wollen, in Lieder und Reime verfaſſet; mit dieſen Liedern die Gemüther der Soldaten zur Schlachtordnung erhitzet, und über dieſes aus dem Thon ihrer Lieder geweiſſaget hätten, was die Schlacht für einen Ausgang nehmen würde. Sie hätten auch ſchon gereimet und ihre Geſetze, Rechte und Religionen in kurze Verſe und Geſänge gefaſſet, ehe ſie weder ſchreiben noch leſen gekonnt. Unſer Verfaſſer muthmaſſet hiebey aus den in Ungarn und Oſterreich gefundenen Gedächtnißſteinen mit Ebräiſchen Aufſchriften, daß, wie die uralten Deutſchen von den Ebräern herſtammen, alſo auch

ihre vermiſchte Mutterſprache und mit derſelben ihre Poeſie mitgebracht hätten, weil beider Völker Stammwörter vieles gemein haben. Von der **mittleren**, die ſich mit Carl den groſſen angefangen, bezeugen Goldaſt und Morhof, daß ſie darinn glücklich geweſen, daß ſie unter ihren Poeten viele Kayſer, Könige, Fürſten und Herren aufweiſen kann. Kayſer Friderich, welcher der Rothbart genannt wird, brachte ſie zu dieſer Glückſeeligkeit; da er die Poeſie unter die Königlichen und Fürſtlichen Uebungen ſetzte, und den Siegenden einen Preis ertheilen ließ. Daß die Regeln ihrer Kunſt vollkommen gut geweſen, können wir nicht verfechten. Taubmann, der die Zärtlichkeit der Poeſie gründlich verſtanden, hat einige ihre Gedichte geleſen, und erhebet ſie ſo ſehr, daß er ſie den Griechen und Römern vorziehet. Ob dieſes Urtheil nun gleich ein wenig zu günſtig iſt; ſo zeiget es doch ſo viel, daß der alte deutſche Adel nicht allein den Turniren und Ritterſpielen, ſondern auch den Muſen ergeben geweſen. In den Parænetisis des **Goldaſtus**, findet man noch unterſchiedene Ueberbleibſel von ſolchen Gedichten, darunter inſonderheit des **Winsbecks** und der **Winsbeckin**, imgleichen des Königes **Tyrol** aus Schottland Lieder, Lob verdienen. Opitz erwehnet noch verſchiedener anderen, als des **Walthers der Regelweide**, **eines Freyherren von Wengen**, **Reimers von Zweter**, **Marners**, **Meiſter Siegeherrens** und anderer. Jedoch die vielen Kriege und Zerrüttungen gaben dem Adel die Waffen in die Hand, und lieſſen die Poeſie ein Handwerk gemeiner Leute werden. Nach einem ſolchen Verfall gedachten die ſogenannten **Meiſterſänger** ihr zu helfen. Sie wurden auch von Kayſer Otto, dem anderen, zu dem Ende mit beſonderen

ren Freyheiten begnadiget, und waren allein berechtiget, auf den Turnier- und Ritterſpielen die Lobſprüche der Siegenden abzuſingen. Allein ſie haben es nie zu der Vollkommenheit des Adels gebracht. Von dieſen Meiſterſängern ſind die **Pritſchmeiſter** zu unterſcheiden, die bey öffentlichen Aufzügen, Vogelſchieſſen und dergleichen ihre Lieder anſtimmeten, und zuweilen lächerliche Einfälle, in der That aber nichts ſinnreiches und ſchönes zum Grunde hatten. Zuletzt wurden beide ſich ſo ähnlich, daß man ſie kaum unterſcheiden konnte. **Das dritte Alter** der deutſchen Dichtkunſt hebet ſich von **Opitzens** Zeiten an, mit welchem, nach dem Ausdruck unſers Verfaſſers die völlige Sonne, gleichwie mit Luthern die Morgenröthe, der Poeſie aufgegangen iſt. Dieſer groſſe Dichter ſahe es als einen Fehler an, daß die Deutſchen in Anſehung des Sylbenmaſſes, der Reinigkeit des Reimes und der Wortfügung ganz unbekümmert waren. Er ſetzte daher die deutſche Poeſie in eine ganz andere Form, half dieſem Fehler ab, und brachte die Dichtkunſt ſo in Ordnung; daß wir ſeine Bemühungen noch zu unſeren Zeiten erheben müſſen, und ſeinen Fürſchriften ganz ſicher folgen können. In ſeinen Schriften bemerket man lauter herrliche, auserleſene und angenehme Ausbildungen; und ob er gleich zuweilen in der Wortfügung etwas hartes hat; ſo geſchiehet es doch ſelten, und iſt kaum wehrt daß man es ihm, als einen Fehler verweiſen kann. Durch das Beyſpiel dieſes groſſen Mannes wurden ganze Geſellſchafften aufgemuntert, das Aufnehmen der deutſchen Sprache und Poeſie zu befördern. Caſpar von Teutleben richtete nach dem Exempel der Italiäniſchen Academien, die berühmte **fruchtbringende Geſellſchaft**, auf dem

Schloſſe zu Weymar auf, die aus Durchlauchten Häuptern, groſſen Helden und gelehrten Männern beſtand. Philip von Zeſen ſuchte deſſen Beyſpiel zu folgen, durch die etwa 1642 geſchehene Aufrichtung ſeiner teutſchgeſinnten Genoſſenſchaft in Hamburg. Harsdörfer ſtiftete den gekrönten Blumenorden an der Pegnitz; und Riſt die Schwanengeſellſchaft an der Elbe. Man kann zwar nicht behaupten, daß ſie alle ihren Zweck völlig erreichet, dennoch aber haben ſie auch nicht ohne allen Nutzen gearbeitet. Als man den Weg aber auf eine nicht verwerfliche Art gebahnet fand, ſo fiel es geſchickten Männern nicht ſchwer in die Fußſtapfen ihrer Vorgänger zu treten. In Schleſien wurden nach Opitzen, Flemming, Tſcherning, Gryphius, Hofmannswaldau und Lohenſtein als Dichter bekannt. Ihre Landesleute und Dichterfreunde ſchätzten ihre Verdenſte hoch, und prieſen ihre Arbeiten gar beſonders. Solcher Ruhm machte manchen begierig, durch Verſemachen groß zu werden. Allein die meiſten haben es nicht weiter bringen können, als eine Hochzeit oder Begräbniß mit einem Liede zu beſingen. Der Verfaſſer unterſuchet die Fehler, die hiebey wahrgenommen werden, fähret fort, die Verdienſte der zu ſeiner Zeit in Deutſchland lebenden Dichter zu erzählen, und beſchlieſſet ſeine hiſtoriſche Abhandlung mit Erinnerungen, den Verfall der Dichtkunſt, durch eine Aufhebung merklicher Fehler zu verhüten. Unſere Leſer würden, da ſich die Zeiten geändert haben, bey verſchiedenen Stücken anders, als der Verfaſſer gedenken; daher wir ſeine Meynung anzuführen für unnöthig achten, die inzwiſchen nach der Beſchaffenheit der Umſtände damaliger Zeiten ziemlich richtig und gegründet iſt.

In der Xten Abtheilung betrachtet der Verfaſſer wiederum die Poeſie an ſich ſelbſt, nachdem er bisher den Zuſtand derſelben in verſchiedenen Ländern erzählet hat. Er hatte in dem vorhergehenden behauptet, daß von der Andacht und von der Begierde Gott zu loben, der Urſprung der Dichtkunſt herzuleiten ſey; und glaubet, daß dieſelbe in ihrer natürlichen Freyheit hätte bleiben können, wann ſie bey dieſem Fürwurf geblieben wäre. Nachdem ſie aber mit menſchlichen Sachen umgieng; war es nöthig, daß ſie durch gewiſſe Regeln eingeſchräncket und der Misbrauch durch gegründete Fürſchriften verhütet ward. Dieſe Regeln ſind theils nach dem Beyſpiel der erſten Dichter eingerichtet, am meiſten aber aus der Natur hergenommen worden, und zielen vornemlich dahin: 1) **Daß ein Dichter ganz genau mit der Natur ſeinſtimme**, d.i. ſeinen Fürtrag von einer Sache ſo einrichte, als es von der Natur ſelbſt geſchehen würde, wenn ſie auftreten und reden ſollte. Wieder dieſe Regel würde der anſtoſſen, der einen Schäfer hoch und prächtig, einen Held verzagt und niedrig, einen Betrübten künſtlich, und einen Verliebten ſcharf und ſinnreich reden lieſſe. Man würde hie nichts natürliches wahrnehmen. Hiebey aber iſt auch noch dieſes zu beobachten, daß die Natur in ihrer Vollkommenheit und nicht in ihren Fehlern und Misgeburten fürgeſtellet werden müſſe. Der Verfaſſer fordert (2) **Daß man durch angenehme Erfindungen den Leſer ergötze.** Die Griechen und Römer wollten hierinn Meiſter ſeyn; und vielleicht hatten ſie darinn einen Vortheil, daß ſie ſich aller heidniſchen Götter und Fabeln bedienen konnten. Gleichwol kann man nicht ſagen, daß denen, welchen der Gebrauch ſolcher Sachen unanſtändig iſt,

alle Materien zu guten Dichtungen benommen ſind. Eine lebhafte Einbildungskraft und die Fähigkeit nachzudenken, wiſſen ſchon, dieſen ſcheinbaren Mangel zu erſetzen. Daß aber alle gute Erfindungen nach einem, von dem Verfaſſer gebilligten Regiſter müßten erzwungen werden; können nur die glauben, denen die Vernunftlehre keinen nähern Weg gezeiget hat. Ein Dichter muß darauf ſehen, daß er 3) **verſchiedene und zuweilen verdeckte Lehren ertheile.** Die Erbauung des Leſers iſt ſchon eine unſträfliche Abſicht der Alten geweſen, und wir würden Unrecht thun; wenn wir von dieſer Gewohnheit abwichen. Doch iſt hiebey die Fürſichtigkeit zu gebrauchen, daß man nicht allezeit lehre, denn dieſes kommt einem Schulmann und keinem Poeten zu; daß man im Lehren nicht zu weitläuftig ſey, weil ſolches den Leſer verdrüßlich macht; und daß man nicht allenthalben Lehren einmiſche, weil es nicht alle Materien füglich verſtatten. Die Pflicht eines Poeten iſt endlich, daß er 4) **Der Leſer Herz zu gewinnen ſuche.** Wer dieſes erhalten will, muß auſſer den vorbenannten Regeln, als geſchickte Mittel hiezu anwenden, unverhoffte und ſchöne Gedancken, die Bewegung der Affecten und eine edle und nach den Materien gerichtete Schreibart. Gemeine Verſemacher beobachten dieſe Stücke ſehr ſelten und begehen ins beſondre wieder die gute Schreibart in ieder Zeile häufige Fehler. Einige wollen mit Gewalt hoch ſeyn, und erheben ſich in ihren überſteigenden Metaphoren ſo, daß ſie ihr Gedicht nicht für ſchön halten, wo es nicht mit Zibeth und Ambra gewürzet iſt. Andere ſind deſto niederträchtiger und ihre Gedichte ſind den pöbelhaften Ausdrücken gemeiner Leute ganz ähnlich. Manche wiſſen das Ende ihrer Worte nicht zu finden,

ſie mögen ſchlechte oder zierliche Dinge fürtragen; viele hingegen, welche die Weitläuftigkeit vermeiden wollen, ſind mit ihren Worten ſo ſparſam, daß ſie dem Leſer dunkel und unverſtändlich werden. Der eine hält ſich in Gedanken und Worten alles zu gute, und ſtellet einen vollkommenen Freygeiſt für. Der andre ſtümmelt und kürzet iedes Wort ab, und ſchreibet und denket nur dem vorigen Reim zu Gefallen. Die allzufeurig ſind, ſchreiben immer pathetiſch, wo ſie doch nur gelinde ſeyn dürften; und die Kaltſinnigen können gar keinen Affect bewegen. Endlich will der eine gar zu künſtlich ſeyn und immer was ſcharfſinniges ſagen; der andere aber iſt einfältig, bleibt bey der gemeinen Leyer und iſt nichts anders, als ein Reimenſchmied. Auf eine von dieſer Art irren die fehlerhaften Poeten; und der Verfaſſer iſt von ſeinen Landesleuten nicht ſo eingenommen, daß er nicht einſehen ſollte, wie ſie haufenweiſe wieder die richtigen Regeln der Dichtkunſt verſtoſſen. Er kann es ihnen nicht zu gute halten, daß ſie nicht einſehen wollen, wie die gebundne Schreibart von der ungebundenen unterſchieden ſeyn müſſe. Hier aber gefällt uns ſein Unterricht am ſchlechteſten, weil er von einem ganz veränderten Geſchmack zeuget, deſſen wir in dem vorigen nicht gewohnet ſind. Ein Vers, der ihm gefallen ſoll, muß ein wenig nach den Erdichtungen der Alten ſchmecken. In der ungebundenen Rede gefällt ihm der Ausdruck: **Die Sonne war aufgegangen.** Aber ein Poet muß ſagen: **Aurora hatte kaum die Fackel aufgeſteckt,** oder: **Aurora hatte kaum den Schleier abgelegt** Wir können in dieſem Ausdruck zum wenigſten das Natürliche mit aller Mühe nicht finden, deſſen Beobachtung doch der Verfaſſer ſo nachdrücklich in dem vo-

rigen

rigen eingeſchärfet hat. Weiter ſoll die gebundene Schreibart nach Beſchaffenheit der Materie höher als die ungebundene ſeyn. Wer kein Dichter ſeyn will, kann ſagen: **Ich bin voll Kummer und Betrübniß**, aber ein Poet muß ſo reden: **Ich ſchwimm in einer See, von Thränen Angſt und Sorgen.** Wer wird es aber einem Poeten zu gute halten, daß er in einer Zeile unterſchiedene falſche Gedanken anbringet? Ja es ſoll auch die Poetiſche Schreibart zuweilen kühner und verwägener als die ungebundene ſeyn. Wer in dieſer ſchreibt: **die groſſe Zuverſicht macht daß ich allen Kummer bey Seite ſetze**, der muß, wenn er dichten will, mit Hofmannswaldau ſagen: **die ſteife Zuverſicht ſtreicht allen Kummer hin.** Wir können zur Vertheidigung des Verfaſſers nichts anders ſagen, als daß er vielleicht bey ſeinen Fürſchlägen gute Gedanken gehabt, aber dieſelben mit den allerelendeſten Exempeln erläutert hat. Er fordert zwar, man ſolle dergleichen Redensarten nicht am unrechten Ort anbringen, und dieſelben nur von guten und bewährten Dichtern nehmen. Wo ſoll man aber einen Ort finden, da ſeine Ausdrücke recht ſtehen? Und wer wird den für einen guten und bewährten Dichter halten, deſſen Ausdrücke ſo unrichtig ſind? Zuletzt hält er für eine nöthige Eigenſchaft eines Dichters, die Fähigkeit ſeinen Gedichten einen gewiſſen Zug und Art zu geben, welche ſie von gemeinen Erfindungen unterſcheiden. Er muß einen ganz andren Weg gehen, als den die Redekunſt zeiget; und ſeinen Leſer oft ſo verwirren, daß er kaum begreiffen kann, wie ſich der Poet am Ende auswickeln wird. Wir glauben gerne, daß es dem Verfaſſer ſchwer fällt, ſich deutlich hierüber zu erklären, und wir ſind verſichert,

daß,

daß, wer ſich Gewalt anthut dieſe Regel zu beobachten, ehe in häufige Fehler verfallen, als die Abſicht eines guten Dichters erhalten wird.

Dieß ſind die Anmerkungen, die wir über die Poeſie an ſich ſelbſt in der Xten Abtheilung finden. Die X folgenden handeln von den verſchiedenen Arten der Gedichte, und erläutern was, in Anſehung einer ieden, die Pflicht eines Poeten ſey. Wir würden auch hievon unſres Verfaſſers Meynungen erzählen, wenn wir nicht glaubten, daß die Regeln, die hie angebracht werden, theils mit den bekanten Fürſchriften anderer Dichter genau übereinſtimmen; theils aber auch zu unſren Zeiten eine ſchönere Einrichtung erhalten haben. Wir wollen daher unſren Leſern nur die Nachricht geben, daß ſie in dieſen Abtheilungen des Verfaſſers Gedanken über **Oden, Hirtengedichte, Moraliſche Gedichte, Satyriſche Gedichte, Sinngedichte, Liebes, Lob- und Heldengedichte, Schauſpiele und vermiſchte Gedichte antreffen können.** Er handelt hiervon ſo, daß er zuerſt die Erklärung dieſer verſchiedenen Arten voranſetzet, die Meiſter in denſelben erzählet und anpreiſet, die nothwendigen Regeln fürſchreibet, und die dawieder begangenen Fehler entdecket. Den Schluß machet in der XXten Abtheilung eine Abhandlung von der **Reimkunſt.** Er hat dieſe bis zuletzt geſparet, weil ſie nur eigentlich für die deutſche Poeſie allein gehöret. Die Sylben, der Reim und der Abſchnitt ſind die Stücke, mit deren Beurtheilung und Prüfung er ſich beſchäfftiget, und von welchen er ziemlich ordentlich gedenket. Wir rühmen es an dem Verfaſſer, daß er von den gemeinen Anleitungen abgegangen iſt, die des ängſtlichen Unterrichtens in der Reimkunſt kein Ende wiſſen, aber die Regeln einer vernünftigen Dichtkunſt unberüh-

ret

ret laſſen; wodurch der Jugend ein gewöhnlich unrichtiger Begriff von der Poeſie beygebracht wird. Wäre endlich der Verfaſſer in der Wahl guter Probſtücke von Gedichten glücklicher geweſen, ſo würde der Wehrt ſeiner Arbeit dadurch erhöhet werden. Unſere Leſer werden mit uns gleiche Gedanken hegen, wenn ſie die als einen Anhang beygefügten Gedichte, deren erſtes den Titel führet: **Die ſterbenden Sinnen bey dem Creutze Chriſti,** das andere aber den **Weinenden Petrum** fürſtellet, vor ſich nehmen.

Wer den Anfang des erſten lieſet, der wird vielleicht von der völligen Einrichtung und Beſchaffenheit urtheilen können. Er lautet alſo:

Beglückte Sinnen-Schaar! beglückt/ wen ſo die Welt
Wie euch/ labt und vergnügt. Beglückt wem ſo auf Erden
Wie euch muß Pracht und Luſt/ ja alles dienſtbar werden
Iſt auch wohl eine Macht, ein Rieſ und ſtarker Held
Den euer ſtarker Arm und Reitzungs-vollen Triebe
Nicht längſt bekriegt, beſiegt? der ſtärckſte Held/ die Liebe
Die in der Himmelsburg des Titans Strahl bezwingt
Und mit dem Orpheus gar bis in den Abgrund dringt/
Verfällt in Ohnmacht hin, wenn ihr/ ihr Anmuths ſinnen/
Durch den gereitzten Trieb nicht helft ein Herz gewinnen.

Innhalt
des dritten Stückes:

I. Allgemeine Gedanken von der deutſchen Sprache. Pag. 231.

II. Chriſt. Meisner von der Sprache der Schleſier. 254.

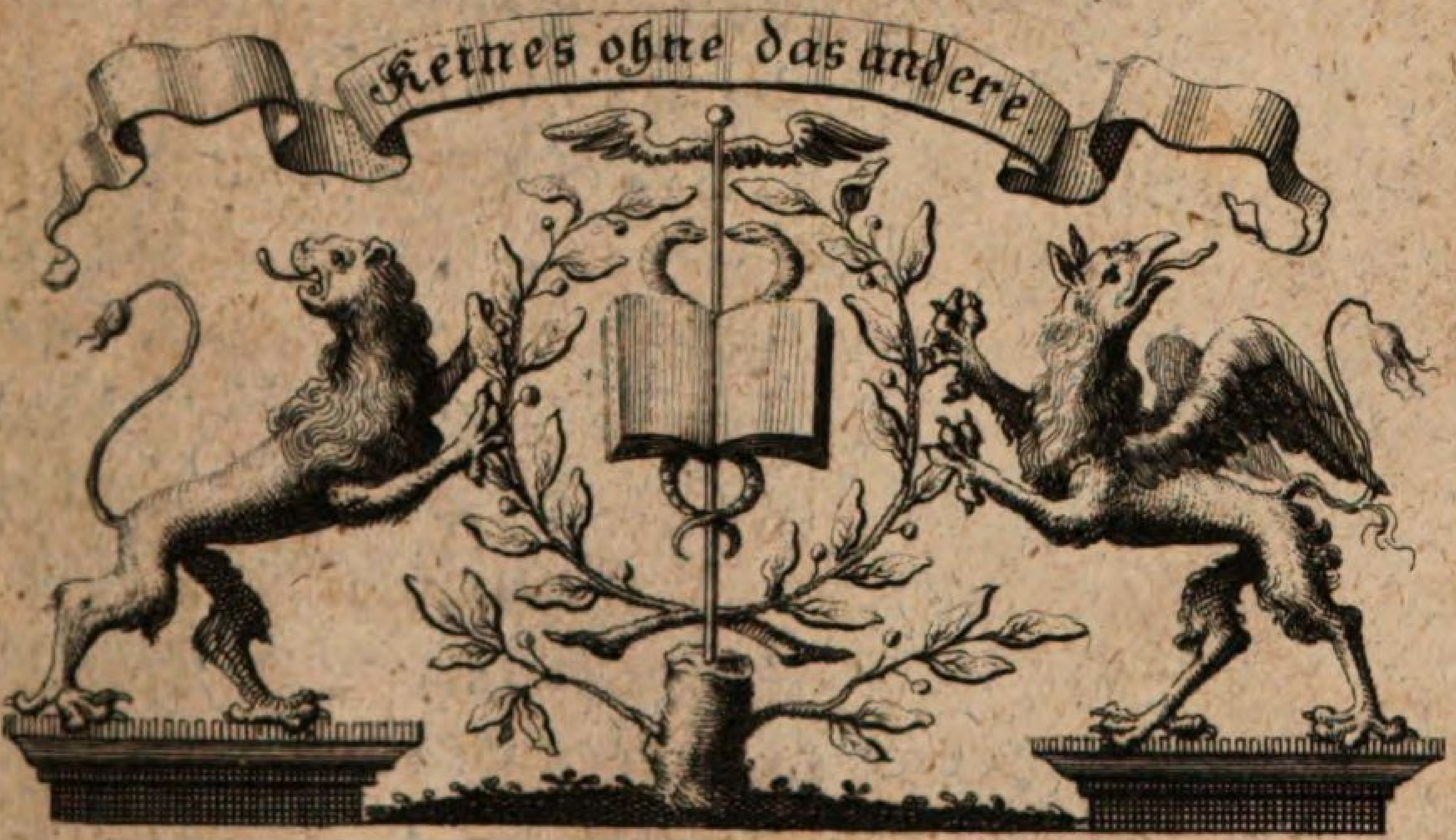
III. Einige Anmerkungen über die deutſche Rechtſchreibung. 272.

IV. M. Z. Boxhorns Brief an Nic. Blancard, von den Perſiſchen Wörtern, die im Curtio fürkommen und den Deutſchen gleich ſind. 294.

V. Von der inneren Beſchaffenheit der zuſammengeſetzten Wörter. 305.

VI. Anleitung zur Poeſie, darinn ihr Urſprung, Wachsthum und Gebrauch gezeiget wird. 314.

Critiſcher Verſuch zur Aufnahme der Deutſchen Sprache.



Viertes Stück.

Greifswald,
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1742.

I.

Von deutſchen Ueberſetzungen alter lateiniſcher Scribenten.

Die Herren Verfaſſer der critiſchen Beyträge haben uns einigemal (*) angenehme und zum Theil ſeltene Nachrichten von den deutſchen Ueberſetzungen alter ausländiſcher Scribenten gegeben. Die Bemühung, dergleichen Nachrichten zu ſammlen, iſt ſehr vieles Ruhmes würdig. Wie groß aber muß dieſelbe nicht ſeyn, und wie viele Zeit wird dazu nicht erfordert, wenn eine ſolche Sammlung nur einigermaſſen mit Recht den Namen einer vollſtändigen führen ſoll. Für einen einzigen Gelehrten iſt dieſes Geſchäffte zu groß und weitläuftig. Wie ſoll er es anfangen, daß er alle Ueberſetzungen kennen lernet? bey wem ſoll er ſich Raths erholen? Die meiſten von den alten Ueberſetzungen liegen im Staube und in zerriſſenen Bänden; man hat ihrer kaum geachtet, und ſie ſind bey nahe vergeſſen worden. Man findet ſie in den wenigſten Bücherſälen; und diejenigen, denen man noch darinn eine Stelle gegön-

* Im I. III. XII. und XXVII. Stück

le gegönnet hat, haben es allein dem Schickſal zu danken, daß ſie von ohngefehr ſind aufbehalten worden. Eine vollſtändige Sammlung derſelben erfordert demnach Zeit, Gedult und Mühe. Einer muß dem andern zu Hülfe kommen; ein jeder muß auf diejenigen Stücke achtſam ſeyn, welche ihm in die Hände gerathen; er muß diejenigen bekannt machen, die noch bißher nicht öffentlich ſind angezeiget worden. Man hat dazu vielfältige Gelegenheit; und wir bieten auch unſere Blätter zu einem ſo nützlichen Dienſte allen Gelehrten mit Vergnügen an. Unſere Landesleute, die ſich nur nicht nach dem Beyſpiel gewiſſer Gelehrten, ich weiß nicht warum, alles deſſen ſchämen, was deutſch iſt; dürfen nur einige Jahre hindurch bey müſſigen Stunden hierauf bedacht ſeyn, ſo wird uns ein ſehr weniges übrig bleiben. Wir wollen für dieſesmal, in Anſehung deutſcher Ueberſetzungen alter lateiniſcher Scribenten, den Anfang machen, auch das unſrige zu der Vollſtändigkeit einer ſolchen Sammluug beyzutragen. Wir wollen nach dieſen mit ſolchen Nachrichten, wenn ſie uns bekannt werden, fortfahren. Wir werden aber keine Ueberſetzung anführen, die ſchon in den critiſchen Beyträgen iſt erzählt worden, wo ſich nicht einer von dieſen Umſtänden findet: Es müßte entweder eine andere daſelbſt noch nicht angezeigte Ausgabe ſeyn; oder, wenn gleich dieſes wäre, ſo müßte die Ueberſetzung den Herrn Verfaſſern der Beyträge, nach dem uns gegebenen Zeichen, nicht ſelbſt zu Geſichte gekommen ſeyn. Wir wollen gleichfalls die alphabetiſche Ordnung, welche daſelbſt iſt beobachtet worden, ihrer Beqvemlichkeit wegen beybehalten.

JUL. CÆSARIS.
de bello Gallico & civili Libr.

C. Julii des Erſten Rö: Keyſers, warhaff-tige Beſchreibunge aller namhafften fürtreffli-chen Kriege, ſo jhre Keyſerliche Majeſtät wi-der die Frantzoſen, Teutſchen, Engelländer, Römer, vnd andere frembde oder einheimiſche Völcker, in vnd auſſerhalb Welſchen Lande gefürt, vnd auch ſelbs in latiniſcher Sprache an tag gegeben. Sampt den Büchern Auli Hircij Antopij, von den Schlachten, die wolge-dachter Julius zu Alexandria, Jtem in Africa, vnd wider die Spanier gethan hat. Jetzt auffs newe nach M. Ringmanni Phileſii Verteut-ſchung, auß dem Original Exemplar gebeſſert, mit ſchönen Figuren, vnd einem ordentlichen Regiſter. Allen Rittermeſſigen Gewalthabern, beide Land vnd Städt, Darzu auch andern, weß Stands oder Ordens die ſein mögen, auff viel wege dienſtlich, vnd ſehr kurtzweilig zů-leſen vnd zůwiſſen. Getruckt zu Franckfurt am Mayn/ Anno 1565. in Folio.

Phileſius iſt ohne Zweifel der erſte, der dieſen vor-nehmen Geſchichtſchreiber in unſere Sprache überſetzet hat. Die Verfaſſer der critiſchen Beyträge haben uns von dieſer Ueberſetzung in *XII.* St. auf der *564.* u. f. S. eine umſtändliche Nachricht gegeben. Der bekannte Sigmund Feyerabend in Frankfurt, der in den critiſchen Beyträgen St. I. S. 11. imgleichen St. XII S. 565. aus Verſehen Chriſtoph genen-net wird, ließ dieſelbe nachhero von neuen durchſehen, und beſorgte 1565. die erſte verbeſſerte Ausgabe der-

 ſelben.

ſelben. Sie befindet ſich in dem Büchervorrath unſerer Geſellſchaft, und wir wollen ſie deswegen unſern Leſern bekannter machen.

Den Urheber dieſer Ausbeſſerung können wir ihnen nicht mit einer völligen Gewißheit melden. Er hat uns verborgen bleiben wollen; und es muß entweder ihm, oder dem Verleger, oder ihnen allen beiden ſo gefallen haben. Inzwiſchen wollen wir doch unſre Muthmaſſung ſagen. Wir glauben, daß wir dieſe verbeſſerte Ausgabe der phileſiſchen Ueberſetzung dem aus ſeinen andern Schriften ſchon bekannten Hartmann Schopper * zu danken haben. Er hielt ſich eben damals zu Frankfurt am Mayn auf; er

* Er war zu Neumarkt in der Oberpfalz geboren, und unterſchrieb ſich daher gemeiniglich: Nouiforenſis Noricus. Seine erſten Jahre widmete er den Wiſſenſchaften; allein bey Gelegenheit des ungariſchen Aufruhrs, darinn ſich auch der türkiſche Kayſer Solymann miſchete, begab er ſich in Kriegesdienſte. Man erzählt, er ſey dazu gezwungen worden. Es läßt ſich aber das Gegentheil aus demjenigen Gedicht ſchlüſſen, durch welches er ſeine lateiniſche Ueberſetzung des N. B. dem Kayſer Maximilian II. zugeſchrieben hat. Er ſchreibt:

Gentibus indomitis dum Turca potentior vrget,
Belligerans terra, belligeransque mari,
Ipſe velut patriæ regionis amore peruſtus,
Prætulerim ſtudiis dulcibus arma ſequi.

Er bezeugt auch in dem folgenden, wie ungern er ſeinen Abſchied genommen habe:

Degere nec mediis vnquam piguiſſet in armis,
Aut mala cum tanto Cæſare mille pati:
Noſtra valetudo niſi collabefacta fuiſſet,
Inſuper & febris me cruciaſſet atrox.

Im Jahr 1565. hatte er ſich ſchon wieder von den Kriegesdienſten losgemacht, und begab ſich darauf nach Frankfurt. Der Buchhändler Feyerabend, dem er auch ſogar

er war mit dem Buchhändler **Feyerabend** ſehr bekannt; er hatte eben zu der Zeit auf deſſen Verlangen die lateiniſche Ueberſetzung des **Reinike Voß**, zu Stande gebracht; er befand ſich in ſehr dürftigen und ſchlechten Umſtänden, und ihm war ohne Zweifel mit einer ſolchen Arbeit gedient, dafür er einige Vergeltung zu hoffen hatte. Alle dieſe Umſtände machen unſere Muthmaſſung noch wahrſcheinlicher, weil **Schopper** würklich bey dieſer Ausgabe, obgleich nicht als der Urheber der Verbeſſerung, genannt wird. **Die Aufopferung dieſes Buchs zu Lob und Ehr Röm. Kayſerl. Majeſtät Maximilians I.** welche ſich bey

gar in der gemeldeten Zuſchrift an den Kayſer, ein ſehr groſſes Lob beyleget, munterte ihn auf, die angefangene Ueberſetzung des R. V. zu vollenden. Er that ſolches und war bereits 1566. damit fertig. Bey dem allen aber gieng es ihm ungemein kümmerlich, und ich weiß nicht, ob ſein klägliches Flehen von dem Kayſer iſt erhöret worden. In der Zuſchrift ſinget er unter andern ſo:

At mihi pauperies cruciatibus inſtat amaris,
  Meque per aëreas non ſinit ire vias.
Ingeniique potens vt mollibus elevor alis,
  Sic per egeſtatis flebile mergor onus.
Tende manum Cæſar, de fluctibus eripe Vatem,
  Ex animo Vates qui cupit eſſe tuus &c.

Sein Freund, der wieneriſche Poet, PAULUS SCHEDIUS oder MELISSUS, muß entweder in Wien nicht viel gegolten haben; oder deſſen Freundſchaft hat ſich auch nur allein bey einem gefüllten Pocal gewieſen. Dieß letztere rühmet Schopper würklich an ihm. So ſchreibt er an den Kayſer:

Nec tantum vidi, tua ſed mihi nobilis aula
  Præbuit aurato vina bibenda ſcypho,
Quæ veteres Schedius Charitum mihi propter amores
  Ore propinavit, quo prius ipſe bibit.

Was er ſonſten noch geſchrieben, finden wir, allhier anzuführen, nicht für nöthig.

der Ausgabe von 1532. findet, iſt allhier ausgelaſſen, und das Werk iſt dagegen Herrn Johann Egolffen von Knöringen, der Hohen Stifft, Augſpurg vnnd Würtzburg, Thůmherrn vnnd Scholaſtico, Chorherrn zu Elwangen, von dem Buchhändler zugeſchrieben worden. Auf dem vor der Zuſchrift befindlichen Blatte ſiehet man das Knöringiſche Wapen mit darunter geſetzten lateiniſchen Verſen, welche dieſe Ueberſchrift haben: Ad Inſignia Reuerendi, Nobilitatis vetuſtate & doctrina præſtantis Viri, Johannis Aegolphi à Knöringen, Wirtzeburgenſis Eccleſiæ ſummi Scholaſtici, Auguſtani ac Eluacenſis canonici, Patroni ſui obſeruandi, Hartmannus Schopperus Nouiforenſis. Wir überlaſſen unſern Lesern die Beurtheilung, ob es ſich nicht aus allen dieſen zuſammen genommenen Umſtänden wahrſcheinlich ſchlüſſen laſſe, daß Schopper einigen Antheil an dieſer Arbeit gehabt habe.

Auf dem nach der Zuſchrift folgenden Blatte ſiehet man das Bildniß des Cäſars zu Pferde, in einem Holzſchnitt. Und ob man gleich hier nicht den Reichsadler bey ihm antrifft, ſo findet er ſich doch auf den übrigen Holzſchnitten in dem Werke ſelbſt häufig gnug; und es ſind auch die Feuermörſer und Canonen, nebſt anderm zu unſern Zeiten üblichen Kriegsgeräthſchaft keinesweges ausgelaſſen worden. Zur erſten Probe dieſer verbeſſerten Ausgabe will ich die beiden letzten Verſe anführen, die unter dem Bildniſſe des Cäſars ſtehen. Phileſius hatte ſie ſo eingerichtet:

Meine Bücher zu Latein ſchrib ich;
Phileſius hat geteütſchet mich.

Nunmehro heiſſen ſie, ſo:

Mein

Mein Bücher zu Latein ſchreib ich,
Phileſius der teutſchet mich.

Das aus dem Plutarch überſetzte Leben des Kayſers iſt gleichfalls beybehalten worden; nicht weniger der Streit zwiſchen Hannibal, Alexander und Scipio, ſo wie er vom Lucian iſt abgefaßt worden. Wilhelm Xylander oder Holzmann und Jonas Löchinger haben ſich der allhier befindlichen Ueberſetzung des Plutarchs von Wort zu Wort bedienet. Wir können für dieſesmal, weil wir den Plutarch nicht in ſeiner Grundſprache bey der Hand haben, nicht ſagen, wie gut oder übel dieſelbe gerathen ſey. Bey der Ueberſetzung des Lucians aber hat man ſich ſehr groſſer Freyheiten gebraucht. Es ſind nicht nur Zuſätze gemacht, und man findet nicht nur hin und wieder Stellen, die man beym Lucian vergebens ſuchet; ſondern man läßt auch ſofort im Anfange diejenigen Worte den Hannibal reden, die bey dem Lucian der Alexander ſpricht. Ja, am Ende wird ſo gar das ganze Urtheil, welches Lucian den Minos fällen läſſet, umgekehret. Bey dem Lucian heiſſet es: „Wahrhaftig, Scipio, du redeſt recht. Dem „Alexander ſoll zwar die erſte Stelle zuerkannt werden; „du aber ſollſt nach ihm der nächſte ſeyn; und wenn „es euch ſo gefällt, ſo ſoll Hannibal die dritte Stelle „einnehmen, weil er doch auch nicht zu verachten iſt. Hier aber heiſſet das Urtheil mit allen ſeinen Zuſätzen ſo: „Bey dem Gott Jupiter du haſt geredt, Scipio „nicht allein recht, ſondern als einen Römer ziemet. „Vnd ſeitemal ich vermerck, daß du mit erfarung des „Kriegs vnnd dergleichen Händel dieſen gleich oder ſchier „höher biſt, bedünckt mich, du ſeieſt jhnen fürzůſetzen, „vnd ſoll Alexander der ander, vnnd Hannibal (der auch

„gar nicht zůuerſchmehen iſt) der dritt ſein.“ Wir wollen zwar nicht alle Schuld dem Ueberſetzer geben; doch aber können wir auch nicht glauben, daß die Ausgaben des Lucians ſo erſchrecklich von einander unterſchieden ſeyn ſollten.

Nunmehro můſſen wir auch von der verbeſſerten Ueberſetzung des Cäſars Nachricht geben; und damit unſre Leſer ſelbſt urtheilen können, ob dieſe Ausgabe mit Recht den Namen einer verbeſſerten führe, oder nicht: ſo wollen wir eben die Stellen herſetzen, die die in den Crit. Beytr. S. XII. auf der 569. u. f. S. ſind angeführet worden.

Von zweyen geſchlechten der Leut in Franckreich, der eins (ſo man Druides nennet) Geiſtlich, das ander Reiſig iſt.

„Nun iſt bey dem allen zů wiſſen, daß in gantz Franck„reich zwey Geſchlecht der Leut ſeind, die etwan hoch ge„achtet vnd geehrt werden. Dann man helt das Volck „gar nahe fůr Knecht, dann es helt von ſich ſelbs nichts, „vnd wird in keinen Rath genommen. Vnder denen „ergeben ſich viel den Edlen, wenn ſie mit frembdem „gelt, mit groſſem Tribut, oder durch gewalt vnd „můtwillen der Potentaten beſchwert werden, vnd hat „man eben die Recht vnd zwang an denen Herrn, ſo „ſie an den Knechten haben. Vnder dieſen zweyen „Geſchlechten iſt eins Geiſtlich (genant Druides) das „ander Rittermeſſig. Vnd gehören dem erſten die „Göttlichen Ding zů, dann ſie gemeine vnd auch ſon„derliche Gottesdienſt verſehen, die die Geiſtlichkeit „außlegen. Zů denen kompt Kunſt halben ein groſſe „anzahl Jüngling, die ſeind bey jhnen in groſſen eh„ren gehalten.

Von

Von den Geyſtlichen, wie ſie vrtheylen, vnd die Vbelthäter ſtraffen, Auch wo ſolcher Bericht zům erſten erfunden ſey.

„Sie vnderwinden ſich auch gemeiniglich aller „zwitracht, ſie ſeyen gemein oder ſonderlich, vnd iſt „etwas vnrechts oder todtſchlags geſchehen, es ſey Er„bung oder Landtſchafft halben ein zwitracht, ſo vrthei„len ſie drůber, vnd ſetzen belohnung vnd peen darauff. „Wo dann etwa einer, er ſey ſonder oder ein gemeiner, „ſich nichts an jhr erkantnis vnd vrtheil keret, ſo ver„bieten ſie jm die Opfferung vnd den Gottesdienſt, das „iſt bey jnen die aller ſchwereſte Straff. Vnd welchen „es in der geſtalt verbotten iſt, werden in zahl der „verdampten vnd vbelthäter gehalten. Von denen „weichen dann alle Menſchen, vnd fliehen jhren zůgang „vnd rede, auff daß ſie von derſelben vbelthat vnd „befleckung keinen ſchaden empfahen. Auch geſchicht „denen (wenn ſie es ſchon begern) kein Recht, vnd „wirdt jhnen kein ehr gebotten. Vnd welcher vnder „denſelben geiſtlichen, ſo ſie nennen Druides, die gröſte „autoritet hat, der iſt jhr verweſer vnd Oberſter. So „dann der ſtirbt, feret jhm nach in dem Ampt, welcher „vnder den andern an Würde vbertrefflich iſt, oder „aber (wenn etwa vil partheyen weren) kriegen ſie „vmb ſolche Oberkeit. Die wonen ein zeit des jars „an einem geweiheten ort bey den Carnuten, dieſer „Landtſchafft das mittel des gantzen Franckreichs iſt. „Dahin kommen zů hauff alle die zanck vnd zwitracht „haben, vnd ſeind jhren vrtheilen vnd erkantniſſen „gehorſam. Solcher bericht vnd gewonheit (als „man meint) iſt in Brittannia erfunden, vnd darnach „in Franckreich bracht worden, vnd welche jetzundt ſolche

„ding

„ding gründtlichen erfaren wöllen, die faren gewönli-
„chen Lehr vnd berichts halben dort hin. Derſelbigen
„Geiſtlichen gewonheit iſt, daß ſie nicht in den Krieg
„ziehen, vnd auch nicht wie ander Leut Tribut geben,
„alſo ſeind ſie für Außlegung in die reiß, vnd alle an-
„der ding gefreiet. Zů ſolchem bericht vnd zůcht
„kommen viel eigenwilliglich, als ſie die freyheit darzů
„reitzt, vnd werden auch vil von jhren Verwandten
„und Eltern dazů geſchickt.

Aus dieſen angeführten Stellen wird man ſchon zur Gnüge urtheilen können, in wie weit der Verbeſſerer Lob verdiene. **Der Außzug des Alexandriſchen Kriegs, auß Aulo Hircio oder Oppio** iſt in eben der Geſtalt, wie bey der vorigen Ausgabe, angehänget.

Im Jahr 1588. hat **Siegmund Feyerabend** eben dieſe verbeſſerte Ueberſetzung von neuen zu Frankfurt in Folio drucken laſſen. Wir haben dieſe Ausgabe nicht geſehen; in **Draudens** Bibliotheca Claſſica aber finden wir davon dieſen vollſtändigen Titel: **C. Julii Cäſaris deß erſten Röm. Keyſers Krieg wieder die Frantzoſen, Teutſchen, Engelländer, Römer, u. ſ. f. geführt, Sampt den Büchern** Auli Hircii Antopii **von den Schlachten Keyſer Julij zu Alexandria, in Africa, vnd wieder die Hiſpanier auß M. Ringmarin** (dieſes iſt ohne Zweifel bey **Drauden** ein Druckfehler, und wird **Ringmanns** heiſſen müſſen) **verteutſchung verbeſſert.**

CICERONIS
de Officiis libri III.

Von der ſchwarzenbergiſchen Ueberſetzung iſt in den critiſchen Beyträgen, inſonderheit im 22ten Stück auf

auf der 212 u. f. S. eine umſtändliche Nachricht gegeben worden. Wir haben derſelben in dem erſten Stück unſers Verſuchs gleichfalls gedacht. Gegenwärtige Anmerkung machen wir allein um des Herrn von der Hardt willen. Er führet an einem Orte ſeiner Schriften zwo Auflagen dieſer Ueberſetzung an; die erſte von 1531. die andere von 1545. Man hält aber in den Crit. Beytr. die erſte Nachricht für offenbar falſch, und der andern trauet man gleichfalls nicht gar zu viel. Da wir nun aber verſichern können, daß die letzte Ausgabe würklich vorhanden iſt, indem ſie ſich in dem Büchervorrath unſerer Geſellſchaft befindet, ſo erhält der Herr von der Hardt dadurch vielleicht ſo viel, daß man auch ſeine erſte Nachricht nicht eben für ſo ganz offenbar falſch hält. Er bezeuget, daß dieſe Ausgabe in der braunſchweigiſchen Bibliothek angetroffen werde, die ihm zu der Zeit wol ziemlich bekannt geweſen iſt. Warum wollen wir ihm dieſes nicht zutrauen? Wir können nicht ſehen, daß die 1530. geſchriebene Vorrede dem Herrn von der Hardt wiederſprechen ſollte; wir glauben vielmehr, daß ſeine Nachricht durch dieſe Vorrede vollkommen wahrſcheinlich gemacht werde.

M. T. Cicero drey Bücher von der menſchlichen Pflicht aus dem Lateiniſchen überſetzt und mit Anmerkungen wieauch mit des Cicero Leben erläutert von Johann Adolph Hofmann. Bey dieſer neuen Ausgabe ſorgfältig überſehen und mit einer Vorrede begleitet von Johann Chriſtoph Gottſcheden Prof. der Weltw. und Dichtkunſt zu Leipzig und der Königl. Preuſſ. Soc. der Wiſſ. Mitgl. Hamburg 1742. groß 8. Von dieſer ſchönen Ausgabe der vortrefflichen Hofmanni-

manniſchen Ueberſetzung wollen wir bald umſtändlicher reden.

Piſcators Ueberſetzung des Cicero vom Alter. Dieſer Ueberſetzüng, aber ohne Benennung der Jahrzahl und des Orts, gedenket Draudius in Bibliotheca Claſſica.

ORATIONES
pro ARCHIA *Poeta.*

M. T. Ciceronis Rede vor den Poeten A. Licin. Archiam, von M. Joh. Andr. Fabricius, Adj. der Philoſ. Fac. zu Jena. Sie ſtehet in ſeiner philoſophiſchen Redekunſt, im II. Buch auf der 122. u. f. S.

Pro L. Manilia, ſ. de Imperatore Pompejo deligendo, ad populum; In L. Catilinam prima, in Senatu; In Eundem ſecunda, ad Quirites; In Eundem tertia, ad eosdem; In Eundem quarta, in Senatu.

Joachim Friedrich Coldorfs Ueberſetzung einiger Reden des Römiſchen Conſuls Marcus Tullius Cicero herausgegeben von dem Lehrer deſſelben Alexander Joachim Johann Schröder. Hamburg 1741. 8. Es ſind in dieſer Sammlung die angeführten fünf Reden des Cicero enthalten, und die Ueberſetzung iſt ziemlich gut gerathen.

COLVMELLA & PALLADIVS
de re ruſtica.

Ackerbaw vnd Agricultur der weitberhůmbten Rômer L. Columellæ vnd Palladii, aufs neuw verteutſcht, vnd mit newen Additionen, und einem nůtzlichen Tractat von der Hauß-Artzney vermehrt, dürch Theodorum Majum. Magdeb. bey Johann Francken, 1612. in Folio. Im

In Draudens Bibl. Claſſ. wird folgende Ueberſetzung angeführt: New Feldt- und Acker-Baw, verteutſcht durch einen hochgelahrten des Feldtbaws wollerfahrnen Herrn, der Artzeney Doctorn. Franckf. am Mayn bey Siegm. Feyerabend, 1583. in Folio. Vielleicht iſt dieſes gleichfalls eine Ueberſetzung vom Columella; vielleicht iſt es gar eben dieſelbe, welche im 12ten St. der Crit. Beytr. S. 573. angeführet wird; oder zum wenigſten eine neuere Auflage davon. Der Herr Michael Herr kann leicht bey der letzten Ausgabe, durch die Titulatur ſeinen Namen verloren haben.

CORNELIVS NEPOS
de vitis illuſtrium Imperatorum.

Die Ueberſetzung, welche uns David Harder von dieſem Geſchichtſchreiber geliefert hat, iſt ſchon in den Beyträgen angeführet. Weil aber von dieſem Manne nirgends etwas aufgezeichnet iſt, und wir von einem geneigten Gönner eine Abſchrift von dem Lebenslauf dieſes Gelehrten, ſo wie er von ihm ſelbſt eigenhändig iſt aufgeſchrieben geweſen, erhalten haben; ſo glauben wir, um ſo vielmehr verpflichtet zu ſeyn, dieſe Nachrichten öffentlich bekannt zu machen.

David Harder war eines Schuſters Sohn in Greifswald, und ward geboren 1627. den 4. Junius. Er blieb bis in ſein achtzehntes Jahr in der daſigen Schule; darauf aber ging er nach Stralſund, und ward von vielen anſehnlichen Männern zum Privatlehrer junger Leute beſtellet. Den 13. Sept. 1648. hielt er ſeine Abſchiedsrede de vi atque vtilitate familiaritatis præcipue ad ſtudioſos juuenes redundante; und ging den Tag darauf nach Roſtock. Die Witwe Oldermannen

nen nahm ihn in ihr Haus; welche Freundſchaft ihr Sohn dagegen wiederum in Greifswald von der Mutter unſers Harders genos. In dem folgenden Jahr kam er ſchon wieder nach Greifswald, ſchrieb ſelbſt eine Diſputation de Vniuerſitate Rerum; und vertheidigte ſie den 12. Merz 1651. unter dem Prof. Michaelis. Er ging darauf nach Stralſund und beſuchte auf Verlangen einen ſeiner alten Wirthe; verfertigte inzwiſchen eine Rede de bello in pace gerendo, und hielt ſie den 29. Merz 1651. öffentlich zu Greifswald. Sie iſt auch gleich darauf zu Stralſund durch Mich. Medern gedruckt worden. Nicht lange hernach trat er die Reiſe nach Leipzig an, und ging von dannen nach Wittenberg. Den 20. Sept. 1653. brach er von da wieder auf, und gelangte über Magdeburg, Hamburg, Lübek und Wismar abermal in Greifswald an. Hier ſchrieb er einige geiſtliche Gedichte, und gab ſie 1654. heraus, unter dem Titel: Geiſtliche Reim-Gedancken. In eben dem Jahr beſtellte ihn der Herr Hofrath Koch zum Privatlehrer ſeiner beiden Söhne. Im Jahr 1658. gab er die deutſche Ueberſetzung des Cornelii heraus, und empfing von dem Prof. Michaelis, nebſt noch andern ſieben Candidaten den 12. November die Magiſterwürde; bey welcher Gelegenheit er, als in der Ordnung der erſte, von einer Bühne auf dem Rathhauſe eine Rede über die Frage hielt: Sitne in literis humanioribus, priuatim an publice erudiri ac emendari utilius? Auf was Art er hierauf ſeine Zeit in Greifswald zugebracht habe, ſolches wollen wir mit ſeinen eigenen Worten erzählen. So ſchreibt er: Nec calamitoſo iſto autumno 1659. cum numeroſus hoſtilis exercitus patriam obſederat, animus, quo triſtia fugarem, a

precibus

precibus & verſibus condendis alienus erat, nec a priuatim erudienda iuuentute abhorrebat. Vnde typis expreſſa adhuc eſt Semicenturia illuſtrium Quæſtionum, quam bini Studioſi me autore (abſit arrogantia dictis) ac Præſide ventilarunt in Academia Gryph. Diſp. I. erat de S. Scriptura; II. de Deo; III. de exſtructa mundi machina; IV. de coelis & aquis ſupracoeleſtibus; V. de angelis; VI. de homine; VII. de Prouidentia Dei cum Corollariis: de Crine adoptitio, & Ahasuero Judæo, qui dicitur adhuc ex eo tempore, quo cruci affixus Chriſtus, mundum pererrare. Vltra tres adhuc centuriæ epiſtolarum, quæ indicant, queis cum familiariter adoleſcens vixerim & quibus in iuuenili ætate reſpondere fuerim coactus Stylo Romano, cujus profiteor me fuiſſe amantiſſimum. Im Jahr 1660. wurden die jungen Herrn **von Rehnſchild** ſeiner Aufſicht in Stralſund anvertrauet. Am 6. Nov. eben des Jahrs ward er von dem Rath zu Anklam zum Rector an der daſigen Stadtſchule berufen. Er wollte dieſen Ruf auch annehmen, und verfertigte bereits ſeine Antrittsrede de oris animique cultu in ſcholis excitando. Weil es aber ſchien, als wenn es ihm daſelbſt an dem nothwendigen Unterhalt fehlen würde, ſo ging die ganze Sache wieder zurück. Den 25. Jun. 1662. begab er ſich mit ſeinen jungen Herrn **von Rehnſchild**, von Stralſund nach **Pudagla** auf der Inſel **Ueſedom**, zu den Herrn **von Appelmann**. Und wie dieſer 1663. von der Königin **Chriſtina** nach **Rom** berufen ward, ſo ſchickte er unſern **Harder** mit ſeinen Untergebenen nach **Stettin**. Daſelbſt erhielt er in demſelben Jahr den Ruf zum **Paſtorat** in der Stadt **Laſſan**; er nahm ſolchen an, und ward zu

dieſem Amte den 4. Sept. 1664. würklich eingeführet. Er heyrathete in dem folgenden Jahre die hinterlaſſene Witwe ſeines Vorfahren. Nachdem ſie ihm aber drey Kinder geboren hatte, ſo ſtarb ſie den 4. Febr. 1676.

Bis hier gehet die uns zu Theil gewordene Nachricht; von ſeinem fernern Schickſal aber, und von dem Jahre ſeines Todes iſt uns noch nichts bekannt geworden.

CVRTIVS
de rebus geſtis Alexandri M.

Bey der Geſellſchaft werden drey Ausgaben von der Ueberſetzung des Herrn **von Lehſten** verwahret; nämlich von 1666. 1676. und 1684. Die Auflage von 1666. iſt ſchon die dritte geweſen, wie man aus der Zuſchrift des Buchhändlers an den Rath **Hauswedel** ſehen kann; welche Zuſchrift auch den beiden folgenden Ausgaben vorgeſetzet iſt. Vor den beiden erſten, die die wir angeführt haben, ſtehet das Kupfer des Ueberſetzers. Damit unſere Leſer den Wehrt dieſer Ueberſetzung kennen lernen, ſo wollen wir eine Probe davon anführen. Wir wollen dazu die **Rede des ſcythiſchen Geſandten an Alexandern** erwählen, und zwar deswegen, weil uns ſowol der Herr **Gottſched**, als auch der Herr **Fabricius**, jener in ſeiner **ausführlichen**, und dieſer in ſeiner **philoſophiſchen Redekunſt**, gleichfalls eine Ueberſetzung davon geliefert haben.

Rede des ſcythiſchen Geſandten an Alexandern, aus dem VII. B. des Curtius.

„Wann die Götter gewolt hätten, daß das äuſſerliche „Anſehen deines Leibes, den Begierden deines Gemüths „hätte gleich ſeyn mögen, würdeſtu auf dem Erdboden „keinen Raum haben, ſondern mit der einen Hand an

„den

„den Aufgang, mit der andern an den Niedergang rei„chen, und wann du ſolches werckſtellig gemacht, würdeſtu auch wiſſen wollen, an was Orth eines ſo groſſen „Lichtes Glantz verberget und geendiget werden könnte. „Alſo begehreſtu auch das, deſſen du nicht fähig biſt, „von Europa zieheſtu in Africa, von Africa zieheſtu in „Europa, hernach wann du das gantze menſchliche Ge„ſchlecht überwunden haſt, wirſt du Kriege führen mit „den Wäldern, Seen, Flüſſen, und wilden Thieren. „Aber ey lieber, weiſt du nicht, daß die hohen Bäume „sehr lange wachſen müſſen, und doch in einer Stunde „außgerottet werden? Warlich, der iſt thöricht, der „ihre Früchte gerne anſchauet, aber nicht bedencket wie „hoch ſie ſtehen, ſiehe zu, daß du nicht, indem du biß „auff den Gipffel zu ſteigen dich bemüheſt, mit den „Zweigen die du angreiffeſt herunter falleſt! Auch der „Löue iſt wol ehe den allerkleineſten Vögeln zur Speiſe „geworden, und Roſt verzehret das Eiſen, nichtes iſt „ſo ſtarck, daß auch nicht von einem ſchwächern könne „in Gefahr kommen. Was haben wir mit dir zu „ſchaffen? wir haben ja nimmer dein Land berühret? „Iſt uns, die wir in wüſten Wäldern wohnen, denn „nicht freygelaſſen, nicht zu wiſſen, wer du ſeyſt und von „wannen du kommeſt? und wie wir niemanden dienſt„bar ſeyn können, ſo begehren wir auch nicht über je„mand zu herrſchen. Damit dir auch der Scythen „Volck nicht unbekandt bleibe, ſeyn uns zu Geſchenck „mitgegeben, ein Joch Ochſen, ein Pflug, ein Pfeil, „und eine Schale, dieſer Sachen gebrauchen wir uns „ſowol mit unſern Freunden, als wider unſre Feinde. „Die mit der Ochſen Arbeit erworbene Früchte geben „wir den Freunden, mit welchen wir auch den Wein

„aus der Schalen den Göttern opffern, dem Feinde
„ſetzen wir zu, von fernen mit Pfeilen, in der Nähe
„mit dem Spieß. So haben wir der Syrer, hernach
„der Perſer und Meder Könige überwunden, und uns
„die Straſſe biß in Egypten geöffnet. Du rühmeſt
„dich zwar du ſeyſt die Mörder und Räuber zu verfolgen
„gekommen, aber du ſelber biſt aller Völcker, zu wel-
„chen du gekommen, Räuber und Mörder geworden,
„du haſt Lydien eingenommen, Syrien erobert, Perſien
„beſitzeſt du, und die Bactrianer haſt du in deiner
„Gewalt, Indien haſt du auch ſchon geſehen, und nun
„ſtreckeſt du deine geitzige und unerſättliche Hände auch
„nach unſerm Viehe aus. Was nützet dir doch der
„Reichthumb, weil er dich nur immermehr zum Hun-
„ger darnach antreibt? du allein biſt der erſte, der durch
„Vollbrätigkeit iſt hungrig geworden, indem du begie-
„rig immer mehr und mehr zu haben, gantz eyfrig das,
„was du noch nicht haſt, begehreſt. Erinnerſt du dich
„nicht, wie lange du mit den Bactrianern zu thun
„habeſt? und indem du ſie bezwingeſt, heben die Sog-
„dianer aber an zu kriegen, und alſo entſpinnet aus der
„Ueberwindung ſich ein neuer Krieg, dann geſetzt, du
„ſeyſt gröſſer und tapfferer als ſonſt jemand, will doch
„niemand gern einen außländiſchen Herrn dulden. Zeuch
„nur hinüber den Tanais, da wirſt du zwar ſehen, wie
„weit ſich die Scythier erſtrecken, wirſt ſie aber nim-
„mermehr ereylen können, unſre Armuth wird doch
„ſchneller ſeyn, als dein Heer, welches ſo vieler Völcker
„Raub mit ſich führet, und wann du vermeynen wirſt,
„daß wir noch weit von dir ſeyn, wirſt du uns in deinem
„Lager ſehen müſſen, dann wir mit gleicher Geſchwin-
„digkeit fliehen und folgen können. Ich höre zwar, daß
„die

„die Scytiſche Einöden den Griechen zum Mährlein „dienen, aber du ſollt wiſſen, daß wir mehr die unge„baute Felder und Wüſteneyen lieben, als groſſe Städte „und fruchtbahre Aecker. Halte dieſem nach dein Glück „wol feſt, denn es iſt ſchlipfferig, und läſſet ſich nicht „gerne mit Gewalt aufhalten, und der Ausgang wirds „geben, daß beſſer ſey einem guten Rath, als der Zeit „zu folgen, lege nur deinem Glück ein Gebiß an, ſo „wirſtus deſto beſſer bezwingen können. Die Unſrigen „ſagen, das Glück ſey ohnfüſſig, und habe allein Hände „und Flügel, obs nun gleich die Hände darbeut, läſt „es ihm doch die Flügel nicht dazu mit ergreiffen. End„lich, biſtu dann ein Gott, ſo gebühret dir ja den Men„ſchen gutes zu thun, und nicht ihnen das Ihrige zu „nehmen, biſtu aber ein Menſch? ſo bedenck allezeit „wer du ſeyeſt, denn es iſt thöricht darauf zu ſinnen, „was einen ſeiner ſelbſt vergeſſen macht. Wirſt du „uns nicht bekriegen, ſo wirſtu dich unſer als deiner gu„ten Freunde bedienen können, denn Gleichgewicht er„hält die beſte Freundſchafft, die aber werden ſich gleich „gehalten, welche ihre Macht noch nicht gegen einan„der verſucht haben. Glaube ja nicht, daß die Uber„wundenen deine Freunde ſeyn, denn zwiſchen Herr und „Knecht kann keine Freundſchafft beſtehen, weiln auch „in Friedens-Zeiten die Krieges-Geſetze gelten. Du „ſolt auch nicht glauben, daß die Scythier den Frieden „mit Eydſchwüren bekräfftigen, ſondern mit ehrlicher „Haltung des Friedens leiſten ſie ihren Eyd. Denn „jene Verſicherungs-Art gehöret den Griechen zu, welche „ihre Verträge verſiegeln, und die Götter dabey anruffen, „wir aber halten die Treu für den beſten Gottesdienſt, „dann wer die Menſchen nicht fürchtet, betreuget auch

„wol die Götter. Du bedarffſt auch nicht den zum „Freunde, an deſſen Wolwollen du zweiffelſt; wir aber „wollen deine Wächter in Aſia und Europa ſeyn, denn „wenn uns der Tanais nicht ſcheidet, ſo gräntzen wir „biß an Bactra, jenſeit dem Tanais reichen wir biß „an Thracia, und von Thracia wird geſagt, daß Ma„cedonien daran ſtoſſe: Weil wir nun allen deinen „Reichen und Ländern angräntzen, als beſinne dich wol, „ob wir deine Feinde oder Freunde ſeyn ſollen?„

HORATII

Odarum Libri IV.

Joh. Paul. Röders deutſche Poetiſche Ueberſetzungen der Horatianiſchen Oden, 8. Nürnberg, bey W. M. Endters Conſorten und Engelbrechts Witwe. Man hat dieſe Ueberſetzung ſchon in etlichen gelehrten Zeitungen bekannt gemacht; man hat dieſelbe auch ſchon in dem allgemeinen Meßcatalogo von der Oſtermeſſe 1742. aufgeführet: Sie iſt uns aber noch bisher nicht zu Geſichte gekommen.

JVSTINI

Hiſtor. Libri XLIV.

Von D. Joh. Friedrich Schweſers Ueberſetzung findet ſich bey der Geſellſchaft eine Ausgabe von 1656. 8.

JVSTINIANI IMP.

Inſtitut. Jur. Libri IV.

Die Verfaſſer der critiſchen Beyträge haben uns in einem eigenen Artikel, der ſich im IX. Stück auf der 115. u. f. S. befindet, umſtändliche Nachricht von **den deutſchen Ueberſetzungen der Anfangsgründe des römiſchen Rechts des Kayſers Juſtiniani** gegeben. Unſere Geſellſchaft beſitzet von der **gobleriſchen** Ueberſetzung zwo Ausgaben, von welchen die erſte

gar

gar nicht angemerket, die andere aber nur bloß angeführet iſt. Wir wollen von beiden eine kurze Nachricht geben. Die erſte führet dieſen Titel:

Keyſerlicher vnd des H. Reichs Rechten, die Vier Bücher der Inſtituten vnd Vnderweiſung Keyſers Juſtiniani. Mit einfürung Natürlicher, beſchriebenen Geyſtlich vnd Weltlichen Rechten vnd billicheyt. Teutſcher Nation Conſtitutionn vnd Gebräuchen, Aller derſelben Landen, Herrſchafften vnd Vnderthanen, dienlich, vnd zuwiſſen von nöten. Auffs new verteutſcht vnd außgelegt, durch D. Juſtin Gobler, von Sanct Gewere. Zu Franckfort bei Chriſtian Egenolffs Erben, in Folio. Die Jahrzahl M. D. LVII. ſtehet am Ende des Werks.

Die bey der erſten Ausgabe befindliche Zuſchrift findet ſich auch hier, und iſt zu Dillenburg am 1. Sept. 1551. unterſchrieben. Darnächſt folgen die Titel der vier Bücher, zuerſt in deutſcher, und darauf in der lateiniſchen Sprache. Bey dem Werke ſelbſt aber iſt der lateiniſche Text ausgelaſſen worden. Der berühmte Fabricius, weil er dieſe Ausgabe nicht geſehen, hat die von 1565. nothwendig für die andere in der Ordnung halten müſſen. Es iſt ſolche aber ſchon die dritte, ob ſie gleich dieſe Aufſchrift führet:

Inſtitutiones Imperiales Latino Germanicæ. Die vier Bücher Inſtitutionum Keyſers Juſtiniani, der fügent im Keyſerlichen Rechten zum Anfang vnd vnderweiſung geſchrieben, mit fleiß verteutſcht, durch D. Juſtinum Goblerum. Jetzt zum andern mal beide texten, Latein vnd Teutſch, zuſammen gegen einander getruckt, vnd in dieſe form geſtelt.

Zu Cölln durch die Erben Johann Qventels vnd Gerwinum Calenium, Anno 1565. 8.

Wären wir nicht völlig überzeuget, daß die Ausgabe von 1551., ob wir ſie gleich nicht geſehen haben, würklich in der Welt ſey; und hätten wir die andere Auflage von 1557. nicht eben jetzund vor uns; ſo würden wir gleichfalls mit dem Herrn Fabricius ohnmöglich anders, als glauben können, die Auflage von 1565. ſey allererſt die andere. Da es nun aber ohne allen Streit iſt, daß dieſe gobleriſche Ueberſetzung im Jahr 1565. ſchon zum drittenmal gedruckt worden iſt, ſo bleibt nur dieſe Frage übrig: wie denn auf dem Titel der dritten Auflage dieſe Worte: **Jetzt zum andern mal**; müſſen verſtanden werden? Daß die andere Ausgabe dem Verleger der dritten ſollte unbekannt geweſen ſeyn, ſolches hat wol ſehr wenige Wahrſcheinlichkeit. Unſere Muthmaſſung iſt dieſe. Die Worte: **zum andern mal**, haben nicht überhaupt auf die Ausgaben dieſer Ueberſetzung ihre Abſicht; ſondern ſie beziehen ſich nur allein auf die gleich darauf folgenden Worte: **beide texten, Latein vnd Teutſch, zuſammen gegen einander getruckt.** Ohne Zweifel iſt die erſte Ausgabe auf der angezeigten Art eingerichtet geweſen; bey der andern hatte man den lateiniſchen Text ausgelaſſen; bey der dritten aber war er abermal beybehalten worden. Und daher hat man, berechtiget zu ſeyn, geglaubet, die dritte Auflage in dieſer Abſicht die andere zu nennen. Hätten wir die erſte würklich geſehen, ſo würden wir mit mehrerer Gewißheit davon reden können.

Wir wollen hier unſre Erzählung von den deutſchen Ueberſetzungen alter lateiniſcher Scribenten abbrechen, und in dem nächſten Stücke weiter damit fortfahren.

II. Schreiben

II.

Schreiben eines Ungenannten an die Verfaſſer des critiſchen Verſuchs.

Meine Herren!

Die Zuſchrift, die ihnen vorgeleget wird, kann ihnen nicht verdrüßlich ſeyn, wenn ſie erwägen, daß die Abſicht des Verfaſſers untadelhaft ſey. Wollen ſie derſelben in ihren Blättern ein Plätzchen einräumen; wollen Sie durch Dero gütige Beurtheilung zeigen, daß die Beſſerung ihrer Landesleute die wahre Abſicht ihrer Bemühung ſey; ſo werde ich, Ihnen Proben meiner Ergebenheit darzulegen, keine Gelegenheit fahren laſſen. Die Begierde von der Schönheit meiner Mutterſprache immer mehr überzeuget zu werden, hat mich ſchon lange getrieben, ſolche Schriften zu leſen, in welchen die Vorzüge derſelben bekannt gemacht werden. Ich freuete mich, als ich zuerſt vernahm, daß ganze Geſellſchaften ihren Fleiß der Verbeſſerung der deutſchen Sprache widmeten. Sie, meine Herren, beförderten mein Vergnügen, als ſie zum beſten unſers Vaterlandes eine Geſellſchaft errichteten, die mit jenen gleiche Abſicht hat. Ihre Güte hat mir einigemal erlaubet, den Verſammlungen beyzuwohnen, die ſie zur Erreichung ihrer Abſicht anſtellen, und ich würde ſuchen, Ihnen bekannter zu werden, wenn ich mir einer Fähigkeit bewußt wäre, Ihnen das zu liefern, was ſie von ihren Freunden fordern. Ich habe

indeſſen mein Vergnügen darinn gefunden, daß ich meine Freunde von der Art Ihrer Bemühungen, ſo viel ſie von mir fordern konnten, unterrichtet, und zuweilen verſchiedene Urtheile über den Fürſatz der deutſchen Geſellſchaft angehöret habe. Meine Herren würden mich einer kleinen Thorheit beſchuldigen, wann ich ihnen die abgeſchmackten Worte ſolcher Leute, die ohne Grund alles tadeln können, fürmahlen wollte. Sie ſind zu vernünftig, daß Sie deren Geſchwätze einer Ueberlegung würdig halten. Ich finde mich vielmehr verbunden, ihnen einige gemachte Einwürfe zu eröffnen, die einen ungeübten, wie ich war, leicht zum Stillſchweigen bringen konnten. Kaum hatte ich von der Abſicht meiner Herren alſo geredet, daß Sie die deutſche Sprache in ihrer Vollſtändigkeit, Reinigkeit und wahren Schönheit darzuſtellen bemühet wären; als ich in einer Geſellſchaft einen Gegner fand, der nach einem geringen Stillſchweigen, die Frage aufwarf: Welche deutſche Sprache es ſeyn ſollte, die man für vollkommen hielte und rechtfertigen wollte? Man würde vielleicht antworten, die hochdeutſche. Allein man ſollte ſich dieſelbe in ihrer Ungleichheit nach dem Unterſchied der Provinzen fürſtellen. Die Schleſier, Oberſachſen, Franken, Schwaben und Niederſachſen redeten nunmehr alle Hochdeutſch. Ein Criticus aber fände in der Mundart dieſer Völker ſo viel ungleiches, als er Zeilen in ihren Schriften, oder Ausdrücke in ihren Reden bemerke. Die deutſchen Geſellſchaften würden nun ohne Zweifel das Anſehen ihrer Landesſprache zu befördern und deren Schönheit anzupreiſen ſuchen. Die Schönheit aber beruhe auf die Einfälle eines Liebhabers. Und was der eine für ſchön halte, das gefalle dem andern nicht.

nicht. Der Oberſachſe wolle in den Ausdrücken der Niederſachſen gemeiniglich etwas rauhes entdecken; die Niederſachſen aber in jener Mundart eine weibiſche Zärtlichkeit finden. Man hätte noch keine Proben von einer deutſchen Geſellſchaft, daß ſie eine allgemeine Sprache unter die deutſchen Gelehrten einzuführen ſuche. Ihre Bemühungen blieben in gewiſſen Schranken; und die Früchte, die ſie bey den Landeseinwohnern ſchaffen ſollten, könnten mit aller Mühe nicht gefunden werden. So lange aber hierinn keine Aenderung getroffen würde, bliebe die Hochachtung geringe, die man gegen die unfruchtbaren Bemühungen der deutſchen Geſellſchaften hege. Ich ſchloß aus den Gebärden der Gegenwärtigen, daß ſie dieſer Meynung nicht gar zu abgeneigt ſeyn müßten; würde aber zum wenigſten behauptet haben: daß, wenn ein Dialekt erſt zu ſeiner möglichen Vollkommenheit gediehen wäre, man um ſoviel leichter den Weg zu einer Hauptſprache finden könne. Allein mein Fürſatz ward durch die Einfälle eines andern unterbrochen, dem die Uneinigkeit, oder zum wenigſten, die ungleichen Meynungen der Geſellſchaften, die eine Abſicht haben, nicht gefallen wollte. Man wartet wol vergebens, hieß es, auf eine Vereinigung in der Hauptſache, da die Kleinigkeiten von deutſchen Geſellſchaften unentſchieden bleiben. Sie wiſſen ſelbſt nicht, ob Sie deutſch oder teutſch reden, und man muß erſt ſorgfältig nachforſchen, ob man auch der rechten Ausſprache und Schreibart verfehle, wenn man eine von ihnen nennen will. Eine iede Geſellſchaft, erwählet ſich auch überhaupt eine Art der Rechtſchreibung, die ihr gefällt. Ich will nicht ſagen, daß es ohne Grund geſchehe. Allein die Begierde,

gierde, einen richterlichen Ausſpruch zu haben, hält ſie doch von der Unterſuchung ab, ob der Gegner nicht eben ſo viel Recht habe, bey ſeiner Meynung zu bleiben, als eines andern Gutachten zu billigen. Ja ſo viele Theile die Sprachkunſt hat: ſo vielerley Arten der Wortgezänke entſtehen zum Nachtheil der deutſchen Sprache unter diejenigen, welche ſie verbeſſern wollen. Bey wem aber ſoll ein armer Deutſcher Rath ſuchen, wenn er ſich zu einem regelmäſſigen Gebrauch ſeiner Mutterſprache zu gewöhnen begierig wird. Ihm werden verſchiedene Meynungen bekannt; Er zweifelt, ob er, die beßte zu wählen, im Stande ſey. Er bleibt ſo ungewiß, als er geweſen iſt. Ich bin kein blinder Verehrer ausländiſcher Sachen. Ich halte aber dafür, daß der Franzoſen Bemühung für ihre Sprache weit vortheilhafter geweſen, als die bisherige Arbeit der Deutſchen, und glaube, daß dieſer gute Fortgang nur der Einigkeit in ihren Unternehmungen zuzuſchreiben ſey. Warum wollen die Deutſchen ihre Bemühungen nicht ſo einrichten, daß die eine Geſellſchaft an der andern Arbeit Theil nehme; nichts behaupte, ehe es von der andern gebilliget worden; und nur gemeinſchaftlich geprüfete und gut befundene Regeln feſt ſetze. Würden nicht hiedurch alle Schwierigkeiten gehoben werden, die unvermeidlich ſind, wenn eine jede für ſich arbeitet? Ich überlaſſe es Ihrer Beurtheilung, meine Herren, wie viel gegründetes man in dieſer Meynung antreffe; denn ich muß ihnen noch eröffnen, wie bey einer anderen Gelegenheit zweene Fehler angeführet, und den deutſchen Geſellſchaften mit allgemeinem Beyfall aufgebürdet wurden. Man nannte ſie, Eigennutz und Blödigkeit. Ich wußte anfänglich nicht, worauf dieſe

Be=

Beſchuldigungen zieleten, ehe einer das Wort führete und das den gröſten Eigennutz nannte, daß die deutſchen Geſellſchaften mehr die Vollkommenheit ihrer Glieder, als die Verbeſſerung ihrer Landesleute ſucheten. Er wagete ſich an diejenigen Bemühungen, die bisher als Mittel bekannt geworden, wodurch ſie ihre Abſichten zu erhalten vermeynen. Die wöchentlichen Zuſammenkünfte, ſprach er, die Unterſuchungen und Beurtheilungen deutſcher Sachen, ſind Beſchäfftigungen, die zum Vortheil derer unternommen werden, welche denſelben beywohnen können. Ein Zimmer iſt aber zu enge, alle die zu beherbergen, denen die Verbeſſerung in ihrer Mutterſprache nöthig thut, und gerne gegönnet wird. Man ſinnet daher auf ein Mittel, dieſen Fürwand zu heben. Man ſchicket Schriften in die Welt, die von einem ieden können geleſen, und zur Erlangung der Abſicht angewandt werden. Dieſe ſollen für die ein Unterricht ſeyn, welche die mündlichen Unterſuchungen und Anmerkungen nicht anhören können. Allein ſo oft mir Beyträge, Verſuche und dergleichen vor Augen gekommen ſind, habe ich die Verfaſſer derſelben eigennützig genannt. Wer wird es ihnen glauben, daß ſie ſich in die Critik wagen, ehe ſie Meiſter in der Sprachkunſt ſind? Ja ſollte es wol wahrſcheinlich ſeyn, daß einer ſich eine Fertigkeit in der Sprache anmaſſen könne, ehe ihm die erſten Gründe derſelben bekannt ſind? Dieſe müſſen ſie nothwendig geleget haben, und immer feſter zu ſetzen, bemühet ſeyn. Ihre Beurtheilungen könnten nicht ſo wol gerathen, wenn ſie in der Sprachkunſt Fremdlinge wären. Aber eben dieß hat mich jederzeit bewogen, zu behaupten, daß ihre Monathſchriften denen nicht den geringſten

Dienſt

Dienſt thun; welche die erſten Gründe der deutſchen Sprache nicht wiſſen. Sollte man daher nicht vor allen Dingen bemühet ſeyn, dieſe ſeinen Mitbürgern fürzulegen und einzuſchärfen? Was hat die deutſchen Geſellſchaften bisher abgehalten, eine Sprachkunſt oder Grammatik zu ſchreiben? Sie reden und ſchreiben ja nach Regeln, die mit Grunde von ihnen beliebet worden. In ihren wöchentlichen Zuſammenkünften werden immer mehrere angenommen. Heißt das aber nicht eigennnützig ſeyn, wenn man den Kern für ſich behält und die leeren Schalen ſeinen Landesleuten vorwirſt. Ich kann ihre Schriften nicht anders beurtheilen, ehe ſie durch eine zum Grunde gelegte Sprachkunſt brauchbarer gemacht werden. Man kann mir nicht fürwerfen, daß Bücher von dieſer Art genug in der Welt ſind, weil ich mich nicht errinnern kann, daß die deutſchen Geſellſchaften eines von dieſen vollkommen genannt oder alle Fürſchriften gutgeheiſſen haben. Wäre ſchon etwas vollkommenes aufzuweiſen, ſo bedürfte Deutſchland ihrer Bemühungen nicht. So lange ſie aber das unvollkommene zu verbeſſern ſuchen, und doch ihren Landesleuten keine Gelegenheit geben, daran Theil zu nehmen, werde ich ſie eigenmützig nennen. Die Blödigkeit war der andere Fehler, den man den deutſchen Sprachverbeſſerern mit Grunde fürzuwerfen vermeynete. Man beſchrieb dieſelbe als eine unerlaubte Furchtſamkeit, die bey den Bemühungen derſelben, zum Nachtheil der fürgeſchriebenen Abſicht wahrgenommen würde. Ich weiß nicht, wie gegründet dieſer Fürwurf ſey; So viel ich mich aber errinnere, ſuchte man denſelben auf folgende Art ſcheinbar zu machen: Die Abſicht, eine Sprache zu verbeſſern, erfordert

dert einen heldenmüthigen Entſchluß, ſich denen zu wiederſetzen, welche dieſelbe verderben und mit dem verdorbenen Anſehen ihrer Mutterſprache kein Mitleiden haben. Leute von dieſer Art können den deutſchen Geſellſchaften nicht unbekannt ſeyn. Wo ſie einem Gerichtstage beygewohnet, oder bey gerichtlichen Handlungen gewechſelte Schriften geſehen haben, ſo ſind ſie vermuthlich in Schrecken gerathen, wie ihre Landesleute ſich zwingen, einige Stunden gebrochen zu reden, oder etliche Bogen voll bunt zu ſchreiben. Am jedem Tage in der Woche wird ein Blatt mit deutſchen Buchſtaben von einer Stadt zur andern auf Poſtwägen fortgeſchleppet und den Neugierigen für Geld in die Hände geliefert. Wer es lieſet, wird kaum ausmachen, ob ein Franzoſe, Spanier, Engelländer oder Deutſcher derjenige ſey, der unter dem Namen eines Relationcouriers, Gazettiers, oder Correſpondenten, politiſche und gelehrte auertiſſements und remarques in deutſcher Sprache liefert. Zum wenigſten mag mancher Deutſcher bey Erblickung ſolcher Schriften in Zweifel gerathen, ob er in Deutſchland geboren ſey, weil er die deutſche Sprache ſolcher Schriftſteller nicht verſtehet. Unſere Vorfahren lieſſen ſich ſchon im vorigen Jahrhundert rühren, dieſes Verfahren zu mißbilligen. Die deutſchen Geſellſchaften aber ſind hiebey unempfindlich, und zu blöde, durch eine Fürſtellung bey deutſchen Höfen, dem Uebel zu ſteuren, oder durch eigenmächtige Errinnerungen ihre Feinde auf andre Gedanken zu bringen. Bücher, die keine Kraft mehr haben, die deutſche Sprache zu verwirren, nachdem ſie ſchon ihres Alters wegen verächtlich, oder rar geworden; müſſen die ſchärfſte Beurtheilung der heutigen Sprachkundigen ausſtehen.

Hin-

Hingegen ſchonet die Furchtſamkeit, diejenigen anzugreiffen, die noch heute durch ihre kauderwelſche Blätter unter Gelehrten und Ungelehrten das gröſte Unheil in Anſehung der deutſchen Sprache ſtiften. Man ſollte an ſtat anderer Arbeit nur einmal einen Verſuch thun und ein undeutſches Zeitungsblatt in die reine deutſche Sprache überſetzen. Vielleicht müßten ſich die Verfaſſer ſchämen, wenn ihre Mißgeburt ihnen in einer ordentlichen Geſtallt vor Augen käme. Und wie würde ſich nicht ein ehrlicher Deutſcher freuen, wenn er die Zeitung verſtehen und ſeine Neugierigkeit ohne Mühe ſtillen könnte.

Dieß ſind meiner Freunde Gedanken, die ich meinen Herrn zu eröffnen geſonnen war. Ich habe dieſelbe durch keine Zuſätze vermehret, ob ich gleich nicht an der Geneigtheit zweifele, mit welcher ſie dieſelben würden aufgenommen haben. Verzeihen ſie es meiner Kühnheit, wo ſie mich in Anführung der gemachten Einwürfe gar zu offenherzig befinden. Im übrigen werde ich die geneigte Aufnahme dieſer Zuſchrift, als eine Erlaubniß anſehen, daß ich mich ferner die Entſcheidung geringer Fragen von meinen Herrn ausbitten darf.

III. Antwort

III.
Antwort
auf das vorhergehende Schreiben.

Unſere Leſer werden aus dem vorigen Artikel erkennen, wie aufrichtig und offenherzig wir mit Ihnen umgehen. Wir haben Ihnen ein an uns eingelaufenes Schreiben vorgeleget, welches gar wenig zu unſerm Ruhm ſaget. Der unbekannte Herr Verfaſſer deſſelben giebt ſich vielmehr alle Mühe, uns unterſchiedene Einwürfe wieder die bisherigen Bemühungen unſerer Geſellſchaft und ihrer Glieder, in der möglichſten Stärke fürzutragen. Es iſt uns gleichgültig, von wem dieſe Zweifel herſtammen; und wir wollen dem Verfaſſer zum Gefallen glauben, daß er ſie von andern gehöret, und bey denſelben weiter nichts gethan habe, als dieſelben nur niedergeſchrieben. Wir nehmen es ihm auch ſo wenig übel, daß wir ihm vielmehr für die Eröffnung dieſer Einwürfe auch öffentlichen Dank abſtatten. Wir haben ſeinem Verlangen nach das ganze Schreiben in unſere Blätter einrücken laſſen; und wir wollen ihm auch jetzund ſagen, was uns bey den gemachten Zweifeln ſelbſt dünke. Es wird uns niemalen etwas lieber ſeyn, als wenn man uns die Fürwürfe, mit welchen ſich manche von unſern Landesleuten heimlich herumſchleppen, und ſich mit denſelben wol gar zu unſerm Nachtheil im Dunkeln groß machen, öffentlich kund thut; wenn man nur die Regeln der Freundſchaft und Beſcheidenheit nicht dabey vergißt. Wir werden Ihnen dafür allemal danken; wir werden auf ſolche Einwürfe antworten; und uns entweder wieder dieſelben rechtfertigen, oder auch

nach denſelben unſere Bemühungen ändern und ver-beſſern. Wir kommen nunmehr zu der verſprochenen Beantwortung.

Der Herr Verfaſſer ſaget uns im Anfange, daß er bisweilen verſchiedene Urtheile über die deutſche Geſell-ſchaft gehöret habe. Er iſt aber ſo vernünftig, und will uns nicht, wie er ſchreibet, in dieſer Zuſchrift die abge-ſchmackten Worte ſolcher Leute fürmahlen, die ohne Grund alles tadeln. Wir erkannten daraus ſofort ſeine Freundſchaft. Wir ſind ihm dafür verbunden, indem er uns der Mühe, abgeſchmackte Sachen zu beantworten, überhoben hat; ob wir uns gleich, ſofort bey dem An-fange unſerer Bemühungen, gefaßt gemacht haben, alle Arten von Beurtheilungen ohne Erbitterung anzuhören. Diejenigen Einwürfe, die demnach der Verfaſſer würk-lich angebracht hat, müſſen ihm denn auch in der That ſtark und wichtig fürgekommen ſeyn. Wir wollen ſie jetzund vornehmen.

Wie wir den erſten Einwurf laſen, ſo hätten wir uns bey nahe in unſerm Urtheile über den Herrn Verfaſſer dieſes Schreibens übereilet. Wir hielten ihn bereits für einen Mann, der ſein Wort ſehr ſchlecht zu halten, ge-wohnt ſeyn müſſe. Der erſte Einwurf, den wir laſen, war ſchuld daran. Doch bey den folgenden ward es uns ſchon wieder leid; und was kann er mehr von uns zu ſeiner Genugthuung fordern?

Inzwiſchen können wir doch, was den erſten Einwurf betrifft, unſer Wort ohnmöglich zurück nehmen. Es iſt auch dem Herrn Verfaſſer nicht um die Rechtfertigung ſeiner Einwürfe, ſondern nur allein um die Wahrheit zu thun; und eben deswegen können wir deſto freyer reden. Es bleibt demnach dabey, daß der erſte Einwurf ſehr

ſchlecht

ſchlecht iſt. „Die deutſche Sprache, heißt es, hat un„terſchiedene Mundarten. Man kann daher nicht ei„nig werden, welche die beßte ſey. Ein jeder ſtreitet „für diejenige Mundart, welche ihm angeboren iſt, und „man hat noch keine Proben von einer deutſchen Ge„ſellſchaft, daß ſie eine allgemeine Sprache unter die „deutſchen Gelehrten einzuführen ſuche.„ Dem Herrn Verfaſſer müſſen die Bemühungen der deutſchen Geſellſchaften ſehr ſchlecht bekannt ſeyn, wo er ſich durch dieſen Einwurf hat irre machen laſſen. Wären ſie in allen übrigen Stücken ſo einig, wie hierinn, ſo würden wir bald etwas Vollkommenes in unſerer Sprache zu erwarten haben. Er hätte nur von demjenigen, der ihm dieſen Einwurf gemacht hat, den Beweis fordern dürfen, daß irgend eine deutſche Geſellſchaft für die Mundart derjenigen deutſchen Provinz ſtreite, in welcher ſie ſich aufhält. Wir wiſſen ſolches nicht, ſo viel uns ihre Abſichten bekannt geworden ſind. Wir wiſſen nicht anders, als daß ſich eine jede deutſche Geſellſchaft Mühe giebt, ein ſolches Deutſch zu reden und zu ſchreiben, daß von allen Deutſchen kann verſtanden werden, ſie mögen ſeyn, aus was für einer deutſchen Provinz ſie auch immer wollen. Von unſrer hieſigen Geſellſchaft können wir dieſes dem Herrn Verfaſſer völlig verſichern. Von dem Herrn Profeſſor Gottſched, den er ohne Zweifel kennen wird, können wir ihm gleichfalls die Nachricht geben, daß er mit uns gleicher Meynung ſey. Er wird dieſes finden, wenn er nur in dem erſten Theil ſeiner Redekunſt den 3. §. des XIII. Hauptſtückes von den Wörtern und Redensarten nachlieſet. Er macht es zu einer Hauptregel, daß man ſich in Schrif-

ten aller Provinzialwörter enthalten müſſe. Mit was für Recht würde man auch eine gelehrte Verſammlung, die zur Verbeſſerung der deutſchen Sprache gehalten wird; mit was für Recht würde man ſie mit dem allgemeinen Namen einer **deutſchen** Geſellſchaft belegen, wenn die Glieder derſelben ſo parteyiſch ſich aufzuführen entſchloſſen wären? Die erſten Stifter der unſrigen würden dieſelbe gewiß eine **pommerſche** Geſellſchaft genannt haben, wenn ihnen der pommerſche Dialekt ſo ſehr am Herzen gelegen hätte. Die Geſellſchaft in Leipzig würde die **meißniſche**, und diejenige, welche ſich in Jena aufhält, die **thüringiſche** heiſſen. Wir wollen gar nicht behaupten, daß die Schriften der Gelehrten von allen ihnen angebornen Provinzialwörtern frey ſind. Es hängen uns dieſelben öfters an, ohne daß wir es merken; und wir verrathen uns bisweilen in unſern Schriften, ehe wir es uns verſehen, in was für einer deutſchen Provinz wir ſind geboren worden. Dieſes aber zeuget noch von unſrer Unvollkommenheit; dieſes iſt ein Fehler des Erſchleichens; und einem jeden Schriftſteller wird es lieb ſeyn, wenn ihm ein ſolcher Fehler zu ſeiner Beſſerung gewieſen wird.

Der Herr Verfaſſer iſt willens geweſen, die deutſchen Geſellſchaften gegen dieſen Fürwurf zu vertheidigen, und es iſt billig, daß wir ihm für ſeinen guten Willen Dank ſagen. Es iſt uns aber würklich lieb, daß man ihn nicht hat zum Worte kommen laſſen. Er hat behaupten wollen, es ſey gut, jeden Dialekt zu ſeiner möglichen Vollkommenheit zu bringen, weil man alsdann um ſo viel leichter den Weg zu einer Hauptſprache finden könne. Der Herr Verfaſſer hat dieſen ſeinen Satz nicht weiter erklaret; wir dürfen uns deßwegen

gen bey demſelben nicht aufhalten. Eine Kenntniß der unterſchiedenen Mundarten kann bey der Ausbeſſerung einer Sprache nicht ſchaden, ſondern iſt zum Theil nöthig. Daß aber ſo gar die Vollkommenheit eines jeden Dialekts, zu der Vollkommenheit der Hauptſprache ſelbſt erfordert werde, ſolches können wir nicht einſehen.

Wir kommen nunmehro zu dem andern Einwurf, den uns der Herr Verfaſſer erzählet. Er giebt uns Nachricht, daß die **in verſchiedenen Stücken bemerkte Uneinigkeit der deutſchen Geſellſchaften** vielen anſtößig ſey. So viel wir ſehen, betrifft dieſe Uneinigkeit nur hauptſächlich die **Rechtſchreibung;** zum wenigſten hat er kein Exempel von einer andern Art angeführet. Vielleicht hätten die Herrn Kunſtrichter, in deren Namen der Verfaſſer die Feder führet, wol gar nicht auf den etwanigen Unterſchied in der Rechtſchreibung gemerket, wenn ihnen nicht das T der **teutſchen** Geſellſchaft in Jena dazu Gelegenheit gegeben hätte. Sie ſind dadurch, nach dem Bericht unſers Herrn Briefſtellers, ſo behutſam geworden, daß ſie allemal erſt ſorgfältig nachforſchen, ob ſie auch der rechten Ausſprache und Schreibart verfehlen, wenn ſie eine von den deutſchen Geſellſchaften nennen wollen. Wahrlich! eine Fürſichtigkeit, die ſich ſehr weit erſtrecket. Unſere deutſche Geſellſchaft wird niemals böſe werden, wenn es auch gleich einem gefallen ſollte, dieſelbe unſrer Rechtſchreibung zum Trotz eine **teutſche** Geſellſchaft zu nennen. Ein jeder ſey nur auch in dieſem Stück ſeiner Meynung gewiß. Wir ſehen über dem gar nicht, wie man aus dem Unterſchiede der Rechtſchreibung ein ſo gar groſſes Aergerniß hernehmen könne; um ſo viel

weniger, da der Unterſchied eben noch nicht ſo gar gewaltig iſt. Andere haben ſich bereits gefreuet, daß die deutſchen Geſellſchaften in der Rechtſchreibung noch ſo ziemlich überein kämen. So ungleich wird geurtheilet! Und welche von den deutſchen Geſellſchaften hat denn auch bereits ihre Rechtſchreibung dermaſſen feſte geſetzet, daß ſie ſich ein Gewiſſen daraus machen ſollte, das geringſte weiter darinn zu ändern? Das wenige, was ſie davon bekannt gemacht haben, reicht lange nicht zu. Man urtheile aus ihren übrigen Schriften. Wir berufen uns auf die Herrn Leipziger, weil ſie uns die meiſten geliefert haben. Man halte ihre erſten Schriften, z. E. den erſten Band der Oden und Cantaten, mit denen zuſammen, die nachher herausgekommen ſind; ſo wird man einen ziemlichen Unterſchied der Rechtſchreibung finden. Hier ſiehet man, daß auch eine ganze Geſellſchaft in ſolchen Dingen ihre Meynung ändern kann. Warum beſchuldiget man ſie denn eines halsſtarrigen Eigenſinns? Unſere Geſellſchaft hält diejenige Rechtſchreibung, die ſie bisher erwählt hat, für die beßte. Doch deßwegen kann ſie keinen Bürgen ſtellen, daß ſie dieſelbe beſtändig behalten wird. Sie handelt nach ihrer jetzigen Einſicht und Ueberzeugung. Vielleicht wird ihre Rechtſchreibung auch von andern angenommen. Vielleicht aber iſt es eben ſo möglich, daß ſie nach dieſen noch überzeugt wird, die Rechtſchreibung der andern Geſellſchaften ſey gegründeter. Wir ſind verſichert, daß ſie dieſelbe alsdann ſo fort annehmen werde. Der Herr Verfaſſer beliebe nur denenjenigen, welche ſich an dieſer Uneinigkeit ſo ſehr ärgern, zu berichten, daß die Geſellſchaften allererſt im Begriffe wären, eine allgemeine Rechtſchreibung feſte zu ſetzen.

Hätte die andere ſo fort der erſten, und die folgenden wiederum der andern blindlings und ohne Beurtheilung beygeſtimmet, ſo würden wir ſehr viel unrichtiges behalten haben. Mit der Zeit kann leicht eine allgemeine Gleichheit zu Stande gebracht werden; ſintemal die Uneinigkeit eben nicht ſo gar groß iſt. Der Fürſchlag, daß alle deutſche Geſellſchaften gemeinſchaftlich arbeiten möchten, und eine jede neue Meynung nicht eher bekannt gemacht würde, bis ſie von den andern wäre gebilliget worden; iſt ſehr gut. Er kann aber nicht überhaupt angenommen werden. Es wäre eben ſo mühſam, als koſtbar, eine jede critiſche Anmerkung ſo viele Meilen umher laufen zu laſſen. Und geſchiehet dieſes durch die critiſchen Monathsſchriften, die der Herr Verfaſſer kennen wird, auch nicht würklich? Er findet in denſelben, wie er ſelbſt klaget, keine würkliche und feſtgeſtellte Sprachlehre. Sie enthalten Anmerkungen, Gedanken, Meynungen u. d. die den Gelehrten zur allgemeinen Prüfung fürgelegt werden. Uns dünkt, dieſes Mittel ſey vollkommen beqvem, ſich unter einander neue Meynungen, und entweder den Beyfall, oder auch die Gründe bekannt zu machen, warum man dieſes oder jenes nicht billigen könne. Wir wiſſen nicht, ob der Herr Verfaſſer ſelbſt ſpricht, oder ob er nur ſeinen Freund redend einführet, wenn er ſchreibt: „Ich „bin kein blinder Verehrer ausländiſcher Sachen. Ich „halte aber dafür, daß der Franzoſen Bemühung für „ihre Sprache weit vortheilhafter geweſen, als die bis„herige Arbeit der Deutſchen, und glaube, daß dieſer „gute Fortgang nur der Einigkeit in ihren Unterneh„mungen zuzuſchreiben ſey.“ Wir haben den Herrn Verfaſſer des Schreibens viel zu lieb, als daß wir ein-

mal glauben ſollten, er hätte dieſen uns gemachten Fürwurf gebilliget. Wir würden ihn ſonſten einer groſſen Unwiſſenheit, ſowol der Beſchaffenheit der franzöſiſchen Akademie, als auch des Zuſtandes der bisherigen deutſchen Geſellſchaften, beſchuldigen müſſen; und ſolches können wir ohnmöglich von uns erhalten. Was für ein groſſer Unterſchied iſt nicht zwiſchen dieſen und jener? Man erhebe nur eine von den deutſchen Geſellſchaften zu dem Anſehen der franzöſiſchen Akademie; Man verſchaffe ihr gleichfalls das Recht, dictatoriſche Ausſprüche zu thun, und ihren Landesleuten Geſetze zu geben, denen nicht darf wiederſprochen werden: ſo wird die verlangte Einigkeit unter den Deutſchen auch ſehr leicht zu erhalten ſeyn. Der gemachte Einwurf trifft uns daher im geringſten nicht. **Mauvillon** hat Recht, wenn er in ſeinem **Briefe von der Sprache und der Poeſie der Deutſchen**, ſchreibet: „Es geht „ſchwer zu, daß eine Nation, die ſo viele Provinzen, „die einander nichts zu befehlen haben, in ſich enthält, „ſich den Ausſprüchen etlicher weniger Gelehrten un„terziehe. Mit den Franzoſen hat es desfalls eine an„dere Beſchaffenheit. Sie machen nur eine Nation „aus, ſo groß ihr Reich gleich ſeyn mag; und die fran„zöſiſche Akademie iſt von dem Landesherrn dazu bevoll„mächtiget, daß ſie dem Gebrauche der Sprache Schran„ken ſetze. Man **muß** ihren Ausſprüchen folge leiſten, „**oder in der franzöſiſchen Sprache unerfahren** „**heiſſen**. (*)“

Die beiden letzten Einwürfe, die uns der Herr Verfaſſer bekant machet, ſind ſehr unterſchieden. Man beſchul-

(*) Nach der ſchweitzeriſchen Ueberſetzung im V. St. der critiſchen Sammlung, S. 12. u. f.

ſchuldiget uns zweener Fehler; den erſten nennet man Eigennutz, und den andern Blödigkeit. Was den letzten betrifft, ſo wollen wir dem Herrn Briefſteller und ſeinen Freunden in allem Recht geben. Wir ſind zu blöde zu der Ausführung eines ſo wichtigen Werks, davon der Verfaſſer redet. Er ſucht, wie wir merken, uns mit ſolchen Leuten in einen Streit zu verwickeln, mit welchen wir gerne Zeit unſers Lebens Friede zu haben wünſchen. Der erſte Einwurf iſt zwar wichtiger; allein wir werden gleichfalls nur mit wenigen darauf antworten. Man iſt böſe, daß wir nicht längſt eine Sprachkunſt geſchrieben haben. Man hätte, dieſes zu ſeyn, Urſach, wenn wir, jemals eine zu ſchreiben, ſchon aufs künftige verredet hätten. Es gehöret dazu weit mehr, als eine Menge Hochzeitgäſte durch ein kurzweiliges Gedichte luſtig zu machen, oder ein Glückwünſchungsſchreiben nach dem neueſten Geſchmack aus zehen andern zuſammen zu ſtoppeln. An ſchlechten, fehlerhaften und unvollſtändigen Sprachlehren, haben wir ehe einen Ueberfluß als Mangel; und die Welt darf daher mit einer Sprachkunſt von der Art nicht von neuen beſchwert werden. Eine vollſtändige aber kann nicht ſo leicht geſchrieben, als gefordert werden. Ein übereilter Entſchluß iſt ſchon manchen mißgelungen. Man begnüge ſich daher ſo lange mit hin und wieder zerſtreueten Regeln, Anmerkungen und guten Exempeln, biß eine von den deutſchen Geſellſchaften, dem Verlangen unſerer Landesleute auch in dieſem Stücke genug zu thun, ſich wird im Stande befinden.

IV.

Verſuch critiſcher Gedanken von deutſchen Ueberſetzungen.

Kein Schriftſteller, dem die Verbeſſerung der deutſchen Critik ein Ernſt geweſen, hat bisher vergeſſen, gute Ueberſetzungen als Zeugniſſe einer verbeſſerten Sprachkunde zu erheben; und die Regeln, nach welchen dieſe Art der Bemühungen beſtimmet wird, ſorgfältig einzuſchärfen. Ohne Zweifel haben die häufig erſcheinenden Ueberſetzungen zu den Fürſchriften Gelegenheit gegeben, durch welche man die Liebhaber dieſer Arbeit zu einer glücklichen Ausführung ihrer Unternehmung geſchickt machen will. Und wo jemals ſolcher Unterricht nöthig geweſen, ſo möchte man ihn zu unſeren Zeiten faſt für unentbehrlich halten, da die Anzahl der zum Vorſchein kommenden Ueberſetzungen, der Menge eigener Schriften bey nahe gleich werden will. Ich will die Regeln, die den Freunden dieſer Arbeit fürgeſchrieben ſind, nicht wiederholen oder dieſelbe durch Zuſätze vermehren. Ich glaube gerne, daß unſere Gelehrten nichts verheelet haben, was einem Ueberſetzer zu wiſſen nöthig iſt. Meine Abſicht iſt vielmehr, den Wehrt dieſer Arbeiten an ſich zu beſtimmen, und zu unterſuchen, ob wir Recht haben, unſeren Landesleuten dieſe Bemühungen anzupreiſen. Vielleicht ſind die Gründe ſtark genug, die uns dieſes zu verbieten ſcheinen. Ich werde mich zum wenigſten bemühen, darzuthun, daß man wenig Urſache habe, ſich mit dieſer Arbeit gar zu ſehr zu beſchäfftigen, und die Buchläden mit ſo unzählichen Ueberſetzungen zu beläſtigen.

Man wird mir erlauben müſſen, die Ueberſetzungen wegen der verſchiedenen Abſicht ihrer Verfaſſer und Vertheidiger, als unterſchieden zu betrachten. Ich ſehe ſie entweder an, als Uebungen für Anfänger in der Schreibart; oder als Probſtücke einer erlangten Geſchicklichkeit, eines auswärtigen Schriftſtellers Gedanken in ſeiner Mutterſprache genau abzuſchildern; oder als Mittel, einem eine fremde Schrift verſtändlich zu machen, die er in ihrer Grundſprache zu leſen unfähig iſt. Dieß ſind die unterſchiedenen Arten, die durch den Unterſchied der Abſichten eines Ueberſetzers beſtimmet werden. Ich werde von einer ieden beſonders meine Gedanken eröffnen.

Wer ein künftiger Redner werden will, der ſoll nach dem Zeugniß groſſer Kenner und Meiſter in der Kunſt, und nach der Fürſchrift unſrer heutigen Sprachlehrer die Ueberſetzungen, als die nützlichſten Uebungen fürnehmen. Dieſe Lehre findet einen faſt allgemeinen Beyfall. Kaum getrauet ſich ein Knabe, einen lateiniſchen Schriftſteller nach den verfaßten Regeln ſeines Lehrers zu erklären; ſo muß er einen Verſuch thun, wie weit er in einer Ueberſetzung dem ihm vorgelegten Muſter gleich kommen kann. Mancher Knabe hat dabey das Unglück, unter eines Lehrers Anführung dieſe Arbeit zu unternehmen, der ihm nie erkläret, wozu dieſelbe ihm dienlich iſt. Ich habe manche Stunde meiner Jugendzeit mit Ueberſetzen hingebracht. Meine Abſicht war, die bey den Lateinern übliche Art ſich auszudrucken, zu faſſen, und meinem Lehrer zu zeigen, wie ferne ich im Stande ſey, einen Schriftſteller zu verſtehen, der in der Sprache der Gelehrten geſchrieben. Ich blieb bey dieſer Meynung, bis mir des Herrn Gottſcheds Redekunſt ein anderes lehrete. Ueberſetzungen ſollen nach derſelben eine ſchöne Anleitung

zu einer guten Schreibart in der Mutterſprache darreichen. Ich werde daher, nach dieſer Abſicht die Ueberſetzungen beurtheilen müſſen, wenn ich unterſuchen will, ob ſie nützliche Uebungen für die Jugend ſind. Man ſiehet dieſen Satz als eine Wahrheit an, die keinem Zweifel unterworfen iſt, wenn man nur erwäget, daß eine Ueberſetzung eben das, was einem Anfänger in der Malerkunſt das Nachzeichnen eines ihm fürgelegten Muſters iſt. Die Stücke groſſer Meiſter werden von mittelmäſſigen Künſtlern gerne nachgemalet, und dieſes nicht ohne Vortheil. Sie beobachten im Nachzeichnen mit der gröſten Scharfſinnigkeit alle Kunſt und Geſchicklichkeit ihres Urhebers, und die Schönheit und Vollkommenheit ihres Fürbildes. Sie machen ſich in währender Arbeit kleine Regeln und merken ſich die Kunſtgriffe und Vortheile an, die ein ieder nicht ſo gleich weiß, und darauf ſie von ſelbſt nicht gekommen wären. Eben ſo iſt es mit einem Ueberſetzer. Wenn er eine gute Schrift vor ſich hat und ſie überſetzen will, ſo giebt er auf alle Worte, Redensarten und Sätze mehr acht, als ein bloſſer Leſer. Er merket ſich die Schönheit einer Stelle an, und erwirbt ſich unvermerkt die Fähigkeit, eben ſo ſeine Gedanken auszudrucken, wie ſein Vorgänger gethan hat. Ich habe die Gründe angeführet, die der Herr Gottſched zur Beſtärkung des Nutzens der Ueberſetzungen für zureichend hält. Ich ſpreche denſelben ſo wenig allen Wehrt, als den Ueberſetzungen allen Nutzen ab. Daß man aber auf die Anwendung dieſes Mittels zur Beförderung einer guten Schreibart ſo ſtark zu dringen Urſache habe, ſehe ich gar nicht. Es wird Leuten fürgeſchlagen, die Anfänger in der Kunſt ſind, ihre Gedanken in einer guten Schreibart in ihrer Mutterſprache vorzutragen.

gen. Sie ſind noch nicht im Stande bündig und ordentlich zu gedenken. Man kennet ihre Schwäche und ermuntert ſie zur Aufmerkſamkeit auf anderer Gedanken, die ihnen ſchriftlich vorgeleget werden. Und es kann nicht fehlen, daß nicht geſchickte Muſter ihre Fähigkeit empor helfen und ihnen vortheilhaft ſeyn ſollten. Weiß man aber, daß die Wörter von den Gedanken unzertrennlich ſind; höret man, daß die gemeine Sprache der Wärterinnen und des Pöbels einem Knaben die natürlichſte und gewöhnlichſte iſt; wird man ſich nicht verbindlich halten, für die Verbeſſerung ſeiner Rede und Schreibart gleiche Sorge, als für die Aufklärung ſeines Verſtandes zu tragen? Ich halte beides gleich nöthig, und lobe die Abſicht eines Lehrers, der beides auf eine geſchickte Art zu befördern ſuchet. Es kann mir auch gleich viel ſeyn, ob der Abriß ſchöner Gedanken, der einem Lernenden fürgeleget wird in einer fremden oder ſeiner Mutterſprache entworfen iſt. Der Vortheil wird gleich ſeyn, wenn ihm jene ſo verſtändlich, als dieſe iſt. Man erlaube mir aber, daß ich eine gröſſere Behutſamkeit in Anpreiſung der Mittel zur Verbeſſerung der deutſchen Schreibart fordere. Ich habe noch keine Gründe gefunden, einem Anfänger in der Schreibart von den Nachmalen eines lateiniſchen Fürbildes den Nutzen zu verſprechen, den ein Lehrling in der Zeichenkunſt von dem Nachſchildern eines von ſeinem Meiſter entworfenen Riſſes hat. Zuerſt finde ich nöthig zu erinnern, daß der Grund der Vergleichung hier nicht völlig richtig iſt. Wer ein Gemählde nachzeichnet, entwirft nicht allein ein dem Original ähnliches Bild, ſondern er behält auch die Farben, Schattirungen und Verhältniſſe. Einem Ueberſetzer aber iſt nichts weiter erlaubt als, die

Ge-

Gedanken, die ihm fürgeſchrieben ſind, zu behalten. Dabey er aber auf ganz andere Zeichen, Verbindung und Einrichtung derſelben zu ſinnen verbunden iſt. Wer den Unterſchied der Sprachen weiß, der ſiehet leicht wie wenig die Ausdrücke der einen mit der andern übereinkommen. Soll nun die Vergleichung ſtatt finden, ſo verändre man den erſten Fall, und lege einem Anfänger in der Malerey ein Bild für, von dem er ein ähnliches, aber mit ganz anderen Farben, Schattirungen und Verhältniſſen entwerfen ſoll. Was würde man aber alsdenn von ihm zu erwarten haben? Ohne Zweifel Misgeburten, die dem Original ſo unähnlich, als dem Natürlichen zuwiedern wären. Ein Anfänger müßte ſich nothwendig beklagen, daß man zuviel von demſelben fordere, und ihm den Weg zur Erreichung ſeines Ziels ſehr ſchwer mache. Sollten wir aber nicht gleiches Recht haben, dieſes von Ueberſetzungen, als Anfängern fürgeſchlagenen Mitteln zur Verbeſſerung ihrer deutſchen Schreibart, zu ſagen? Wo ich nach der Erfahrung urtheilen darf, ſo weiß ich keine kennbarere Proben einer elenden matten, verwirrten und niedrigen Schreibart anzuführen, als die Proben der Ueberſetzungen, die uns von Anfängern geliefert werden. Man darf mir nicht etwa ein Beyſpiel, welches das Gegentheil beweiſet, fürlegen. Ich rede von dem größten Haufen, und würde einer guten Probe tauſend ſchlechte entgegen ſetzen können. Wie will man aber von einem Knaben fordern, daß er was beſſeres zum Vorſchein bringe? Man ſehe nur die Regeln an, die einem Ueberſetzer fürgeſchrieben ſind. Wie fertig und geſetzt muß nicht derjenige ſeyn, der denſelben Genüge leiſten will? Seine Gedanken ſollen den Begriffen ſeines Schriftſtellers vollkommen

men gleich ſeyn. Er ſoll dieſelbe in einer Sprache ausdrucken, die von der Grundſprache ſeines Originals ganz unterſchieden iſt, und zwar ſo, daß er ſo wenig einem Gedanken, als der Sprache Gewalt anthut. Gedanken und Worten muß nichts an der Lebhaftigkeit und an dem Nachdruck fehlen, den ſie in der Fürſchrift haben; und ein Ueberſetzer kann jedoch den Ausdrücken ſeines Schriftſtellers nicht von Wort zu Wort folgen. Eine iede Sprache hat etwas eigenthümliches. Was in der einen ſchön iſt, klinget in der anderen gezwungen und ungewöhnlich. Wie würde aber die Arbeit einem Ueberſetzer gelingen, wann er nicht ſo fort das gleichgültige zu wählen wüßte, das ſeiner Sprache eigen iſt, und dem fremden an Schönheit völlig gleich kommt. Endlich ſollen die Gedanken eines Ueberſetzers in gleicher Verbindung mit den Gedanken ihres Urhebers ſtehen. Man beurtheilet aber dieſe Verbindung ſowol nach dem würklichen Zuſammenhang der Begriffe, als nach der einer ieden Sprache gewöhnlichen Art, dieſelbe anzuzeigen. Eine iede Sprache hat hierinn wiederum etwas beſonderes, welches einem Ueberſetzer völlig bekannt ſeyn muß, wo er ſeine Pflichten beobachten will. Wenn wir dabey an alle Kleinigkeiten gedenken, die ein Ueberſetzer nicht aus der Acht laſſen kann, ſo werden wir völlig überzeuget, daß ohne ein fertiges Gedächtniß, glückliche und lebhafte Einbildungskraft, ſcharfe Beurtheilungskraft, gutes Temperament, und vollkommene Sprachkunde keiner etwas rechtſchaffenes in Ueberſetzen liefern könne. Man mache hieraus einen Schluß, wie die Ueberſetzungen gerathen müſſen, die man als Jugendproben zur Uebung von Anfängern fordert, und wie ſchwer und unbegreiff lich einem Anfänger die un-

zählichen Erinnerungen ſeyn werden; die ein Lehrer zur Ausbeſſerung ſeiner Fähigkeit und des von ihm gelieferten Probeſtückes anbringen muß. Ich weiß wol, daß man mir den Einwurf machen wird, daß die beſſeren Folgen einen ſchlechten Anfang gut machen. Allein ich weiß auch, daß wenn man eine löbliche Abſicht durch die unrechten Mittel zu ſuchen anfänget, die Folgen gemeiniglich nicht viel beſſer als der Anfang ſind. Müſſen nicht die Mittel iederzeit nach ihrer Verbindung mit der Abſicht beurtheilet werden? Was wir einem andern anpreiſen, kann an ſich gut, löblich, und nützlich ſeyn; dieſem ohngeachtet aber als ſchlecht und verwerflich wegfallen, wenn es als ein Mittel zu einer beſtimmten Abſicht fürgeſchrieben wird. Geſetzt, wir wären verſichert, daß der Fleiß, den ein Anfänger auf das Ueberſetzen wendet, mit einem zehnfachen Nutzen verbunden ſey, es möge der Anfang gut oder ſchlecht ſeyn; würden wir wol daraus zu folgern Recht haben, daß der eilfte gleichfalls dadurch befördert werde? Ich will weiter einräumen, es ſey möglich, durch embſiges Ueberſetzen mit der Zeit zu einer guten Schreibart zu gelangen. Würde man aber wol einmal Urſache haben, dieſes Mittels zu erwähnen, wenn andere vorhanden ſind, von denen man mit wenigerer Mühe und in geringerer Zeit gleichen Vortheil erwarten kann? Was für eine Geſchicklichkeit bey den Ueberſetzungen ſchon vorausgeſetzet werde, haben wir in den angegebenen Regeln gezeiget. Warum ſchreibet man ſie aber denen für, die ſich erſt dieſe Geſchicklichkeiten durch andere Mittel erwerben ſollten? Ohne Sprachkunde und Fertigkeit in der Schreibart wird das Ueberſetzen niemanden von ſtatten gehen. Wie ſchlecht dannenhero die

Ver-

Verbindung unter einer guten Schreibart, als die Abſicht eines Anfängers, und unter dem Ueberſetzen, als einem demſelben fürgeſchriebenen Mittel, ſey, ſiehet einieder. Iſt es aber nicht weit natürlicher, einem Anfänger Muſter vorzulegen, die in der Schreibart entworfen ſind, darinn er ſeine eigene Gedanken mit der Zeit auf eine geſchickte Art zu entwerfen ſuchet? Wir werden ja nicht ſo unbillig gegen unſere Landesleute ſeyn, und ihnen die Fähigkeit abſprechen, bündige und ſchöne Gedanken zu liefern, die man den unerfahrnen mit gutem Gewiſſen zur Nachſchilderung anpreiſen könne. Werden dieſe aber mit gleicher Aufmerkſamkeit von ihnen erwogen, als eine Schrift, die ſie zu überſetzen vor ſich nehmen; ſo ſehe ich gar keinen Grund, warum ſie ſich bey einer guten deutſchen Schrift nicht eben des Vortheils, in Anſehung der Verbeſſerung der Kraft zu gedenken, verſichern können, den ſie von der Aufmerkſamkeit auf einen Ausländer erwarten ſollen. Sollen ſie aber in der Kunſt, ſich auszudrucken, ihre Fähigkeit verbeſſern, ſo iſt ja offenbar, daß ein Schriftſteller, der in ihrer Mutterſprache geſchrieben, eine vortheilhaftere Anleitung dazu geben werde, als ein Fremder, deſſen Art ſich auszudrücken von dieſer gar weit unterſchieden iſt. Ueberhaupt aber wird ihnen bey der Nachſchilderung eines deutſchen Schriftſtellers keiner der Vortheile entzogen werden, die ſie ſich von der Ueberſetzung eines fremden verſprechen können. Die Arten, auf welche ein Deutſcher ſich die Schriften ſeiner Landesleute in dieſer Abſicht zu Nutzen machen kann, ſind mancherley? Wir wollen denſelben eine eigene Abhandlung wiedmen, weil in dieſer noch einige Stücke zu unterſuchen übrig ſind.

Ich würde wenig gewinnen, wenn ich gezeiget hätte, daß das Ueberſetzen keine für die deutſche Schreibart eines Anfängers vortheilhafte Arbeit ſey; aber dennoch geſtehen müßte, daß die Begierde, in dieſer Kunſt ein Meiſter zu werden, rühmlich, die Proben, die uns hierin geliefert werden, Zeugniſſe beſonderer Fähigkeiten, und die Ueberſetzungen unentbehrlich wären. Ein Anfänger würde alle Hinderniſſe zu überwinden ſuchen, und durch beſtändige Uebungen das Ziel zu erreichen hoffen, nach welchen ſo viele trachten. Es iſt zu unſeren Zeiten nichts ungewöhnliches, daß die Gelehrten mit beſonderem Eifer die Proben von ihrer Stärke in Ueberſetzungen ihren Landesleuten fürlegen, die ihre Fähigkeit bewundern oder desgleichen zu thun bewogen werden ſollen. Es ſcheinet ihnen unglaublich, daß jemand, ohne gerühret zu werden, vernehmen könne, wie ſie ſich an eine Schrift gewaget, die in ihrer Sprache ihrem Verfaſſer eine merkliche Zeit und Mühe gekoſtet hat, darinn er alle Kunſt und Geſchicklichkeit in Gedanken und Ausdrücken bewieſen, und die niemand zu überſetzen ſich vermeſſen könne, wo er nicht eben ſo ſchön als dieſer zu denken und reden geſchickt ſey. Jenem iſt ſeine Arbeit mislungen, und er hat durch eine ſchlechte Ueberſetzung das Urbild geſchändet. Wäre es nicht Schade, wenn die Ehre des Schriftſtellers nicht gerettet noch demjenigen die Augen geöffnet würden, der bey Ueberſetzung deſſelben ſo ſchläfrig und nachläßig geweſen? So kömmt ein Meiſterſtück zum Vorſchein, und die Zeitungen melden einmal über das andere, daß man den Cicero, Virgil, Horaz nunmehro gut deutſch reden höre. Der Ruhm, den der Dollmetſcher ſich vorbehält, iſt dieſer, daß er eben das, was ein anderer, geſaget,

get, ausdrücken können. Soll ich meine Meynung hievon eröffnen, ſo geſtehe ich gerne, und habe es in dem vorigen bewieſen, daß das Ueberſetzen eine Kunſt ſey, und viele Geſchicklichkeit voraus geſetzt wiſſen wolle. Ein Ueberſetzer will von dieſer Geſchicklichkeit der gelehrten Welt Proben zurlegen, wenn ich ihn nach der zweiten von mir im Anfange beſtimmten Abſicht betrachte. Allein, wo ſind die Gründe, und wo will er einigen Schein der Verbindlichkeit finden, in den Ueberſetzungen ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen? Ihm wird es ohne Zweifel bekannt ſeyn, daß man auf eine Nachſchilderung nur obenhin ſiehet, wenn man des Originals mächtig iſt. Er würde zu niederträchtig von einem Gelehrten urtheilen, wenn er demſelben es nicht zutraute, daß er die Schönheit der Gedanken und Ausdrücke in einer Schrift entdecken könne, wo man ihm dieſelbe nicht erſt in ſeiner Mutterſprache vorſchildere. Geſtehet er aber demſelben dieſes zu, ſo wird er auch von ihm vermuthen müſſen, daß er ehe zehn Abweichungen von den Schönheiten des Originals an ihm wahrzunehmen vermögen wird, ehe er durch einen Ausdruck der Ueberſetzung ſo ſtark als durch die eignen Worte des Verfaſſers ſich rühren laſſet. Und er hat gemeiniglich Grund dazu, weil eine Unähnlichkeit unter dem Original und der Ueberſetzung faſt unvermeidlich iſt. Gewinnet er aber auch das Lob des allervollkommenſten Ueberſetzers, was erhält er dadurch? Ein Gelehrter danket ihm für die Mühe nicht, weil er ſich keinen neuen Vortheil von ſeiner Arbeit verſprechen kann. Ein Ungelehrter, oder dem die fremde Sprache nicht bekannt iſt, ſiehet die Schönheit der Ueberſetzung gar nicht ein; ſondern bleibt vielleicht immer zweifelhaft, ob er des

Verfaſſers, oder Ueberſetzers Gedanken vor ſich habe, und glaubet, daß die aufgeweckte eigene Schriften ſeiner Landesleute gleiches Vergnügen bey ihm verurſachen können. Warum iſt man denn ſo emſig, in dem Ueberſetzen ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen? Man erwäge doch die Kaltſinnigkeit, womit man den verſprochenen Ueberſetzungen gemeiniglich entgegen ſiehet, wenn man ſie nur für bloße Zeugniſſe der guten Sprachkunde ihrer Verfaſſer zu halten Urſache hat. Und wie geringe wird der Nutzen ſeyn, den man ſtiftet, wenn man durch Ueberſetzungen groß werden will? Wir ſind mit den benachbarten Ausländern nicht zufrieden, daß ſie ſo geringſchätzig von den gelehrten Bemühungen der Deutſchen urtheilen. Geben wir ihnen aber nicht die größte Gelegenheit zu ſpotten, wenn wir das unaufhörliche Nachſchildern alter und neuer Schriftſteller eine der eifrigſten Bemühungen ſeyn laſſen, die uns Ehre bringen ſollen? Kein Volk hat es bisher den Deutſchen hierinn gleich gethan. Vielleicht haben die Ausländer mehr Grund gefunden ihre Geſchicklichkeit in nothwendigeren und nützlicheren Unternehmungen zu zeigen. Warum ſuchen wir aber den Preis in einer Sache die wenig Vortheil verſpricht?

Die Abſicht eines Ueberſetzers, die Einſicht und die Sitten ſeiner Landesleute, durch Bekanntmachung der Gedanken berühmter Ausländer, zu verbeſſern, hat wol den größten Schein für ſich. Wir haben Schriften, ohne daß ich der Göttlichen Erwähnung thun darf, deren Ueberſetzung ſo nothwendig, als die Beförderung des Wachthums der Religion, als die Verbeſſerung eines Staats und Einführung guter Sitten geweſen. Allein man wird mir auch leicht zugeben, daß gewiſſe

Um-

Umſtände ſolche Bemühung erfordert haben, unter welchen ſie als nothwendig und nützlich haben betrachtet werden müſſen. Der ſchlechte Zuſtand der Wiſſenſchaften unter einem Volke, der Mangel an brauchbaren Schriften in einer bekannten Sprache, die Fürtreflichkeit einer auswärtigen Schrift in ihrer Art, geben gewiß der Arbeit eines Ueberſetzers ein unverwerfliches Anſehen. Wo man aber ja den Schein einer guten Abſicht zur Vertheidigung einer nichtswürdigen Arbeit gemißbrauchet hat; ſo möchte man den gröſten Haufen der deutſchen Ueberſetzer unſerer Zeiten dieſes Fehlers zu beſchuldigen, Grund haben. Unſer Vaterland hat zu unſeren Zeiten das Glück, die gröſten Gelehrten an dem Wachsthum der Wiſſenſchaften mit vielem Ruhm arbeiten zu ſehen, welche bündige Schriften zum Dienſte ihrer Mitbürger in allen Arten der Wiſſenſchaften liefern. Sie handeln dabey ſo billig, daß ſie uns die Schriften der Ausländer nicht vorenthalten, an denen ſie eine gröſſere Vollkommenheit wahrnehmen, oder durch welche ein annoch vorhandener Mangel kann erſetzet werden. Und wir würden ohne Grund wieder die Uberſetzungen reden an denen wir eine ſo vortheilhafte Abſicht ihrer Verfaſſer entdecken. Allein wie geringe iſt die Zahl derſelben gegen die Menge der deutſchen Ueberſetzungen, die wir ohne allen Nachtheil entbehren könnten, und als Früchte eines nichtigen Vorurtheils oder einer eitlen Gewinnſicht ihrer Urheber anſehen müſſen? Manchem ausländiſchen Schriftſteller mag es eine beſondere Freude ſeyn, daß er die Hochachtung bey den deutſchen findet, die ihm ſeine eigene Landesleute verſaget haben. Aber welcher Deutſcher wird mit einer Ueberſetzung zu-

frieden ſeyn, die ihm ſolche Gedancken eines Ausländers lieſert, welche von ſeinen Landesleuten ſchon längſt und weit ſchöner entworfen worden. Ich will keine beſondere Exempel anführen, weil einieder dieſelbe häufig finden muß, wer die Ueberſetzung unpartheyiſch beurtheilet. Ich bin daher der Meynung, daß man Urſache habe, mit dem Ueberſetzen etwas behutſamer zu verfahren, wo man den Fürwurf unnützer Bemühungen ſcheuet; da ſogar die geſchickten Ueberſetzer fürtreflicher Schriften annoch Urſache haben zweifelhaft zu ſeyn, ob in ihrem Vaterlande nicht eben der Nutzen durch ein fremdes Original könne befördert werden, den ſie durch ihre Ueberſetzungen ſuchen. Und was würde endlich Deutſchland für Ruhm davon haben, wenn man auch alle fremde Schriften deutſch leſen könnte?

V.

Fortgeſetzte Abhandlung von den Scheinwörtern in der deutſchen Sprache.

§. 1.

Ich will meinen im 2ten Stücke gethanen Verſprechen nachkommen, und die Scheinwörter in unſerer Mutterſprache noch ferner aufſuchen. Ich werde in dieſer Abhandlung vornemlich auf die Dichter mein Augenmerk richten, und mich bemühen den falſchen Schein einiger Redensarten derſelben zu entdecken. Das erſte Wort, welches ich beurtheilen will, ſoll der Schatten ſeyn, wenn er in uneigentlichem Verſtande von ihnen genommen wird. Es iſt bekannt, daß die Dichter gewohnt ſind, die abgeſchiedenen Seelen mit

mit dem Namen der Schatten zu belegen. Z. E. ſo ſinget einer unſerer berühmteſten Poeten:

> = = = Ich weiß dein theuer Schatten.
> Erinnert ſich annoch, wie hoch man dich geſchätzt.

Sie haben hierinnen den lateiniſchen Poeten nachgeahmet, welche die abgeſchiedenen Seelen *umbras* nenneten. Wir wollen unterſuchen, ob dieſe Nachahmung vernünftig oder unvernünftig ſey. Ein uneigentliches Wort entſtehet, wenn demſelben ein neuer Begriff beygeleget wird, wegen der ſtarken Aehnlichkeit, die zwiſchen der alten und neuen Bedeutung iſt. Wenn alſo eine ſolche Aehnlichkeit unter dieſen beiden Begriffen nicht ſtatt hat, ſo iſt mit einem vermeynten uneigentlichen Worte, in ſo ferne es als ein ſolches betrachtet wird, kein Begriff verbunden. Folglich da man doch in der Meynung iſt, daß es ein würkliches uneigentliches Wort ſey, und daß es einen wahren Begriff bey ſich führe; ſo ſtellet man ſich ein leeres Wort als ein wahres für, und man ſuchet einen Begriff wo keiner zufinden iſt. Man macht aus demſelben etwas wiederſprechendes, welches aber ſo bald nicht in die Augen fällt. Es iſt alſo klar, daß ein vermeyntes uneigentliches Wort, in ſo ferne es keine figürliche Bedeutung hat, nur ein Scheinwort ſey. Wenn ich derowegen beweiſen kann, daß ein Schatten gar nicht im uneigentlichen Verſtande die von ihren Körpern durch den Tod abgeſonderten Seelen bedeuten könne; ſo habe ich auch zugleich gezeiget, daß dieß Wort in ſo ferne ein Scheinwort ſey. Der Schatten bedeutet eigentlich nur die Abweſenheit des Lichtes an einem Orte, welche durch einen Körper verurſachet wird, der die Lichtſtrahlen auffänget. Dieſes Wort zeiget

alſo eigentlich keinen würklichen oder beiahenden, ſondern nur einen verneinenden Begriff an. Eine durch den Tod von ihrem Körper abgeſonderte Seele aber iſt eine einfache Subſtanze, welche ihre Kraft zu dencken noch würklich ausübet. Dieſe zeiget demnach einen beiahenden Begriff an. Dieſe iſt eine Subſtanze, ienen aber können wir, wenn wir genau verfahren wollen, nicht einmal unter die nicht für ſich beſtehende Dinge zählen. Ein **Schatten** und die Seele eines verſtorbenen Menſchen, kommen nicht einmal in einen der obern Geſchlechte überein; ſie können demnach noch weniger in Anſehung der niedern einerley Eigenſchaften haben. Man wird folglich keine wahre Aehnlichkeit unter einen **Schatten** und einer von ihren Körper abgeſchiedenen Seele erdenken können, als das höchſte Geſchlecht, nemlich **ein Ding** oder **möglich** ſeyn. Es iſt aber bekannt, daß die Aehnlichkeit, die unter Dingen durch das oberſte Geſchlecht entſtehet, keinen Grund zu einer uneigentlichen Bedeutung abgeben dürfe; denn ſonſten würde die Thür zu allen ausſchweifenden figürlichen Bedeutungen geöffnet ſeyn. Alle Dinge kommen darinn überein, daß ſie möglich ſind. Iſt demnach zwiſchen einen **Schatten** und den abgeſchiedenen Seelen keine merkliche Aehnlichkeit, und haben ſie mit Unrecht im uneigentlichen Verſtande dieſen Namen bekommen; ſo iſt eben damit auch zugleich ſchon bewieſen, daß **ein Schatten**, wenn er für die Seelen der Verſtorbenen genommen wird, ein Scheinwort ſey. Ehe ich dieſes Wort völlig verlaſſe, will ich noch vorher den vermuthlichen Urſprung dieſes Scheinwortes anführen. Die Erfahrung lehret uns, daß der beſchattete Ort eben die Gränzen habe, welche der Körper

per von der Seite hat, die dem Orte am näheſten entgegen geſetzet iſt. Daher kommt es, daß dieſer Ort, in Anſehung der Gränzen, die Figur des Körpers hat, der die Lichtſtrahlen auffänget. Wenn dieſer nun ein menſchlicher Körper iſt, ſo bekommt der Ort einiger maſſen die äuſſerliche Geſtalt eines Menſchen. Dieſe Figur leget man hernach dem Schatten ſelber bey, und ſaget: der Schatten hat dieſe oder iene Geſtalt. Dieſe Redensart iſt zwar ungereimt, (denn es iſt thöricht einem verneinenden Begriffe und Dinge, oder einem Nichts Schrancken der Ausdehnung zu ſetzen); ſie iſt aber im gemeinen Leben angenommen, und man ſtehet in dem Wahn, daß ſie wahr ſey. Die Meynung aber, daß die Seele in allen Gliedern unſers Körpers vorhanden ſey, und ſich in dieſelben erſtrecke, hat in den alten und neuern Zeiten viele Anhänger gefunden. Man konnte demnach faſt nicht anders ſchlieſſen, als daß die Seelen, nach dem Tode ihrer Körper, die Geſtalt derſelben behielten. Da man aber dem durch einen menſchlichen Körper verurſachten Schatten die Geſtalt deſſelben beylegete, ſo meynete man eine gegründete Aehnlichkeit zwiſchen einem Schatten und den abgeſchiedenen Seelen gefunden zu haben. Und auf der Art, glaube ich, hat dieſes Wort den ſchon oft angeführten uneigentlichen Begriff bekommen. Unſere Dichter, ob gleich die wenigſten dieſe thörichte Meynung von unſern Seelen behaupten, haben doch die Folgen derſelben unfürſichtiger weiſe beybehalten. Sie haben ſich nicht die Mühe genommen, und genau unterſuchet, auf welcher Aehnlichkeit ſich dieſe vermeynte uneigentliche Bedeutung des Schattens gründe. Vielleicht ſuchet man die alten und neuen Dichter dadurch zu vertheidi-

gen, daß man behauptet, dieſe hielten den ietzo von vielen vertheidigten Satz für wahr, daß die Seelen nach dem Tode ſo gleich mit einem neuen ſubtilen Körper umgeben würden, welcher vielleicht unſerem ietzigen ziemlich ähnlich wäre. Dieſe Seelen würden alſo **Schatten** genennet, weil ſie einen ſubtilen, dem vorigen aber ſehr ähnlichen, Körper wieder hätten; ſo wie der **Schatten** etwas ſubtiles, und oft dem menſchlichen Körper ähnlich wäre. Ich antworte aber hierauf: 1) es iſt ungereimt, daß dem **Schatten** die menſchliche Geſtalt beygeleget, und daß dieſelbe ſubtil genennet werde; 2) wenn auch dieſes alles ſeine Richtigkeit hätte, ſo müßte man doch dieſe Seelen nicht **Schatten** nennen; ſondern ihren Körpern könnte man alsdenn wol dieſen Namen beylegen. Wenn man aber dieſem nachkäme, und bey dieſem Worte ſein Abſehen vornemlich auf die neuen Körper der abgeſchiedenen Seelen hätte, ſo würden die Redensarten der Dichter ſchwerlich können vertheidiget werden. Wie ſollte man wol z. E. die oben angeführten Worte eines unſerer berühmteſten Dichter vernünftig erklären? Es iſt unmöglich, daß der neue Körper ſich erinnern ſollte, wie hoch man den Verſtorbenen in dieſen Leben geſchätzet habe. Es ſtehet demnach feſte, daß der **Schatten**, wenn er die abgeſchiedenen Seelen anzeigen ſoll, ein Scheinwort ſey, und eine Meynung zur Urſache habe, die ietzo wegen ihrer Ungereimtheit von allen vernünftigen verworfen wird.

§. 2.

Ich kann die wenigſten Dichter ohne Lachen leſen, wenn ſie vom Tode reden. Zuweilen ſtellen ſie ihn als ein für ſich beſtehendes Weſen für, das alle ſeine

Begier-

Begierden und Bemühungen zum Verderben des menſchlichen Geſchlechtes einrichte. Sie erzählen von ihm viele Thaten, die zu unſerm Unglück abzielen. Sie geben ihm in ihren Gedichten eine ganze Rolle auf, die er gleichſam ſpielen muß. Zuweilen pochen ſie mit ihm, und beſchuldigen ihn der Ungerechtigkeit, Unbarmherzigkeit und anderer Laſter. Sie ſuchen ihn mit Schelt- und Drohworten von ſich zu iagen, bald darauf bemühen ſie ſich aber ihn durch Bitten und gute Worte zu gewinnen. Gewiß, wüßte man nicht, welches Ding dieſe Herren durch dieſe fürchterliche Beſchreibungen andeuteten, und wollte man es nach ihren Erdichtungen beurtheilen; ſo müßte man ſich verwundern, daß man ein ſolches Ungeheuer nicht antreffen könne, welches dem beſchriebenen ähnlich wäre. Ernſthaft von der Sache zu reden, ſo kann ich nicht billigen, daß unſere Dichter eine verneinende Beſchaffenheit als ein für ſich beſtehendes Ding fürſtellen. Ich weiß wol, daß ihre Redensarten vom Tode meiſtentheils im uneigentlichen Verſtande zu nehmen ſind; und daß ſie ihn nur durch eine Erdichtung zu einer Subſtanze erheben. Aber mir iſt auch bekannt, daß die uneigentlichen Begriffe mit den eigentlichen eine ſtarcke Aehnlichkeit haben müſſen, und daß ſich eine vernünftige Erdichtung durch eine Zuſammenfügung möglicher Eigenſchaften kennbar mache. Ich will von dieſem letzten zuerſt reden, und die uneigentlichen Redensarten vom Tode hernach beurtheilen. Der Tod zeiget nach ſeiner ordentlichen Bedeutung nichts als die Trennung des Körpers und der Seelen an; oder, er iſt ein Zeichen, daß die Uebereinſtimmung unter einer Seelen und Körper nicht mehr vorhanden ſey. Er gehöret daher

unter

unter die Wörter, die einen verneinenden Begriff anzeigen. Man kann ihn alſo nicht einmal zu den nicht für ſich beſtehenden Dingen zählen. Mit welcher Wahrſcheinlichkeit kann er denn wol mit dem Begriffe eines für ſich beſtehenden Dinges verbunden werden? Wie kann man wol vernünftiger Weiſe einem verneinenden Begriffe die Kraft zu handeln andichten? Vielleicht aber verbinden die Dichter den oben angeführten philoſophiſchen Begriff nicht mit dieſem Worte; vielleicht verſtehen ſie unter denſelben die Urſache, welche die Trennung Leibes und der Seelen machet. Allein ich will den Tod auch nach dieſer Bedeutung betrachten, und zeigen, daß die Dichter auch in derſelben, nach einer reifen Ueberlegung, für ihre Erdichtungen wenig Schutz finden. Ich geſtehe, daß die Urſachen der Trennung des Leibes und der Seelen würkliche Dinge ſind, und daß man dieſelben mit der Kraft zu handeln, zuſammenſetzen, und als Subſtanzen ſich fürſtellen könne. Ich will auch nicht leugnen, daß man ſich die allgemeine Urſache von der Aufhebung der Uebereinſtimmung der Seelen und des Körpers, als ein für ſich beſtehendes Ding dichten könne. Es iſt eine mögliche Erdichtung, da man ſich den Tod als eine mächtige Subſtanze fürſtellet, welche dazu geordnet iſt, vernünftige Thiere des Lebens zu berauben. Ich würde wieder dieſes Verfahren unſerer Dichter nichts zu erinnern haben, wenn ſie nur hierinnen mit der gehörigen Behutſamkeit verführen. Wenn man Begriffe verbindet, die an ſich möglich ſind, und einander nicht wiederſprechen; ſo muß man ſich hüten, ſie in ſolche Umſtände zu ſetzen, und ſie unter ſolchen Bedingungen fürzutragen, da ſie unmöglich bey einander beſtehen können. Denn alsdenn werden ſie bedingt

unmöglich, und es iſt eine wiederſprechende und ungereimte Erdichtung da. Dieſe Regel beobachten unſere Dichter nicht, wenn ſie den Tod gleichſam als einen Würgengel aufführen. Ihre Schuldigkeit wäre, uns denſelben in einer andern Einrichtung der Dinge, als die itzige iſt, oder in einer neuen Welt fürzuſtellen. In dieſer würklich exiſtirenden Welt iſt ein ſolches mächtiges Weſen nicht anzutreffen, wird auch in derſelben niemal erſchaffen werden. Es iſt aber bekannt, daß alles, was in dieſer Welt nicht exiſtiret hat, noch jetzo exiſtiret, oder noch in Zukunft exiſtiren wird, auch in Anſehung derſelben nicht möglich iſt. Es folget demnach, daß der Tod, als eine ſo fürchterlich beſchriebene Subſtanze, in dieſer gegenwärtigen Welt nicht möglich ſey. Die nachdrücklichen Klagen unſerer Dichter in ihren Trauergedichten, die ſie über den Tod führen, werden alſo am unrechten Ort angebracht. Ich könnte ihnen dieſe Klagen noch ehe zu gute halten, wenn ſie ein Land erdichteten, und einen in demſelben Verſtorbenen beklageten. Es kommt mir beſtändig lächerlich für, wenn ich in einem Gedichte, daß mein Mitleiden über das Abſterben eines andern erwecken ſoll, den Dichter mit einer groſſen Ernſthaftigkeit mit einer Chimäre zanken ſehe. Es iſt deswegen klar, daß viele Dichter mit dem Worte Tod einen Scheinbegriff verbinden, und daß daſſelbe alsdenn folglich ein Scheinwort ſey. Wenn aber die Erdichtungen vom Tode auch mit der Vernunft beſtehen könnten, ſo deucht mich doch nicht, daß die uneigentlichen Redensarten unſerer Dichter von demſelben zu billigen ſind. Wie oft werfen ſie ihm nicht ſeine Mordbegierde, Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit für? Ein Wort darf aber nicht ſo

uneigent-

uneigentlich genommen worden, daß das Entgegengeſetzte von der eigentlichen Bedeutung darunter verſtanden werde, denn alsdenn wäre keine genaue Aehnlichkeit unter der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung eines Wortes. Folglich, da die Mordbegierde, Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit Laſter, und den göttlichen Geſetzen zuwieder ſind; ſo können die Dichter dieſe Wörter vernünftiger Weiſe nicht ſo uneigentlich verſtehen, daß ſie Tugenden andeuten, und ſie dem Tode als lobenswürdige Eigenſchaften beylegen. Wir haben auch nicht Urſache, dieſes von unſern Dichtern zu vermuthen; ich habe noch keinen geleſen, der den Tod wegen dieſer angeführten Eigenſchaften gelobet hätte. Sie müßten alſo durch dieſelben allemal Neigungen verſtehen, die dem Willen Gottes zuwieder ſind, und dieſe dem Tode beylegen. Aber wie kann man ſich wol den Tod als einen ungehorſamen Diener des Höchſten fürſtellen, da er doch niemal ohne deſſelben Befehl ſein Amt verrichtet? Iſt Gott nicht Herr über Leben und Tod? Und verläſſet auch wol ein einziger Menſch ſein zeitliches Leben ohne den Willen des Höchſten? Es iſt zwar der Erfahrung gemäß, daß ſich viele Menſchen durch ihre unordentliche Lebensart, oder gar durch ihre eigene Hände, das Leben nehmen; aber der Tod iſt doch auch alsdenn nicht wieder den Willen Gottes da. Denn ſonſten würde der allmächtige Schöpfer die Welt nicht alſo eingerichtet haben, daß auf ſolche Handlungen das Sterben nothwendig folgete. Mit welcher Wahrſcheinlichkeit kann man überdem wol dem Tode eine Aehnlichkeit von der Ungerechtigkeit, Unbarmherzigkeit und Mordbegierde beylegen, da doch faſt kein Menſch ſtirbet, der nicht durch ein Verſehen an ſeinem

Sterben

Sterben Urſache wäre? Kann man denſelben wol unbarmherzig und blutdürſtig ſchelten, der von demſelben, den er tödtet, ohne Aufhören gelocket und gezwungen wird, ihm das Leben zu nehmen? Es folget demnach hieraus, daß unſere Dichter verbunden ſind, die ſchon oft angeführten uneigentlichen Redensarten vom Tode ſparſamer zu gebrauchen. Ich verlange nicht, daß ſie dieſelben gänzlich aus ihren Gedichten verbannen ſollen; ſondern ich wünſche nur einen behutſamen Gebrauch derſelben. Wenn ſie uns einen wegen des Abſterbens ſeines Freundes im höchſten Grad betrübten, ia faſt verzweifelnden Menſchen abbilden wollen, ſo ſchicken ſich dieſe Worte in dem Munde eines ſolchen Raſenden ſehr wol. Und ein Dichter iſt alsdenn ſehr zu loben, wenn er uns auch durch dieſe Redensarten den Character eines ſolchen Menſchen noch hat kennbarer machen wollen. Aber wenn ein Dichter in ſeinem Trauergedichte ſeine eigene Betrübniß uns fürſtellen will, ſo beſchimpfet er ſich ſelber, wenn er ſein Blatt mit ſolchen ungereimten Klagen über den Tod anfüllet. Denn er malet ſich ſelber als einen Verzweifelnden ab, der für Traurigkeit nicht überleget, was er ſaget. Zu geſchweigen, daß es lächerlich iſt, wenn uns ein Menſch überreden will, er ſey im höchſten Grade betrübet, da er doch die Gedult gehabt, und ſeine Traurigkeit ihm Zeit gelaſſen hat, ſeine Gedanken in Verſe und Reime zu zwingen.

§. 3.

Mit den Wörtern **Glück** und **Unglück** verknüpfen ſo wol viele Dichter als auch andere Menſchen Scheinbegriffe. Viele bedienen ſich dieſelben zur Erklärung, weswegen ihnen oder andern gute oder böſe Begebenheiten

heiten zugeſtoſſen ſind. Die meiſten Dichter folgen ihnen darinnen, und vergröſſern noch die Scheinbegriffe durch ihre Erdichtungen und Redensarten von **Glück** und **Unglück**. Ich will dieſes weitläuftiger erklären und ausführen: Wenn ich in eine Spielgeſellſchaft komme, und ſehe, daß einer die meiſten Spiele gewinnet, ſo wird man mir, wenn ich nach der Urſache frage, zur Antwort geben: **er iſt glücklich.** Eben ſo, wenn jemand einen Schatz unvermuthet gefunden hat, ſo wird er ſelber zur Urſache dieſer guten Begebenheit anführen: **Das Glück hat mir denſelben beſcheret.** Imgleichen, wenn jemand im Spiele ſehr verlieret, ob er gleich für ein guter Spieler gehalten wird, ſo giebt er dieſes dem **Ungelücke** Schuld. Ich will dieſe angeführte Exempel genauer unterſuchen. Es ſind Begebenheiten vorhanden, die in eines Menſchen Glückſeeligkeit einen Einfluß haben; ſie befordern dieſelbe entweder, oder verhindern ſie. Es verlanget jemand die Urſachen von demſelben zu wiſſen. Er giebt demnach zu erkennen, er ſey überzeuget, daß Urſachen davon vorhanden ſeyn müſſen, nur weiß er ſie nicht zu beſtimmen. Er bittet einen andern, ihm dieſelben anzuzeigen. Der andere williget in ſein Begehren; er führet das **Glück** oder **Unglück** zu Urſachen von dieſen Begebenheiten an. Er kann alſo durch Anführung dieſer Wörter vernünftiger Weiſe nicht allein zu erkennen geben, daß Urſachen hiervon verhanden wären, welche aber die meiſten Menſchen nicht wüßten; denn dieſes wußte der Fragende ſchon: ſondern er will ihm ihre Natur erklären. Aber hat er nun wol des Bittenden Begehren erfüllet? Hat er ihm erkläret, wie dieſe Urſachen beſchaffen ſind, und hat er ihr Weſen beſtimmet?

Ich

Ich glaube dieſes nicht. Denn, wenn der andere ihn bittet, das Weſen des **Glückes** und **Unglückes** zu erklären, ſo wird er entweder nichts antworten, oder nach einer reifen Ueberlegung geſtehen müſſen, daß ſie Verknüpfungen von uns unbekannten Urſachen ſind, die einen Einfluß in unſere Glückſeligkeit haben. Er gibt demnach Wörter für die Erklärungen beſtimmter Urſachen aus, die doch nur, nach ſeiner eigenen ihm abgezwungenen Bekenntniß, Zeichen von unſerer Unwiſſenheit ſind. Kann man alſo wol leugnen, daß er mit den Wörtern **Glück** und **Unglück** wiederſprechende Begriffe verbindet, obgleich der Wiederſpruch nicht alſobald in die Augen fällt? Muß man nicht zugeben, daß alsdenn nur Scheinbegriffe mit dieſen Wörtern verbunden werden? Es folget demnach, daß das **Glück** und **Unglück**, wenn ſie als beſtimmte Urſachen gebrauchet werden, nur Scheinwörter ſind. Ich gebe gerne zu, daß dieſe Wörter wahre Begriffe bey ſich führen, wenn ſie nur allein als Zeichen angeführet werden, daß uns die Urſachen und ihre Verbindung unbekannt ſind, welche die Vollkommenheiten der Menſchen entweder befordern oder verhindern. Aber ſo bald man durch dieſelben die Urſachen und ihre Verbindung beſtimmen und erklären will, ſo werden ſie Scheinwörter. Es iſt hiermit eben ſo beſchaffen, als mit den qualitatibus occultis der Scholaſtiker. Weswegen werden dieſelben von uns verſpottet, und für Scheinwörter ausgegeben? Geſchiehet es nicht deswegen, weil ſie dadurch auf einer beſtimmten Art die Naturbegebenheiten erklären wollten? Hätten ſie dieſelben nur allein als Zeichen ihrer Unwiſſenheit gebrauchet, ſo würde ihnen dieſer Fürwurf nicht gemacht ſeyn. Wir behaupten, daß die wachſendmachende,

magnetiſche ꝛc. Kraft eben dieſer Philoſophen Scheinwörter ſind. Der Grund iſt, weil ſie dadurch die Urſachen angeben wollten, weswegen die Pflanzen wachſen, und der Magnet das Eiſen an ſich ziehet; da dieſe Wörter doch nur anzeigen, daß eine Urſache hiervon vorhanden ſey. Gleiches Recht habe ich demnach auch, das **Glück** und **Unglück** unter die Scheinwörter zu rechnen, wenn ſie zur Erklärung der Urſachen gebrauchet werden; da ſie doch nur anzeigen, daß Urſachen vorhanden ſind, die wir aber nicht wiſſen. Keiner, der nur einige deutſche Gedichte geleſen hat, wird leugnen, daß viele unſerer Dichter durch die Wörter **Glück** und **Unglück** erklären wollen, weswegen einige Menſchen in einen guten oder ſchlechten Zuſtand geſetzt ſind. Sie machen ia das **Glück** zu einer Göttin, von deren Hand wir gute und böſe Tage zu gewarten haben. Sie beſchreiben uns dieſelbe, als eine Eigenſinnige, welche ohne auf das Verdienſt der Menſchen zu ſehen, bloß nach ihrem Gutdüncken einen mit Gütern beſchenket, den andern aber derſelben gänzlich beraubet. Einer, der ſich recht poetiſch beklagen will, der muß dieſe Göttin mit Fürwürfen und Scheltworten beſchweren; er muß ſie der Wankelmuth, Blindheit, ia der Unvernunft beſchuldigen; er muß ihr fürwerfen, daß ſie gegen dem Bitten ihrer Verehrer taub ſey, ihre Verächter aber mit Wolthaten überſchütte. Ein Dichter verläſſet die ordentliche, und von ſeinen Brüdern gebahnte Landſtraſſe, wenn er ſeinen Klagenden ſtille ſtehen, und überlegen läſſet, ob es auch wol die Einrichtung dieſer Welt anders vergönne, als daß er ſich in dieſem, ob wol ſchlechten Zuſtande befinde? Ein Dichter würde einem trockenen Philoſophen allzuähnlich werden, wenn er ſeinen

Be-

Betrübten in der Weisheit und Güte Gottes einen Troſt finden läſſet. Die einzige Freude, die er ihnen vergönnet, iſt, daß er alle ſeine Galle wieder einen Schatten ausſchütten kann. Heißt das nun nicht die Einbildungskraft bis zur Ausſchweifung treiben, und Vernunft und Offenbarung wiederſprechen? Und müſſen wir nicht geſtehen, daß viele unſerer Dichter die Kunſt gelernet haben, die Scheinwörter mit ihren Erdichtungen auszuzieren, und die Menſchen mit dieſer falſchen Pracht zu verblenden?

§. 4.

Es ſind in unſerer Mutterſprache noch ein paar Wörter vorhanden, welche dem **Glücke** und **Unglücke** in Anſehung ihrer wahren Bedeutungen ſehr ähnlich ſind. Man redet nämlich zuweilen von dem **Schickſale** und **Ohngefehr**. Ich will von dieſen Wörtern erſtlich ihre Bedeutungen feſt ſetzen, damit wir mit denſelben keine Scheinbegriffe verbinden; und hernach den Unterſchied unter **Glück**, **Unglück**, **Schickſal** und **Ohngefehr** anzeigen. Das Wort Schickſal iſt erfunden worden, das lateiniſche Wort *fatum* auszudrukken. Mit dieſem Worte aber hat man nicht beſtändig einerley Begriff verknüpfet. Ich glaube nicht, daß das deutſche Wort ihm ſollte nach allen Bedeutungen ähnlich ſeyn. Die meiſten der alten Römer verſtanden darunter eine unveränderliche und nothwendige Verbindung der Urſachen; ſie konnten ſich nur nicht vergleichen, wer der Urheber hiervon ſey. Einige ſchrieben dieſe Verbindung der Urſachen, der Materie zu; andere ſucheten den Grund davon in Gott. In den neuern Zeiten wurde dieſe Uneinigkeit unterhalten. Einige der Gelehrten machten dieſe Verbindung unbedingt

nothwendig, und leiteten ſie alſo bloß allein aus dem Weſen der Welt her; andere nahmen den Einfluß der Sterne zur Erklärung hiervon an; und endlich behaupteten einige, daß die Güte und Weisheit des Höchſten der Werkmeiſter geweſen ſey. Wenn man alle dieſe Meynungen unterſuchet, ſo wird man finden, daß die meiſten davon einen Wiederſpruch ausmachen. In dieſer ganzen Welt iſt nichts unbedingt nothwendig. Keine Verknüpfung der Urſachen kann völlig aus dem Weſen der Welt begriffen werden. Es iſt nothwendig, daß wir zuletzt in der Reihe von Urſachen auf Gott kommen. Es iſt demnach thöricht, mit den Wörtern *Fatum* und Schickſal den Begriff einer unbedingt nothwendigen, und ohne Gottes Anordnung vorhandenen Verknüpfung der Urſachen, zu verbinden. Den Einfluß der Sterne, als einen Grund dieſer Einrichtung annehmen, iſt ſo ungereimt, daß ich einen Fehler begehen würde, wenn ich die Thorheit dieſer Meynung weitläuftig zeigen wollte. Wollen wir derowegen unter dieſen Wörtern einen wahren Begriff gedenken, ſo können wir zwar eine bedingt nothwendige Verbindung der Urſachen annehmen; aber wir müſſen Gott, als den gütigen und weiſen Urheber von derſelben anſehen. Und alsdenn nimt man das Wort Schickſal in einem weitläuftigen Verſtande. Wollen wir aber daſſelbe auf die Menſchen einſchränken, ſo müſſen wir uns unter demſelben fürſtellen eine bedingt nothwendige Verbindung der Urſachen zu unſerer Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit, welche der weiſe Gott, und nicht wir durch unſere freye Handlungen, unmittelbar gemacht hat. Ich will nicht behaupten, daß unſere Dichter den von mir verworfenen Begriff mit dem Worte Schickſal verbinden; die

Billigkeit fordert, von ihnen beſſere Meynungen zu haben. Aber aus ihren Gedichten kann man doch nicht allemal erkennen, daß ſie ſich unter dieſen Worten einen vernünftigen Begriff vorſtellen. Sie bedienen ſich vom Schickſal ſolche Ausdrücke, die mit der Ueberzeugung, daß der weiſe Gott von demſelben Urheber ſey, ſchwerlich können vereiniget werden. Sie beſchuldigen daſſelbe einer Mißgunſt, Unbarmherzigkeit, und Ungerechtigkeit. Ich verwerfe dieſe Ausdrücke nicht, wenn ſie dieſelben einem über ſeinen unglücklichen Zuſtand Verzweifelten in den Mund legen. Demſelben ſind ſie natürlich, und kommen mit ſeinem Charakter überein. Aber wenn ich dieſelben auſſer dieſem Fall in den Gedichten leſe, ſo kann ich nicht anders urtheilen, als daß viele unſerer Dichter entweder gar keinen, oder doch einen ſehr dunkelen Begriff vom Schickſal haben. Ich wende mich zu dem Worte **Ohngefehr**. Wenn daſſelbe den *Caſum fortuitum* der Alten auf der Art anzeigen ſollte, daß wir von der Würklichkeit deſſelben überzeugt wären; ſo könnte keiner leugnen, daß es ein Scheinwort ſey. Denn der *Caſus fortuitus* deutete eine Begebenheit an, davon nach ihrer Meynung gar keine Urſache vorhanden war. Dieſes ſtreitet aber wieder den unumſtößlichen Satz, daß unmöglich etwas ohne einen zureichenden Grund ſeyn könne. Es kann aber keiner beweiſen, daß alle Deutſchen eine ſo thörigte Meynung annehmen. Ich glaube zwar wol, daß ſie das Wort **Ohngefehr** aus der Abſicht angenommen haben, damit ſie die Gedanken der Alten von ihren caſibus fortuitis in ihrer Mutterſprache ausdrucken könnten; aber deswegen kann man noch nicht behaupten, daß daſſelbe bey uns ein Scheinwort ſey. Es iſt ja nothwendig, daß Wörter in unſerer

Sprache vorhandẽ ſeyn müſſen, damit wir die Scheinwörter fremder Völker ausdrücken können, wenn wir ſie wiederlegen wollen. Jetzo aber wird es hierzu nur ſelten gebrauchet; denn man zeiget den *caſum fortuitum* ehe durch das Wort **blinder Zufall**, als durch **Ohngefehr** an. Ich kann auch nicht leugnen, daß noch ietzo einige dieſes Wort alſo gebrauchen, daß ſie damit die Begebenheiten anzeigen, die nach ihrer Meynung ohne Grund da ſind. Wenn ich aber dieſes für einen allgemeinen Sprachgebrauch dieſes Wortes angeben wollte, ſo würde ich wieder die Erfahrung ſtreiten; denn die wenigſten zweifeln an dem Satze des zureichenden Grundes. Die Ungelehrten geben ihre Ueberzeugung durch viele klare Merkmale zu erkennen; und die meiſten Gelehrten ſchämen ſich, eine ſo unumſtößliche Wahrheit zu leugnen. Ich bin alſo der Meynung, daß das Wort **Ohngefehr** ietzo bey den meiſten Deutſchen ſeinen wahren Begriff anzeige. Es iſt nämlich ein Zeichen von einer Begebenheit in der Welt, davon man die Urſachen nicht genau beſtimmen kann. Es kommt demnach in Anſehung der Bedeutung mit dem **Glücke, Unglücke** und **Schickſal** genau überein. Denn die beiden erſten Wörter deuten auch eine uns unbekannte Verbindung der Urſachen an, (§. 3). Das letzte wird von der Verknüpfung der Urſachen gebrauchet, die Gott ſo gleich bey der Erſchaffung der Welt gemacht hat, wodurch wir entweder in einen guten oder ſchlechten Zuſtand geſetzet werden; und die Erfahrung lehret, daß wir dieſelbe gleichfalls nicht erklären können. Es wird demnach der Mühe wehrt ſeyn, daß ich den Unterſchied unter den Bedeutungen dieſer Wörter anzeige; denn dadurch werde ich verhüten, daß wir dieſelben nicht für gleichgültige an=

anzuſehen Urſache haben. Ich meyne, wir werden dem Sprachgebrauch am nåheſten kommen, wenn wir durch **Ohngefehr** den allgemeinſten Begriff anzeigen, und es gebrauchen, wenn uns die Urſachen von Begebenheiten unbekannt ſind; ſie mögen nun in unſere Glück- und Unglückſeligkeit einen Einfluß haben, oder nicht. Die uns unbekannte Einrichtung der Urſachen, wenn ſie uns entweder in einen guten oder ſchlechten Zuſtand ſetzet, ohne daß wir uns denſelben unmittelbar durch unſere freye Handlungen verſchaffen, deutet das **Schickſal** an. Gereichet dieſelbe zu unſerer Glückſeligkeit, ſo wird ſie das **Glück** genennet; machet ſie uns aber einigermaſſen unglückſelig, ſo bekommet ſie den Namen des **Unglückes.**

§. 5.

Die Dichter haben die Gewohnheit, daß ſie im Anfange eines wichtigen Gedichtes eine Muſe anrufen, die ihnen ſingen helfen ſoll. Sie halten dieſes für ein unentbehrliches Stück von einem Heldengedichte. Ich habe mich ſchon ſeit langer Zeit bemühet, die Gedanken unſerer Dichter zu errathen, die ſie mit dieſem poetiſchen Gebet verknüpfen. Ich kann mich unmöglich überreden, daß ſie die Hülfe einer von den ſo berufenen neun Muſen verlangen. Ihnen kann ia nicht unbekannt ſeyn, daß dieſe Schweſtern Hirngeburten der alten Poeten ſind. Wie können ihnen dieſe helfen? können ſie wol anders gedenken, als daß ihr Gebet unerhört bleiben werde? Würden ſie alſo nicht Worte ohne Begriffe fürbringen, wenn ſie dieſelben in ihrer Noth anrieſen? Würde es nicht eben ſo lächerlich ſeyn, als wenn ein Weltweiſer den Apollo oder die Minerva anflehete, ihn bey der Verfertigung ſeiner philoſophiſchen Beweiſe

 zu

zu helfen? Würde man nicht über ihn lachen, wenn dieſes Gebet den erſten Platz in ſeiner Abhandlung einnähme? Vielleicht nimt der Dichter die Muſe in einem uneigentlichen Verſtande, und verſtehet darunter ſeine eigene Kraft zu dichten. Vielleicht will er dieſelbe durch dieſe Anrufung ermahnen, ihre Dienſte bey einem ſo ſchweren Werke gehörig zu verrichten. Ich geſtehe, daß alsdenn dieſes Verlangen noch ehe den Schein einer vernünftigen That bekomme; aber in dem Schein beſtehet auch alles. Denn es iſt nothwendig, daß der, der die Hülfe verlanget, und der, von wem ſie gebeten wird, zwo unterſchiedene Perſonen ſeyn müſſen. Einen um etwas bitten, heiſſet ia nichts anders, als dasienige von einem andern verlangen, was man durch ſeine eigene Kräfte nicht ausrichten kann. Wie kann aber der Dichter ſich ſelber und ſeine Dichtungskraft als zwey unterſchiedene Dinge gedenken? Die Ausübung dieſer Kraft machet ihn ia nur zu einen Dichter. Es folget demnach, daß, wenn er unter der Muſe ſeine eigene poetiſche Ader verſtünde, und an derſelben ſein Bitten richtete, er doch nur Worte ohne Begriffe hervorbringen würde. Es haben mir zwar einige meiner Freunde verſichern wollen, als wenn die Dichter durch die Muſe eine mächtigere vernünftige Subſtanze, als er ſelber iſt, nämlich einen Engel oder gar Gott verſtünden, und dieſelbe um ihren Beyſtand anfleheten. Aber ich kann mich nicht überreden, daß unſere Dichter verlangen, ihre Gedichte einer Eingebung ſchuldig zu ſeyn. Alle dieſe angeführten Auslegungen rechtfertigen alſo dieſe Gewohnheit der Dichter nicht, und eine beſſere kann ich nicht erfinden. Ich meyne alſo gegründete Urſachen zu haben, dieſes Gebet als ein ſolches anzuſehen, mit welchem

chem in ſeinem ganzen Inbegriff keine Gedanken verbunden ſind. Ich glaube, eine blinde Nachahmung der alten griechiſchen und römiſchen Dichter hat es auch bey uns eingeführet. Wenn ſich unſere Dichter weniger von dem Vorurtheile des Alterthums regieren lieſſen, ſo würden ihre Gedichte von vielen Fehlern frey ſeyn. Unter andern würden die Namen der heidniſchen Götter in vielen Gedichten nicht ſo häufig fürkommen. Ich kann die Vollkommenheiten nicht entdecken, die ſie unſeren Gedichten verſchaffen ſollten. Denn entweder der Dichter nimt ſie in eben dem Verſtande, als ſie von den heidniſchen Poeten ſind gebrauchet worden; oder er gebrauchet ſie im uneigentlichen Verſtande, und verſtehet darunter einige moraliſche Tugenden und Laſter. In beiden Fällen ſind ſie unnütz. Denn wenn ein neuer Dichter ſie alſo brauchet, wie die Alten, ſo muß er ſie für Götter ausgeben; und alsdenn hat er den Vortheil, daß er ſein Gedicht mit einer Menge Scheinwörter anfüllet. Dieſe aber geben ſeinem Gedichte eine ſehr ſchlechte Zierde; es wäre denn, daß er einen alten Griechen oder Römer redend einführete. Alsdenn iſt es vernünftig, daß er deſſen Worte ſeinen Religionsmeynungen gemäß einrichte. Aber wenn er ſelbſt redet, oder einen Chriſten reden läſſet, ſo iſt es thöricht, daß der Gott Jupiter, Apollo, die Göttin Venus, Minerva und Diana dieſen ſo oft auf den Lippen ſchwebet. Will aber der Dichter durch die Namen der heidniſchen Götter moraliſche Eigenſchaften andeuten, z. E. durch den Apollo die Gelehrſamkeit, durch die Minerva die Weisheit, durch die Venus die Wolluſt, u. ſ. w.; ſo habe ich dawieder nichts einzuwenden, als daß es mich unrecht deucht, daß man uneigentliche Wörter gebrauchet,

davon die Aehnlichkeit mit den eigentlichen, ſich bloß allein auf den ungereimteſten Erdichtungen gründet.

§. 6.

Ich wil mich noch, ehe ich dieſe Abhandlung völlig ſchlüſſe, zu einer beſondern Art von Gedichten, nämlich zu den Fabeln wenden, und einige Urſachen entdecken, woher Scheinwörter in denſelben gefunden werden. Eine Fabel iſt eine erdichtete Geſchichte, wodurch man den Leſern eine moraliſche Wahrheit einſchärfen will. Ich werde nicht alle bey dieſen Gedichten zu beobachtende Regeln erklären; dieſes würde mich von meiner Hauptmaterie zu weit abführen: ſondern ich will nur zeigen, wie man ſich in Verfertigung derſelben für Scheinwörter zu hüten habe. Eine Fabel iſt eine Erdichtung. Soll ſie alſo auf einer vernünftigen Art eingerichtet werden, ſo muß die Erdichtung möglich ſeyn. Denn werden ſolche Dinge zuſammengeſetzet die entweder an ſich unmöglich ſind, oder doch in ihrer Verbindung ſich einander wiederſprechen, ſo iſt die Erdichtung, und alſo auch die Fabel ungereimt. Es iſt derowegen nothwendig, daß in einer Fabel die Hauptperſonen (wenn ich ſo reden darf,) ſo wol an ſich, als auch in der Verbindung mit den übrigen Dingen in der Fabel möglich ſind. Wenn alſo ein Fabeldichter Undinge, oder welche an ſich unmöglich ſind, zu Hauptperſonen gebrauchet; ſo hat er Worte ohne Begriffe angeführet, und ſein Gedichte verdienet den Namen einer Fabel nicht. Dieſer Fehler aber iſt bey vielen in den neuern Zeiten verfertigten Fabeln anzutreffen. Ihre Verfertiger dichten ſolchen Dingen eine Vernunft an, und führen ſie redend ein, denen auch nach der unbedingten Möglichkeit die Vernunft nicht beygeleget werden kann, und deren Körper gar nicht

die

die Werkzeuge zu ſprechen, haben können. Die Fabelbücher unſerer neuen Dichter reichen uns hiervon viele Exempel dar. Dieſe Abhandlung würde allzu weitläuftig werden, wenn ich viele von denſelben anführen und prüfen wollte. Ich will es derowegen mit einem Paar genug ſeyn laſſen. Der Herr Stoppe hat in dem 2ten Theil ſeiner neuen Fabeln auf der 7den Seite das Löſchpapier ſich über ſeinen verachteten Stand beklagen laſſen, daß man es nicht ſo hoch, als das weiſſe Papier ſchätze, und nicht zu ſo edlen Endzweck gebrauche, als dieſes. Dieſem Dinge kan keine vernünftige Seele zugeeignet werden, wenn man es auch nach ſeiner unbedingten Möglichkeit, und auſſer der Verbindung mit den Dingen in der gegenwärtigen Welt betrachtet. Ich leugne zwar nicht, daß einem Körper eine vernünftige Seele kann angedichtet werden; aber dieſe Erdichtung iſt doch nicht vernünftig, wenn es unmöglich iſt, daß die Veränderungen des Körpers mit den Handlungen der Seelen, und dieſe mit ienen eine Uebereinſtimmung, haben können. Denn dieſes machet ia das Weſen der Vereinigung der Seelen und des Körpers aus. Wenn alſo das Löſchpapier könnte auf einer vernünftigen Art mit einer Seele gedichtet werden, ſo müßte daſſelbe ſo organiſiret gedacht werden, daß es die freyen Entſchlüſſungen, Verlangen und Abſcheu ſeiner Seele ins Werk richten könnte. Wenn es redend eingeführt wird, ſo muß man es ſich mit den Werkzeugen zur Sprache verſehen, fürſtellen. Aber würde es alsdenn wol ein Löſchpapier verbleiben? würde man demſelben nicht neue Eigenſchaften beylegen müſſen, und würden die vorigen alsdenn noch wol ſtatt haben? Der Herr Stoppe beſchreibet es uns aber alſo, daß es

noch

noch eben die Dienſte den Menſchen leiſte, wozu wir daſſelbe gemeiniglich zu gebrauchen pflegen. Ich meyne alſo Grund zu haben, die Hauptperſon, (wenn ich ſo reden kann,) in dieſer Fabel für unmöglich zu halten. In eben dieſem 2ten Theil S. 179 läſſet er ſich den großgemachten Buchſtab A über die andern Buchſtaben erheben, und mit ihnen ſo lange um den Vorzug ſtreiten, bis ein Knabe den Ausſchlag giebet, und das groſſe A nicht einmal für einen Buchſtab, wol aber für ein Bild anſiehet. Die Moral, die in dieſer Fabel ſtecket, iſt gar gut. Nur wünſche ich, daß der Herr **Verfaſſer** dieſelbe unter beſſere Bilder fürgetragen hätte. Denn ein gedruckter oder geſchriebener Buchſtab, iſt gar kein organiſierter Körper; er kann auch als ein ſolcher nicht gedichtet werden, wenn er anders ein Buchſtab in einer Schrift bleiben ſoll. Ihm fehlen die Werkzeuge, die zum ſprechen nothwendig ſind; er kann auch aus eben dem Grunde mit keiner Seele verbunden, fürgeſtellet werden. Aus dieſen beiden angeführten Exempeln kann ein jeder erkennen, wie leicht es ſey, daß ein Fabeldichter Undinge, oder die an ſich unmöglich ſind, fürbringen könne. Es iſt aber noch nicht genug, die Fabeln für vernünftig, und von Scheinwörtern befreyet auszugeben, wenn man gleich beweiſen kann, daß keine an ſich unmögliche Dinge in denſelben fürkommen. Es iſt auch nothwendig, daß ſich die Dinge in der Fabel in ihrer Verbindung nicht wiederſprechen. Es kann ſeyn, daß die Hauptperſonen in der Fabel an ſich möglich ſind, aber der Verfaſſer ſetzet ſie in ſolche Umſtände, da ſie unmöglich ſtatt haben können. Dieſen Fehler haben dieienigen Fabeln an ſich, worinnen ſonſt unvernünftige Thiere, als vernünf-

nünftige eingeführet werden, (welches noch an ſich möglich iſt); wobey aber ſorgfältig angemerket wird, daß die von ihnen erzählte Geſchichte in einem Theil von unſerer Erdkugel, z. E. in Deutſchland ſich zugetragen habe. An ſich iſt es gar nicht unmöglich, daß die Kräfte der Seele eines unvernünftigen Thiers alſo erhöhet werden, daß ſie eine Vernunft bekömmt; aber auf unſerer Erdkugel iſt es nicht möglich. Denn da gehöret die Unvernunft mit zum Weſen unſerer unvernünftigen Thiere, und machet den Unterſchied unter uns und ihnen aus. Es würde überflüſſig ſeyn, hiervon Exempel anzuführen. Wer nur viele Fabeln geleſen hat, dem werden auch viele von der Art fürgekommen ſeyn.

VI.

Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt durchgehends mit den Exempeln unſrer beſten Dichter erläutert. Anſtatt einer Einleitung iſt Horazens Dichtkunſt, überſetzt, und mit Anmerkungen erläutert, von Johann Chriſtoph Gottſcheden, der Weltweisheit und Dichtkunſt öffentl. Lehrer zu Leipzig. Dritte und vermehrte Auflage. Leipzig 1742. groß 8. bey Breitkopf.

Wir wollen von der Dichtkunſt des Herrn Gottſcheds reden; dieſe Arbeit aber würde ganz unnöthig ſeyn, wenn wir es in der Abſicht thäten, dieſes Buch unſern Landesleuten bekannt zu machen. Unſere Leſer hätten würklich Urſach, uns ſolches übel zu nehmen; und wir trauen ihrem critiſchen Fleiſſe

Fleiſſe auch in der That noch ein weit mehreres, als die Kenntniß dieſes vortrefflichen Werkes zu. Was für Unkoſten muß nicht mancher Schriftſteller darauf verwenden, ehe die Geburt ſeines Witzes in allen Läden feil geboten, und in allen Zeitungsblättern angeprieſen wird? Eine Schrift hingegen, von welcher in wenig Jahren zwo ſtarke Auflagen ſind vergriffen worden, bedarf eben ſo wenig angeprieſen, als weiter bekannt gemacht zu werden. Das letzte würde unnöthig, und das erſte vergeblich ſeyn. Sie iſt in den Händen der meiſten Gelehrten; ein jeder kann ſelbſt davon urtheilen; und was würde alſo die gröſſeſte Lobeserhebung helfen, wenn eine ſolche Schrift an ſich ſelbſt nichts nütze wäre?

Die Dichtkunſt des Herrn Gottſcheds hat ſelbſt ohne Lobredner ſich, und eben dadurch auch ihren Wehrt längſtens bekannt gemacht. Der Vorzug, der auch durch dieſes Werk unſern Zeiten zuwächst, wird gleichfalls in den folgenden Tagen erkannt und gebilliget werden. Und was gebraucht denn dieſes Buch unſrer Erzählung? Wir wollen ſo fort ſagen, was unſre Leſer von uns zu gewarten haben. Man hat uns nunmehro drey beſondere Auflagen von dieſem Werke geliefert; und eine jede iſt merkwürdig. Der Herr Verfaſſer hat in einer jeden von den letzten etwas verändert und verbeſſert. Ihm iſt widerſprochen worden, und er hat ſich bisweilen verantwortet. Wir wollen deswegen die drey Ausgaben mit einander vergleichen; die merkwürdigſten Veränderungen anzeigen; und gleichſam eine kleine Hiſtorie dieſes ſchätzbaren Werkes liefern.

Bey der Rechtſchreibung, die in der erſten Ausgabe gebraucht, in den beiden folgenden aber nach den Regeln der

der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig verändert und verbeſſert worden iſt, wollen wir uns nicht aufhalten. Man kan dieſen Unterſchied ſo fort bey Erblickung der Titel wahrnehmen. In der erſten Ausgabe von 1730. heiſſet es: vor die Deutſchen; In der andern von 1737. aber: für die Deutſchen. Wir wollen vielmehr bey dem Titel dasjenige anmerken, welches mehr auf ſich hat. Es ſind nämlich bey der letzten Ausgabe die Worte: für die Deutſchen; gänzlich ausgelaſſen worden. Der Herr Verfaſſer hat dadurch ohne Zweifel von ſeiner Dichtkunſt einen Fürwurf ablehnen wollen, der ſeinem Werke ohnlängſt von einem Schweitzer (*) iſt gemacht worden. Dieſer ſetzt den Unterſchied, der ſich zwiſchen der gottſchediſchen und breitingerſchen Dichtkunſt findet, unter andern auch darinn, weil dieſe eine allgemeine, jene aber eine nur allein für die Deutſchen eingerichtete Dichtkunſt ſey. „Es kann zwar, "ſchreibt er, das eine Werk ſo wenig als das andere von "jemand geleſen werden, der die deutſche Sprache nicht "verſteht, und in dieſem weitläuftigen Sinn ſind beide "Werke nur für die Deutſchen geſchrieben: Aber das "leipzigiſche Werk iſt auf den deutſchen Horizont ſo ge"ſchickt eingerichtet, daß, wenn es gleich in eine andere "Sprach überſetzt würde, dennoch niemand als ein ge"borner Deutſcher ſolches verſtehen, oder ſich zu Nutze "machen könnte: Es leitet das innere Weſen der Poeſie "und der Dichtung nicht aus der allgemeinen Natur "der Menſchen überhaupt, ſondern aus der Natur der "deutſchen Nation ins beſondre her.„ Dieſe Beurtheilung iſt gewiß nicht aus einem reinen critiſchen Eifer ge-

* In dem andern Stück der critiſchen Sammlung auf der 67. Seite.

gefloſſen. Die Herrn Schweitzer würden ſonſten nicht, wieder ihre Gewohnheit, die letzte Beſchuldigung ſo ſchlechthin ohne Erklärung und Beweis ſtehen laſſen. Wird man aber nicht die vortreffliche Critik zu dem gehäſſigſten Dinge von der Welt machen, wo man fortfähret, auch die gröbſten Spöttereyen darinn zu miſchen? Oder iſt der vortrefflichſte Criticus vielleicht derjenige, der den andern am lächerlichſten machen kann? Man verhüte doch, damit unſre Welt nicht anfange, critiſche und ſatyriſche Schriften für einerley zu halten. Wo bleiben die reinen Abſichten der Critik, wenn man ſogar auf eine ganze Nation ſchimpfet, weil uns dieſer oder jener Gelehrte aus derſelben böſe gemacht hat? Wir glauben inzwiſchen, daß die critiſche Dichtkunſt des Herrn Gottſcheds eben ſowol, als ſeine andern critiſchen Schriften, mit Vergnügen und Nutzen von den Ausländern, die unſrer Sprache kundig ſind, können geleſen werden.

Wir kommen nunmehro auf die Vorreden, die der Herr Gottſched ſeinem Werke vorgeſetzet hat. Dieienige, die ſich bey der erſten Ausgabe findet, iſt die merkwürdigſte; und weil ſie nachher iſt ausgelaſſen worden, ſo wollen wir kürzlich ihren Innhalt erzählen. Der Herr Verfaſſer war der erſte, der uns ſowol dem Namen, als der That nach, eine critiſche Dichtkunſt geliefert hat. Die Critik wird von vielen entweder für eine ſchulfüchſiſche Buchſtäblerey gehalten; oder auch für eine Fertigkeit zu ſchimpfen und zu ſpotten. Beides iſt der wahren Critik nachtheilig. Es war demnach nöthig, ſich über die critiſche Benennung ſeiner Dichtkunſt zu erklären. Der Herr **Bodmer** * hat in die-

ſer

* In der Vorrede vor des Herrn Breitingers Dichtkunſt.

ſer Erklärung etwas gefunden, welches wir nicht ſehen können. Er ſchreibt: „Der Verfaſſer habe die Frey„heit, ſeine Wegweiſung critiſch zu benennen, in der „Vorrede gegen der deutſchen Welt auf das höflichſte „abgebeten und entſchuldiget; denn er habe es mit der„ſelben nicht gänzlich verderben wollen, und es habe ihm „zu dem Ende nicht genug geſchienen, daß er die furcht„ſame Behutſamkeit gebraucht, durch ſeine Critik lieber „die Verſtorbenen, als die Lebenden zu beleidigen, wenn „doch iemand dadurch ſollte beleidiget werden.“ Von der letzten Anklage werden wir nachher reden. Was aber das erſte betrifft, ſo können wir in der Vorrede nur allein dieſes wahrnehmen, daß ſich der Verfaſſer bemühet, ſeinen Leſern von der Critik einen richtigen Begriff beyzubringen. Er giebt ihnen daher von einem Kunſtrichter dieſe Erklärung: „Er ſey ein Gelehrter, „der die Regeln der freyen Künſte philoſophiſch eingeſe„hen hat; und alſo im Stande iſt, die Schönheiten und „Fehler aller vorkommenden Meiſterſtücke oder Kunſt„werke, vernünftig danach zu prüfen, und richtig zu „beurtheilen. Er macht daraus dieſen Schluß: Man „habe gar keine Urſache, vor einer ſolchen vernünftigen „Critik einen Abſcheu zu bezeugen, wenn man nur vor „ſich ſicher ſey, und nicht fürchten dürfe, ſelbſt in ihre „Unterſuchung zu gerathen. Denn wer nur ein gutes „Gewiſſen habe, daß nämlich ſeine Sachen nach den „wahren Kunſtregeln ausgearbeitet worden, der werde „keine Feindſchaft gegen die Criticos blicken laſſen: „Wiedrigenfalls aber müſſe man es nicht übel nehmen, „wenn dieſe gerechten Kunſtrichter mehr auf die ganze „gelehrte Welt, als auf einzelne, und zwar ſchlechte „Schriftſteller ſehen; und zum wenigſten angehende

„Scribenten vor den Abwegen warnen, darauf ſich ih„re Vorgänger entweder aus Unachtſamkeit, oder aus „andern Urſachen verirret haben.“ Wir können in dieſen Worten gar keine niederträchtige und einem Kunſtrichter unanſtändige Blödigkeit antreffen. Durch das Angenehme und Freundſchaftliche wird das einem Kunſtrichter nothwendige Ernſthafte gar nicht aufgehoben. Dieſe anſtändige Geſichtsbildung verlieret ſich hingegen am allererſten zu der Zeit, wenn der Kunſtrichter ſich Mühe giebt, recht groß zu thun. Man pflegte alsdann das Ernſthafte mit einem ganz andern Namen zu nennen.

Hierauf erzählt uns der Herr Gottſched ſeinen ganzen poetiſchen Lebenslauf. Es kann derſelbe jungen Dichtern auf einer gedoppelten Art nutzbar werden. Einige können daraus eine kluge Einrichtung ihres poetiſchen Fleiſſes erlernen: Andere, die auf ihre Reimkunſt bereits gar zu viel pochen, werden durch derſelben zu ihrem eigenen Beßten blöde und behutſam gemacht werden, wenn ſie ſehen, was zu einem wahren Dichter erfordert wird. Wir wollen nur dieſes daraus anmerken. Nachdem er durch das Exempel ſeines eigenen Vaters zur Dichtkunſt war aufgemuntert worden, und ſich auch ſchon zu Königsberg von dem Herrn Prof. Rohden darinn hatte unterrichten laſſen; ſo bekam er nachmals durch die Gedichte des Herrn Pietſch noch einen gröſſeren Trieb zur Poeſie. Er ward würklich mit ihm bekannt, übergab ihm ſeine Gedichte zur Beurtheilung, und lernete von ihm, Canitzen und Horazen mit Verſtande leſen. Der Herr Verfaſſer erzählet bey dieſer Gelegenheit, daß der Herr Hofrath Pietſch ſelbſt geneigt geweſen ſey, eine critiſche Dichtkunſt zu

ſchrei=

ſchreiben. Im Jahr 1724. kam er nach Leipzig. Durch die unzählichen Anmerkungen, die von der damals ſogenañten poetiſchen, jetzo deutſchen Geſellſchaft, bey Verleſung eines Gedichtes gemacht wurden, ingleichen durch die Diſcurſe der Mahler ward er immer begieriger, alles aus dem Grunde zu unterſuchen. Dazu fand ſich die ſchönſte Gelegenheit, da er drey Jahr in des Herrn Hofrath Menkens Hauſe wohnete, und deſſen Bibliothek ſich zu Nutze machen konnte. Hier lernte er alle alte Scribenten, alle ausländiſche Poeten, alle Criticos, und ihre Gegner kennen. Er laß z. E. den Ariſtoteles, Longin, Horaz, Scaliger, Boileau, Dacier, Boſſu, Perrault, Bouhours, Fenelon, St. Evremont, Fontenelle, Callieres, Furetiere, Schaftsbury, Steele, ingleichen Corneille und Racine in den Vorreden zu ihren Tragödien; bloß in der Abſicht, ſich ſelbſt einen regelmäſſigen Begriff von der Poeſie zu machen, und endlich eine Gewißheit in ſeinen Urtheilen zu erlangen. Hierzu kamen nachmals noch des Caſtelvetro, Muralts und Voltaire Beurtheilungen alter und neuer Poeten, ingleichen des Herrn Bodmers hieher gehörige Schriften, welche ihn immer mehr in den alten Ideen beveſtigten, und ſeinem Gemüthe eine neue Befriedigung gaben. Im Jahr 1727. ward ihm zwar ſchon von dem Herrn D. Maſcou zugemuthet, eine poetiſche Anweiſung herauszugeben; allein er trauete ſich ſolches damals noch nicht zu. Inzwiſchen ward er in dem nächſten Jahre von einer Anzahl guter Freunde erſuchet, ihnen ein poetiſches Collegium zu leſen. Er ergriff dieſe Gelegenheit, und machte den erſten Entwurf zu ſeiner critiſchen Dichtkunſt. Dieſer Entwurf iſt endlich zu demjenigen Werke gediehen, welches wir nun-

mehr in Händen haben; und welches der Herr Gottſched nicht aus ſeinem eigenen Gehirne erſonnen, ſondern aus allen oberwähnten berühmten Scribenten, und über das aus den vortheilhaften mündlichen Unterredungen des Herrn Loſten, des Herrn Geh. Secr. Königs und des Herrn Prof. Krauſens in Wittenberg geſammlet und in Ordnung gebracht hat.

Hier iſt das vollkommene Bild dieſes berühmten Kunſtrichters, inſoferne man ihn kennen muß, wenn man ſeine critiſche Dichtkunſt beurtheilen will. Er hat es uns ſelbſt gegeben; und alſo dürfen wir nicht zweifeln, daß es ſeinem Urbilde ähnlich ſey. Inzwiſchen iſt er doch auch deßwegen nicht unangefochten geblieben. Einige nahmen es, ich weiß nicht warum, übel, daß er ſich ſelbſt gemahlt hätte. Andere gebrauchten es zu ihrem Vortheil, und ſagten, er hätte von ſich ein Bild zu ſeinem eigenen Nachtheil gegeben. Sie nahmen daraus eine Beſchuldigung her, daran ſie wol ſonſten nicht möchten gedacht haben; und davon ihnen der Herr Gottſched ſelbſt, wie ſie glaubten, den Beweis in die Hände gegeben hatte. Es hieß: die ganze critiſche Dichtkunſt wäre **ausgeſchrieben**; und man wäre nicht einmal über die rechten Schriftſteller gekommen. Beide Beſchuldigungen ſind ſehr hart; gleichwol würde man den erſten verhaßten Ausdruck noch ehe vergeſſen, wenn nur die letzte Beſchuldigung würklich bewieſen wäre. Der Herr Verfaſſer läßt ſich deßwegen dadurch nicht im geringſten aus ſeiner gleichgültigen Gemüthsverfaſſung ſetzen. Der berühmte **Rollin** ſelbſt hat auf eben der Art ausgeſchrieben. Er bekennet es in der Vorrede zur **alten Hiſtorie**, und rechtfertiget ſeine Freyheit. Eben dieſe Rechtfertigung gebraucht der Herr

Gottſched

Gottſched auch für ſich. Er wiederholet deßwegen in der Vorrede zur andern Auflage nicht nur bey nahe alle bey der erſten Ausgabe genannten Schriftſteller, deren er ſich bey ſeiner Dichtkunſt bedienet hat; ſondern er ſetzet noch mehrere alte und neue Scribenten hinzu, und will ſeinen vorigen Richtern den Beweis ihres gefällten Urtheils: er **hat ausgeſchrieben!** dadurch um ſo viel leichter machen. Jedoch die Herrn Schweitzer haben ſich dieſes Vortheils nicht bedienen wollen. Es wird viemehr dieß freymüthige Bekenntniß des Herrn Gottſcheds von ihnen eine unzeitige Beſcheidenheit genannt. „Jemand hat vermeynet, ſchreibet der Verfaſſer der **Nachrichten von dem Urſprunge der Critik** bey „den **Deutſchen**, daß er die Sachen, ſo er aus andern genommen, ſich durch eine gewiſſe Umgieſſung ſo gar zu „eigen zu machen gewußt habe, daß ſie ſelbſt ſchwerlich „vermerken könnten, was davon erſtlich ihnen zugehöret hätte. Herr Voltäre, Herr Muratori, und andere, die noch am Leben ſind, mögen ſelber ſagen, ob ſie „die Gedanken, für die Herr Gottſched ihnen ſo feierlich dankſaget, darinnen erkennen. Ich bin verſichert, „daß ſie durch das ganze Werk ſich ſelber nirgend, „Herrn Gottſched auf allen Blättern, antreffen werden.“

An ſtatt einer Einleitung iſt bey allen dreyen Ausgaben eine deutſche Ueberſetzung von Horazens Dichtkunſt zu finden. Der Herr Verfaſſer hat dabey den rühmlichen Fleiß angewandt, daß er bey einer jeden neuen Auflage dieſes Werks, auch auf eine immer geſchicktere Ausbeſſerung dieſer Ueberſetzung bedacht geweſen iſt. Es iſt nicht nöthig, die Stellen anzuführen. In der Vorrede bey der andern Ausgabe hatte der Herr Verfaſſer ſelbſt angemerket, die Worte des Horaz:

Aemilium circa ludum faber imus & ungues
Exprimet &c.

wären bisher unrecht von ihm ausgedruckt, und müßten heiſſen:

Beym Fechterplatz Aemils läßt man ſich Bilder gieſſen.

Es iſt aber dieſe Ausbeſſerung auch noch in der dritten Ausgabe vergeſſen worden. Sonſten finden ſich freilich noch hin und wieder einige Stellen, in welchen Horazens Sinn wol nicht am eigentlichſten getroffen und ausgedruckt iſt. Z. Ex. auf der 13. S. ſaget Horaz:

In vitium ducit culpæ fuga, ſi caret arte.

Der Herr Gottſched überſetzt es:

So leicht iſt es geſchehn, auch wenn man ſich bemüht
Von Fehlern frey zu ſeyn, daß ſich der Kiel verſieht.

Allein fürs erſte ſind die Worte: Si caret arte, ganz ausgelaſſen, darauf es doch hier inſonderheit ankömmt. Hiernächſt iſt auch das übrige nicht völlig nach Horazens Sinn überſetzt. Der Dichter will nicht bloß dieſes ſagen: Man begehe aller Fürſichtigkeit ohngeachtet gleichwol Fehler. Er ſaget weit mehr. Eben die ängſtliche Behutſamkeit, wenn ſie nicht von der Kunſt begleitet wird, verführet uns am erſten, Fehler zu begehen. Einer von meinen Freunden, dem ich dieſe Stelle zeigete, gab mir folgende Ueberſetzung:

Für Fehler furchtſam ſeyn, und nicht die Kunſt verſtehn,
Das iſt der nächſte Weg, die Fehler zu begehn.

Wir

Wir haben uns bisher bey den Vorreden und Einleitungen au gehalten, die der gottſchediſchen Dichtkunſt vorgeſetzet ſind. Nunmehro müſſen wir noch eigentlicher von dem Werke ſelbſt reden. Wir würden wieder unſere Abſicht handeln, wenn wir unſere Leſer von der Einrichtung deſſelben belehren, und ihnen ein weitläuftiges Verzeichniß aller darinn abgehandelten Hauptſtücke vorlegen wollten. Wir dürfen ſicher glauben, daß ſich dieſe Dichtkunſt in den Händen unſerer meiſten Leſer befindet. Wir wollen daher bloß erzählen, wie dieſes Werk hin und wieder ſey beurtheilet worden; was man daran getadelt habe; wie ſich der Herr Gottſched verantwortet, und bisweilen auch würklich gerechtfertiget habe.

Wenn zwene Gelehrte, welche beide fordern, für Meiſter in eben derſelben Kunſt gehalten zu werden, ſich beide entſchlüſſen, uns die Regeln und das innere Weſen einer ſolchen Kunſt mitzutheilen; ſo darf ſich ein ieder von ihnen auch nur ſofort auf den grauſamſten Krieg gefaßt machen. Die Geſchichte der Gelahrtheit prophezeiet ihnen gleichſam dieſes Schickſal. Wie reich iſt nicht dieſelbe an traurigen Exempeln von dieſer Art? Wir wollten wünſchen, daß zwene groſſe Kunſtrichter unſrer Zeiten, nämlich der Herr Gottſched, und der Herr Breitinger, dieſe Anzahl nicht vermehret hätten. Es waren bereits zehn Jahre nach der erſten Ausgabe der Gottſchediſchen critiſchen Dichtkunſt verfloſſen, wie uns von dem Herrn Breitinger ein Werk unter eben dieſem Namen geliefert ward. Man durfte dieſen berühmten Kunſtrichter nicht allererſt aus dieſem Werke kennen lernen. Man wußte ſchon, daß er an allen critiſchen Schriften, die ſeit zwanzig Jah-

ren in der Schweitz zum Vorſchein gekommen ſind, mit ſeinem Freunde, dem Herren Bodmer, einen gleichen Antheil habe. Man nahm daher auch dieſe critiſche Dichtkunſt mit dem gröſzten Vergnügen auf; und befand würklich, daſz beide Werke ſehr wol neben einander könnten gebraucht werden. So gleichlautend der Titel auf beiden war, ſo unterſchieden waren ſie gleichwol ihrem Inhalte nach. In einem ieden Werke war eine beſondere Ordnung und Einrichtung. Man fand in dem erſten nothwendige Hauptſtücke, die man in dem letzten vergebens ſuchte; und in dem letzten wurden dagegen wiederum vortreffliche Materien ausgeführet, die in dem erſtern entweder gar nicht, oder nur mit wenigem waren berühret worden. Hätte man aus der Ungleichheit dieſer beiden Werke nicht ſchlüſſen ſollen, eben ſie würde den beſzten Grund zur fortdaurenden Freundſchaft beider Herrn Verfaſſer abgeben?

Vielleicht wäre dieſer Grund auch würklich zureichend geweſen, wenn nicht die Freundſchaft dieſer beiden berühmten Kunſtrichter ſchon bey einer andern Gelegenheit einen ſtarken Anſtoſz gelitten hätte. Die Geſchichte dieſer Trennung gehöret nicht an dieſen Orte. Ein ieder Theil hat gewiſſe Anhänger bekommen; man hat ſich unter einander den Krieg angekündiget; man hat Schlachten geliefert; Es geben ſich hin und wieder ſtreifende Partheyen hervor; und man ſetzet den Krieg noch immer mit dem gröſſeſten Eifer fort. Die wichtigſten Plätze haben in einem Kriege den erſten Angriff zu befürchten. War es denn wol möglich, daſz bey ſolchen allgemeinen Kriegesunruhen, die leipzigiſche oder auch die zürichiſche Dichtkunſt hätte können unangefochten bleiben? Was machen dieſe beide Werke

nicht

nicht für wichtige Stücke in dem critiſchen Reiche der Gelehrten aus? Es wäre ihnen in der That nachtheilig geweſen, wenn ſie allein, bey einem allgemeinen Kriege, Friede und gute Tage gehabt hätten. Wir verlaſſen alle übrige Kampfplätze der critiſchen Helden, und wenden uns allein zu der Dichtkunſt des Herrn Gottſcheds.

Im Jahr 1740. kam die berühmte ſchweitzeriſche Dichtkunſt zum Vorſchein. Des Herrn Gottſcheds und ſeines critiſchen Werks ward zwar in derſelben nur ſehr wenig gedacht; jedoch geſchahe ſolches allemal in ziemlich ſpöttiſchen und gehäſſigen Ausdrücken. Man vermuthete zwar nachgehends, in den critiſchen Beyträgen eine vollſtändige Beurtheilung dieſes wichtigen Werkes zu leſen; allein zur Zeit hat man uns dieſelbe noch nicht geliefert, ſondern der Herr Gottſched hat uns die Dichtkunſt des Herrn Breitingers nur bloß im Anhange zum 24ſten Stücke bekannt gemacht. Sein ganzes Urtheil davon beſtund in dieſen Worten: „In „dieſem Buche ſind einige Materien, die zur Dichtkunſt „überhaupt gehören, ſehr weitläuftig, andre aber gar „nicht berühret: dagegen ſind einige Capitel eingeſchal„tet, die man hier gar nicht ſuchen würde.“ Dieſe kurze Beurtheilung gab den Herrn Schweitzern Gelegenheit, auch von der gottſchediſchen Dichtkunſt ihre aufrichtige Meynung frey heraus zu ſagen, welches ſie bisher noch nicht eben gethan hatten. In ihrer critiſchen Sammlung, welche Schrift zum eigentlichen Kampfplatze dieſer Kunſtrichter beſtimmet iſt, findet man im 2ten Stücke auf der 69. u. f. S. dieſes Urtheil: „Herr G-ttſch-d hat in ſeinem Verſuche einer „critiſchen Dichtkunſt für die Deutſchen ein voll-

„kommenes Muſter gegeben, wie man die Hauptmate-
„rien, die zur Dichtkunſt gehören, nicht eben nöthig ha-
„be aus allgemeinen Grundſätzen herzuleiten und ſo
„weitläuftig auszuführen; ſondern wie dieſe Materien
„geſchickt auf das abſonderliche gezogen, und nach dem
„verjüngten Maßſtabe ins kleine gebracht werden kön-
„nen. So hat er z. Ex. in dem 4ten Hauptſtücke,
„wo er von den dreyen Gattungen der poetiſchen Nach-
„ahmung redet, die ganze weitläuftige Materie von
„der poetiſchen Schilderey, wovon Herr Bodmer
„von Zürch erſt neulich ein groſſes Werk mehr als 40.
„Bogen ſtark heraus gegeben, in zwoen Octavſeiten ganz
„vollſtändig abgehandelt. So hat er auch die Mate-
„rie von den Charactern in dreyen §. (in eben dem
„Hauptſtücke) gar künſtlich ausgeführet. Die Erklä-
„rung von der Natur der Fabel hat ihm recht ſaure
„Mühe gekoſtet, und doch als er ſie zu Stand gebracht
„hatte, blieb ihm noch die Frage übrig zu erörtern:
„Ob die poetiſchen Fabeln nothwendig mora-
„liſche Abſichten haben müſſen? In dem folgen-
„den fünften Hauptſtücke bekümmert er ſich nicht lange,
„die Natur des Wunderbaren zu erklären, ſondern er
„theilet das Wunderbare in ſeine Claſſen ein, und iſt
„ins beſondere der Abſchnitt von der poetiſchen Anru-
„fung der Götter ſehr ausführlich gerathen. In dem
„ſechsten Hauptſtücke, wo er von der Wahrſcheinlich-
„keit in der Poeſie handelt, giebt er ſich nicht lange Mü-
„he, die Natur derſelben auszukundſchaften, nnd ihre
„Grade zu beſtimmen; ſondern er läßt die alten und
„neuen epiſchen Dichter, von Homer an bis auf Vol-
„täre, durch die Muſterung gehen, und verweiſet ihnen
„alle die Unwahrſcheinlichkeiten, die ihnen jemals mö-
gen

„gen zur Laſt geleget worden ſeyn. Denn er glåubt, daß „dieienigen keine Narren geweſen, von denen er ſeine „Beſchuldigungen geborget hat. Es verdiente auch „dieſe Dichtkunſt in Abſicht auf den Verfaſſer viel „ehender hiſtoriſch, als critiſch genennet zu werden, es „ſey denn, daß man das vortreffliche Stück, Bl. 181. „(nach der andern Ausgabe), wo er Sal. Frankens „Abendſegen auf eine ſcharfſinnige Weiſe beurthei„let, in eine beſondere Betrachtung ziehen wollte. „Im übrigen iſt alles auf den deutſchen Horizont gerich„tet, und es werden darinn ſolche Fragen erörtert, die nie„mand als einem deutſchen in den Sinn kommen können.“ In eben dem zweyten Stück dieſer Sammlung wird von dem Urſprunge der Critik bey den Deutſchen eine weitläuftige Nachricht gegeben, welche ſich mit Vergnügen leſen läßt. Bey dieſer Gelegenheit mußte der Dichtkunſt des Herrn Gottſcheds abermal gedacht werden. Es geſchiehet auch auf der 162. u. f. S. würklich; allein auch dieſe Beurtheilung iſt mit eben der Bitterkeit abgefaßt, wie jene. “ Die Hauptmaterien, “heißt es unter andern, welche auf den Titeln der Ca“pitel angekündiget werden, ſind ganz beqvem, die “Aufmerkſamkeit des Leſers zu erwecken, aber werden “mit ſo groſſer Sparſamkeit der Gedanken und Schlüſſe “ausgeführet, daß man nach vollendeten Leſen nichts “gründlichers weiß, als was einem der bloſſe Titel ge“geben hatte. Er bekümmert ſich nicht ſonderlich, die “Natur derer Sachen, von denen er zu reden ver“ſpricht, auszuforſchen und klar zu machen, ſondern “läßt uns öfters im Dunkeln ſitzen, wenn wir eben ver“hoffen, die weſentlichen Lehren zu empfangen. Wir “haben es für einen Vortheil zu halten, wenn er uns

“nicht

"nicht verwirret, an ſtatt daß er uns erleuchten ſollte. "Gibt er uns ein geringes Licht von etwas, ſo hat er "es bey irgend einem andern entlehnet, ſo daß man "ſein Werk in dieſem Anſehn für etwas bloß hiſtoriſches "halten muß. Was er eigenes hat, ſind ſolche Fragen, "die ſchwerlich jemand andrer für nöthig achten würde "abzuhandeln. Er aber iſt darüber ſehr ausführlich. "In dem Vortrage herſchet ein hinläſſiges Weſen ohne "Annehmlichkeit, und eine trockene Kaltſinnigkeit ohne "Geſchicklichkeit. „ Wir haben dieſe beiden Stellen nicht ohne Abſicht angeführet. Sie mögen zum Beweis dienen, wie ſehr die Beurtheilungskraft auch der ſcharfſinnigſten Kunſtrichter könne verdorben werden, wenn ſie ſich von Haß und Parteylichkeit einnehmen laſſen. Müßte nicht nach dieſem gefälleten Urtheil die Dichtkunſt des Herrn Gottſcheds das elendeſte und abgeſchmackteſte Geſchmiere ſeyn, das von einem elenden Scribenten nur immer könnte erwartet werden? Warum hat man denn unſre Welt, wenn man ſo redlich und patriotiſch ſeyn will, nicht eher für ein ſo elendes Werk gewarnet? Warum hat man zugegeben, daß zehn Jahre hindurch ſo viele ſind verführet worden? Wir können es zum wenigſten vielen unſrer Freunde nicht übel nehmen, wenn ſie dieſe ganze gar zu bittere Critik eben deſwegen für ſehr verdächtig und unlauter halten, weil ſie allererſt nach ſo vielen Jahren, und zwar zu der Zeit ans Licht trit, da die Feindſchaft der leipzigiſchen und ſchweitzeriſchen Kunſtrichter der ganzen Welt bekannt iſt. Wir wollen die Dichtkunſt des Herrn Gottſcheds gar nicht von allen Fehlern frey ſprechen; wir kennen und verehren auch die Verdienſte der Herren Schweitzer; Sie werden uns dagegen aber

auch, nach ihrer bekannten freymüthigen Redlichkeit, die Erlaubniß geben, ihnen ſowol dasjenige zuſagen, was uns nicht gefällt, als auch an ihren Feinden dasjenige zu loben, welches wir ohnmöglich tadeln können. Wir können nicht von uns erhalten, einem Mann, deſſen Verdienſte wir kennen, unſre Hochachtung deßwegen zu verſagen, weil er denienigen Kunſtrichtern verhaßt iſt, die wir gleichfalls hochſchätzen müſſen. So tödtlich die Feindſchaft zwiſchen den Herrn Verfaſſern der beiden angeführten critiſchen Werke auch immer ſeyn mag, ſo haben wir gleichwol befunden, daß ſie ſich in unſern Bücherſchränken ſehr wol mit einander vertragen. Das eine bedünket uns bey nahe allemal ohne das andere unvollſtändig zu ſeyn.

Wir haben bisher nur dasjenige angeführet, was überhaupt von der critiſchen Dichtkunſt in Leipzig, iſt geurtheilet worden. Nunmehro wollen wir auch einige beſondere Stellen anmerken, welche man entweder angefochten hat; oder in welchen von dem Herrn Gottſched ſelbſt etwas iſt verändert worden; oder welche auch um anderer Urſachen willen merkwürdig ſind.

Im dritten Capitel des allgemeinen Theils wird von dem guten Geſchmack eines Poeten gehandelt. Im Jahr 1736. ward zu Zürich in 8. von eben dieſer Materie ein Werk ans Licht geſtellet, unter dem Titel: **Briefwechſel von der Natur des poetiſchen Geſchmacks** ꝛc. Er war im Jahr 1729. zwiſchen den Züricheriſchen Kunſtrichtern und einem ungenannten italiäniſchen Grafen geführet worden. Im vierten Bande der critiſchen Beyträge S. 444. wird

dieſes

dieſes Werkgen erzählet, und nach unterſchiedenen billigen Lobſprüchen, heißt es unter andern: „Wer das "3 Capitel in der critiſchen Dichtkunſt geleſen hat, der "wird finden, daß dieſer Briefwechſel nur eine weitläuftigere Ausführung deſſen enthält, was der Urheber von jener, gelehret und behauptet hat.„ Mit dieſem Ausſpruch iſt man in der Schweitz gar nicht zufrieden geweſen. (*) Man hält es nicht nur für ohnmöglich, daß ein Briefwechſel, der im Jahr 1729 iſt geführet worden, eine weitläuftigere Ausführung deſſen enthalten könne, was in einem allererſt 1730. ans Licht getretenen Werke iſt abgehandelt worden; ſondern man glaubt auch, daß die Vergleichung beider Schriften die angegebene Aehnlichkeit gänzlich vernichten werde. Nach der Vergleichung, die der critiſche Herr Geſchichtſchreiber würklich anſtellet, kann der Herr Gottſched ohnmöglich von einem critiſchen Enthuſiasmo freygeſprochen werden. Wenn man aber dieſen Kunſtrichter ſelbſt nachlieſet, und nicht bloß bey den 9ten §. des angeführten Capitels ſtehen bleibt; ſo wird man ohnmöglich anders ſagen können, als daß er mit den Verfaſſern des critiſchen Briefwechſels meiſtentheils einig ſey. Dieſe behaupten: " daß der metamophoriſche "Geſchmack, wodurch ſie die Fertigkeit, das Schöne in "den Schriften ſchnell und ſicher wahrzunehmen, ver- "ſtehen, nicht willkürlich ſey, und nicht auf einer ſinnlichen "Enpfindung beruhe, ſondern ſich auf die Uebung grün- "den, und die Unterſuchung aushalten müſſe.„ Der Herr Gottſched urtheilet von dem guten Geſchmack in der Poeſie folgender geſtallt: " Es iſt derſelbe eine "Geſchicklichkeit von der Schönheit eines Gedichtes "richtig

* Crit. Samml. II. St. 172. S.

"richtig zu urtheilen, welche Schönheit man größten "Theils nur klar empfunden, aber nach den Regeln ſelbſt "nicht geprüfet hat. Gleichwol aber muß dieſes Ur= "theil, wenn es nachhero geprüfet wird, mit den Re= "geln vollkommen übereinkommen; da denn aber der Ge= "ſchmack von einer Sache ſo fort ſeinen Namen ver= "lieret, und ſich in eine gründliche Einſicht verwan= "delt, wenn man nach den Regeln der Kunſt würklich "zeiget, aus was für Vollkommenheiten dieſe oder jene "Schönheit eigentlich entſtehe. Ein Poet muß demnach "von Rechtswegen mit einem guten Geſchmack verſehen "ſeyn; d. i. er muß ſo gleich in der Geſchwindigkeit, "nach der bloſſen, obwol bereits geläuterten Enpfindung, "ohne daß er allererſt die Regeln mühſam nachſchläget, "von einem jeden Stück der Dichtkunſt richtig urtheilen "können; ſo wie ein Muſikverſtändiger es gleich aus "dem Gehör haben kann, ob ein anderer wieder die Re= "geln der Tonkunſt ſpielt. Jedoch iſt dieſes für einen "Poeten noch nicht genug; obgleich ein anderer damit "zu f ieden ſeyn kann, der ſich bloß aus dem Leſen der "beßten Meiſterſtücke einen guten Geſchmack erworben "hat. Ein Poet muß nachher auch im Stande ſeyn, "ſeinen angegebenen Geſchmack nach allen Regeln der "Dichtkunſt zn rechtfertigen." Wir haben ganz auf= richtig das critiſche Glaubensbekenntniß des Herrn Gottſcheds vom guten Geſchmack angeführet. Unſere Leſer mögen urtheilen, ob ſolches mit dem Begriff ſtreite, der in dem angeführten Briefwechſel davon gegeben wird. Wir finden weiter keinem Unterſchied, als die= ſen: daß der Herr Gottſched die würkliche nach den Regeln der Kunſt eingerichtete Erklärung der Schön= heit eines Stücks, nicht weiter mit dem Namen des

Ge=

Geſchmacks belegen will, ſondern ihn alsdenn von einer gründlichen Einſicht unterſcheidet. Und hierinn müſſen wir ihm noch bisher unſern Beyfall geben.

In dem fünften Capitel, da von dem Wunderbaren in der Poeſie gehandelt wird, tadelt der Herr Gottſched mit Recht an dem Herrn von Beſſer, daß ſein Schmerz über ſeine Kühleweinin gar zu geſchwätzig ſey, und gar zu viele auserleſene Rednerkünſte habe leiden können. Es würde ihm auch in dieſem Gedichte nicht an Stellen gefehlet haben, dieſes Urtheil zu rechtfertigen. Nur die würklich angeführte Stelle thut es nicht:

Was träget man dahin in jenem Leichgetümmel?
Iſt es die Göttin nicht ꝛc.

Gieng er nicht irgend mit zu Grabe? ſchreibt der Herr Gotſched; oder hatte er auf der Gaſſe Zeit, ſie ſo ſinnreich zubeklagen? der Herr Bodmer (*) vertheidiget dieſen Dichter völlig, wenn er antwortet: Geſetzt, der "Ehmann wäre mit zu Grabe gegangen, war nicht die- "ſes der rechte Umſtand, ſeine Leidenſchafft, die ihr "Geliebteſtes jetzo in Staub und Erde verſinken ſah, "in die höchſte Wuth zu ſetzen? Und braucht es eben "viel Zeit zu dem verwirrteſten Gefechte der Regungen "in einem aufgebrachten Herzen? Wenn er nun dieſe "Gemüthsverfaſſung nach der Zeit wieder in die Ge- "danken geholet, und als ein Poet, nicht als ein Ge- "ſchichtſchreiber, mit der Abſicht vorgeſtellet hat, daß er "die Phantaſie der leſenden in Entzückung ſetzete, und die-

* In den critiſchen Betrachtungen über die poetiſchen Gemählde der Dichter, auf der 348. u. f. S.

„diejenige Luſt dadurch hervorbrächte, ſo das Herz „mitten in der Bewegung und dem Streit der Leiden„ſchaften findet; wenn er zu dieſem Ende ſich der Vor„rechte der Poeſie bedienet hat, ſo ſehe ich nicht, was „ihm mit Recht fürzuwerfen ſey.

Im ſechsten Capitel wird die Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie beſtimmet. Der Herr Verfaſſer beſchuldiget den Homer, daß er einigemal wieder dieſelbe verſtoßen habe. Er führet zum Beweis die in die Verſammlung der Götter ſpatzirende Dreyfüſſe, die nicht nur redende, ſondern auch denkende goldene Bildſeulen, und inſonderheit den abentheurlichen Schild an, welchen dieſer Poet dem Achilles vom Vulkanus hat machen laſſen. Der Herr Breitinger (*) meynet, Homer ſey zur Gnüge von dem gelehrten Herrn Dacier vertheidiget worden; und es wundert ihn daher, daß der Herr Gottſched die Anklage des Scaligers wieder aufgewärmet habe. Er glaubet, die ganze Vertheidigung des homeriſchen Schildes liege in dieſer Regel: „Wenn ein Poet ein Meiſterſtük der „Mahlerey oder der Bildhauerkunſt beſchreiben will, „ſo erzählet er nicht bloß, wie die Figuren in der That „beſchaffen ſind, ſondern wie ſie einem aufmerkſamen „Zuſchauer wahrſcheinlich fürkommen.„ Nach dieſer Regel iſt Virgil (**) gar nicht zu tadeln, wenn er auf dem Schilde ſeines Helden eine ſilberne Gans malet und von derſelben ſchreibet:

Gallos in limine ad eſſe canebat.

* Im erſten Theil ſeiner critiſchen Dichtkunſt, auf der 304. Seite.

** Aen. Lib. IIX. v. 656.

Hingegen wird Homer, nach eben dieſer Regel, ſehr ſchlecht können vertheidiget werden. Der Herr Breitinger ſelbſt hat wieder ihn geſchrieben, wenn er in der Abhandlung von der äſopiſchen Fabel (*) lehret, wie behutſam ein Dichter ſeyn müſſe, den Werken der Kunſt Verſtand und Rede beyzulegen. Auch Virgil muß das Unwahrſcheinliche des homeriſchen Schildes eingeſehen haben. Er hat den Schild ſeines Helden nach dem Schilde des Homers gemalet. Hat aber dabey ſehr glücklich alle diejenigen Fehler vermieden, die ſein Vorgänger bey dieſer Dichtung wieder die Wahrſcheinlichkeit begangen hatte. Hätte er dieſelben als wahre Schönheiten angeſehen, ſo würde er ſein Gedicht derſelben nicht beraubet haben.

Es iſt bekannt, was Milton noch nach ſeinem Tode für Unruhe, Zwiſtigkeit und öffentliche Feindſchaft unter unſern deutſchen Kunſtrichtern geſtiftet hat. Steele und Addiſon gaben dieſem engelländiſchen Poeten unter ihren Landesleuten das erſte Anſehen. Der Herr Bodmer wollte ſich gleichfalls um dieſen Dichter bey den Deutſchen verdient machen. Allein er hat zur Zeit noch weniges Gehör bey ihnen gefunden. Im Jahr 1732. gab er eine Ueberſetzung des miltoniſchen Heldengedichtes vom verlornen Paradieſe heraus. In der andern Ausgabe der gottſchediſchen critiſchen Dichtkunſt heißt es auf der 649. S. von derſelben: daß ſie von groſſer Stärke ſey, und ihrem Grundtexte eine völlige Genüge thue. In der dritten Ausgabe aber erkläret der Herr Verfaſſer, wie er dieſes Urtheil, welches ziemlich gütig zu ſeyn ſcheinet, wolle

* Am a. O. auf der 207. S.

wolle verſtanden wiſſen. Sie iſt, ſchreibt er daſelbſt auf der 685. Seite, von groſſer Härte, und thut ihrem Grundtexte keine völlige Genüge, auſſer daß ſie das Ungeheure, Rauhe und Wiedrige des Originals in ſeiner völligen Gröſſe ausdrückt. Wo die letzteren Gedanken allemal die beßten ſind, ſo muß dieſes Urtheil nothwendig vor ienem gelten. In dem ſchon angeführten ſechsten Capitel von der Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie, tadelt der Herr Gottſched mit dem Herrn Voltäre unterſchiedene Stücke an dem Milton. Der ganze Streit iſt an dieſem Orte für uns zu weitläuftig. Wir verweiſen unſere Leſer in dieſem Stück auf des Herrn **Bodmers** critiſche **Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poeſie und deſſen Verbindung mit dem Wahrſcheinlichen, in einer Vertheidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlornen Paradieſe.** Man kann inſonderheit wieder den Herrn Gottſched die 97. u. f. ingleichen die 206. u. f. Seite nachleſen.

Einer von den ungeſchliffenſten Feinden, die ſich der Herr Gottſched gemacht hat, iſt ohne Zweifel der Herr **Siebrand**, der aus einem blinden Eifer für den Ruhm ſeines Landmannes, des vortrefflichen Günthers, mit den gröbſten Schimpf- und Scheltworten um ſich wirft (*). In der Vorrede vor dem Leben ſeines Helden machet er dieſe Regel: „Wenn einer eine Sache „recht verſteht, und den andern tadeln will, muß er „es beſſer wiſſen, und zum wenigſten was von andern „darbringen, was das, ſo er tadelt, übertrifft.“ Er glaubt in der darunter geſetzten Anmerkung, daß der

* Siehe Joh. Chriſt. Günthers, des berühmten ſchleſiſchen Dichters, Leben und Schriften 8. 1738.

Herr Gottſched wieder dieſe vortreffliche Regel der Critik verſtoſſen habe. Er hätte Heldengedichte und theatraliſche Stücke beurtheilet, und gleichwol ſelbſt keine Gedichte in dieſer Art geſchrieben (*); Ja er gåbe ſich ſelbſt für keinen Poeten aus, der allen denen gleich zu ſchätzen, geſchweige vorzuziehen wäre, die er beurtheilet hätte. Wäre der Herr Siebrand nicht gar zu böſe geweſen, ſo würde er weder dieſe Beſcheidenheit dem Herrn Gottſched zur Laſt geleget, noch auch eine ſo abgeſchmakte Regel in der Critik gegeben haben. Muß man denn nothwendig ſelbſt ein vortrefflicher Mahler ſeyn, wenn man die Schönheiten eines Gemähldes richtig beurtheilen will? Ich meyne, hierzu wäre die bloſſe Kenntniß der Regeln genug. Und muß denn nothwendig ein ſchlechtes Stück deswegen für ein Meiſterſtück gehalten werden, weil man zur Zeit noch kein beſſeres aufzuweiſen hat? Hätte der Herr Siebrand nur bey dem Herrn Gottſched die deutſche Ueberſetzung der vortrefflichen Stelle des Grafen Schaffesburg geleſen, ſo würde er ſich zum wenigſten bedacht haben, ſich in der ganzen Vorrede durch ein unvernünftiges Schmähen auf die Critik überhaupt lächerlich zu machen.

Am Ende des neunten Hauptſtückes, darinn der Herr Gottſched von den poetiſchen Perioden gehandelt hat, warnet er für alle unnöthige und verwegene Verſetzung der Wörter. Für eben ſo ſeltſam hält er auch dieſes, wenn man die Wortfügung fremder Sprachen in

** Siehe in der andern Ausgabe die 210. S. bey der erſten Ausgabe war der ſterbende Cato noch nicht fertig; bey der andern aber ſind die Worte: noch ein theatraliſches Stück, aus Verſehen, ſtehen geblieben.

in der unſrigen anbringen will. Er tadelt unter andern dieſe franzöſiſche Redensarten, wenn ſie von unſern deutſchen Schriftſtellern gebraucht werden: **Die Augen über das Feld ausſpazieren laſſen; Einem Frauenzimmer den Hof machen.** Es kömmt bey dieſen Redensarten zuforderſt auf die Frage an: ob man in die deutſche Sprache neue Metaphern einführen dürfe? Eine Metapher gründet ſich auf die bemerkte Aehnlichkeit zweyer Dinge. Dieſe Aehnlichkeiten zu bemerken, iſt ein ieder berechtiget; und ein Poet hebet ſich eben dadurch vor andern empor, ie glücklicher er in dieſem Stück iſt. Hieraus folget, daß wir auch ausländiſche und bisher bey uns nicht gewöhnliche Metaphern in unſere Sprache bringen dürfen. „Allein es muß dabey alle Behutſamkeit „gebraucht werden. Man muß nicht nur auf den „Grund der Aehnlichkeit zwiſchen den Bildern, ſondern „noch überdas auf die Natur und Art der Sprache, „die ſich größtentheils auf den Gebrauch gründet, ge„naue Achtung geben, und nichts für gültig annehmen, „was mit dem allgemeinen eingeführten Gebrauch und „der guten Mundart ſtreitet.“ Wir haben bisher mit den eigenen Worten des Herrn Breitingers im ſiebenden Abſchnitt der Fortſetzung ſeiner critiſchen Dichtkunſt geredet. Nach dieſen Regeln wird man die angeführten beiden Redensarten leicht beurtheilen können. Die letzte: **einem den Hof machen**; wird gleichfalls von dem Herrn Breitinger verworfen; nicht, weil es eine franzöſiſche Redensart iſt, ſondern weil ſie auch ſchon in der franzöſiſchen Sprache eine ungereimte Anomalie iſt, die im eigentlichen Verſtande genommen ganz verworren und undeutlich klinget.

Ueber die erſte Redensart: **Die Augen über das Feld ausſpazieren laſſen;** erkläret er ſich zwar an dieſem Orte nicht deutlich; In den critiſchen Sammlungen (*) aber wird ſie mit andern Redensarten weitläuftig vertheidiget, die von den Tadlerinnen und dem Biedermann an den ſchweitzeriſchen Mahlern im erſten Diſcours des zweyten Theils ſind getadelt worden. Wir wollen unſre Meynung ſagen. Die Bewegungen der Augen auf die ſich darſtellende Gegenſtände durch ſolche Wörter ausdrücken, dadurch die Bewegungen des menſchlichen Körpers bezeichnet werden; ſolches iſt eine in unſrer Sprache bekannte Metapher. Ich würde alſo aus dieſem Grunde ſicher ſagen können: **Die Augen über einen Gegenſtand hinſpazieren laſſen.** Allein der Herr Breitinger hat ſelbſt vorhin dieſe Regel gegeben: „Man müſſe keine „metaphoriſche Redensart für gültig annehmen, die „mit dem allgemeinen eingeführten Gebrauch, und „mit der guten Mundart ſtreite.“ Und aus dieſem Grunde ſcheint uns die ſtreitige Redensart verdächtig zu ſeyn. Selbſt das Wort **ſpazieren** gehöret nicht einmal in unſrer Sprache zu Hauſe. Man wendet ein: Die Augen können ia nach dem gemeinen Sprachgebrauch **herumgehen;** warum ſollten ſie denn auch nicht ſpazieren können? Wir antworten: Die Metapher bliebe bey der einen Redensart ſo richtig und erlaubt, als wie bey der andern; nur allein der Sprachgebrauch verwirſt die letzte. Er hält ſie über das für unnöthig und überflüſſig. **Spazieren** und **gehen** bezeichnet einerley freye Bewegung, und wir ſehen keinen Grund ein, warum das erſte allemal mit einem Er-

* III. Stück, 18. u. f. S.

Ergezen müßte vergeſellſchaftet ſeyn. Und wollte man endlich auf der Art im Sprachgebrauch ſchlüſſen, ſo würde man den Augen mit eben ſo viel Recht auch das tanzen, ſpringen und andere Bewegungen beylegen können, die mit den Füſſen eines Körpers gemacht werden.

Im zehnten Capitel werden die Figuren in der Poeſie erzählet. Der Herr Bodmer (*) iſt mit dieſem Figurenregiſter, wie er es nennet, gar nicht zu frieden. Die Entſchuldigung des Herrn Gottſcheds: "daß nur die "munterſten Köpfe von ſich ſelbſt auf die Figuren ge- "rathen; und daß hingegen die andern, die nicht ſo "viel Feuer haben, ſich gar nicht darauf beſinnen wür- "den, wenn man ihnen nicht auf die Spur helfen wollte„; gilt bey ihm gar nichts. Was wird er damit gewinnen, ſchreibt er, wenn er dieſen gleich auf die Spur helfen kann, wie ſie Figuren machen ſollen, nachdem dieſe für ſich ſelbſt in Abſicht auf ihre mechaniſche Verfaſſung, ohne Betrachtung ihres Verhältniſſes mit dem Affecte, keine Kraft zu bewegen haben. Der Herr Bodmer weiſet dagegen einen andern Weg an, in der Sprache der Gemüthsbewegungen ſtark zu werden. Und dieß iſt eine genaue Einſicht in die Natur, in die Vermiſchung, und in die Grade der Affecten. Ohne dieſe Einſicht wird man in der Sprache der Figuren einen Schnitzer nach dem andern machen. Wer aber die Gemüthsbewegungen ihrer Natur, Vermiſchung und Gröſſe nach kennet, dem wird es nie an Worten fehlen, dieſelben auszudrucken. Zu dieſer nothwendigen Kenntniß zu gelangen, preiſet dieſer Kunſt-

 richter

* Im eilften Abſchnitt ſeiner critiſchen Betrachtungen über die poetiſchen Gemählde der Dichter.

richter zween Kunſtgriffe an. Der erſte beſteht in aufmerkſamen und wiederholten Erfahrungen; und iſt ſicher und richtig, aber mühſam und weitläuftig; weil die Affecte an ſich ſelber ſehr zahlreich, und darneben in ihrer Vermiſchung unendlich ſind. Dazu kömmt, daß man die Erfahrung nicht wol an ſich ſelber nehmen kann, ſondern die Beyſpiele der affectreichen Ausdrücke an andern Leuten, und zwar in den beweglichſten Stücken der Poeſie und Wolredenheit, ſuchen muß. Das andere Kunſtmittel beſtehet darinn: daß man niemals ſchreibe, als wenn man einen Affect empfindet, und daß man die Feder niederlege, wenn man nichts mehr empfindet.

Im eilften Capitel von der poetiſchen Schreibart tadelt der Herr Gottſched aus der Ode des Herrn von Caniz auf ſeine Doris folgende Stelle:

Alles das hab ich verloren!
Ach wie werd ich traurens voll!
Hat mein Unſtern ſich verſchworen.
Daß ich **ſterbend leben** ſoll?

Sterbend Leben, ſchreibt er, iſt viel zu künſtlich für einen wahrhaftig Betrübten. Es iſt eine geſuchte Antitheſis, ein verwerfliches Spiel der Gedanken, ſo ſich zum wenigſten in keinen Affect ſchicket. Der Herr Bodmer (*) vertheidiget dieſen Dichter völlig. Dieß ſind ſeine Worte: “Der Ausdruck **ſterbend leben** “iſt eben ſo natürlich, als die Sache ſelbſt. Ster“bende ſind noch nicht geſtorben, ſie leben noch, ſind “aber

* Am angeführten Orte.

"aber ſo nahe bey dem Tode, daß ihr Leben gleich-
"ſam an demſelben gränzet. Alſo ſteckt dieſer Gegenſatz
"in der Sache ſelber, und iſt von einem Spiel der Ge-
"danken ſo weit entfernet, daß alle Menſchen die Wahr-
"heit derſelben erfahren haben, oder noch erfahren wer-
"den.

Ob Schoch in der Verfertigung ſeiner Hirtenlieder Ehre eingelegt habe oder nicht, ſolches können wir an dieſem Orte nicht unterſuchen. Der Herr Gottſched behauptet es im dritten Capitel des beſonderen Theils. In den Anmerkungen zu des Herrn Wernicken Heldengedichte Hans Sachs, (*) will man es aber nicht glauben.

Wir müſſen nochmal des Herrn Siebrands gedenken. Am Ende des Capitels von Sinn- und Scherzgedichten gedenket der Herr Gottſched mit wenigen, worinn die Schönheit der ſogenannten Knittelverſe beſtehe; und hat in den erſten Ausgaben zwey Muſter aus ſeinem eigenen Vorrath beygefüget, welche aber bey der neuen Auflage mit dem Scherzſchreiben des Herrn von Canitz an den Herrn von Willnitz ſind vertauſchet worden. Hierüber macht ſich der Herr Siebrand (**) ziemlich luſtig. Er hält es ſeinem Dichter für ſchimpflich, wenn er hatte Knittelreime ſchreiben können. Er wundert ſich daher, daß der Herr Gottſched nicht nur knittelverſe andern zur Nachahmung geſchrieben; ſondern daß er ſie auch als Ehren- und Lobgedichte

* Im I. Stück der critiſchen Sammlung, auf der 122. Seite.

** In der güntherſchen Lebensbeſchreibung, auf der 45. Seite.

te aufgeſtellet habe, da doch ſolche Gedichte von andern Poeten nur zum Scherz an gute Freunde wären verfertiget worden. Der Herr Siebrand hat ſich von uns keiner weiteren Wiederlegung zu befürchten; Einem ſolchen Kunſtrichter muß billig in Knittelverſen geantwortet werden.

Nunmehro müſſen wir noch von einem wichtigen Capitel der Dichtkunſt des Herrn Gottſcheds reden. Es iſt ſolches das letzte des ganzen Werks, und handelt von den Opern oder Singſpielen. Es iſt bekannt, wie der Herr Gottſched gegen dieſe Art der theatraliſchen Gedichte geſinnet ſey. Er hält ſie nämlich für das ungereimteſte Werk, ſo der menſchliche Verſtand jemal erfunden hat. Wir wollen uns bey dem erſten Erfinder dieſer theatraliſchen Mißgeburt nicht aufhalten, als welcher nicht **Ceſti**, wie in der erſten Ausgabe gemeldet wird; ſondern ein Modeneſer, mit Namen **Orazio Veccſi** ſeyn ſoll, welcher nach des Herrn Muratori Erzählung, im Jahr 1597. die erſte Oper aufgeführet hat. Die Zeugniſſe anderer Gelehrten, die ſchon vor dem Herrn Gottſched die Opern verworfen haben, mögen unſre Leſer gleichfalls ſelbſt nachſchlagen. In den letzten Ausgaben ſeiner Dichtkunſt hat er die Anzahl derſelben noch mit dem gelehrten Herrn du Freny vermehret; von unſern Landesleuten aber hat er nur allein den Herrn Neukirch angeführt. Wir wollen nur bloß erzählen, wie die ſcharfe Critik dieſes Kunſtrichters über die Singſpiele von den Deutſchen ſey aufgenommen worden, und was ſie bey denſelben für Würkungen gehabt habe. Schon den Verfaſſern der **deutſchen Geſchichte der Gelehrten**

*war

(*) war dieſes Capitel anſtößig geweſen. Sie machten dagegen eine beſondre Anmerkung, die größtentheils dahinaus kömmt: es gebe gleichwol auch gute Opern, welche von den fürgeworfenen Fehlern frey wären. Sie bleiben aber die würkliche Anzeige ſchuldig, wo denn dergleichen Stücke möchten anzutreffen ſeyn. Der andre Gegner war der Herr D. **Hudemann.** Dieſer gab bey ſeinen Gedichten auch eine Oper, und vor derſelben eine Vertheidigung der Singſpiele wieder den Herrn Gottſched heraus. Dieſer trug auch gar kein Bedenken, ſich mit einem ſo beſcheidenen Gegner einzulaſſen, ſondern antwortete ihm im zehnten Stück der critiſchen Beyträge. Dieſe Antwort war ſo glücklich, daß die Einwürfe des Herrn D. Hudemans gänzlich dadurch gehoben wurden. Er ſelbſt that ſolches dem Herrn Gottſched in einem höflichen Schreiben zu wiſſen, und verſicherte ihn, daß er völlig ſeiner Meynung ſey, ja, zum Zeichen ſeiner völligen Bekehrung von der Oper zum Trauerſpiel, ſelbſt ſeine Poeſie der tragiſchen Bühne zu gut brauchen wolle. Er hat auch ſein Wort würklich gehalten, und aus dem Racine die Phädra in deutſche Verſe überſetzt; die aber noch nicht gedruckt iſt. Im Jahr darauf 1733. that ſich der dritte Gegner hervor; und ſolches war Herr **Johann Friedrich von Uffenbach** zu Frankfurt am Mayn. Er ließ eine Sammlung ſeiner Gedichte drucken, und vertheidigte bey der Gelegenheit gleichfalls die Opern. Der Herr Gottſched antwortete auch dieſem gelehrten und beſcheidenen Manne in den critiſchen Beyträgen, und zwar im zwölften Stücke. Er hat zwar keine gewiſſe Nachricht, daß er auch dieſen geſchickten Gegner

* Im 149. Theil auf der 349. S.

durch die Vertheidigung ſeiner Meynung völlig gewonnen habe; inzwiſchen ſchlüßt er doch theils aus ſeinem Stillſchweigen, theils aus ſeinem andern freundſchafftlichen Betragen, daß der Unterſchied ihrer Meynungen ſo groß nicht mehr ſeyn werde. Von dem jetzigen Zuſtande des Opernweſens in Deutſchland gibt uns der Herr Gottſched ſchlüßlich dieſe Nachricht: "Es geräth immer mehr und mehr in Abnahme. Das leipziger Operntheater iſt ſeit vielen Jahren eingegangen und das hamburgiſche hat gleichfalls nur neulich aufgehöret. Das braunſchweigiſche liegt in den letzten Zügen, und es ſteht dahin, ob es jemals wieder in Flor kömmt. Auch in Halle und Weiſſenfels hat es vormals Opernbühnen gegeben, andrer kleinen fürſtlichen Höfe zugeſchweigen, die aber alle allmählig ein Ende genommen haben. Dieſes zeiget mir den zunehmenden guten Geſchmack unſrer Landesleute ꝛc.

Wir könnten hiemit ſchlüſſen, wenn wir nicht vorhin zwey Stücke anzuführen vergeſſen hätten, die den Herrn Schweitzern überhaupt nicht an der gottſchediſchen Dichtkunſt gefallen haben. Das erſte iſt dieſes: daß der Herr Gottſched ſeine Critik nur allein auf die Todten gerichtet hat. (*) Es iſt wahr, daß die Gründe, die der Herr Bodmer anführet, ein ſtarkes Gewicht haben, und wir glauben ſelbſt, daß es gewiſſermaſſen beſſer ſey, die Critik gegen noch lebende, als gegen bereits Verſtorbene zu gebrauchen. Allein wir ſind dabey auch völlig überzeugt, daß ein Kunſtrichter die allergrößte Behutſamkeit anzuwenden habe, wenn anders ſeine Critick den gewünſchten Nutzen haben ſoll. Wie

* Siehe Bodmers Vorrede vor Breitingers critiſche Dichtkunſt.

Wie leicht kan ſich nicht der Haß einer Perſon, und wol gar ein niederträchtiger Handwerksneid darinn miſchen! Wie leicht entfahren einem ſolche Ausdrücke, dadurch die Beſcheidenheit beleidiget wird? Manchem ſind dieſelben natürlich, und er kann es alſo, ohne ſich ſelbſt Gewalt anzuthun, nicht ändern. Eben dadurch aber fällt alsdenn der gröſſeſte Nutzen ſeiner Critik hinweg. Die Gemüther werden erbittert, und aus dem Kunſtrichter wird zuletzt ein Spötter und Satirenſchreiber. Hätte man auf der Art nicht beßer gethan, wenn man ſich mit der Critik an verſtorbene gewagt hätte? Auch die lebenden, wenn es ihnen nur um die Wahrheit zu thun iſt, können dadurch gleichfalls ſehr glücklich gebeſſert werden; wofern ſie ſich vom Horaz nur fleißig die Worte zurufen laſſen:

> Quid rides? mutato nomine, de te Fabula narratur.

Man kann demnach bey dieſer Frage: Ob die Critik glücklicher auf verſtorbene, oder auf lebende gerichtet werde! nichts gewiſſes beſtimmen; ſondern es kömmt auf die Gemüthsbeſchaffenheit eines jeden Kunſtrichters an.

Das andere Stück, welches man bisher an der Dichtkunſt des Herrn Gottſcheds getadelt hat, iſt dieſes: daß er die Exempel zu ſeinen critiſchen Lehrſätzen nur allein aus ſeinen eigenen Schriften genommen hat. (*) Doch dieſer Fürwurf trifft nur die beiden erſten Ausgaben ſeines Werks; denn bey der letzten Auflage ſind an-

* Siehe die critiſche Sammlung im II. St. auf der 166. Seite.

anſtatt ſeiner eigenen Arbeit lauter Meiſterſtücke von unſern beßten Dichtern der vorigen Zeit eingeſchaltet worden. Ich nahm vor einiger Zeit gegen einem meiner Freunde die Partey des ſchweitzeriſchen Kunſtrichters. Mein Freund vertheidigte ſich aufs beßte. Endlich ward er böſe und ſprach: Iſt denn der Herr Gottſched deswegen zu tadeln geweſen, ſo hat er es gleichwol noch nicht ſo arg gemacht, daß er eines ſeiner Gedichte ganz und gar zergliedert, und uns ſorgfältig alle Schönheiten deſſelben angezeiget haben ſollte, aus Furcht, es möchten dieſelben von andern nicht wahrgenommen werden. Hiemit ſchwiegen wir alle beide.

Innhalt
des vierten Stücks.

I. Von deutſchen Ueberſetzungen alter lateiniſcher Scribenten. Pag. 339.

II. Schreiben eines Ungenannten an die Verfaſſer des critiſchen Verſuchs. 361.

III. Antwort auf das vorhergehende Schreiben. 369.

IV. Verſuch critiſcher Gedanken von deutſchen Ueberſetzungen. 378.

V. Fortgeſetzte Abhandlung von den Scheinwörtern in der deutſchen Sprache. 390.

VI. Gottſcheds Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt. 413.

Critiſcher Verſuch
zur Aufnahme der Deutſchen Sprache.

Fünftes Stück.

Greifswald,
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1742.

I.
Von der rauhen, männlichen, zärtlichen und weibiſchen Sprache.

§. 1.

Ich will zuerſt feſtſetzen, welches der Vorwurf von dieſer Abhandlung ſeyn ſoll. Es wird zuweilen eine Sprache in ihrem ganzen Umfange der Rauhigkeit beſchuldiget, welche ein anderer mit dem Namen der männlichen beehret; man wird ferner finden, daß einer Sprache etwas zärtliches zugeeignet wird, welcher ein anderer den Fürwurf machet, daß ſie weibiſch ſey. Man ſieht hier nicht auf das Angenehme oder Unangenehme, welches von einer geſchickten Verbindung beſonderer Sätze abhanget; ſondern man leitet die Lobſprüche und Beſchuldigungen von der ganzen Einrichtung einer Sprache her. Und dieſe Beſchaffenheiten ſollen mich jetzo beſchäfftigen. Ich werde mich erſtlich bemühen, die Begriffe von denſelben deutlich zu machen und aus einander zu ſetzen; hernach werde ich unterſuchen, ob ſie einen beſtändigen und unveränderlichen Grund in der Natur haben? und ob dieſe Beſchaffenheiten eine Sprache vollkommen oder unvollkommen machen?

§. 2.

Es iſt bekannt, daß eine Sprache ein Inbegriff vieler Wörter ſey. Ein jedes von dieſen beſtehet aber aus zwo Haupttheilen, 1) aus einem oder mehreren Buchſtaben, welche das Zeichen ausmachen; 2) aus einem dadurch bezeichneten Begriffe. Dieſer iſt das vornehmſte, und gleichſam die Seele eines Wortes; die Buchſtaben aber machen nur den Körper aus, worinnen der Begriff eingekleidet iſt. Ich will jetzo das wichtigſte von einem Worte fahren laſſen, und das Zeichen genauer betrachten. Entweder die Buchſtaben eines Wortes werden durch gewiſſe articulirte Töne unſers Mundes ausgeſprochen, oder durch gewiſſe Züge auf dem Papier angezeiget, und alsdenn bekomt es den Namen eines geſchriebenen Wortes. Die Abſicht von der erſten Art iſt, damit andere die Wörter hören. Und das Gehör enthält den Grund in ſich, weswegen einer Sprache bald **das rauhe**, bald **das männliche**, **zärtliche** und **weibiſche** beygeleget wird. Wenn alle Wörter aufgeſchrieben würden, und dieſes das einzige Mittel wäre, uns einander unſere Begriffe kund zu machen, ſo würden dieſe Beſchaffenheiten bey einer Sprache nicht ſtat haben.

§. 3.

Es iſt bekannt, wenn wir etwas hören, ſo wird die Luft durch einen Körper ſchleunig in Bewegung geſetzet, dieſe bewegte Luft ſtöſſet an unſer Ohr, und ſetzet die Gliedmaſſen des Gehörs auch in Bewegung. Nun aber kann die Luft durch einen Körper entweder ſtark oder wenig beweget werden, und dieſe kann alſo auch die Gliedmaſſen des Gehörs entweder mit einer ſtarken oder geringen Gewalt berühren. Weil aber dieſe ſubtil ſind, ſo

iſt

iſt es möglich, daß ſie die Luft ſo ſtark beweget, daß ſie einigermaſſen verletzet werden. Es kann dieſe Verletzung auch dadurch geſchehen, wenn zwar die Luft ſo gar ſtark nicht iſt beweget worden; ihr aber doch eine ſolche Bewegung mitgetheilet iſt, welche der Verbindung der Gliedmaſſen des Gehörs zuwieder iſt, und ſie verletzet. Weil aber die Seele eine unangenehme Empfindung und Schmerzen bekommt, wenn ſie ſich die geſchehene Trennung des Stetigen in unſerm Körper fürſtellet; ſo folget, daß diejenigen Töne ihr müſſen unangenehm ſeyn, welche durch eine gar zu ſtarke Bewegung der Gliedmaſſen des Gehörs oder durch eine der Verbindung derſelben ſchädliche herfürgebracht werden. Und dieſe Empfindung muß zunehmen, nachdem dergleichen Töne oft wiederholet werden.

§. 4.

Die Gliedmaſſen des Gehörs ſind bey allen Menſchen nicht einerley. Bey einigen ſind ſie ſtärker als bey andern. Jene können alſo auch eine ſtärkere Bewegung aushalten, ohne Gefahr verletzet zu werden. Dieſelben können ferner bey einigen Menſchen genauer verbunden ſeyn, als bey andern. Dieſe werden alſo leichter getrennet als jene. Hieraus folget, daß ein Ton einem Menſchen unangenehm ſeyn kann, der in einem andern dieſe Empfindung nicht machet. Da ferner nicht einmal zwey ſich völlig ähnliche Dinge in der Welt ſeyn können, ſo folget, daß einerley Ton in unterſchiedenen Menſchen nicht einen gleichen Grad von dem Angenehmen oder Unangenehmen herfürbringen kann. Ich werde alſo nicht irren, wenn ich behaupte, daß der Grund von dieſer angenehmen oder unangenehmen Empfindung nicht in der allgemeinen menſchlichen Natur zu ſuchen ſey. Keiner

wird demnach leugnen, daß dieſelben eine bey den Menſchen veränderliche Urſache haben.

§. 5.

Die Erfahrung lehret uns, daß die Gewohnheit in uns eine groſſe Veränderung herfürbringet. Wenn unſere Ohren demnach von unſerer Jugend an gewöhnet werden, einen ſtarken Ten zu hören, ſo kann derjenige Schall, der uns im Anfange unangenehm geweſen, mit der Zeit angenehm, oder doch zum wenigſten erträglich werden. Eben dieſe Gewohnheit wird auch in einem erwachſenen Menſchen verurſachen, daß er in der Folge der Zeit ſein Urtheil von einem ſolchen Tone ändert. Dieſe Sätze überführen uns alſo eben ſo wol, daß das Unangenehme eine Zufälligkeit des Schalles ſey.

§. 6.

Unſere Seele liebet in allen ihren Empfindungen die Veränderung. Auch angenehme aber einförmige Fürſtellungen werden ihr zulezt verdrüßlich. Z. E. ein lange anhaltender und oft wiederholter Geſchmack wird uns zuwieder und eckelhaft. Bey einer guten Muſik können wir einſchlafen, wenn wir einerley Stücke ſehr oft hören müſſen. Dieſe Liebe zur Veränderung iſt die Urſache, daß eine ſorgfältige Ausmuſterung der uns hartklingenden Töne uns zuwieder wird; denn wir müſſen alsdenn ſtets lauter gelinde Töne hören.

§. 7.

Der Einwurf hat hier nicht ſtatt: Ich hätte ja in dem 3ten § behauptet, daß die ſtarken Töne den Gliedmaſſen des Gehöres ſchädlich wären, und in unſerer Seele unangenehme Empfindungen herfürbrächten. Wie wäre es dero-

derowegen wol möglich, daß die Menſchen dieſelben verlangeten? Für ſeinen Schaden hätte ja ein jeder einen Abſcheu. Ich antworte: 1) Es iſt zwar wahr, daß die Urſache eines harten Tones, in ſo ferne er bey einem Menſchen würklich ein ſolcher iſt, die Gliedmaſſen des Gehörs einiger maſſen verletzet und ſehr ſcharf berühret; aber ich habe auch in dem 5ten § gezeiget, daß die Gewohnheit die Empfindung dieſer Verletzung unmerklich mache; 2) es iſt bekannt, daß die Geſellſchaft einiger unangenehmen Empfindungen mit vielen angenehmen eine beſondere Luſt und Vergnügen in uns verurſache. In einer woleingerichteten Muſik klinget ein Ton ſehr gut, der auſſer der Verbindung mit guten Tönen uns unerträglich anzuhören ſeyn würde. Etwas bitteres oder ſaures machet ein gutes Gericht auch wolſchmeckender, obgleich das bittere und ſaure unſere Zunge ungemein ſcharf angreiffet. Eine wolgeſalzene Speiſe erwecket bey vielen Menſchen noch eine gröſſere Begierde zu eſſen, ungeachtet das Salz durch ſeine ſcharfen Theile die Zunge verletzet. Eben ſo iſt es auch mit den Tönen überhaupt beſchaffen. Eine Vermengung ſolcher Töne, die in Anſehung unſerer Gliedmaſſen des Gehörs hart und gelinde ſind, bringet in uns vielmehr eine angenehme als unangenehme Empfindung herfür.

§. 8.

Aber hierinnen iſt bey den Menſchen eben ſo wol keine Uebereinſtimmung. Denn erſtlich ſind ſich die Menſchen nicht einig, welche Töne hart oder gelinde ſind. Dieſe ſind ſich auf etwas anders beziehende Begriffe; ſie beziehen ſich nämlich auf die verſchiedenen Beſchaffenheiten der Gliedmaſſen des Gehörs bey den Menſchen. Wenn jemand ſtarke Werkzeuge zum hören hat, ſo wird ihm ein

Ton gelinde fürkommen, der einem andern ſchon harte ſcheinet, weil ſeine Gliedmaſſen des Gehörs ſubtiler ſind. Jener wird alſo unter dieſen Tönen noch härtere untergemenget verlangen, welches dieſem unerträglich ſcheinen würde. Hernach, wenn ſich auch einige Menſchen einig ſind, welches harte und gelinde Töne ſind, ſo werden ſie doch einen ungleichen Grad von der Vermengung derſelben verlangen. Der eine wird den harten, der andere den gelinden Tönen den Vorzug geben. Es folget hieraus, daß die Urſache, weswegen einige Menſchen dieſe und keine andere Vermiſchung harter und gelinder Töne lieben, nicht in der allgemeinen Natur des Menſchen zu ſuchen ſey.

§. 9.

Ehe ich aber dieſe allgemeine Betrachtungen von den Tönen völlig verlaſſe, ſo muß ich einem Mißverſtande vorbeugen, welcher bey dem Leſer leicht entſtehen könnte. Ob ich gleich behaupte, daß die Empfindung harter und gelinder Töne nicht in der allgemeinen menſchlichen Natur ihren Grund habe, ſo will ich dadurch nicht zugleich leugnen, daß die Verbindung der Töne in der Muſik, und die daraus entſpringende Luſt eines Kenners derſelben eine unveränderliche Urſache habe. Dieſes Vergnügen entſtehet nicht von der ſtarken oder gelinden Würkung der Luft an unſer Ohr; ſondern vielmehr von der undeutlichen Fürſtellung der ordentlichen Verhältniß der Töne. Denn dieſelbe machet eine Vollkommenheit aus, und ſie wird von der Seele auf einer ſinnlichen Art erkannt. Aus dieſer anſchauenden Erkenntniß nun der vollkommenen Verhältniß der Töne in einer Muſik entſtehet eine Luſt bey einem Kenner derſelben.

§. 10.

Dieſe allgemeinen Wahrheiten können ſehr leicht auf die ausgeſprochene Wörter angewendet werden. Dieſe beſtehen aus einem oder mehreren Buchſtaben, und dieſelben verurſachen in unſerm Ohr einen Ton, wenn ſie ausgeſprochen werden (§. 2.). Nachdem alſo die Luft durch die Ausſprache der Buchſtaben ſtark oder wenig beweget wird, und nachdem die Gliedmaſſen des Gehörs bey den Menſchen nach ihrer Stärke unterſchieden ſind, ſo müſſen auch die Töne von den Buchſtaben ſtark oder gelinde ſeyn. Die Erfahrung lehret uns auch, daß uns nicht alle Buchſtaben und deren Verbindung gleich ſtark und gelinde ſcheinen. Dieſem kommt dieſer Buchſtab hart für, einem andern iſt dieſer zwar gelinde, aber er fället von einem andern das Urtheil der Härte. Z.E. Mir kömmt der Lautbuchſtabe A harte für, wenn er mit dem T, P, R verbunden iſt; hingegen das S mit dem Lautbuchſtaben verknüpfet, ſcheinet mir gelinder zu ſeyn. Es wäre aber thöricht, wenn man hierinnen eine Gleichförmigkeit unter allen Menſchen vermuthete. Das Urtheil von der Härte und Gelindigkeit eines Buchſtabens beruhet ja unter andern auch auf die Beſchaffenheit der Gliedmaſſen des Gehörs. Dieſe aber ſind bey verſchiedenen Menſchen nicht völlig einerley. Wer alſo von einigen Buchſtaben und deren Verbindung eine allgemeine Härte und Gelindigkeit behauptet, derſelbe machet ſein Gehör zur Regel von dem Gehör aller Menſchen. Er giebet alſo einen närriſchen Hochmuth zu erkennen. Es würde dieſes Fürgeben noch einigen Schein haben, wenn die zärtlichen Gliedmaſſen des Gehörs vollkommener wären, als diejenigen, welche ſtärker ſind. Aber dieſes wird kein Menſch beweiſen können. Eine jede von dieſen Arten

hat gewiſſe gute Eigenſchafften, welche der andern fehlen. Ein Gehör, welches aus ſehr zarten Theilen beſtehet, wird von einer durch einen Körper nur ſehr ſchwach bewegten Luft ebenfalls in Bewegung geſetzet. Die Seele eines ſolchen Menſchen höret alſo ſehr leicht. Hingegen aber kann dieſes Ohr eine ſtarke Bewegung nicht ertragen; ein ſtarker Schall iſt demſelben zuwieder. Weil es aber ſehr leicht in Bewegung geſetzet wird, ſo höret dieſelbe in ihr ſehr bald wieder auf. Ein ſolches Gehör verhindert demnach, daß die Seele den Schall und Ton ſich nicht ſehr klar fürſtellet; ſie hat nicht Zeit genug, die Merkmale in ſich recht auszudrücken. Ein Gehör aber, welches aus ſtärkern Gliedmaſſen beſtehet, kann zwar nicht durch eine jede kleine Bewegung der Luft beweget werden, und die Seele eines ſolchen Menſchen wird einen geringen Ton mit einem klaren Bewuſtſeyn ſich nicht fürſtellen; aber ſie iſt deſto geſchickter ſtarke Töne zu hören. Solche einmal in Bewegung gebrachte Werckzeuge des Gehörs bleiben auch länger in Bewegung. Die Seele eines ſolchen Menſchen höret klärer, als diejenige, deren Leib mit ſubtilerern Gliedmaſſen zum Hören verſehen iſt. Es wird uns ſchwer ſeyn, genau zu beſtimmen, welches Gehör den Vorzug verdienet. Die Mühe aber, die ſich ein Menſch deswegen geben wollte, würde auch vergebens ſeyn, weil Gott einer jeden Art die zureichenden und weſentlichen Vollkommenheiten beygeleget hat. Es iſt aber hiebey zu merken, daß eben derſelbe Buchſtabe einem Menſchen hart und auch gelinde fürkommen könne, nachdem der andere ihn mit einer groſſen oder geringen Kraft ausſpricht; aber hievon rede ich nicht, ſondern ich behaupte in dieſem §, daß einige Buchſtaben und deren Verbindung mit andern einem Menſchen harte oder gelinde

ſcheinen,

ſcheinen, man mag bey ihrer Ausſprache ſchreyen oder nicht. Die Urſache hievon lieget in den Buchſtaben ſelber, in deren Verbindung, und in der Beſchaffenheit des Ohres bey dem Zuhörer. Die Erfahrung wird dieſes beſtätigen. Jch erinnere dieſes, damit man mir keine falſche Meynung andichte.

§. 11.

Jch kann nicht umhin, daß ich hier nicht etwas von der Euphonie oder dem Wolklange in der Sprachkunſt erwähne. Mir kommt die Erklärung des Grundes von den Regeln in einer Sprache lächerlich für, welche aus der Euphonie hergenommen wird. Wenn man einigen Sprachverſtändigen fräget, warum dieſer oder jener Buchſtabe die Stelle desjenigen Buchſtabens eingenommen hat, der in dem Stammworte verhanden iſt, ſo werden ſie zur Euphonie ihre Zuflucht nehmen. Die hebreiſche Sprachkunſt iſt recht mit ſolchen Regeln angefüllet. Daſelbſt trifft man ein euphoniſches Dageſch, Meteg, und ſelbſtlautende Buchſtaben an. Unſere deutſche Sprachverſtändige wiſſen eben ſo wol durch dieſes Kunſtſtück den Schein einer Erklärung zu erſchleichen. Nach ihrer Meynung iſt der Wolklang der Grund, warum es z. E. in dem Zeitworte **leſen, ich las** heiſſet, wenn die noch nicht völlig vergangene Zeit angezeiget werden ſoll; weswegen es in dem Zeitwort **backen,** alsdenn **ich buch,** heiſſet. Aber dieſer angegebene Grund ſaget nichts, und iſt nicht höher zu halten, als die unbekannten Urſachen der Scholaſtiker. Denn dieſer Wolklang kann doch nicht anders erkläret werden, als daß einige Buchſtaben aus der Urſache an der Stelle anderer geſetzet werden, weil den Urhebern dieſer Veränderung iene gelinder, oder doch in der Verbindung mit andern Buch-

ſtaben

ſtaben angenehmer fürgekommen ſind, als dieſe. Aber dieſes iſt eine geſchehene Sache, und muß alſo bewieſen werden. Womit beweiſen ſie dieſe Geſchichte? Haben vielleicht die Alten ſie ſelber aufgezeichnet? Oder ſind doch ſonſten glaubwürdige Zeugniſſe hievon vorhanden? Wo ſind aber dieſe zu finden? Warum bringet man ſie nicht an das Tageslicht? Diejenigen, welche ſo groſſe Liebhaber der Euphonie ſind, überlegen nicht, daß die Sprachen und vornemlich die deutſche in den vorigen Zeiten dem Willkür der Ungelehrten überlaſſen ſind. Von dieſen ſtammen die meiſten Veränderungen und Abweichungen von den Hauptregeln her. Es iſt aber nicht wahrſcheinlich, daß dieſe in der Veränderung der Buchſtaben den Wolklang zur Richtſchnur angenommen haben. Eine nachläſſige und unrichtige Ausſprache, und andere gar nicht rühmliche Urſachen haben ihnen wol vielmehr zu dieſer Veränderung bewogen. Vielleicht nimt ein Vertheidiger der Euphonie ſeine Zuflucht zur Erfahrung. Er wendet vielleicht ein, die Erfahrung lehre uns ia, daß die von unſern Vorfahren eingeführte Veränderung der Buchſtaben wolklingender ſey, als wenn die Buchſtaben des Stammwortes beybehalten wären. Er verlanget, wir ſollten nur unſerem eigenen Gehöre das Urtheil ſprechen laſſen, ob es nicht beſſer klinge, **ich las**, als **ich leſete**; **ich buch**, als **ich backete**; **er erſchuff**, als **er erſchaffete**. Aber wer hiedurch ſeine Liebe zur Euphonie rechtfertigen will, der verfällt in die Fehler, die ich im 10. §. angezeiget habe. Entweder er beurtheilet das Gehör ſeiner Vorfahren nach ſeinem Gehör. Oder er meynet, das wolklingende habe ſeinen Grund in der allgemeinen menſchlichen Natur. In dieſer Antwort aber habe ich meinem

nem Gegner unbewieſen zugegeben, daß ihm die angeführte Abweichung von dem Stammworte beſſer klinge; aber von dieſer Erfahrung könnte iemand mit Recht einen Beweis fordern, ob ſie auch richtig, und das Laſter der Erſchleichung dabey nicht begangen ſey? Mir kommt ſie verdächtig für; denn die Gewohnheit, und das Vorurtheil des Alterthums können uns leicht bereden, etwas für angenehm zu halten, welches uns auſſer dieſen Umſtänden unangenehm ſeyn würde.

§. 12.

In dem vorhergehenden habe ich die Gründe erkläret, woraus die Begriffe von einer **rauhen**, **männlichen**, **zärtlichen** und **weibiſchen** Sprache herzuleiten ſind. Eine Sprache iſt ein Inbegriff von vielen Wörtern. Ein Wort aber kann aus ſolchen Buchſtaben beſtehen, die einem Zuhörer bey der Ausſprache entweder hart oder gelinde fürkommen, (§. 10.). Es iſt derowegen eine Sprache möglich, darinnen faſt alle Wörter aus ſolchen Buchſtaben beſtehen, die entweder einem Menſchen entweder für ſich, oder doch in Verbindung mit andern hart, und alſo unangenehm fürkommen. Dieſe Sprache wird eine **rauhe** genennet. Es können aber auch die Wörter einer Sprache aus ſolchen Buchſtaben zuſammen geſetzet ſeyn, von welchen zwar eine ſehr groſſe Menge in Anſehung eines gewiſſen Menſchen harte iſt, aber es ſind doch auch viele Wörter aus gelinden Tönen zuſammen geſetzet, welche dieſe Härte ziemlich vermindern, und unmerklich machen. Dieſer Sprache iſt der Nahme einer **männlichen** beygeleget. Es iſt ferner möglich, daß hingegen dieienigen Wörter einen ſehr groſſen Theil von einer Sprache ausmachen, die nach dem Urtheile eines Zuhörers gelinde Buchſta-

ben haben; die aus harten Buchſtaben beſtehende Wörter ſind alſo in dieſer Sprache nicht in ſo groſſer Anzahl als in der vorigen. Hierinnen beſtehet das Weſen von einer zärtlichen Sprache. Endlich kann man eine Sprache gedenken, darinnen faſt alle Wörter aus gelinden Tönen beſtehen, ſo, daß die harten in derſelben wenig oder gar nicht können gemerket werden. Dieſe Sprache heiſſet die weibiſche. Mehrere Arten wird keiner erdenken können. Ob aber von allen dieſen Arten der Sprache würklich in der Welt welche fürhanden, oder ob ſie nur bloſſe Hirngebuhrten ſind, iſt ſchwer zu beſtimmen. Ich werde im folgenden mehr davon reden, wenn ich nur vorher einige Eigenſchaften von dieſen Sprachen aus ihren Erklärungen werde hergeleitet haben.

§. 13.

Aus den in dem vorigen §. angeführten Erklärungen kann man erkennen, daß dieſelben ſich auf einander beziehende Begriffe ſind. Wir werden nicht beſtimmen können, ob eine gewiſſe Sprache eine männliche ſey, wo wir uns nicht zugleich in Gedanken eine andere fürſtellen, die nach unſerem Urtheile rauhe iſt. Und dieſe wird eben ſo wol nach iener beurtheilet. Wenn beide Sprachen zwar nach unſerer Meynung viele harte Wörter in ſich begreiffen, aber in der einen die Anzahl davon gröſſer iſt, als in der andern, ob gleich der Unterſcheid ſo gar groß nicht iſt, ſo wird die erſte Sprache rauhe, die andere aber männlich genennet: Eben ſo iſt es auch mit der zärtlichen und weibiſchen Sprache beſchaffen. Die eine muß nach der andern abgemeſſen werden. Wenn wir die eine für zärtlich halten, und wir vergleichen damit eine andere, die eine ziemlich

lich größere Anzahl von gelinden Wörtern in ſich begreiffet, ſo wird dieſe von uns eine **weibiſche** genannt. Und auf einerley Art beſtimmen wir eine zärtliche Sprache nach der vorher von uns erkannten weibiſchen. Eine **männliche** und **zärtliche Sprache** können auch von einander einen Maßſtab abgeben. Wenn wir die eine für **männlich** ſchätzen, und halten mit derſelben eine andere zuſammen, darinnen zwar mehrere gelinde Wörter anzutreffen ſind, aber der Unterſchied darf doch nicht mit einer ſehr großen Zahl ausgedrucket werden, ſo iſt dieſe **zärtlich**. Auf gleiche Weiſe verfährt man, wenn die zärtliche zuerſt iſt gedacht worden. Hieraus iſt auch klar, daß, nach dem wir dieienige Sprache für **rauhe, männlich**, u. d. m. halten, welche bey uns der Maßſtab von einer andern iſt, ſo iſt auch das Urtheil von der zubeſtimmenden beſchaffen. Dieſes iſt unter andern eine Urſache, daß die Urtheile von den Sprachen ſo ſehr unterſchieden ſind. Wenn auch zwey Menſchen nach einerley Sprache eine andere beurtheilen, und ſie ſind ſich nicht in Anſehung der erſten einig, ob ſie **männlich, rauhe**, u. ſ. w. ſey, ſo müßen ſie auch ſehr unterſchiedene Urtheile von der andern fällen.

§. 14.

Das Wort **rauhe** hat mehr wie eine Bedeutung, wenn es von einer Sprache gebrauchet wird. Es wird zuweilen in dem Verſtande genommen, daß es eine Sprache anzeiget, die in Anſehung ihrer innern Beſchaffenheiten mangelhaft iſt, daß nämlich die Wörter in derſelben die Begriffe, und deren Verbindung, nicht deutlich andeuten, die Regeln einer vernünftigen Rechtſchreibung bey denſelben nicht genau beobachtet werden, u. d. g. m.

In dem Verſtande aber wird dieſes Wort hier nicht genommen. Ich verſtehe unter einer rauhen Sprache eine ſolche, welche einen Zuhörer unangenehm iſt, wegen der vielen harten Wörter. Es iſt aber ſehr wol möglich, daß eine Sprache nach beiden Bedeutungen rauhe zu nennen iſt. Sie kann ia nach ihren weſentlichen Beſchaffenheiten unvollkommen ſeyn, und auch ſehr viele harte Wörter in ſich begreiffen. Man thut aber beſſer, daß man dieſelbe wegen des erſten Mangels weſentlich **unvollkommen** nennet. Dadurch werden dieſe beiden vermeinten Fehler zur Genüge unterſchieden. Denn ich werde im folgenden zeigen, daß die **Rauhigkeit** bey einer Sprache nur eine zufällige **Unvollkommenheit** ſey.

§. 15.

Obgleich in einer **rauhen Sprache** die harten Wörter den größten Theil ausmachen, (§. 12.) ſo können doch dem ungeachtet in derſelben einige gelind-klingende Wörter anzutreffen ſeyn. Es folget auch nicht aus dem Begriffe einer ſolchen Sprache, daß in derſelben keine Buchſtaben ſeyn dürfen, welche in und auſſer der Verbindung mit andern gelinde ſind. Eine ſolche Sprache iſt nicht zu begreiffen, daraus alle gelinde Wörter und Buchſtaben geſtoſſen wären. Sie würde nicht zureichen, alle nöthige Begriffe mit Wörtern auszudrücken. Es iſt zu einer **rauhen Sprache** ſchon genug, wenn die gelinden Wörter in derſelben nur einen ſehr geringen Theil ausmachen, ſo, daß ſie für die groſſe Menge von harten Tönen nicht klar können gemerket werden. Eben ſo iſt es mit der **weibiſchen Sprache** beſchaffen in Anſehung der harten Wörter. Obgleich faſt alle Wörter in derſelben gelinde ſeyn müſſen, ſo würde ſie doch

doch ſehr unvollkommen ſeyn, wenn alle harte Wörter und Buchſtaben von ihr ausgeſchloſſen wären. Sie verdienet doch den Namen einer **weibiſchen Sprache**, wenn die wenigen zarten Wörter unter den ungemein vielen gelinden verſteckt ſind. Daß in den **männlichen** und **zärtlichen Sprachen** harte und auch gelinde Wörter ſeyn müſſen, obwol in dieſer mehrere gelinde, als in iener, iſt aus ihren Erklärungen leicht zu erſehen.

§. 16.

In dem 4 und 5ten §. habe ich erwieſen, daß die Härte der Töne nicht ihren Grund in der allgemeinen menſchlichen Natur habe, ſondern vielmehr von der Beſchaffenheit der Gliedmaſſen des Gehörs einzelner Menſchen abhange, welche denſelben entweder angeboren iſt, oder die ſie ſich durch eine lange Gewohnheit eigen gemacht haben. Hieraus habe ich im 10ten §. geſchloſſen, daß von den harten Wörtern eben ſo wol darinnen der Grund zu ſuchen ſey. Folglich muß man ein gleiches von der **rauhen** und **männlichen Sprache** behaupten; dieſe beſtehen ia aus vielen harten Wörtern, (§. 12.). Wer alſo das **rauhe** und **männliche** als allgemeine oder abſolute Eigenſchaften von einer Sprache anſiehet, der betrüget ſich. Es ſind dieſe nur Zufälligkeiten, welche ihren zureichenden Grund auſſer der Sprache in den Zuhörern haben. Einerley Sprache kann alſo dem einen Menſchen **rauhe**, dem andern aber **männlich** oder gar **zärtlich** fürkommen. Beide können auch zugleich Recht haben, wenn ſie anders ihrer Empfindung gemäß urtheilen, und nicht vorgefaßten Meinungen folgen. Es ſind nicht bey einer Sprache wiederſprechende Beſchaffenheiten, das **rauhe**,

und das männliche zugleich, wenn nur nicht ein Menſch zu gleicher Zeit derſelben dieſe beyleget. Auf gleiche Art iſt es mit einer zärtlichen und weibiſchen Sprache beſchaffen. Denn ich habe in dem 8ten §. bewieſen, daß die gelinden Töne ihren Grund auch in der verſchiedenen Einrichtung des Gehörs bey einzelnen Menſchen haben. Eine zärtliche aber und weibiſche Sprache begreiffen dem größten Theile nach ſolche Wörter in ſich, die aus gelinden Buchſtaben zuſammengeſetzet ſind (§. 12.). Eine unbedingte zärtliche und weibiſche Beſchaffenheit in Anſehung einer Sprache iſt alſo ein Unding. Aus dieſem allen iſt demnach zu ſchlüſſen, daß kein Menſch ſich zu einen allgemeinen Richter aufwerfen, und einer Sprache eine von dieſen ſchon oft angeführten Beſchaffenheiten überhaupt beylegen dürfe. Es iſt thöricht, wenn er aller Menſchen Urtheil nach dem ſeinigen beurtheilen will. Es würde einen groſſen Hochmuth anzeigen, wenn er alle diejenigen eines verderbten Gehörs beſchuldigte, die ſeinen Meynungen nicht beypflichten. Keinem Volke ſtehet dieſes Recht zu, einer Sprache überhaupt eine von dieſen Beſchaffenheiten zuzueignen. Wenn ein Menſch, und auch ein ganzes Volk vernünftig verfahren will, ſo müſſen ſie nur ſo viel behaupten: Ihre Gliedmaſſen des Gehörs wären ſo beſchaffen, daß eine Sprache dieſe und keine andere Würkung in ihnen verurſache; ſie geſtünden aber dabey, daß andere Menſchen ihre Einrichtung des Gehörs bewegen könne, ein entgegengeſetztes Urtheil von dieſer Sprache zu fällen; ſie begehrten nicht ſich deßwegen mit ihnen zu zanken, ſie wären vielmehr überzeuget, daß ſie alle zu gleicher Zeit die Wahrheit auf ihren Seiten haben könnten, und daß alſo ihr Streit ver-

vergeblich und unvernünftig ſeyn würde. Wenn die Menſchen auf dieſe Art ihre Urtheile von dieſer Sache abfaſſeten, ſo würden die unnützen Zänkereyen unter den Völkern wegen des Vorzuges der Sprachen in dieſem Stücke bald aufhören. Es iſt kein Streit unvernünftiger, wie dieſer. Wenn eine gelehrte Streitigkeit ſoll wol gegründet ſeyn, ſo müſſen die Streitenden ſich würklich wiederſprechen, und es muß eine Regel vorhanden ſeyn, wonach man unterſuchen kann, welcher von ihnen die Wahrheit behauptet. Aber alle dieſe nothwendigen Eigenſchaften fehlen bey dem Streite unter den Völkern, ob dieſe oder iene Sprache **rauhe** oder **männlich**, **zärtlich** oder **weibiſch** ſey? Dasienige Volk, welches ſehr ſubtile Gliedmaſſen des Gehörs hat, und eine Sprache redet, deren Wörter ſeinen zarten Ohren gelinde fürkommen, wird die Sprache eines andern Volkes für **rauhe** ausgeben. Es hat auch vielleicht hierinnen Recht. Die Wörter dieſer Sprache erwecken vielleicht bey demſelben nicht die angenehmen Empfindungen, deren es bey der Anhörung ſeiner Mutterſprache gewohnet iſt. Dasienige Volk aber, welches dieſe Sprache als ſeine eigene einſiehet, wird dieſes für eine ungegründete Beſchuldigung halten. Es wird ſich auf ſeine eigene Empfindung berufen. Es wird behaupten, daß ſie ihm angenehm ſey. Weit gefehlet alſo, daß es dieſe Sprache für **rauhe** halten ſollte; es wird derſelben vielmehr den Namen einer **männlichen**, oder gar **zärtlichen** beylegen. Und es handelt auch hierinnen alsdenn der Wahrheit gemäß, wenn ſeine Gliedmaſſen des Gehörs ſtärker ſind, als bey dem andern Volke. Beide ſich zankende Völker haben die Wahrheit auf ihren Seiten. Unter ihnen iſt kein wahrer Wiederſpruch.

Ein jedes von ihnen führet nur die Würkung an, die dieſe Sprache in ihren Ohren machet. Weil dieſe aber unterſchiedene Beſchaffenheiten haben, ſo kann auch die Würkung nicht einerley ſeyn. Man könnte dieſen Streit zu einen wahren machen, wenn eine gewiſſe Einrichtung des Gehörs die beßte wäre; wenn nämlich das zarte vor dem harten Gehör, oder dieſes vor jenem den Vorzug hätte. Ein ſolches Gehör könnte man zum Maßſtabe annehmen. Alsdenn könnten wir alle diejenigen Sprachen als **rauhe** und **weibiſche** verwerfen, die einem ſolchen Gehöre entweder wegen der gar zu vielen harten, oder gelinden Wörter zuwieder wären. Aber ich habe im 10ten § bewieſen, daß ſo wenig die harten den zarten Gliedmaſſen des Gehörs, noch dieſe jenen vorzuziehen ſind. Alſo kann keine von dieſen Arten zu einem Schiedsrichter in dieſer Streitigkeit angenommen werden. Aber ob ich gleich behaupte, daß ſehr verſchiedene und dem Scheine nach entgegengeſetzte Urtheile von dem **rauhen, männlichen, zärtlichen** und **weibiſchen** bey einer Sprache zugleich wahr ſeyn können, wenn ſie ſich auf die verſchiedenen Würkungen gründen, die ſie in den Ohren verſchiedener Menſchen verurſachen; ſo will ich doch deßwegen nicht allen Urtheilen das Wort reden, welche von den Sprachen in dieſem Stücke gefället werden. Es iſt bekannt, daß vorhergefaßte Meynungen, eine ſtarke Neigung und Haß gegen einer Sache, uns leicht betrügen können, daß wir meynen, etwas innerlich zu empfinden, welches doch nur Würkungen unſerer Leidenſchaften ſind. Dieſe haben aber auch einen groſſen Einfluß in das Urtheil von den Sprachen. Wenn jemand fremde und auswärtige Sachen ſehr liebet, ſo wird er ſich ſehr leicht überreden,

daß

daß eine fremde Sprache an angenehm und gelinde klingenden Wörtern ſeine Landesſprache weit übertreffe. Der Grund dieſes Urtheils iſt alsdann nicht in der Beſchaffenheit ſeines Gehörs, ſondern in der Neigung zu einer auswärtigen Sprache zu ſuchen. Im Gegentheil aber, wenn wir wieder ein Volk und deſſen Sprache vorher eingenommen ſind, ſo wird uns dieſelbe rauhe und unangenehm klingen; obgleich die Wörter in derſelben dieſe Würkung nicht hervorbringen, ſondern vielmehr unſer Vorurtheil. Solche Urtheile verlange ich nicht zu vertheidigen. Sie ſind wieder alle bey den Erfahrungen zu beobachtende Regeln gefället, und ſind alſo falſch.

§. 17.

Aus dem in dem vorigen § bewieſenen Satze kann man die Urſache erkennen, warum es ſo ſchwer zu beſtimmen ſey, ob würklich einige Sprachen den Namen der **rauhen, männlichen, zärtlichen** und **weibiſchen** verdienen? Allgemeine Urtheile können in dieſem Stücke nicht gefället werden. Sie gelten nur von einigen Menſchen, und gründen ſich auf die beſondere Einrichtung des Gehörs. Eine Uebereinſtimung und Einigkeit kann alſo hierinnen bey allen Menſchen nicht vermuthet werden. Welche Sprache der eine für **männlich** hält, die wird den Ohren eines andern **rauhe** fürkommen, u. ſ. w. Wenn man derowegen einigen Sprachen dieſe ſchon oft erwähnten Beſchaffenheiten beyleget, ſo wird man ſich doch keinen allgemeinen Beyfall verſprechen können. Wie kann man nun wol Exempel von der **rauhen, männlichen, zärtlichen** und **weibiſchen Sprache** anführen? Exempel ſollen ja eigentlich die Würklichkeit einer Sache bey allen auſſer Zweifel ſetzen. Geſetzt auch,

man wollte nur durch dieſe beweiſen, daß doch in Anſehung des Gehörs bey einigen Menſchen einige Sprachen würklich für rauhe, andere für männlich, oder zärtlich und weibiſch gehalten würden; ſo wird es dennoch faſt eben ſo ſchwer ſeyn, als in dem vorigen Falle, ſichere Beyſpiele anzuführen. Wenn dieſe Namen einigen Sprachen ſollten mit Recht von jemand zugeeignet werden, ſo müßten ſie ſolche Wörter in ſich begreiffen, welche in Anſehung des Gehörs harte oder gelinde ſind, es müßten aber dabey alle Vorurtheile und Leidenſchaften verbannet ſeyn. Aber wie kann man dieſes erforſchen? Wie leicht verleiten uns nicht die Leidenſchaften zu falſchen Urtheilen? Ein jeder kann ſich dafür bey ſeinen eigenen Empfindungen nicht genug hüten. Wenn wir eine Sache durch die Erfahrung erkennen wollen, ſo bringen wir ſehr oft einen geheimen Wunſch mit uns, daß die Sache ſo und nicht anders beſchaffen ſeyn möchte. Dieſer wird uns abhalten, bey der Erfahrung aufrichtig zu ſeyn. Wir werden uns bemühen, die Sache auf dieſe und keine andere Art zu empfinden. Wir können uns demnach bey unſern Empfindungen ſehr leicht betrügen. Dieſe Gefahr zu irren hat auch ſtat, wenn wir unſere Sinnen das Urtheil ſprechen laſſen, ob eine Sprache rauhe, männlich, u. ſ. w. ſey. Es iſt dieſes im vorigen § bewieſen worden. Wollen wir aber andern auf ihr Wort trauen, daß ſie in dieſem Stücke bey ihren Empfindungen behutſam verfahren ſind, ſo ſind die Exempel von den oft erwehnten Arten der Sprache nicht rar. Es iſt ja bekannt, daß wir unſere Mutterſprache, ſo wie ſie jetzo von uns geredet wird, für männlich, die Mundart aber unſerer Voraltern vor 200 oder 300 Jahren für rauhe halten. Die italieniſche Sprache

wird

wird von vielen zärtlich genennet, und der franzöſiſchen iſt oft der Vorwurf einer weibiſchen gemachet worden.

§. 18.

Es iſt noch der letzte Punct übrig, den ich zu unterſuchen, im 1ſten § verſprochen habe. Ich werde nämlich beweiſen, daß alle dieſe oft erwehnten Arten der Sprache in einer gewiſſen Abſicht gleich vollkommen ſind. Um dieſes deſto beſſer darzuthun, will ich vorher die Gründe derer anführen, welche meynen, daß dieſe Sprachen einen unterſchiedenen Grad der Vollkommenheit haben. Ihre Gründe ſind folgende: Eine von den vornehmſten Abſichten bey der Sprache iſt, daß ſie von den Menſchen gehöret werde. Nun ſtimmet aber mit dieſer Abſicht beſſer überein, was angenehm zu hören, als was den Ohren zuwieder iſt. Derowegen kommt dieienige Beſchaffenheit mit dem Endzwecke der Sprache beſſer überein, wenn die Wörter in derſelben gut klingen, als wenn ſie den Zuhörern unangenehm ſind. Alles aber, was mit der Abſicht von der Sprache übereinſtimmet, machet eine Vollkommenheit von derſelben aus; welches hingegen ihrem Endzwecke zuwieder iſt, das iſt eine Unvollkommenheit. Hieraus folget, daß eine Sprache, die gut anzuhören iſt, vollkommener ſey, als dieienige, deren angehörte Wörter in unſerer Seele unangenehme Empfindungen machen. Die **rauhen** und **weibiſchen** Sprachen aber ſind unſeren Ohren zuwieder wegen der gar zu groſſen Menge harter und gelinder Wörter; die **männlichen** hingegen und **zärtlichen** Sprachen haben eine gröſſere Vermiſchung harter und gelinder Wörter, und ſie erwecken deßwegen in unſerer Seele angenehmere Empfindungen als die vorigen (§. 3. 6. 12).

Aber auch dieſe ſind dem Grade nach hierinnen unterſchieden, die zärtliche Sprache hat vor der männlichen einen Vorzug. Hieraus meynen ſie, könne man ſicher ſchlüſſen, daß die zärtliche Sprache die vollkommenſte ſey, die männliche ihr in der Vollkommenheit nahe komme, die rauhe und weibiſche aber unvollkommen ſeyn. Ich bin mit dem durch dieſe Gründe erwieſenen Satze einig, daß die männliche und zärtliche Sprachen vollkommener als die rauhe und weibiſche ſind, wenn er nur gehörig eingeſchränket wird. Derſelbe muß alſo ausgeſprochen werden: In wie ferne eine Sprache in Anſehung der Gliedmaſſen des Gehörs von einem Zuhörer für männlich oder zärtlich, rauhe oder weibiſch gehalten wird: in ſo ferne iſt ſie auch von demſelben für vollkommen und unvollkommen zu ſchätzen. Aber dieſes iſt nur eine veränderliche Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Denn eine Sprache wird nach den verſchiedenen Gliedmaſſen des Gehörs bey den Menſchen bald für rauhe, bald für männlich, zärtlich und weibiſch gehalten. Und hienach muß auch das Urtheil von der Vollkommenheit einer Sprache geändert werden. Eine Sprache, welche iemand, der ſehr ſubtile Gliedmaſſen des Gehörs hat, rauhe nennet, und für unvollkommen hält, wird von einem andern als männlich und vollkommen gelobet, deſſen Werkzeuge zum hören ſtärker ſind. Eben ſo iſt es mit einer von einem Menſchen für zärtlich ausgegebenen Sprache beſchaffen. Dieſe wird von einem andern als weibiſch und unvollkommen verworfen werden, weil ſein Gehör ſtärkere Töne verlanget. Imgleichen, eine Sprache, welcher iemand den Fürwurf der weibiſchen machet, wird ein anderer als zärtlich und

ſehr

ſehr vollkommen preiſen. Die Urſache iſt, weil bey dem erſten die Werkzeuge zum hören ſtärker ſind als bey dem andern. Es iſt alſo keine Art von dieſen Sprachen, welche nicht in Anſehung gewiſſer Menſchen einer andern an Vollkommenheit ziemlich gleich wäre. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß eine Sprache, in wie ferne ſie rauhe oder weibiſch iſt, in ſo ferne auch für unvollkommen zu halten ſey; aber ſie iſt nicht beſtändig, und in Anſehung aller Menſchen alſo beſchaffen. Folglich beziehet ſich ihre Unvollkommenheit nur auf gewiſſe Menſchen, und iſt veränderlich. Es iſt nicht möglich, daß eine Sprache beſtändig in dieſem Stücke unvollkommen ſey. Wenn dieſes geſchehen könnte, ſo müßte das rauhe und weibiſche eine unbedingte Beſchaffenheit von einer Sprache ſeyn, welches doch falſch iſt. (§. 16.)

§. 19.

Eine weſentliche Vollkommenheit entſtehet aus der Uebereinſtimmung der weſentlichen Beſchaffenheiten und Eigenſchaften eines Dinges. Dieſe muß bey einem Dinge beſtändig gefunden werden, wenn anders daſſelbe dasienige iſt, wofür es ausgegeben wird. Eine zufällige Vollkommenheit iſt vorhanden, wenn die Zufälligkeiten mit dem Weſen und der Abſicht von einer Sache übereinſtimmen. Dieſe iſt veränderlich, und das Ding kann daſſelbe verbleiben, wenn es gleich in dieſem Stücke unvollkommen iſt. Aus dieſen Erklärungen iſt klar, daß die Vollkommenheit, die aus dem männlichen und zärtlichen bey einer Sprache entſtehet, nur zufällig ſey (§. 18). Die weſentliche Vollkommenheit von einer Sprache beſtehet darinnen, daß die Wörter bequeme Zeichen von den Begriffen ſind,

daß bey ienen eine vernünftige Rechtſchreibung beobachtet werde, und ſie nach den bey den Zeit-und Nennwörtern feſtgeſetzten Regeln verändert werden, u. ſ. w. Es iſt aber bekant, daß die weſentlichen und zufälligen Vollkommenheiten ſehr leicht mit einander ſtreiten können, und daß alsdenn die Ausnahme von den letzten zu machen ſey. Hieraus folget, wenn eine Sprache ihre weſentlichen Vollkommenheiten nicht erlangen könnte, wo nicht dieſelbe in Anſehung einiger Menſchen rauhe oder weibiſch würde; ſo muß man ehe dieſe Unvollkommenheit zulaſſen, als dieſelbe ihrer weſentlichen Vollkommenheit berauben. Die Wörter in einer Sprache können die Begriffe bequem anzeigen, und die abſtammende Wörter können nach den feſtgeſetzten Regeln von den Stammwörtern hergeleitet ſeyn, ob ſie gleich einigen Menſchen gar zu harte oder gelinde fürkommen. Wer eine ſolche Sprache ſo gleich deßwegen verwirft, ohne zu überlegen, ob nicht dieſes rauhe oder weibiſche eine nothwendige Ausnahme zum Grunde habe, derſelbe giebt ſeine Unvernunft ſehr deutlich zu erkennen. Eben ſo thöricht iſt es auch, wenn iemand ſich durch dieſe erwähnten zufälligen Unvollkommenheiten abhalten läſſet, eine Sprache zu erlernen, in welcher viele vernünftige Schriften abgefaſſet ſind, oder deren Erkenntniß ihm doch zu ſeinen Abſichten nöthig iſt. Dieſer Thor überleget nicht, daß der Hauptendzweck von einer Sprache ſey, damit die Menſchen ſich einander ihre erkannten Wahrheiten mittheilen, und das geſellſchaftliche Band unter denſelben deſto feſter verknüpfet werden möge. Er hält das ſeinem Gehör zu verſchaffende Vergnügen höher, als die reine Luſt, die aus der Erkenntniß der Wahrheit entſpringet. Er will lieber ſeine Vernunft nicht

nicht durch die klugen Schriften der Ausländer ausbeſſern, als ſeinem Gehöre einige Gewalt anthun. Ich halte es auch für ein ſicheres Kennzeichen, daß ein Menſch noch an dem ſinnlichen hange, wenn er das männliche und zärtliche einer Sprache bloß allein zu einen Bewegungsgrund anführet, weswegen er dieſelbe erlernen wolle, oder ſchon gefaſſet habe. Er ſetzet den Hauptendzweck bey der Erlernung der Sprachen aus den Augen, und handelt nur allein nach einem Nebenendzweck. Es würde vergebens ſeyn, wenn man dieſen fragete, in wie weit er ſeinen Verſtand durch das leſen ausländiſcher Bücher gebeſſert habe. Er hat wenige Schriften in den fremden Sprachen geleſen; er hat ſie nur erlernet, um mit andern in denſelben zu ſprechen, und ſeine Ohren dadurch zu kützeln. Iſt dieſes aber nicht thöricht? und handelt ein ſolcher nicht wieder die Pflichten eines vernünftigen Menſchen? Aber obgleich das männliche und zärtliche nur zufällige Vollkommenheiten von einer Sprache, und der weſentlichen nach zuſetzen ſind, ſo iſt doch ein Volk verbunden, ſeine Mutterſprache entweder zärtlich, oder doch zum wenigſten männlich zu machen, wenn es ohne Verluſt der weſentlichen Vollkommenheit geſchehen kann. Ein Volk kann ſich leicht über dieſe erwähnten Beſchaffenheiten einer Sprache vereinigen. Denn die Erfahrung lehret uns, daß die Menſchen, die zugleich in einem Lande wohnen, und als ein Volk angeſehen werden, faſt einerley Temperamente oder Beſchaffenheit des Geblüths haben, und daß der Unterſchied unter den übrigen Theilen ihrer Körper auch ſo groß nicht ſey. Derowegen werden ihre Gliedmaſſen zum hören ſich eben ſo wol ziemlich ähnlich ſeyn. Bey ihnen kann man alſo noch

am

am erſten eine Uebereinſtimmung der Urtheile von den oft angeführten Beſchaffenheiten einer Sprache vermuthen, wenn ſie den Empfindungen ihres Gehörs folgen. Das männliche und zärtliche aber iſt eine Vollkommenheit von einer Sprache (§. 18.), und dieſe iſt allezeit dem Unvollkommenen vorzuziehen; derowegen muß ein Volk ſich bemühen, daß ſeine Mutterſprache in ſo ferne zärtlich, oder doch zum wenigſten männlich klinge, als es ohne den Verluſt der weſentlichen Vollkommenheit geſchehen kann. Und hierauf gründet ſich die Freyheit eines Volkes, die Sprache ſeiner Voraltern zu verbeſſern, wenn ſie ihm rauhe fürkommt. Aber hiebey muß das Gehör unpartheyiſch um Rath gefraget werden. Eine unvernünftige Liebe zu Neuigkeiten muß von dieſen Veränderungen nicht der Bewegungsgrund ſeyn, (§. 16). Es iſt nicht zu leugnen, daß uns die Mundart unſerer Voraltern rauhe zu ſeyn ſcheinet. Sie waren mehr bemühet, durch die Wörter ihre Gedanken anzuzeigen, als daß ſie für das Gehöre angenehme Ausdrücke ausſucheten. Es kann auch vielleicht ſeyn, daß ihre Gliedmaſſen zum hören ſtärker geweſen ſind als die unſeren. Wir ſind in vielen Stücken zärtlicher geworden als unſere Vorfahren. Uns ſtehet alſo frey, ſolche Wörter zu erwählen, die mit unſerem zarten Gehöre übereinſtimmen; aber wir müſſen darinnen behutſam verfahren, und es nicht auf das Gutdünken einiger Neulinge ankommen laſſen.

§. 20.

Ich will die im vorhergehenden ausgeführten allgemeinen Wahrheiten auf unſere Mutterſprache anwenden. Ich will unterſuchen, ob ſie rauhe zu nennen ſey; und ins beſondere will ich die Meynung derer beurtheilen,

die da glauben, daß die deutſche Sprache uns härter klinge, als die Franzöſiſche. So wol die Ausländer und vornehmlich die Franzoſen, als auch einige deutſche Kunſtrichter ſelbſt behaupten, daß in unſerer Mutterſprache noch ſehr viele rauhe Wörter angetroffen werden. Die Franzoſen ſind von der Schönheit ihrer Sprache ſo ſehr eingenommen, daß ſie dafür die Vollkommenheiten fremder Sprachen nicht erkennen können. Ihre Mutterſprache hat ihrer Meynung nach ſehr gelinde Wörter. Dieſes iſt die Urſache, daß ihnē ſo gleich die andern Sprachen, die härtere Töne in ſich begreiffen, rauhe fürkomē. Man könnte ihnen dieſes Urtheil zu gute halten, wenn ſie daſſelbe gehörig einſchränketen. Ob man gleich einen gegründeten Argwohn hat, daß ſie dieſe Urtheile mehr nach der Eigenliebe und Verachtung anderer Völker einrichten, als nach ihrem Gehöre; ſo würde man ihnen doch aus Liebe zum Frieden zugeben, daß ihre Gliedmaſſen des Gehörs ſo zarte wären, daß alle nur einigermaſſan harte Wörter ihnen unangenehme Empfindungen verurſacheten. Aber es iſt thöricht, daß ſie der deutſchen Sprache eine allgemeine Härte beylegen. Wiſſen ſie vielleicht gewiß, daß die Gliedmaſſen zum hören bey uns und andern Völkern mit den ihrigen einerley ſind? Oder ſtehen ſie in dem thörichten Wahn, daß die Beſchaffenheit ihres Gehörs die beſte ſey, wovon ſich alle Sprachen als von einem allgemeinen Richter müßten richten laſſen? Die deutſche Sprache iſt nicht zum Gebrauch der Franzoſen, ſondern der Deutſchen erfunden worden. Wenn ſie demnach dem Gehör dieſes Volkes gemäß eingerichtet iſt, ſo kann ihr nicht als ein Fehler angerechnet werden, daß ſie ienen rauhe zu ſeyn ſcheinet. Ob ſich aber dieſes alſo verhalte, davon können nicht die Franzoſen,

wol

wol aber unpartheyiſche deutſche Kunſtrichter urtheilen. Doch aber ſind auch deren Urtheile nicht für untrüglich zu halten. Ich will ietzo die Meynung eines dieſer Kunſtrichter von der Härte unſerer Mutterſprache unterſuchen und zeigen, daß ſie nicht viel mehr gegründet ſey als das Urtheil der Franzoſen. Der Herr Paſtor Breitinger vergleichet die deutſche Sprache mit der Franzöſiſchen in Anſehung des Wolklanges im 2ten Theile ſeiner critiſchen Dichtkunſt auf d. 17ten S. Ich will ſeine Worte herſetzen: „Gleichwie wir in denen „Schriften der Franzoſen, wo ſie ernſtliche, geiſtliche, „und ſelbſt phyſicaliſche und metaphyſicaliſche Wahrheiten abhandeln, welche keinen Zierrath zu leiden ſcheinen, eine gewiſſe Sorge für die Artigkeit, zur Beluſtigung des Leſers, wahrnehmen, ſo kann man ſehen, daß „ſie in der Ausputzung ihre Sprache auch inſonderheit „was den Wohlklang anbelanget, glücklich geweſen ſind. „Wir müſſen bekennen, daß wir in dieſem Stücke hinter „ihnen bleiben, ſo wie wir in einem Vortrage insgemein „mit der Artigkeit zufrieden ſind, welche unmittelbar „von der vorgeſtellten Wahrheit entſtehet.„ Dieſe Worte ſind zweydeutig. Einmahl können ſie alſo verſtanden werden: die franzöſiſche Sprache kommt auch den Deutſchen wolklingender für, als ihre eigene Mutterſprache. Hernach kann auch die Meynung des Herrn Verfaſſers dieſe ſeyn: Die franzöſiſche Sprache erwecket bey den Franzoſen angenehmere Empfindungen, als die deutſche bey den Deutſchen. Die Urſache dieſer Zweydeutigkeit beſtehet darinnen, daß der Herr Breitinger nicht beſtimmet hat, auf welches Volkes Gliedmaſſen zum hören der Begriff des Wolklanges ſich beziehen ſoll. Ich will das angeführte Urtheil von der

deut=

deutſchen Sprache nach dieſen beiden Erklärungen beurtheilen, und beweiſen, daß es ungegründet ſey. Die erſte Erklärung beſtehet darinnen: Die franzöſiſche Sprache kommt auch den Deutſchen wolklingender für als ihre eigene Mutterſprache. Wodurch beweiſet aber der Herr Verfaſſer dieſes? Ich habe hievon die Gründe in ſeiner Schrift vergebens geſuchet. Will er ſich vielleicht auf das Geſtändniß unſerer eigenen Landesleute beruffen; ſo wird er wenige vernünftige Deutſche findẽ, die ſein Urtheil durch ihr Zeugniß bekräftigen werden. Ich ſehe den Herrn Paſtor zu verſtändig an, als daß er ſeine Zuflucht zu denienigen Deutſchen nehmen werde, denen für alles einheimiſche eckelt, und welche es ſich für eine Schande halten, ihre Mutterſprache zu reden. Dieſe ſind gar zu partheyiſche Richter. Ich leugne zwar nicht, daß in einigen Provinzen Deutſchlandes ſolche Mundarten ſind, die auch nach dem Geſtändniſſe vernünftiger Einwohner in denſelben rauhe ſind. Aber dieſe vertheidige ich nicht; ich rede hier mit dem Herrn Breitinger von derienigen deutſchen Sprache, die iezt faſt von allen wolerzogenen Deutſchen gebrauchet wird. So lange nun derſelbe keine zureichende Gründe von dem Satze anführen wird, daß die franzöſiſche Sprache auch dem vernünftigen Theile von den Einwohnern Deutſchlandes wolklingender fürkomme als dieſe, ſo lange meyne ich gegründete Urſachen zu haben, denſelben in Zweifel zu ziehen. Nimt aber der Herr Verfaſſer ſeine Worte in dem 2ten oben angeführten Verſtande, ſo haben ſie noch einen geringern Schein der Wahrheit. Denn alsdenn müßte man den Grad des Vergnügens, welchen die Franzoſen durch die Anhörung ihrer Landesſprache empfinden, mit demienigen Grade vergleichen,

der

der bey den Deutſchen entſtehet, wenn ſie ihre Mutterſprache anhören. Dieſe Vergleichung aber wird nicht ehe können gemacht werden, bis das Maß erfunden iſt, wonach die Empfindungen, und die daraus entſpringende Luſt können beſtimmet werden. Hiezu aber iſt ehe keine Hoffnung, als bis unſere Wiſſenſchaft durch die Pſychometrie vermehret worden iſt. Dieſe Zeiten ſind zwar zu wünſchen, aber der Herr Paſtor Breitinger und ich werden ſie, aller Vermuthung nach, nicht erleben.

§. 21.

Wie ich dieſes ſchon geſchrieben hatte, ſo wurden mir von einem guten Freunde die zu Zürch herausgekommenen Sammlungen critiſcher und poetiſcher Schriften zugeſchicket. In dem 5ten Stücke derſelben ſind die Briefe des Herrn von Mauvillon von der Sprache und Poeſie der Deutſchen eingerücket. In dieſen wirft der Herr Verfaſſer unſerer Mutterſprache verſchiedene Fehler für; unter andern tadelt er ſie auch deßwegen, weil ſie nach ſeiner Meynung **rauhe und barbariſch** ſey. Es würde dieſe Abhandlung zu weitläuftig werden, wenn ich alle in dieſen Briefen der deutſchen Sprache gemachte Fürwürffe beurtheilen wollte, ich will ietzo nur unterſuchen, ob die Meynung unſers franzöſiſchen Kunſtrichters Grund habe, daß unſere Mutterſprache **rauhe und barbariſch** ſey. Dieſe Beſchuldigung bringet er in folgenden Worten für: „Sie (die deutſche Sprache) iſt „die älteſte, ſagt Gracian, aber auch die roheſte. Gra„cian hat nicht Unrecht, mein Freund, welches ich euch „aber ins Ohr ſage. Die Barbarey einer Sprache be„ſtehet eigentlich in der Härtigkeit ihrer Wörter, und „der beſchwerlichen Ausſprache. Der erſte von dieſen

beiden

„beiden Mängeln bezieht ſich auf die Ohren, der andere „auf die Lungen. Ich bin nunmehr eine ziemlich lange „Zeit in Deutſchland, und dennoch habe ich meine Oh„ren noch nicht ſo ſteif und gefroren machen können, daß „ſie nicht auf Anhören der meiſten deutſchen Wörter ein „Schauer überfalle; und meine Lungen ſind von euren „R und H erſchrecklich aufgetrucknet worden. Man „wirft mir ein: Dieſe Wörter ſcheinen euch nur darum „hart, weil ihr gewohnt ſeyd, andere, die euch ſanfter „dünken, zu hören; für einen Deutſchen aber ſind iene ſo „wenig anſtöſſig, als dieſe. Wenn dem alſo iſt, ſo bleibt „mir weiter nichts übrig zu ſagen, als daß die Deutſchen „nothwendig ſchußfreye Ohren haben müſſen; denn ihr „werdet mich zu keinen Zeiten überreden, daß Wörter, „die in ſtrif, ſtraf, miſch, maſch, tiſch, taſch, ruft, „luft, kinn, kann, kom, brik, brak, ausgehen, ſon„derlich ſanft klingen, und daß eine Sprache in welcher „dergleichen Endungen ganz häufig angetroffen werden, „den Ohren anſtändig ſey, wofern ſie nicht mit einem „Pantzer angethan ſind. Man ſagt, in Leipzig ſey eine „Geſellſchaft gelehrter Leute, welche unaufhörlich bemü„het ſeyn, die deutſche Sprache vollkommener zu machen. „Ich will glauben, daß ſie ſelbige reicher machen wer„den, aber ich zweifele ſehr, daß ſie ihre Natur ändern „werden, die darinnen beſtehet, daß ſie rauh und barba„riſch iſt.„ Ich will dieſen Gedanken einige Anmerkungen entgegenſetzen: 1) Gebe ich dem Herrn von Mauvillon zu, daß unſere Sprache ihm rauh fürkomme. Ich will dabey nicht genau unterſuchen, ob der Grund dieſes Urtheils, die unangenehme Würkung derſelben in ſeinen Ohren, oder vielmehr ein vorgefaßtes Vorurtheil wieder dieſelbe, ſey. Ich will ſeinen Worten Glauben

zuſtellen, daß ſeine Ohren ſo zärtlich ſind, daß ihm auf das Anhören der meiſten deutſchen Wörter ein Schauer überfalle. Aber er begehet einen groſſen Fehler, wenn er den zureichenden Grund davon in der deutſchen Sprache ſuchet, und behauptet, die Natur derſelben beſtehe darinnen, daß ſie rauhe und barbariſch ſey. Wenn ſeine Gliedmaſſen des Gehörs nicht ſo zärtlich, er nicht zum Schauer ſo ſehr geneigt wäre, und ſeine Lunge nicht ſo leicht auftrucknete; ſo würde er von dieſer Sprache anders urtheilen. Ich weiß auch nicht, ob es dem Herrn Verfaſſer rühmlich iſt, daß er ſchon für einige deutſche Wörter erſchrickt. Ein geſetzteres Gemüthe würde einem Manne beſſer anſtehen. Iſt es aber wol billig, nach ſeinem verzärtelten Gehöre die Natur einer Sprache zu beſtimmen? beſtehet die Natur einer Sache nicht in einer bey dem Dinge unveränderlichen Beſchaffenheit? Wodurch kann nun aber der Herr Verfaſſer beweiſen, daß allen Menſchen unſere Mutterſprache unangenehm anzuhören ſey, und daß ſie bey dem Anhören derſelben ein Schauer überfalle? Der von ihm wieder ſein eigen Urtheil angeführte Einwurf iſt gegründet, daß nämlich die deutſchen Wörter ihm nur deßwegen harte ſchienen, weil er ihrer nicht gewohnt iſt, für einen Deutſchen aber wären ſie gelinde. Denn die Gliedmaſſen des Gehörs ſind bey uns ſtärker. Wir halten alſo diejenigen Buchſtaben und Wörter noch nicht für harte, die einem Franzoſen ſchon unerträglich ſind. Es iſt dieſes aber kein Fehler bey uns. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob ein ſehr zärtliches Gehör vollkommener ſey, als ein ſolches, welches ſtärker iſt, (§. 10.). Man darf uns deswegen nicht alle Empfindung und Beurtheilung nach dem Gehöre abſprechen. Wir haben keine ſchußfreye Ohren,

ſo,

ſo, daß uns ein Kanonenſchuß und eine angenehme Muſic gleich gelinde fürkommen ſollten. Wenn wir auf die Empfindungen unſers Gehörs Acht haben, ſo ſind uns eben ſo wol einige Wörter in verſchiedenen Sprachen harte. Aber wir hüten uns die Sprachen deßwegen einer allgemeinen Härte zu beſchuldigen, und wir dringen uns nicht zu Schiedsrichter über die Rauhigkeit der Sprachen auf. Wir ſind von der Thorheit weit entfernet, daß wir das Gehör derienigen Menſchen, die anders urtheilen als wir, mit allen Schimpfnahmen belegen; z. Ex. daß ſie ſchußfrey, und mit einem Pantzer angethan ſind. Wir wiſſen, daß ſolche Ausdrücke, keine wahre Gründe von einem zu vertheidigenden Satze abgeben, ſondern vielmehr nicht unwahrſcheinliche Zeichen einer verzweifelten Sache ſind. Die 2te Anmerkung, die ich über die angeführte Beſchuldigung des Herrn von Mauvillon machen will, beſtehet darinnen: Ich kann mich nicht vieler Wörter in unſerer Mutterſprache erinnern, die in **ſtrif, ſtraf, miſch, maſch, tiſch, taſch, ruſt, luſt, kinn, kan, brick, brack,** ausgehen. Der Herr Verfaſſer würde den Verdacht einer unbilligen Beſchuldigung vermieden haben, wenn er von einer ieden Art einige Wörter angeführet hätte. Geſetzt aber auch, viele Wörter in einer Sprache hätten die angeführten Endungen, ſo könnte man dennoch derſelben nicht eine allgemeine **Rauhigkeit** beylegen. Es wäre ja möglich, daß einige Menſchen mit ſo ſtarken Gliedmaſſen des Gehörs begabet wären, daß ſie dieſe Wörter für gelinde und erträglich hielten. Durch dieſe angeführten Anmerkungen iſt demnach klar, daß der Herr von Mauvillon die Natur unſerer Mutterſprache mit Unrecht in einer **Rauhigkeit** und **Barbarey** geſetzet habe. Eine

gründlichere Erkenntniß von der Philoſophie, und eine gröſſere Unparthenlichkeit würde ihn bewogen haben, ſein Urtheil von dieſer Sprache anders einzurichten.

II.

Weitere Fortſetzung der Gedanken von den gleichgültigen Wörtern.

§. 1.

Wir haben noch im geringſten nicht Urſache, unſere Abhandlung von den gleichgeltenden Wörtern abzubrechen. So lange die Ueberzeugung von dem Nutzen einer richtigen Beſtimmung der Wörter in Anſehung unſerer Sprache in unſerer Seele Platz findet, und ſo lange wir merken, daß auch andere eine ſolche Unterſuchung gebilliget und gerühmet haben, auch noch ferner gutheiſſen werden; ſo lange werden wir uns auch bemühen in unſerer einmal fürgenommenen Arbeit fortzufahren. Bisher haben wir noch keine Gründe gefunden, auſſer denen welche wir ſchon im erſten Theil wiederleget haben, wodurch unſere gegründete Ueberzeugung hätte können wankend gemacht, vielweniger völlig umgeſtoſſen werden. Wir ſind in unſerer Meynung allerdings bekräftiget worden, nachdem wir des Herrn Breitingers gründliche Gedanken von den gleichgültigen Wörtern in dem 2ten Theil ſeiner Critiſchen Dichtkunſt geleſen haben, welche uns bey unſerer erſten Abhandlung nicht bekannt geweſen ſind. Der Beyfall dieſes berühmten Mannes kann uns um ſo viel mehr vortheilhaft ſeyn; weil ſeine Bemühungen, die auf die Verbeſſerung unſerer deutſchen Sprache

gehen,

gehen, bey allen rechtſchaffenen Liebhabern dieſer Sprache und bey wahrhaften Kennern derſelben einen faſt allgemeinen Beyfall ſich erworben haben.

§. 2.

Indem wir geſonnen ſind zu verſuchen: ob wir mit der Zeit ein vollſtändiges Verzeichniß der gleichgültigen und von uns beſtimmten Wörter geben können; ſo wird man es uns keinesweges verargen können, wenn wir auch ſolche Wörter zuweilen anführen, welche von andern ſchon ſind erkläret worden. Wir werden in dieſem Fall deſto kürzer ſeyn können. Wir werden der andern ihre Gedanken entweder nur gut heiſſen, oder noch einige Gründe hinzuſetzen oder auch wieder ſelbige einige Gegenerrinnerungen anführen. Ueberdem ſo werden wir uns auch nicht ſo gar ſtark einſchränken; daß wir nur lauter ſolche Wörter anführen, welche völlig als gleichgültige ſind gebrauchet worden. Unſer Gewiſſen iſt in dieſem Fall nicht ſo enge, daß wir nicht zuweilen auch denienigen einen Platz verſtatten ſollten, welche wegen einer etwanigen Aehnlichkeit leicht verwechſelt werden können, oder auch von einigen verwechſelt worden ſind. Wir haben hierinn den Herrn Breitinger zum Fürgänger, wie die von demſelben angebrachten Proben zeugen können. Das vollſtändige, welches wir in Anſehung unſeres Verzeichniſſes zu erlangen uns bemühen werden, iſt es, welches uns bewogen hat unſere Abſicht ſo weit auszudehnen und ihm hierinn zu folgen.

§. 3.

Die Wörter eſſen und ſpeiſen ſollen ietzo die erſten ſeyn, welche wir in Erwägung ziehen wollen. Die Un-

bedachtſamkeit im reden hat verurſachet, daß man mit dieſen Wörtern einerley Gedanken verknüpfet und ihnen einerley Bedeutung beygeleget hat. Wir können und wollen keinesweges alle und jede Deutſche dieſes Fehlers ſchuldig erkennen. Es iſt uns nicht unbekannt, daß einige, welche nicht gewohnt ſind, anderer Gedanken zu errathen ſondern zu erkennen zu geben, dieſe Wörter in einem unterſchiedenen Verſtande gebrauchen. So ſelten aber die von uns angeführte Eigenſchaft iſt; ſo wenige ſind auch, welche dieſe Wörter zu unterſcheiden gelernet haben. Die meiſten ſehen ſelbige an als ganz gleichgültige, und bedienen ſich auch derſelben als ſolcher in ihren Reden. Nicht allein der gemeine Sprachgebrauch kann dieſes bekräftigen. Auch diejenigen, von welchen man doch mit Recht ein beſſers verlangen könnte, verwirren ſich gemeiniglich; und machen ſich nichts daraus, daß ſie das eine für das andere ſetzen. Was iſt gewöhnlicher als die Frage: **wo ſpeiſet und iſſet heute der Herr?** Man antwortet gerne: **heute habe ich da geſpeiſet, geſtern aber habe ich anderswo gegeſſen.** Wer nur einiger maſſen auf die Reden anderer gemerket und einige Schriften derſelben geleſen hat, der wird den gleichgültigen Gebrauch dieſer Wörter nicht mehr in Zweifel ziehen können.

§. 4.

Die Erfahrung iſt im Stande uns noch ein mehreres zu lehren. Sie bezeuget ebenfalls, daß auch das gleichgültige dieſer Hauptwörter auf die von ihnen abſtam̃enden Nennwörter fortgepflanzet worden ſey. Man richtet die Fragen gemeiniglich ſo ein: **Wie ſchmecket ihm das Eſſen, und wie befindet er dieſe Speiſe?** Und die Antwort iſt auch der Frage nicht unähnlich: **dieſes Eſſen**

iſt

iſt und ſchmecket ſehr gut, und dieſe Speiſe befinde ich ganz geſund. Dieſes nun kann und mag genug ſeyn von dem Gebrauch dieſer Wörter, welcher uns zur Genüge wird überzeugen können, daß man auch dieſe ganz gleichgültig zu brauchen gewohnt iſt.

§. 5.

Unſere Abſicht erfordert nunmehr, daß wir den wahren Unterſchied dieſer Wörter anzeigen und davon zureichende Gründe anführen. Wir vermeynen die rechte Beſtimmung dieſer Wörter zu treffen, wenn wir ſagen: daß das Hauptwort **eſſen** ſich auf denjenigen beziehet, (wenn man es in dem Verſtande einer Handlung annimt) der die Speiſe zu ſich nimt, und dem ſelbige zu Nutz kommen ſoll; da im Gegentheil das Wort **ſpeiſen** auf denjenigen gezogen werden muß, der die Speiſe einem andern darbietet und giebet. **Eſſen** bedeutet diejenige Handlung, da man würklich etwas nimt und genüſſet, ſeinen Hunger zu vertreiben. **Speiſen** aber zeiget das Handeln desjenigen an, welcher andern etwas vorſetzet und darreichet; um den Hunger derſelben zu ſtillen und zu heben. Wer da iſſet, der handelt für ſich, und befördert dadurch unmittelbar ſeinen eigenen Nutzen. Wer aber ſpeiſet, der handelt für andere, und ſuchet zuerſt und unmittelbar den Nutzen derſelben; er ſtillet dadurch nicht ſeinen, ſondern vielmehr der andern Hunger. Wo man nur unſere gegebene Erklärungen mit gehöriger Aufmerkſamkeit lieſet, ſo ſollten wir nicht glauben, daß man unſerer Beſtimmung annoch eine Undeutlichkeit zuſchreiben könnte.

§. 6.

Es wird gar nicht ſchwer ſeyn, diejenigen Redensarten

anzuführen, welche nach unſern beſtimmten Unterſchied als richtig angenommen werden müſſen. Man wird auch ſelbige gerne zugeben, wo man nur unſere Erklärungen verſtanden hat. Ich als ein Hungriger eſſe, und vertreibe dadurch den Hunger und fülle den Magen, und ſpeiſe auch einen andern, der hungerig iſt. Der Arme iſſet, wenn er etwas hat, und der Reiche ſpeiſet denſelben oder machet auch die Anſtalt, daß der Arme geſpeiſet werde. Ich habe heute umſonſt gegeſſen, und bin ohne Bezahlung von dem Wirth geſpeiſet worden. Der Sohn wird heute bey ſeinem Vater eſſen und der Vater wird ihn ſpeiſen. Ich eſſe den Braten, womit der Wirth mich ſpeiſet. Man redet alſo unrichtig, wenn man saget: ich ſpeiſe jetzo; wir haben heute zuſammen geſpeiſet, oder, ich werde heute bey meinem Vater ſpeiſen. So können auch folgende Fragen nicht ſtatt finden: Wo ſpeiſet der Herr? was wird derſelbe heute ſpeiſen? Man wird dieſen Fehler im Reden und dieſe unrichtige Redensarten hauptſächlich an den Oberſachſen wahrnehmen können. Es ſcheinet faſt, als wenn beſonders die gemeinen Leute ſich ganz darinn verliebt haben; indem ſie das Wort ſpeiſen bey aller Gelegenheit im Munde führen. Die Niederſachſen haben hierinn einen Vortheil und werden ſich nicht ſo ſehr darinn vergehen, indem in ihrer plattdeutſchen Mutterſprache, wozu ſie von Jugend auf gewöhnet werden, das Wort ſpieſen nicht ſo ſehr gewöhnlich iſt und gebraucht wird.

§. 7.

Man wird aber auch von uns die Gründe unſerer Meynung verlangen. Wir erkennen, daß dieſe Forderung ganz gerecht ſey, und halten uns daher verbunden, ſelbige

kurz

kurz anzuführen. Zuerſt berufen wir uns auf die Natur der Sache ſelbſt. Wir haben ſelbſt dieſen Grund angeführet und als einen zureichenden bewieſen, in der allgemeinen Betrachtung von den gleichgültigen Wörtern, und unſere 2te Regel danach eingerichtet. (S. das erſte Stück Num. 3. §. 15.) Daß es etwas an ſich ganz unterſchiedenes ſey, wenn man etwas, oder eine Speiſe, zu ſich nimt, ſeinen Hunger dadurch zu vertreiben, und wenn man einem andern eine Speiſe vorſetzet und darreicht, wodurch er geſättiget werden kan; ſolches wird keiner mit Grund der Wahrheit in Zweifel ziehen können. Das letztere muß zuerſt Statt finden und vorausgeſetzet werden, wann das erſtere geſchehen ſoll. Man ſpeiſet einen andern, damit er eſſen möge. Die Beziehung dieſer beiden Handlungen iſt ſo unterſchieden, daß man ſie daher unmöglich als einerley anſehen kann. (§. 5.) Warum will man alſo nicht dieſe beiden von uns erklärten Wörter als unterſchiedene Zeichen gebrauchen, dieſe unterſchiedenen Gedanken dadurch anzuzeigen? Wir haben ja keine andere und geſchicktere Wörter, welche wir gebrauchen könnten. Es iſt wieder die Vollkommenheit unſerer Sprache, wenn wir dieſe Wörter als gänzlich gleichgültige beybehalten wollten. Und wir haben würklich kein ander Wort als ſpeiſen, wodurch wir zu erkennen geben können, wenn einer andern etwas zu eſſen giebet. Wir ſind alſo durch eine ſolche ungegründete Aufführung Schuld an einer doppelten Unvollkommenheit in Anſehung unſerer Sprache. Die Natur der Sache alſo ſelbſt überzeuget uns zur Genüge, daß wir die Wörter **eſſen** und **ſpeiſen** auf ſolche Art, wie wir erkläret haben, beſtimmen können; und die Vollkommenheit unſerer Mutterſprache verbindet uns dazu würklich.

§ 8.

Der angeführte Grund unſerer Meynung (§. 7.) könnte ſchon zureichend ſeyn, unſere Beſtimmung der angeführten Wörter zu rechtfertigen. Indem wir aber auch den Sprachgebrauch für uns anführen können, wonach man ebenfalls mit Grund gleichgültigen Wörtern ihre wahre Bedeutung geben muß (S. das 1ſte St. Num. 3. §. 14. die erſte Regel); ſo werden wir dadurch unſere Meynung noch mehr bekräftigen können, wenn wir uns darauf berufen können. Beobachtet man nur die Reden der Gelehrten etwas genauer, lieſet man die Schriften der Sprachverſtändigen mit einer gehörigen Aufmerkſamkeit; ſo wird man finden, daß ſelbige niemalen oder doch gar ſelten die Wörter **eſſen** und **ſpeiſen** anders als nach unſerer gegebenen Erklärung gebrauchen. Dieſer unſer Beweis wird ſeine völlige Kraft bekommen, wenn wir uns jetzo nur auf das einzige Beyſpiel des Seel. Luthers in ſeiner deutſchen Ueberſetzung der Bibel berufen. Ja, in einigen Redensarten kann uns ſo gar der gemeine Sprachgebrauch zu Hülfe kommen. Ob man gleich das Wort **ſpeiſen** an ſtatt **eſſen** öfters gebrauchet; ſo wird man doch niemalen finden und hören, daß man an ſtatt des Wortes **ſpeiſen**, wenn es ſo viel heiſſen ſoll, als einem etwas zu eſſen geben, das Wort **eſſen** gebrauchen werde; da doch jenes vielfältig in dieſem Verſtande genommen wird, und auch mit Recht alſo gebrauchet werden kann. Wir ſchlieſſen mit Grund aus dieſer Erfahrung 1.) daß dieſe Wörter etwas unterſchiedenes andeuten müſſen, 2.) daß beſonders **ſpeiſen** ſo viel heiſſe, als anderen etwas zu eſſen geben, und daß 3.) **eſſen** insbeſondere ſo viel ſage, als die Speiſen zu ſich nehmen. Es kann uns folglich keiner mit Recht tadeln, wenn wir nach dieſem beobachteten

teten Gebrauch im Reden die Bedeutung dieſer Wörter auf ſolche Art beſtimmen und feſtſetzen. Wir werden dadurch in den Stand geſetzet, uns deſto beſſer für alle Verwirrung zu hüten.

§. 9.

Es findet ſich in unſerer Sprache noch ein anderes Wort, welches man faſt als ein gleichgültiges mit unſeren angeführten anſehen kann, wir meynen das Wort freſſen. Wir können nicht leugnen, daß freſſen und eſſen in Anſehung ihres Hauptbegriffs einerley anzeigen; es iſt aber der Nebenbegriff keinem unbekannt, wodurch jenes von dieſem unterſchieden wird. Freſſen wird von den unvernünftigen Thieren gebrauchet. Man bedienet ſich dieſes Worts, wenn man unordentlich, auf eine ungeziemende Art, unvernünftig und alſo faſt viehiſch ſich bey dem Eſſen aufführet. Dieſes ſind die Nebenumſtände, welche vorhanden ſeyn müſſen, wenn man ſagen will, daß einer freſſe, nicht aber eſſe. Wir finden alſo keine zureichende Urſache, hiebey noch weitläuftiger zu ſeyn.

§. 10.

Sind wir nun mit den Hauptwörtern, und deren richtigen Beſtimmung fertig, haben wir derſelben wahre Bedeutung und rechten Unterſchied ordentlich bewieſen; ſo wird es unſerer Meynung nach keine groſſe Mühe erfordern, die ſelbſtſtändigen Nennwörter, nämlich das **Eſſen** und die **Speiſe** zu beſtimmen, und ihre wahre Bedeutung anzuzeigen. Das erſtere Wort wird unrecht gebrauchet, wenn man dadurch dasjenige zu erkennen geben will, welches man iſſet, um ſeinen Hunger zu vertreiben. Wir verwerfen überhaupt die Fragen: **Wie ſchmecket dir das oder dieſes Eſſen? Wie viele Eſſen habt ihr auf dem Tiſch gehabt?** Wir können

nen gleichfalls die Anwort nicht billigen: **Das Eſſen hat gut geſchmecket und wir haben 6. bis 7. Eſſen gehabt.** Wir verſtehen nur durch das Wort **das Eſſen**, diejenige Handluug, wodurch wir beſchäfftiget ſind, die Speiſen zu uns zu nehmen und unſern Hunger zu ſtillen. Wir haben kein anderes Wort, dieſe Handlung in unſerer Sprache anzuzeigen. Wenn man alſo auf eine unhöfliche, ungeziemende, unvernünftige und viehiſche Art ſolches bewerkſtelliget, ſo nennet man diejenige Handlung **das Freſſen.** Es iſt gar nichts unbekanntes, daß einige abgeleitete Nennwörter die Endigung ihres Hauptworts behalten, oder jedoch in dem erſten Verſtande gebrauchet werden. Wenn uns der allgemeine Sprachgebrauch nicht zuwieder wäre; ſo würden wir es keinem verdenken; wenn er dieſe Handlungen zu bezeichnen, die Wörter **die Eſſung** und **Freſſung** gebrauchte. Sie ſcheinen faſt mehr mit der Aehnlichkeit der Sprache überein zu kommen. So viel bleibet inſchwiſchen gewiß, daß wir keine Urſache haben die Dinge, welche gegeſſen werden, durch das Eſſen zu bezeichnen. Wir können uns in dieſer Abſicht am füglichſten des Wortes **die Speiſe, die Speiſen** bedienen, welches dazu ſchon durchgängig angenommen worden. Will man auch ein beſonderes Wort haben, wodurch man die Handlung desjenigen, welcher andere ſpeiſet zu erkennen geben will; ſo wird man unſerer Meynung nach das Wort **die Speiſung** dazu gebrauchen können. Dieſes Wort iſt nicht gänzlich unbekannt, man höret es zum öftern; man kan alſo nicht getadelt werden, wenn man es völlig in unſere Sprache auf und annimt. Sollte es aber noch nicht allen gefallen; ſo kann man mit dem Hauptwort, welches man als ein Nennwort gebrauchen

kann

kann, nämlich das Speiſen, zufrieden ſeyn. Die Speiſe bedeutet alſo eigentlich alles dasjenige, welches dazu zubereitet iſt und vorgeſetzet wird, damit es gegeſſen werde, und zwar inſofern als es gegeſſen werden ſoll und würklich gegeſſen wird.

§ 11.

Der Begriff welchen wir von der Speiſe gegeben haben (§. 10.), unterſcheidet zugleich dieſes Wort von zwey andern Wörtern. Wir verſtehen das zuſammengeſetzte Wort die **Eßwaare** und ferner das Wort ein **Gericht** (*), wenn es von den Speiſen gebrauchet wird. Durch das erſtere kann man anzeigen alle Dinge, welche gegeſſen werden können, in ſo fern ſelbige noch nicht dazu gebrauchet werden und zubereitet worden ſind. Der Unterſchied von der Speiſe, welche ſchon zubereitet worden iſt, erhellet alſo offenbar. Ein Gericht aber bedeutet in einem abgeſonderten Verſtande eine ganze Art gewiſſer Speiſen; da im Gegentheil eine Speiſe jederzeit etwas würkliches und alſo nur ein einzelnes Ding

(*) Wir wollen uns um die Rechtſchreibung dieſes Worts jetzo nicht bekümmern, wie es dadurch ſo zu ſagen von ſich ſelbſt ſolle unterſchieden werden, wenn es etwas anders bedeutet. Wir wollen dieſes einem unſerer Freunde überlaſſen, welcher ſich einmahl die Mühe genommen hat, davon zu handeln. Sollten wir kurz unſere Meynung ſagen, ſo wollten wir dieſes Wort ſo ſchreiben wie es hier ſtehet, wenn es in den Rechten gebrauchet wird. Wollen wir es aber auch bey den Speiſen und in der Küche beybehalten; ſo könnte man füglich das Vorwörtlein zu damit verknüpfen, und alſo **Zugericht** ſchreiben. Wir vermeynen hievon einen zureichenden Grund in der Abſtammung dieſes Worts zu finden.

Ding anzeiget. Man kann daher nicht anders, als folgendergeſtallt reden: **Wir haben heute 5 Schůſſeln voll Speiſe von einer Art oder von einem Gericht gehabt, dieſe Schůſſel hålt in ſich eine Speiſe von Bonen und alſo von einem Bonengericht.** Wenn man dennoch ſaget: ich habe heute dieſes oder jenes Gericht gegeſſen, ſo iſt ſolches nicht anders zu verſtehen, als wenn man ſaget: ich habe heute einen Gelehrten, einen Menſchen u. ſ. w. geſehen. In einem ſcharfen Verſtande ſehen wir nicht einen Gelehrten und Menſchen, ſondern nur ein einzelnes Ding, dem wegen gewiſſer Eigenſchaften dieſe Namen zukommen; und eben ſo eſſen wir nicht ein Gericht ſondern vielmehr eine Speiſe von dieſer oder jener Art oder von dieſem Gericht. Wir tadeln dieſe letzte Redensart eben nicht, wir wollen auch ſelbige nicht gånzlich verwerfen; ſondern wir haben ſelbige nur deßwegen anfůhren und erklåhren wollen, damit man deſto beſſer den Unterſchied dieſer Wörter einſehen könnte. Wir haben Urſach abzubrechen, damit wir nicht bey einer Sache gar zu weitlåuftig und unſerm Leſer verdrůßlich ſeyn mögen.

§. 12.

Indem wir uns fürgeſetzet haben, annoch einige gleichgültige Wörter nach ihrem wahren Unterſchied zu beſtimmen und denen ſchon erklårten jetzo hinzuzufůgen; ſo verfallen wir nicht ohne Grund auf die Wörter **ſchmecken und koſten.** Sie beziehen ſich ebenfalls auf die Speiſe und haben dadurch eine etwanige Aehnlichkeit mit den vorgehenden. Wir wollen alſo auch dieſe etwas genauer in Betrachtung ziehen.

§. 13.

§. 13.

Daß viele dieſe Wörter als gleichgültige annehmen, davon wird uns der gemeine Sprachgebrauch zulänglich überführen können. Die Redensarten: **man koſte, man ſchmecke dieſe Speiſe**, imgleichen, **ich habe es ſchon gekoſtet und geſchmecket**, ſind faſt bekannter, denn daß ich ſelbige anzuführen nöthig habe. Viele nehmen auch folgende Ausdrücke als gleichgültig an: **Er kan nicht gut koſten und er kan nicht gut ſchmecken**, imgleichen, **ihn kan man am beſten gebrauchen den Wein zu koſten und zu ſchmecken.** Nichts deſto weniger aber überzeuget uns auch der Sprachgebrauch, daß man dieſe beiden Wörter unterſcheide, und daß auch ohne Zweifel ein Grund des Unterſchiedes vorhanden ſeyn könne, welchen wir eben zu beſtimmen ſuchen. Niemand tadelt die Redensart: **Dieſes ſchmeket gut oder böſe, angenehm oder unangenehm, ſüß oder ſauer** u. ſ. w. Wir finden aber niemalen, daß jemand ſich folgendergeſtallt ausgedrucket habe: **Dieſes koſtet gut oder böſe, dieſes koſtet ſüß oder ſauer.** Und ſollte es geſchehen, ſo würde man allerdings Urſach haben ſolche Redensarten zu tadeln und dem Urheber das ungewöhnliche derſelben mit Grund vorwerffen können. Dieſes kann uns allerdiengs um ſo vielmehr überzeugen: daß wir nichts ungereimtes unternehmen, wenn wir uns bemühen, den wahren Unterſchied dieſer Wörter würklich ausfündig zu machen.

§. 14.

Wir ſetzen aber den wahren Unterſchied dieſer beiden Wörtern darinn: **koſten** zeiget eigentlich die Handlung an, dadurch man die Dinge welche geſchmecket

werden

werden können zur Empfindung zu bringen ſuchet; da hingegen ſchmecken die Leidenſchaft oder Empfindung ſelbſt, als eine Würkung, welche durch das koſten zu Wege gebracht wird, anzeiget. Das koſten muß vorhergehen wo anders das ſchmecken erfolgen ſoll; Dieſes aber kann und muß niemalen vor jenem gedacht werden. Man koſtet eine Speiſe und ein Getränk, damit man es ſchmecken oder empfinden möge, wie es ſchmecket. Niemalen aber ſchmecket man etwas, damit man es koſten möge. Wenn man etwas koſtet, ſo handelt man eigentlich, wenn man aber etwas ſchmecket, ſo handelt man nicht, ſondern man leidet vielmehr und empfindet etwas. Das koſten beziehet ſich mehr auf die Sache, das Schmecken aber mehr auf unſere Seele. Von jenem haben wir ſelbſt den Grund in uns, von dieſem aber ſtecket der zureichende Grund mit in dem vorhergehenden koſten. Daß wir etwas koſten, ſolches geſchiehet von uns freywillig und ſtehet völlig in unſerer Gewalt wir können es thun, wir können es auch bleiben laſſen. Wenn wir aber etwas gekoſtet haben, ſo müſſen wir es auch nothwendig ſchmecken, und dieſes ſtehet alsdenn gar nicht mehr bey uns, ob wir es ſchmecken wollen oder nicht. Sind gleich dieſe beiden Dinge daher auf das genaueſte mit einander verknüpfet; ſo hindert doch ſolches gar nicht, daß wir nicht ſelbige mit Grund von einander in unſeren Gedanken trennen, und alſo auch dieſe unſere unterſchiedene Gedanken mit unterſchiedenen Zeichen ausdrücken können. So wie die zuſammengeſetzten Sonnenſtrahlen erſt müſſen beſonders gebrochen und zertheilet werden, wenn eine Farbe von uns ſoll empfunden werden, und, ſobald das erſtere geſchehen, auch daß letztere ſtatt finden muß; eben

eben ſo verhält es ſich auch in unſerm Fall. So wie wir aber im erſtern Fall unterſchiedene Dinge gedenken können; eben ſo müſſen wir auch ſolches in dem letztern zugeben. Und folglich können wir auch ſolches unterſchiedene mit unterſchiedenen Worten zu erkennen geben.

§. 15.

So wol der Sprachgebrauch, wenn man ſelbigen nur etwas genau bemerket, (§. 13.) als auch die Natur der Sache, geben hier die Gründe unſers beſtimmten Unterſchiedes an die Hand. Zeigen nicht die zuletzt (§. 13.) angeführten Redensarten, da man nur das Wort ſchmecken nicht aber koſten gebrauchen kann, deutlich an, daß ſchmecken ſich beſonders ſehr ſtark auf die Empfindung beziehe? Man wird auch ſchwerlich bey dem Geſchmack einen andern Unterſchied angeben können als dieſen: daß man einmal ſiehet auf die Handlung welche vorhergehet, wodurch in uns die Empfindung des Geſchmacks entſtehen ſoll; und hienächſt auf die Leidenſchaft und den Geſchmack ſelbſt. Das erſtere zeiget man an durch das Wort koſten, das andere aber durch ſchmecken. Man prüfet eine Sache mit dem Munde, das iſt: man koſtet ſelbige, damit die Seele beſonders die Empfindung haben und ſelbige ſchmecken möge.

§. 16.

Können wir gleich, in Anſehung der zuerſt von uns angeführten Redensarten, (§. 13.) den Gebrauch des Worts ſchmecken nicht überhaupt tadeln und gänzlich verwerfen, wenn man nur zugleich die wahre Beziehung dieſes Worts (§. 14.) in ſeinen Gedanken ſich fürſtellet; ſo ſcheinet doch die Natur der Sache und unſere angegebene Beſtimmung mit mehrerem Recht den Gebrauch des Worts koſten in dieſen Fällen zu erfordern. Man

redet nicht genau, wenn man ſaget: **man ſchmecke den Wein, der Hr. ſchmecke doch dieſen Zucker,** welches auch die anderen Redensarten, wodurch man eben das anzeigen will, ſchon zu verſtehen geben. Man ſaget ebenfalls in dergleichen Fällen: **Der Hr. verſuche den Zucker, man verſuche doch den Wein, man prüfe nur dieſes Getränk.** Da man aber durch dieſe Prüfung und durch dieſes verſuchen kein anderes als dasjenige verſtehet welches mit dem Munde geſchiehet; ſo wird ein ieder leicht erkennen, daß dieſes durch kein anderes beſonderes Wort müſſe ausgedrucket werden, als durch koſten. Sollten wir auf dieſe Bitte antworten, und zwar daß es ſchon von uns geſchehen ſey; ſo würden wir entweder das Wort ſchmecken allein oder auch zugleich alle beyde gebrauchen, als, **ich habe es ſchon geſchmecket oder ich habe es ſchon oft gekoſtet und geſchmecket.** Dieſes letztere würde von uns nur in der Abſicht geſchehen, damit Unverſtändige nicht meynen ſollten, als wenn wir nicht eigentlich auf ihre Bitte geantwortet hätten. Sonſten könnte das erſtere ſchon genug ſeyn, indem das Wort ſchmecken das Koſten iederzeit ſchon voraus ſetzet. Will man aber durch ſeine Antwort nur zu verſtehen geben, daß es geſchehen ſolle; ſo würde unſere Rede nicht genau eingerichtet ſeyn, wenn wir ſagten: ich will oder werde bald den Wein oder den Zucker ſchmecken. Hier muß es nach unſerer ordentlichen Beſtimmung nothwendig heiſſen: ich will oder werde den Wein oder Zucker ſogleich koſten; denn dieſes muß vorher geſchehen, ehe das Schmecken Statt finden kan (§. 14). Da nun die Bitte nur eigentlich auf das Verſuchen und Koſten gehet, warum will man auch nicht in der Antwort lieber darauf als vielmehr auf die daraus

aus entſtehende Würckung und Empfindung ſehen? Wir ſollten nicht meynen, daß uns jemand mit Grunde widerſprechen könne, wenn wir behauptet: daß das erſtere vernünftiger und ordentlicher ſey als das letztere. Wo alſo das ordentliche mit zur Vollkommenheit einer Sprache gehöret; ſo wird man auch in unſerm Fall ſich verbunden achten müſſen ſelbiges zu ſuchen und ordentlich zu reden.

§. 17.

Wo man nur die Kraft, die Begriffe von einander abzuſondern, recht zu gebrauchen weiß; ſo wird man leicht einſehen, daß auch die von unſern Hauptwörtern abgeleiteten Nennwörter den von uns feſtgeſetzten Unterſchied der beiden Wörter ſchmecken und koſten bekräftigen und verlangen. Der **Geſchmack** zeiget ja hauptſächlich dasjenige an, ſo in der Seele anzutreffen iſt, da im Gegentheil **die Koſt** den Gegenſtand hauptſächlich zu erkennen giebet, welcher den Geſchmack vermittelſt der Gliedmaſſen der Sinne verurſachet und zur Würklichkeit bringet. Wo wir alſo das ähnliche in unſerer Sprache nicht gänzlich verabſäumen wollen, ſo werden wir die Wörter koſten und ſchmecken gar nicht anders zu beſtimmen vermögend ſeyn, als es von uns geſchehen iſt (§. 14). Man kann hiebey zugleich noch merken, daß man keinesweges das Wort **die Koſt** als ein gleichgültiges mit Speiſe anzuſehen habe. Die Koſt iſt einmal gemeiner als die Speiſe, und ſchlüſſet nicht allein dasjenige was man iſſet, ſondern auch das, was man trinket, in ſich; dahingegen die Speiſe nur das erſte unter ſich begreiffet. Hienächſt ſo ſiehet das Wort Koſt auf die Dinge in ſo fern ſelbige einen Geſchmack verurſachen können; die Speiſe aber ſiehet nur auf ſelbige, in ſo weit ſie den Hunger ſtillen können und ſollen. Und hiebey werden wir es iezo bewenden laſſen.

III.

Sammlung critiſcher, poetiſcher und anderer geiſtvollen Schriften, zur Verbeſſerung des Urtheiles und des Witzes in den Werken der Wolredenheit und der Poeſie. Zürich 1741.

I. - - V. Stück.

Geiſtvolle Schriften verdienen alle wahre Hochachtung, wenn ſie eine rechtſchaffene Abſicht haben, und von tadelhaften Ausſchweifungen frey ſind. Wir fordern dieſe Eigenſchaften mit völligem Rechte, weil, in Ermangelung der erſteren, die Nutzbarkeit derſelben zweifelhaft iſt; ohne die letztere aber alles fürgeſetzte Gute ſelten erhalten wird. Schriften, welche die Verbeſſerung der Kräfte unſerer Seelen ſuchen, werden nicht leicht den Fürwurf haben, daß ſie einer lobwürdigen Abſicht verfehlen. Wie ſtark die Verbindlichkeit ſey, für die Aufklärung und Ermunterung des Witzes, und für die Ausbeſſerung der Urtheilskraft zu ſorgen, weiß ein jeder. Und eben dieſes zwinget ihn, alle Gleichgültigkeit fahren zu laſſen, wenn er einen Schriftſteller zum Vortheil des Witzes ſeiner Landesleute geſchäfftig findet, deſſen Werke als geſchickte Muſter betrachtet zu werden verdienen, und zugleich einen erforderlichen Unterricht darreichen. Redner und Dichter haben vor andern Gelegenheit hierinn der Welt ihre Geſchicklichkeit zu zeigen. Ihre Kunſt ſetzet eine gewiſſe Stärke des Witzes und des Urtheiles voraus. Ihre Schriften ſollen jederzeit voller Geiſt ſeyn und die Kräfte ihrer Seelen in einem hohen Grade der Verbeſſerung zeigen.

zeigen. Die Verbeſſerung des Witzes und Urtheiles ihrer Landesleute iſt dabey ihre natürlichſte Abſicht, und die mit derſelben genau verbundene Anleitung, in den Werken der Wolredenheit und der Poeſie ihnen gleich zu werden, verſpricht keinen geringeren Vortheil. So nützlich wird ein Redner und Dichter durch geiſtvolle Schriften ſeinem Vaterlande! Die Mittel, ſeine Abſicht zu befördern, ſind ſo unterſchieden, als die Arten ſeiner Bemühungen und Schriften. Er erwirbt ſich durch die eigenen Werke ſeiner Kunſt das Vertrauen ſeiner Landesleute zu ſeiner Geſchicklichkeit. Er nimt das Anſehen eines Lehrers an, und ſchreibt andern die Regeln für, die er nach einer gründlichen Einſicht gebilliget und gebrauchet hat. Er tritt als ein Kunſtrichter auf, und zeiget denen ihre Fehler, die wieder das richtige in der Kunſt verſtoſſen haben. Bleibt die Stärke ſeines Geiſtes immer ſich ſelber gleich, die Abſicht ſeiner Bemühung gleich aufrichtig, und die Ausführung ſeines Vorhabens von Ausſchweifungen frey; wer wird ſich unterſtehen, den Schriften eines ſo groſſen Geiſtes Lob und Hochachtung zu entziehen?

Wir haben eine Schrift vor uns, die unter den Werken, von denen wir bisher geredet haben, eine anſehnliche Stelle fordert. Sie führet den Titel, **einer Samlung critiſcher, poetiſcher und anderer geiſtvollen Schriften zur Verbeſſerung des Urtheiles und des Witzes in den Werken der Wolredenheit und der Poeſie.** Eine Aufſchrift, die uns billig aufmerkſam machen muß, zu einer Zeit, da die Verbeſſerung des Geſchmacks eine groſſe Zahl unſerer Gelehrten beſchäfftiget! Zu geſchweigen der edelmüthigen Abſicht, die uns beym erſten Anblick dieſes Werks entdecket wird.

Der Titel nennet denjenigen nicht, dem wir eigentlich für die Sammlung und Bekanntmachung der darinn enthaltenen Stücke danken ſollen. Dem Werth des Werkes wird hiedurch auch nichts entzogen. Es ſind nur wenige bey denen die Buchſtaben, die den Namen eines Schriftſtellers ausdrücken, mehr Eindruck machen, als ſeine Werke. Wir würden auch das Schöne einer jeden Abhandlung erkannt haben, wenn uns nicht in dem Werke ſelbſt die Verdienſte der Verfaſſer von denen angeprieſen würden, die ohne Zweifel den nächſten Theil daran haben. Wir müſſen daher Gelegenheit nehmen, mit der Erzählung der Abſicht dieſer Sam̃lung eine Nachricht von dem Ruhm ihrer Urheber zu verbinden. **Die Kunſtrichter zu Zürich** bekennen in dem Vorberichte, wie viel Recht ſie an der Ausfertigung dieſer Blätter haben, und erzählen, daß einer unter ihnen, der einen Beweis von dem Vermögen des Geiſtes und des Urtheils, das die Deutſchen im Verborgenen beſitzen, zu geben begierig iſt, die Aufſicht über dieſe Sammlung übernommen habe, in welcher allen geiſtvollen Beyträgen Raum würde verſtattet werden. Eine in der Sammluug ſelbſt befindliche Abhandlung, welche die **Nachrichten von dem Urſprunge der Critik bey den Deutſchen** liefert, enthält ein glaubwürdiges Zeugniß, daß der Herr **Breitinger** und **Bodmer** die einzigen Schweitzer ſind, die bis auf dieſe Zeit über critiſche Dinge geſchrieben haben, die unter dem Namen der ſchweitzeriſchen Kunſtrichter müſſen verſtanden werden, und die an gegenwärtige Sammlung den mehreſten Antheil haben. Männer, die in allen Arten der geiſtvollen Schriften die Stärke ihrer Einſicht, ihres Witzes und Urtheiles gewieſen haben, denen die Verbeſſerung

des

des Geſchmacks in der Wolredenheit und Poeſie ein rühmlicher Ernſt geweſen, und die ſeit zwanzig Jahren ihren Eifer nie ermüden gelaſſen, haben den Vortheil für ſich, daß ſie einen jeden zu einem billigen Vertrauen zu ihnen, und zur Hochachtung ihrer Verdienſte geneigt finden; ſo lange man von ihrer Aufrichtigkeit ſo, wie von ihrer Geſchicklichkeit, überzeugt ſeyn kann. Eine einzige Abweichung aber von der vernünftigen Art zu beurtheilen und zu belehren iſt nicht weniger fähig, eine Art eines Mistrauens zu erwecken, welches dem Fortgange einer rühmlichen Bemühung hinderlich iſt. In wie fern die jetzt gelobten Kunſtrichter hierinn ein Beyſpiel geben, wollen wir nur in ſoferne anführen, als ein unpartheyiſcher Blick auf die Schrift, welche wir vor uns haben, Anleitung dazu giebet.

In welcher Gemüthsverfaſſung dieſelbe angefangen worden, lehren uns die eigenen Worte der Verfaſſer, wenn ſie die Gründe zur Ausfertigung derſelben bekannt machen. Das Wolgefallen einiger Perſonen in Leipzig, die ſich für ihre Väter und Vaterland wegen des ſchlechten Geſchmacks in der Poeſie und Wolredenheit ſchämen, an die Stimme der Vernunft in den Urtheilen der kunſtverſtändigen Schweitzer, die aus der natürlichen Empfindung und der nothwendigen Ubereinſtimmung der Vorſtellungen mit dem menſchlichen Gemüthe redet, iſt der erſte Grund, dem ſie eine neue Aufmunterung zu danken haben. Die ihnen verdrüßliche Zaghaftigkeit der Deutſchen, ſich den Vorurtheilen des vornehmen Pöbels entgegen zu ſetzen; die überhandnehmende Herrſchaft waſſerſüchtiger und winddürrer Scribenten über den Geſchmack; die ſchädlichen Bemühungen derer, die das Licht der Critik ſcheuen und den

Durchbruch critiſcher Schriften zu hemmen ſuchen. Die eigene Hoffnung, den Geſchmack, vermittelſt der Würkung eines freyen Verſtandes in kurzer Zeit auf den Gipfel der Verbeſſerung zu erheben, wozu andere ganze Jahrhunderte fordern; dieſes alles iſt ein Vorrath von Gründen geweſen, die zu einer critiſch-poetiſchen Sam̃lung Gelegenheit gegeben haben, in welcher den Scribenten, die heutiges Tages mit Poeſie, Wolredenheit, Critik und Sprachlehre umgehen, Lob und Tadel nach Verdienen zugetheilet würde, worinn die Urtheile nicht auf die veränderlichen Empfindungen, die von Vorurtheilen regieret und von Gunſt, Furcht und Haß eingeſchränket werden; ſondern auf die beſtändig gleiche Natur des Menſchen und derſelben Verhältniß mit den fürgeſtellten Gegenſtänden, geſetzet wären. Stücke, in welchen der truckene Vortrag der dogmatiſchen Lehre auf eine muntere Weiſe belebet wird, critiſche, polemiſche, ſatyriſche Schriften, wolgerathene Verſuche in der Dicht- und Redekunſt, auch Abhandlungen aus anderen Wiſſenſchaften, die einen ausnehmenden Grad von Geiſt, Scharfſinnigkeit und Geſchicklichkeit blicken laſſen, werden in dieſem Werke ihren Platz finden. Die muntern Köpfe Deutſchlandes werden zuletzt, ſich zu einer Beyhülfe zu entſchlieſſen, durch die freymüthige Verſicherung aufgemuntert, daß ſie durch die Offenbarung der Stärke ihres Geiſtes und der Richtigkeit ihres Verſtandes in fürtreflichen Proben, die ſie dieſer Sammlung einverleiben würden, allen, die den Deutſchen ihres Geſchmacks wegen übel nachreden, den Mund zu ſtopfen Gelegenheit haben könnten. Wir ſind ſchon verſichert, daß dieſe Nachricht zureichend ſey, den Leſer zu belehren, wie merkwürdig die Unter-

nehmung

nehmung und wie wichtig das Vorhaben dieſer groß-müthigen Kunſtrichter ſey. Wir bewundern hierinn nichts mehr als die groſſe Zuverſicht, welche dieſelben auf die Schärfe ihrer Einſicht in die Fehler aller Kunſt-verwandten ſetzen; und ihr Vertrauen, welches ſie entdecken, durch die Kräfte ihres Geiſtes die Ausſchweifungen derer, die in ihren Augen kleine Geiſter ſind, zu beſtreiten. Wenn wir aber auch von der Gröſſe ihrer bisherigen und noch künftigen Verdienſte ſolche Gedanken hegen, die mit ihren eigenen Fürſtellungen völlig übereinſtimmen, ſo könnten wir doch unmöglich bewogen werden die Ausſchweifungen einer gar zu ſcharf hervorleuchtenden Eigenliebe, die in vielen Stücken verdächtige Herrſchſucht und die ſchnöden Spottreden zur Verkleinerung der Leute, die ohnſtreitig ihre Verdienſte haben, zu billigen. Iſt es etwa nicht möglich, den Geiſt ſeiner Landesleute aufzuklären, ohne auf diejenigen zu ſchmähen, die ſich mit gleichen Unternehmungen beſchäfftigen, wenn ſie auch gleich nicht den höchſten Grad der Vollkommenheit darinn erreichet haben? Gewinnet man auch bey Vernünftigen einen Grad der Ehre und des Ruhmes mehr, wenn man die Leſer ſeiner Werke durch gehäufte Erhebungen ſeiner Unternehmungen vorzubereiten ſuchet, ſolche Werke als unentbährliche Wegweiſer zur Vollkommenheit zu betrachten? Unſerer Meynung nach ſind eben dieß oft die wichtigſten Hinderniſſe, die unſerer Abſicht entgegengeſetzet werden können. Man findet nur wenige, denen es gefällig iſt, ſich unſerer Fürſchrift zu bedienen, nach welcher wir beurtheilet zu werden begehren. Und wer kann das Verfahren derjenigen gänzlich ungegründet nennen, die Bedenken tragen möchten, die Fürſchriften derer zu

Muſter der Verbeſſerung ihres Witzes und Urtheiles anzunehmen, die den Misbrauch ihres ſonſt fürtreflichen Witzes bey keiner Gelegenheit zu verhüten begehren? Wir ſuchen durch dieſe Anmerkung, deren Grund man in keiner Art der Unbilligkeit zu ſetzen Urſache finden wird, keinesweges die Verdienſte dieſer Kunſtrichter zu ſchmälern, oder den Ruhm, den ſie durch ihre critiſche Einſicht erworben haben, zu verkleinern. Die Hochachtung iſt zu groß, die wir für die ſonſt bündige Schriften dieſer Männer und für gegenwärtige Sammlung ſelbſt hegen, in ſo ferne der ausſchweifende Affect in derſelben ruhet, den eine Nebenurſache, die vielleicht geringe iſt, ohne Zweifel gegen die ſächſiſchen Kunſtrichter zuerſt rege gemacht hat, und noch immer in Bewegung zu erhalten drohet. Ja wir geſtehen, daß wir den critiſchen Bemühungen derſelben einen weit glücklichern Fortgang und ihren Schriften eine durchgängige Aufnahme zu verſichern Urſache haben würden, wenn ſie bey ihrem Vorſatze, gründlich zu urtheilen, auf eine vernünftige Art beſcheiden zu ſeyn, ſich gefallen laſſen wollten.

Bey der Erzählung der in dem Werke ſelbſt befindlichen Stücke und geſammleten Abhandlungen werden wir uns einer Kürze befleiſſigen, die zwar unſern Leſern einen Begriff von denſelben machet, aber die Begierde, das Werk ſelbſt zu leſen, keinesweges verringern wird. Fünf Stücke von ungleicher Gröſſe ſind uns bisher geliefert. Man hat ſich, ſo viel wir wiſſen, keine Zeit fürgeſetzet, nach welcher die Arbeit und die Ausgabe eines Stückes beſtimmet würde; Auch finden wir keine Abtheilungen der Stücke, wie viele einen Band ausmachen ſollen. Vielleicht geben uns die Verfaſſer von

der Ordnung und Einrichtung ihres Werkes nähere Nachricht.

Das erſte Stück enthält 1) Eine Probe einer neuen Uberſetzung Johann Miltons verlohrnen Paradieſes. Wir würden in die größten Ausſchweifungen gerathen, wenn wir die Geſchichte dieſes engelländiſchen Heldengedichtes auf ſchweitzeriſchen und deutſchen Boden ausführen wollten. Die erſte Uberſetzung deſſelben, die der Herr Bodmer in der Abſicht lieferte, den Deutſchen einen ſolchen Begriff von dem Werthe dieſes Werks zu machen, wie der Herr Addiſon ſeinen Landesleuten beyzubringen bemühet geweſen, gab andern Gelegenheit, ihre Meynung zu ſagen, die von den hohen Gedanken der Verehrer Miltons ganz unterſchieden war. Sie richteten hiedurch nur ſoviel aus, daß der Herr Bodmer der Vertheidigung ſeines Dichterhelden viele Bogen wiedmete, und allen Eifer, die einmal verherrlichte Ehre deſſelben zu retten, bezeugte. Und wie können wir ein ſtärkeres Zeugniß von der Hochachtung dieſer Kunſtrichter für Miltons Werke fordern, als daß es die erſte Stelle in dieſen Samlungen unter geiſtvollen Schriften zur Verbeſſerung des Urtheiles und Witzes einnimt. Wir muthmaſſen dabey, daß die unter der neuen Uberſetzung befindliche Anmerkungen, die einen Ausdruck in dem Gedichte nach dem andern erläutern, erheben und rechtfertigen, denen die Zunge binden ſollen, die ſich aufs neue gelüſten laſſen möchten, der Probe dieſe Stelle ſtreitig zu machen. Hätte man aber auch nicht faſt Recht, aus dieſen Anmerkungen zu ſchlüſſen, daß die Verfaſſer zu dieſer neuen Uberſetzung ein eben ſo ſchlechtes Vertrauen hätten, als ihre Wiederſacher zu den vorigen, da ſie die erſte Probe derſelben

ſogleich

ſogleich mit Anmerkungen ſchützen. Geſchiehet es aber bloß um derer willen, die aus ſchwacher Einſicht oder üblem Gemüthe nicht mit den geſchützten Stellen zufrieden ſeyn möchten; wie haben die Verfaſſer vorherwiſſen können, welche Gedanken und Ausdrücke Anfechtungen leiden würden? Wie viele Stellen ſind nicht annoch übrig, dabey der Leſer zweifelhaft wird, ob ſie ſchön ſind, Wie manche Seite enthält einen Perioden, den man oft wiederholen muß, ehe man die Verbindung einſiehet, und hernach doch nicht weiß, ob man ihn verſtehe oder nicht? Zu was für einer Arbeit aber würden ſich die Verfaſſer entſchlüſſen müſſen, wenn ſie jede ſolcher Stellen zu rechtfertigen, und den blöden Verſtand ihres Leſers aufzuklären ſich anheiſchig machten.

2) **Alexander Popens Verſuch von den Eigenſchaften eines Kunſtrichters, durch Herren Hofrath Drollingern überſetzet.** Dieſes ſchöne Stück des groſſen **Popen** war einer Ueberſetzung würdig, die des Originals Schönheit in keinem Ausdrucke verdunkelte; und wir haben keine Urſache der gegenwärtigen dieſen billigen Ruhm ſtreitig zu machen. Das gründliche, lehrreiche und lebhafte erhebet dieſen Verſuch vor vielen anderen Schriften. Der Verfaſſer bleibt ſich immer ſelber gleich, und bezeuget nicht weniger Aufrichtigkeit in Entdeckungen eines Fehlers, als in der Einſchärfung gegründeter Regeln. Je wichtiger das Amt eines Kunſtrichters iſt: deſto rühmlicher iſt die Sorgfalt, die Pflichten deſſelben zu beſtimmen. Pope lehret denſelben: ſeine Urtheile nach dem gerechten und unveränderlichen Probmaſſe der Natur abzumeſſen; den Regeln der Alten, als der Natur in ihrer richtigen Lehrart zu folgen; ſich geſchickt zu machen, ein Werk mit

eben

eben dem Geiſte zu betrachten, darinn es von dem Verfaſſer geſchrieben worden; die Ausführung mit dem Zwecke eines Schriftſtellers richtig zu vergleichen; ſich nicht alles zuviel oder zu wenig gefallen zu laſſen; kein Verdienſt aus Eigenliebe zu verehren, und ſich ſelbſt in andern zu rühmen; Wahrheit und Redlichkeit, die Hochachtung und Freundſchaft erwirbt, aus allem hervorblicken zu laſſen; die Menſchen zu lehren, als ob er ſie nicht lehrete, und Dinge, die ſie nie gewußt, ſo vorzubringen, als ob ſie dieſelbe nur vergeſſen hätten. Wir können nur dieſen etwanigen Abriß von den Pflichten entwerfen, die in dem Verſuche ſelbſt mit Munterkeit und Nachdruck abgehandelt werden. Die Eigenſchaften, die der Herr Pope von einem Kunſtrichter fordert, ſind ſo beſchaffen, daß auch diejenigen werden mit ihm einig ſeyn müſſen, die Kunſtrichter ſeyn wollen, aber dieſelben entweder gar nicht oder nur verſtümmelt in die Augen fallen laſſen. Auch dieſes iſt ſchon ein Beweis, wie gerecht und gegründet ſie ſind, und wie viel Recht er habe dieſelben zu Maaßregeln zu nehmen, wenn er den völligen Charakter eines Kunſtrichters richtig entwerfen will. Wir wollen die glücklich gerathene Abſchilderung herſetzen, die ihn darſtellet, als „einen Mann, „der willig zu lehren, und doch von ſeinem Wiſſen nicht „aufgeblaſen iſt. Den weder Gunſt noch Haß zu len„ken vermögen. Der mit keinem dummen Vorurthei„le beladen, oder nur blindlings gut iſt. Gelehrt aber „doch wolgeſittet, und wolgeſittet aber doch aufrichtig „dabey. Deſſen Feuer mit Sittſamkeit und deſſen „Strenge mit Gelindigkeit gemäſſiget. Der einem „Freunde ſeine Fehler freymüthig entdeken, und auch „am Feinde das Verdienſt aufrichtig rühmen kann.

„Der

„Der einen genauen doch nicht zu beſchränkten Ge„ſchmak und eine Kenntniß ſowol der Menſchen als der „Bücher beſitzet; der einen edlen Umgang und eine „Seele hat, die kein Stolz beflekt. Der mit Freu„den rühmet, wenn er billig rühmen kann. So war „die geringe Zahl der glücklichen Geiſter beſchaffen, „welche Athen und Rom in jenen beſſeren Zeiten ge„kannt haben!„

3) **Von dem Sinnreichen und dem Scharfſinnigen.** Die bisher unterbliebene Fortſetzung der zu Zürich im Jahr 1728. unter dem Titel: **Anklage des verderbten Geſchmackes**, ausgegebenen critiſchen Anmerkungen über den hamburgiſchen Patrioten, und die hälliſchen Tadlerinnen ſollen den Grund dieſer und anderer noch verſprochenen Abhandlungen dieſer Art, enthalten. Man will mit der angenehmen und lehrreichen Freyheit, womit dieſe Arbeit angefangen worden, fortfahren, alles was in dieſen moraliſchen Blättern ſeinen Urſprung in dem Vermögen des Witzes hat, zu beurtheilen. Gegenwärtige Abhandlung beleuchtet die Gedanken des Verfaſſers der hälliſchen Tadlerinnen von dem **ſinnreichen und ſcharfſinnigen.** Zwene Begriffe, die leichter beſtimmet werden können, als ihre Erklärungen ſich auf alle fürkommende Fälle richtig anwenden laſſen. Beiden ſoll in dieſer Abhandlung ein Genüge geſchehen. Der Verfaſſer nimt die deutlichen Beſchreibungen des **Herren Wolfen**, eines tiefſinnigen Weltweiſen, zum Leitfaden bey ſeinen Unterſuchungen an. Er ſchätzet ſich glücklich, daß er auf die Grundſätze desjenigen zu bauen wiſſe, der ſich über dieſe Materie unter allen Scribenten aufs deutlichſte und gründlichſte erkläret hat.

hat. Er brauchet kein langes Nachdenken, wenn er dieſe Sätze annimt, auszumachen, daß unter dem Namen des ſinnreichen alles begriffen werde, was uns gewiſſe Aehnlichkeiten zwiſchen unterſchiedenen Dingen entdecket, es ſey, daß dieſe Aehnlichkeiten ihren wahren Grund haben und in der Natur der Sache weſentlich ſeyn, oder daß ſie auf einem bloſſen Scheine beruhen. Die Unterſuchung der Natur des ſcharfſinnigen iſt den Gelehrten etwas mühſamer geweſen, weil ihnen die Gränzen des ſcharfſinnigen und das Verhältniß deſſelben gegen das ſinnreiche etwas verdecket geſchienen. Der Verfaſſer ſuchet auch dieſe Schwierigkeiten zu heben, und entwirft, nach einer Zuſammenhaltung verſchiedener Sätze der Wolfiſchen Methaphyſic, den allgemeinen Charakter des Scharfſinnigen in folgenden Sätzen; daß es 1) Aehnlichkeiten entdecke, die nicht allzunahe ſind, und jedermann leicht in die Augen fallen; 2) aber auch nicht gar zu entfernete, die nach einer langen Betrachtung kaum errathen werden und bloß in den Zufällen eines Dinges gegründet ſind; 3) daß in einem hohen Grade ſcharfſinnig ſey, was uns mehrere verborgene Aehnlichkeiten verſchiedener Dinge entdecket, 4) daß das ſcharfſinnige uns groſſe, deutliche und ergözende Begriffe erwecke. Dieß ſind die Grundregeln, nach welchen der Kunſtrichter die Beurtheilung des ſinnreichen und ſcharfſinnigen in Reden und Schriften will eingerichtet wiſſen, und auf welchen er das Urtheil gründet, das von den Gedanken des Verfaſſers der hälliſchen Tadlerinnen gefället wird. Eine verkappte Phyllis unter denſelben beſchäfftiget ſich mit

mit gleichen Unterſuchungen. Sie unterziehet ſich dieſer Arbeit, ohne die wolfiſche Metaphyſic zur Hand zu nehmen. Ihre Begriffe ſind nicht ſo deutlich, als dieſes Weltweiſen. Sie verwechſelt das ſinnreiche mit dem ſcharfſinnigen. Die Stellen ihrer Poeten halten nach unſers Kunſtrichters Grundregeln die Probe nicht. Sie iſt dannenhero unglücklich in ihren Entdeckungen geweſen. Vielleicht aber hat ſie die billige Freyheit haben wollen, die Begriffe nach ihrem Willkühr zu beſtimmen, welches der Vernunft nicht zu nahe getreten iſt. Vielleicht hat ſie die Wahrſcheinlichkeit nicht verletzen und den Charakter des Herrn Wolfen oder eines tiefdenkenden Kunſtrichters annehmen wollen. Und hätte ſie nicht Urſache, es eine Unbilligkeit zu nennen, daß man ſie nach Begriffen und Grundregeln beurtheilet, die von ihr nicht beſtimmet ſind, und noch eine andere Einſchränkung verſtatten? Jedoch ſie bedarf unſerer Vertheidigung oder Rechtfertigung nicht.

4) **Hans Sachs, ein Heldengedicht, mit einigen Erklärungen.** Dieſe Satyre hat ſchon vor vielen Jahren zuerſt das Licht geſehen, als eine Frucht des Streites zweener damaligen Dichter über den Wehrt des Lohenſteiniſchen Geſchmacks. Wie ein groſſer Verehrer deſſelben der bekannte **Poſtel** geweſen, zeuget auch das geringſte ſeiner Werke. Als dannenhero **Wernicke**, ehemaliger Königl. Däniſcher Staatsrath und Reſident zu Paris, das verdorbene dieſes Geſchmacks einſahe, und die Freunde deſſelben züchtigte, mußte er Poſtels Ahndung dieſer Unternehmung leicht vermuthen. Dieſer nahm keinen Anſtand, die Lohenſteiniſche Ehre in einem Sonnet zu retten, auf welches Wernicke gegenwärtiges Gedicht ſtatt einer Antwort verfertigte, worinnen der

im

im Stelpo charakteriſirte Poſtel mit Hans Sachſen auf eine lächerliche Art aufgeführet und geſchildert, und jener von dieſem zum Reichsnachfolger eingeſegnet wird. Man hat die Erfindung von Johann Dryden, einem engliſchen Poeten, entlehnet, der unter dem Namen Mac. Fleckno, die abgeſchmackten Poeten ſeiner Inſel, wie Wernicke Hans Sachſen und Stelpo, auf eine heroiſchcomiſche Weiſe beſungen hat. Der jetzige Herausgeber aber will lieber den Stelpo für eine ſymboliſche Perſon angeſehen wiſſen, welche überhaupt den Charakter von einer gewiſſen Art unnatürlicher Poeten vorſtellen ſoll. Er zweifelt nicht, daß man nicht auf den heutigen Tag noch eine ziemliche Anzahl ſolcher Stelpo antreffen werde, welche den erſten Stelpo nicht verleugnen können; und darum hat er ſich eben die Mühe genommen, dieſe Satyre, die voll artigen Scherzes und lehrreicher Sticheley iſt, aus dem Staube hervorzuziehen.

5.) **Auszüge aus Herrn Prof. Breitingers Wiederlegung der** Lettres ſur la religion eſſentielle à l'homme; welche **unter dem Titel:** de principiis in examinanda & definienda religionis eſſentia ex mente ſcriptoris Galli adhibendis, 1741. auf 9 Bogen ans Licht geſtellet iſt. Der tiefſinnigſte Verſtand, der in dieſem Werkchen von dem geſundeſten Witze in dem Vortrage und der Ausführung erhöhet wird, hat die Verfaſſer erinnert, daß es mit Recht unter die geiſtvollen Schriften eine Stelle verdiene. Und über dieß giebt es Gelegenheit, den aus ſeinen critiſchpoetiſchen Werken bekannten Herren Breitinger, auch nach der Fähigkeit in einer ernſtlichen Wiſſenſchaft, kennen zu lernen.

In dem Zweyten Stücke fahren die Kunſtrichter in ihren Sammlungen fort, und liefern uns:

1.) **Ein nothwendiges Ergänzungsſtück zu der Schutz-Vorrede Herrn D. Tr*ll*rs vor ſeinem Aeſopiſchen Fabelwerk.** Wir glauben Recht zu haben, wenn wir den Leſer auf diejenige Monathſchrift verweiſen, in welcher dieſem weitläuftigen Stücke, deſſen Ausſchweifungen und Anhange verſchiedene Bogen voll Anmerkungen entgegengeſetzet werden, die ohne Zweifel einen zureichendern Begriff ertheilen werden, als von einer kurzen Erzählung an dieſem Orte zu erwarten wäre.

2.) **Nachrichten von dem Urſprunge und Wachsthum der Critik bey den Deutſchen.** Die Geſchichten, die uns bisher von den critiſchen Bemühungen unſerer Landesleute geliefert worden, ſind ſtückweiſe und mangelhaft zum Vorſchein gekommen. Wir ſind dem Verfaſſer daher um ſo viel mehr Dank ſchuldig, der dieſelbe in einer Ordnung fürzutragen unternommen hat Er vergiſſet in der Geſtallt eines Geſchichtſchreibers nicht, ſelbſt den Charakter eines Kunſtrichters anzunehmen, und die Bemühungen anderer nach den Regeln der Critik und nach angenommenen Grundſätzen zu prüfen. Man wird von uns keinen weitläuftigern Entwurf dieſer Nachrichten fordern können, als der die Hauptſachen berühret, worüber ſich der Verfaſſer herauslässet. Folgende Stücke, die wir als die fürnehmſten angemerket, ſind ſchon zureichend einen Abriß von dem völligen Innhalt zu geben: **Opitzens** rühmlicher Anfang nach Grundregeln zu arbeiten. 83. S. In wieferne ſich die zu ſeiner Zeit lebenden deutſchen Dichter die Verdienſte deſſelben zu Nutze gemacht. 85. S. **Hofmannswaldaus, Lohenſteins, Neukirchs** unrechtmäſſige Abweichungen von Opitzens Muſter 89. S. **Neu-**

kirchs rühmliche Bekehrung. 100. S. Wernikens vernünftiges Unternehmen in Unterdrückung der betrüglichen Empfindung und Feſtſetzung des Urtheils auf beſtändige Grundſätze 103. S. Poſtels und Hunolds Bewegungen wieder Werniken 111. S. Unbilligkeit der Deutſchen gegen Wernikens Verdienſte. 120. S. Fortpflanzung des Lohenſteiniſchen Geſchmackes 123. S. Critiſche Bemühungen der Schweitzeriſchen Maler und deren Aufnahme. 131. S. Fernere Unternehmungen dieſer Kunſtrichter wieder den Patrioten und die Tadlerinnen. 144. S. Ihre Dogmatiſchen Schriften. 148. S. Critiſche Schriften des Herren Gottſcheds 162. S. Die fortgeſetzte Arbeit der Schweitzer zur Aufnahme des Geſchmackes 177. S.

3. **Ode über die Unſterblichkeit der Seele.** Die Verfaſſer der Sammlungen erfüllen ihr Verſprechen, auserleſene Proben nnd Exempel der Dichtkunſt, als nach ihren critiſchen Regeln verfertigte Muſter, fürzulegen. Ein philoſophiſcher Poet befindet ſich allein im Stande, denſelben ein Genüge zu thun. Sie finden denſelben in der Perſon des Herren Hofrath Drollingers, als Verfaſſers gegenwärtiger Ode. Die Stärke dieſes Dichters iſt ſchon längſt aus andern Proben, die in den Sammlungen berühmter Dichter eine würdige Stelle gefunden, bekannt geworden. Von der Fürtrefflichkeit gegenwärtiger Ode kann uns ſchon die ſtarke Ueberzeugung unſerer Kunſtrichter verſichern, ohne daß wir den Fürwurf eines Vorurtheils beſorgen dürfen. Sie ertheilen derſelben nicht blindlings Lob und Beyfall; ſondern prüfen mit aller Schärfe die Kunſt des Poeten nach ſeiner Abſicht. Er will das Geſchicke der Seele und des Cörpers nach ihrer Trennung, das

aus der ungleichen Natur dieſer beiden Theile herflieſſet, aus poetiſchen d. i. wahrſcheinlichen Gründen beſtimmen und auf eine poetiſche d. i. lebhafte und ſinnliche Weiſe ausführen. Wie gemäß eine jede Strophe, Zeile und Ausdruck dieſer Abſicht und dem angenommenen Charakter des Verfaſſers ſey, unterſuchen die unter dem Gedichte befindlichen Anmerkungen des Kunſtrichters, welche den Dichter insbeſondre bey ſolchen Stellen rechtfertigen, die einer blöden Beurtheilungskraft verwerflich ſcheinen möchten.

Das dritte Stück enthält

1.) **Erklärung auf einige Antworten, welche jemand dem Verfaſſer der** *Lettres ſur la Religion* **gegen gewiſſe Einwürfe Herren Prof. Breitingers geliehen hat.** Ohne Zweifel hat dieſes philoſophiſche Schreiben hier eine Stelle gefunden, weil es die vorhin angeführte Schrift des Herren Breitingers betrifft. Fünden wir, an Statt des matten, Witz und Lebhaftigkeit im Vortrage und der Ausführung, ſo würden wir ehe glauben, daß es um ſeiner ſelbſt willen unter die geiſtvollen Schriften eingerücket worden.

2. **Gedanken von der verblümten und poſſenhaften Schreibart.** Der Verfaſſer der Abhandlung von dem **ſinnreichen und ſcharfſinnigen** fähret fort, ſeine Gedanken über einige Stellen der vorhinbenannten moraliſchen Blätter zu eröffnen. Sein Unterricht von der verblümten Schreibart ſoll den hälliſchen Tadlerinnen gewidmet ſeyn. Er nennet die Schreibart **verblümt**, die aus uneigentlichen und figürlichen Ausdrücken und Gleichniſſen beſtehet, und deren Abſicht fürnehmlich dahin gehet: den Begriff durch die Vergleichung mit einem andern, der eine gewiſſe Aehnlichkeit damit hat, in

in ein kläreres Licht zu ſetzen, und gleichſam ſichtbar zu machen; den Ausdrücken eine beſondere Kraft, ein Gewicht und einen Nachdruck zu geben, damit ſie deſto tiefer in das Gemüth des Leſers eindringen, wann ſie durch ihre reichen Bilder ähnlicher Dinge die Sinnen und das Gemüth füllen; und durch die Entdeckung der verborgenen Aehnlichkeiten dieſer Dinge den Geiſt des Leſers zu ergötzen und zu beluſtigen. Gleiche billige Abſichten eignet der Verfaſſer der Schreibart zu, deren ſich die **Schweitzeriſchen Mahler** im 1ſten Diſcurſe ihres 11ten Theiles bedienen; wenn ſie eine **Beſchreibung des Reiches der Freude** machen. Er iſt daher mit dem Urtheile keinesweges zufrieden, welches ein Herr **Philologus** den Tadlerinnen über dieſe Stelle der Maler eröffnet, der das Phöbus, Galimathias und Wortſpiele gehäuft darinn zu finden vermeynet. Dieſes giebt ihm Gelegenheit die angefochtenen Stellen aufs neue nach den gegründeten Regeln des Scharfſinnigen zu prüfen, und ſie wieder denjenigen zu vertheidigen, der ihnen die Stelle unter guten verblümten Redensarten ſtreitig machen will. Die verblümte Schreibart verartet in die **poſſenhafte**, wenn ſie keinen Regeln folget, ſondern über die geſetzten Schranken ausſchweifet; wenn die Aehnlichkeiten, die ſie in den Dingen entdecket, allzuentfernet ſind; wenn entweder groſſe Dinge mit kleinen oder kleine mit groſſen in Vergleichung geſtellet werden. Und von dieſer Art hält der Verfaſſer die gewöhnlichen Ausdrücke des Patrioten, wenn ſie geiſtreich ſeyn ſollen. Das Verzeichniß derjenigen Stellen, die ſich dieſes Fehlers theilhaftig machen ſollen, iſt ziemlich zahlreich. Wir würden uns auch leicht bewegen laſſen, die mehreſten Stellen der Be-

ſchuldigung würdig zu achten, wenn wir nicht glaubten, daß einen Moraliſten verſchiedene Umſtände bewegen können, die Perſonen, die er einführet, anders reden zu laſſen, als er ſelbſt würde geredet haben. Und über dieß ſcheinet uns die Beſchuldigung ungegründet zu ſeyn, wenn man dem Moraliſten eben in den angefochtenen Stellen eine Begierde geiſtreich zu ſeyn andichtet. Wir halten es überhaupt für etwas leichtes, auch in den vollkommenſten Stücken etwas zu finden, das unſerem Begriffe nach fehlerhaft iſt; aber von dem Schriftſteller ſo leicht gerechtfertiget, als von uns angemerket werden kann.

3. Apologia del Edippo di Sofocle contra le cenſure del Signor di Voltaire.

4. **Abhandlung von der Schreibart in Miltons verlohrnem Paradiſe.** Gleichwie der Herr **Bodmer** in der neuen Ueberſetzung und Erklärung der Empfindungen, Vorſtellungen und Ausbildungen des Poeten ſich befliſſen, die Tüchtigkeit der Kunſtmittel vor Augen zu legen, welche der Poet gebraucht hat, die ſeiner Abſicht gemäſſen Würkungen in dem Gemüthe hervorzubringen; alſo hält er es für nöthig, ein ſeiner Meynung nach noch übriges Vorurtheil wieder **Miltons** Gedichte zu beſtreiten, welches von einigen beſonderen Eigenſchaften hergenommen iſt, die man in **Miltons** Sprache findet. Das beſondere, welches die Sprache Miltons hat, beruhet darauf, daß er die **Eigenſchaften ganz fremder Sprachen in der Form der Wörter und Redensarten in die ſeinige hinüber getragen; einige Formen aus fremden Sprachen geſchickt nachgemachet,** als: das Beywort nach dem Hauptworte geſetzet; das Beywort in

ein

ein Hauptwort verwandelt; die Wörter in einer veränderten Ordnung zuſammengeſetzet hat; daß er die Metaphoren ſo oft angebracht, als ſie ſeinen Vorſtellungen, Zierde, Licht, Glanz oder Nachdruck mittheilen könnten; und, Kraft der natürlichen Freyheit, nach welcher einem jeden erlaubt iſt, ähnliche Dinge unter ganz neuen Bildern vorzuſtellen, neue metaphoriſche Reden zu ſeinen Abſichten erſonnen hat. Auch hat er ſeinem Gedichte durch den Gebrauch veralterter Wörter einen gewiſſen Schein von Alterthum mitgetheilet, und mit einer homeriſchen Freyheit verſchiedene Wörter ganz neu gepräget. Wir finden in dieſem Verfahren an ſich nichts unvernünftiges, in ſo ferne ein Schriftſteller nur der Natur ſeiner Sprache nicht zu nahe tritt, und würklich verſichert ſeyn kann, daß er der Mittel nicht verfehlet, die er für die geſchickteſten zur Erreichung ſeiner Abſicht hält. Ein Ueberſetzer hat auch gewiſſer maſſen Recht, den Fußſtapfen ſeines Fürgängers ſoviel ihm möglich iſt, zu folgen. Jemehr beſonderes aber das Original in ſeiner Sprache hat, deſtoweniger darf ſich ein Ueberſetzer wundern, wenn ſeiner Schrift von Sprachkundigen Fürwürfe gemacht werden, womit der Verfaſſer ſelbſt von ſeinen Landesleuten verſchonet geblieben iſt. Es iſt gewiß, daß die Vollkommenheit einer Schrift erhöhet wird, wenn die Schreibart ſo erhaben iſt, als die Gedanken ſind. Wenn wir aber auch dem Herren Addiſon Glauben zuſtellen, daß Milton vermittelſt der benannten Hülfsmittel, und der trefflichſten Wörter und Redensarten die engliſche Sprache zu einer gröſſeren Hoheit erhoben, als iemahls ein engliſcher Poet gethan hat; ſo finden wir hierinn noch keinen Vortheil für den

Herren Ueberſetzer, daraus er zu ſchlüſſen Recht habe, daß der Ruhm deſſelben durch ihn unter ſeinen Landesleuten beſtättiget werden müſſe, wenn er eine ganz genaue Ueberſetzung deſſelben liefert, ſeinem Original unſchätzbare Kunſtgriffe in unzählichen Anmerkungen zueignet, aber dabey nicht erwäget, daß er ein deutſcher Schriftſteller ſey. Es iſt zuviel gewaget, einem Ausländer zum Gefallen, ſeinen Landesleuten von dem gelenkigen ihrer Sprache, die Formen aller andern anzunehmen, überreden wollen. Man wird unmöglich die Sprachen ſo einzurichten im Stande ſeyn, daß die Schönheiten der einen in der andern gleich ſchön ſind; oder daß die Freyheiten, deren man ſich in der einen mit Vortheil bedienet, in der andern zu gebrauchen, erlaubt ſeyn ſollte. Der Herr Ueberſetzer des Miltoniſchen Gedichtes ſcheinet mit dieſen Sätzen nicht durchgehends zufrieden zu ſeyn. Und wir glauben auch gerne, daß er groſſe Schwierigkeiten würde zu überwinden gehabt haben, wenn er zwiſchen den ungewöhnlichen Ausdrücken des Miltons und zwiſchen kaltſinnigen und flüchtigen Umſchreibungen ein löbliches Mittel, ohne ſeiner Fürſchrift zu nahe zu thun, zu treffen bemühet geweſen wäre. Er iſt ſelbſt ſo billig, daß er ſeine Arbeit nur als einen Verſuch angeſehen wiſſen, und die Belehrungen derjenigen annehmen will, die da glauben, daß er Freyheiten wieder das Naturell der deutſchen Sprache gebraucht habe, wenn ſie ihm andere Redensarten zeigen, die beſſer damit übereingeſtimmet, aber ihn nicht in eine periphraſtiſche Kaltſinnigkeit verfallen gelaſſen hätten. Aber war denn dieſe Ueberſetzung ſo nothwendig und unentbährlich? Wir errinnern uns des Bekenntniſſes der Herren Kunſtrichter in dieſen Sammlungen, daß ſie nur für diejenigen

ſchreiben, welche die Poeſie und was dazu gehöret, mit einer gewiſſen Affectvollen Heftigkeit lieben und daher keine Mittel verſäumen, ihrer Begierde ein Genüge zu thun. War denn kein ander Mittel übrig, denſelben Miltons Gedicht angenehm zu machen, ohne, es unter tauſend Schwierigkeiten zu überſetzen? Wie viel Dank würden nicht eben dieſe Liebhaber dem Ueberſetzer, deſſen Geſchicklichkeit auch ſeine Feinde erheben müſſen, ſchuldig ſeyn; wenn ſie auf den Blättern die dem Miltoniſchen Werke gewidmet ſind, vortheilhaftere Abhandlungen leſen könnten; da inzwiſchen, ſo lange der Geſchmack, unterſchieden bleibt, der Streit ohne Ende dauren wird, ob Miltons Werk die wahre Hochachtung der Kenner verdiene, oder ob die Urtheile gegründet ſind, die man wieder den Verfaſſer oder Ueberſetzer ausgefertiget hat.

5.) **Nachrichten von gelehrten Schriften.** Wir können uns leicht der Mühe überheben, zu unterſuchen, ob der als Verfaſſer dieſer Nachrichten und Auszüge angegebene **Conrector Erlenbach** eine Chimäre oder eine unter dieſem Namen in der Schweitzer Bedienung ſtehende Perſon ſey. Dieſes wird unſere Meynung nicht ändern, daß eine Schrift, die das poſſenhafte, unverſchämte und gröblich ausſchweifende für Würkungen eines geſunden Witzes liefert, der Stelle unter geiſtvollen Schriften unwürdig ſey. Hätte man den Irrthum des Verfaſſers der Anmerkungen über das Ergänzungsſtück der Vorrede zu den Trilleriſchen Fabeln in der Benennung des Urhebers deſſelben einer Beahndung wehrt gehalten; warum ſuchet man ihn nicht auf eine vernünftige Art zu belehren? Und was bedarf es der einem vernünftigen iederzeit abgeſchmackt

fürkommenden Anſchwärzung und Verkleinerung einer Perſon, wenn man derſelben eine auch gegründete Nachricht zur Verbeſſerung ihrer Schriften ertheilen will? Die gelehrten Schriften, von denen man hier eine Nachricht leſen ſoll, ſind die vor kurzem ans Licht getretenen Lettres Germaniques, und die unter des Herren M. Schwaben Aufſicht zu Leipzig ausgefertigten **Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes.**

6. **Das Complot der herrſchenden Poeten und Kunſtrichter.** Die Verfaſſer fahren fort, die Würkungen ihres rege gemachten Affectes, die in der vorigen Abhandlung einzelne Perſonen traffen, dem größten Haufen unſerer heutigen Dichter empfinden zu laſſen. Soviel wir ſchlüſſen können, hat man hier die Gelegenheit, dem in den **Beluſtigungen des Verſtandes** ꝛc. befindlichen **deutſchen Dichterkriege**, ein ähnliches Stück entgegen zu ſetzen, gebrauchen wollen, zu zeigen, wie weit die Dichtungskraft ſich zum Nachtheil anderer vertiefen könne, und wie leicht es ſey, den Trieb ſo anzufeuren, daß er ſich kaum wieder ſtillen läſſet.

In dem **vierten Stücke** dieſer Sammlung finden wir

1. **Einen Grundriß eines Epiſchen Gedichtes, von dem geretteten Noah.** Da nach dem Zeugniß der trefflichſten Kunſtrichter, die Schönheiten der vornehmſten poetiſchen Werke in der Zeichnung, dem Grundriſſe und der Zuſammenordnung des ganzen Werkes beſtehen, die Ausbildung aber eines jeden beſonderen Stückes für etwas geringeres gehalten wird; ſo haben die Verfaſſer Recht, von dem Poeten zu fordern, daß er ſeinen größten Fleiß auf die Zeichnung ſeines Gedichtes wende. Hier muß ſich die Stärke der Erfindungskraft zuerſt zeigen; und ein geſchickter Verſtand zu ordnen,

derſel-

derſelben die Hand bieten. Wenn dieſes iſt, ſo wird man nichts mehr nöthig haben, einen fertigen Leſer auf die Spur zu führen, was er in einem Gedichte zu erwarten habe, als daß ihm ein Abriß auch nur der erſten Anlage vorgeleget werde. Dieſe zartgezeichneten Züge faſſen das ganze Werk in einigen Geſichtspuncten, ſo, daß der Verſtand daſſelbe mit einem Blicke überſehen, und, wie die Materialien, alſo derſelben Verbindung, ohne Mühe wahrnehmen und unterſcheiden kann. Die **Verfaſſer** hoffen daher mit einiger Gewißheit, daß die ſchwachen und erſten Linien eines **epiſchen Gedichtes von Noahs Errettung aus der Sündfluth**, welche ſie in dieſem Stücke fürlegen, hinlänglich ſeyn werden, das Nachdenken geſchickter und feuriger Geiſter zu erwecken, und ihnen von weiten zu erkennen zu geben, was ſie von dem erfindenden Kopfe und anordnenden Verſtande des Verfaſſers zu erwarten haben; ſo ferne ſelbigem die Umſtände vergönnen würden, das Gedichte auf dieſen Grundriß aufzuführen.

2. **Echo des deutſchen Witzes.** Dieſe Schrift, welcher der Conrector Erlenbach abermal ſeinen Namen geliehen, beſtehet aus einer Vorrede und unterſchiedlichen Abhandlungen. In jener redet er mit ſeinen Leſern, in dieſen mit ſeinen Wiederſachern. Er ſuchet in der Vorrede durch eine Erzählung von dem bisherigen Verlauf des critiſchen Zweykampfes den Leſer in den Stand zu ſetzen, zu urtheilen, welche Parthey ſich mit dem Rechte der Nothwehr und der guten Sache zu ſchützen, Grund habe. **Trillers** von ihm hämiſch genannte **Vertheidigung ſeiner Fabeln**, und das XXIVſte Stück der **Beyträge des Herren Gottſcheds**, müſſen die Schuld aller obhandenen Unruhe tragen; und ſollen zugleich den Verfaſſer

faſſer rechtfertigen, wenn er die Ehrfurcht, die er für ſeine Leſer träget, verletzen und ſie mit grammaticaliſchen Kleinigkeiten beſchweren muß. Das Echo ſelbſt redet mit dem Verfaſſer der Anmerkungen über das Ergänzungsſtück zu der Trilleriſchen Vorrede, und entdecket zuerſt Erlenbachs Muthmaſſung, wen man für den Urheber dieſer Anmerkungen zu halten habe; zweytens giebt es einen zureichenden Grund, warum man den Namen des Herren Trillers ohne Vocalen drucken laſſen; drittens erweiſet es, daß das Ergänzungsſtück Herren Trillern, die Vorrede und Anmerkungen aber Erlenbachen zum Verfaſſer haben; und zuletzt ertheilet es ein abgenöthigtes Lob eines critiſchen Verſuches von einer freyen Überſetzung aus der ſchweitzeriſchen in die deutſche Sprache. Wir müſſen dem Verfaſſer den Ruhm geben, daß er ſeine Abſicht kurzweilig zu ſeyn rechtſchaffen erfülle; nur iſt es Schade, daß er die Züchtigung, zu welcher man ihm ſeine Wiederſacher übergeben hat, ſo einrichtet, daß er mit ſeinen Oberherren mehr lächerlich, als fürchterlich dabey wird.

Den Schluß dieſes Stückes machen unterſchiedene angeführte Stellen, die man in der Abhandlung von den poetiſchen Gemählden, von dem wunderbaren in der Poeſie, in dem Gedichte von den Wolthätern der Stadt Zürich, in der Elegie an D. Hallern, und in den Charakteren der Deutſchen Gedichte, nach der hier gegebenen Fürſchrift, verbeſſern ſoll.

Das fünfte Stück leget uns vor:

1. **Mauvillons überſetzten Brief von der Sprache der Deutſchen,** mit übereinſtimmenden Zeugniſſen und Anmerkungen der Kunſtrichter vermehret. Der Herr Mauvillon ſuchet ſeinem Freunde in dieſem Briefe

einen ſolchen Begriff von ſich zu machen, nach welchem er nächſt der gründlichen Einſicht eine rühmliche Billigkeit an ihm wahrnehmen ſoll. Von der erſteren ſollen die auf feſte Gründe geſetzten Urtheile zeugen, durch welche er ſich von denjenigen Ausländern unterſcheiden will, die von der deutſchen Sprache aus Eigenſinn und Verdruß nie etwas gutes ſagen, da ſie dieſelbe nicht verſtehen oder nicht haben lernen können. Er will ſeine Ausſprüche nicht mit Gründen beſtärken, die auf die ungewiſſen Vorurtheile des Pöbels beruhen, ſondern eine Einſicht in die Natur der Sache ſelbſt zum Grunde legen. Und wenn er die Fehler der deutſchen Sprache aufrichtig entdecket hat, ſo will er auch der Schönheiten eingedenk ſeyn, die derſelben ein Anſehen und einen Vorzug vor andern Sprachen ertheilen. Wir haben Urſache gegen diejenigen dankbarer zu ſeyn, als ſie ſich bey ihrer oft verdächtigen Abſicht fürſtellen mögen, die in der Endeckung wahrer Fehler unſerer Sprache offenherzig ſind. Kein Deutſcher hat bisher geglaubet, daß ſeine Mutterſprache den höchſten Grad der Vollkommenheit erreichet habe. Er iſt zufrieden wenn er ſie gegen die Sprache ſeiner Vorfahren merklich verbeſſert, und die Beyträge ſeiner Landesleute zu einer gröſſeren Vollkommenheit derſelben nicht ohne Nutzen ausgefertiget ſiehet. Ein Ausländer wird dieſelben jederzeit ſo aufrichtig in der Anzeige der annoch vorhandenen Fehler, als in den Vorſchlägen zur Verbeſſerung derſelben befinden. Die Herren Schweitzer müſſen ſelbſt bey ihrem Geſpötte Zeugen von der Billigkeit der Deutſchen ſeyn, wenn ſie verſchiedene freye Bekenntniſſe der Sprachkundigen von den annoch vorhandenen Fehlern ihrer Sprache zum Troſt des Herren Mauvillons, daß er

nicht

nicht geirret habe, unter einige Stellen ſeines Briefes ſetzen. Wo der Herr Mauvillon die Deutſchen nur noch für vernünftig hält, ſo iſt er hiedurch ſehr ſtark bewogen worden, zu glauben, daß ſie das erkannte fehlerhafte zu verbeſſern ſich werden aüſſerſt angelegen ſeyn laſſen. Auch dieſen Gedanken eines Ausländers von ihren Bemühungen, würden die deutſchen Sprachverbeſſerer mit Dank zu erkennen wiſſen. Einen Fürwurf aber ſind ſie und der Herr Mauvillon, unſerm Bedünken nach dem Verfaſſer der Anmerkungen bey ſeinem ſonſt rühmlichen Dienſte ſchuldig. Bey dem mühſamen durchblättern der deutſchen Schriften, daraus er die angebrachten Zeugniſſe geholet, werden ihm auch ohne Zweifel diejenigen Stellen vors Geſicht gekommen ſeyn, darinn verſchiedenen Einwürfen des Herrn Mauvillons vorgebeuget, oder begegnet wird! Würde er demſelben nicht einen Dienſt geleiſtet haben, wenn er auf ſolche Art ihm ſogleich einen Zweifel benommen hätte, den er ſolange für gegründet halten wird, bis eine Antwort auf ſeinen Brief einläuft? Wie leicht hätte er zugleich die Deutſchen eines Theiles ihrer bevorſtehenden Mühe überheben können? Jedoch wir wollen den Herren Mauvillon ſelbſt anhören und ſeine Zweifel erzählen. Seine Fürwürfe betreffen die Meynung von dem hohen Alter der deutſchen Sprache; den rauhen und barbariſchen Klang der Wörter; die Ungewißheit, welche Sprache in den deutſchen Provinzen die reineſte ſey; die Mühe, welche alle Nationen haben, das Deutſche zu lernen; die ſchwere Zuſammenſetzung in Anſehung einiger Vorſetzwörter; den Eigenſinn der Deutſchen, keine fremde Wörter in ihre Sprache zu miſchen; den daher enſtehenden Mangel, und endlich die wilden Endungen der deutſchen Wörter.

Alle dieſe Zweifel, die der deutſchen Sprache zum Nachtheil gereichen ſollen, wiederholen was entweder ſchon längſt derſelben fürgeworfen, oder zum Theil ſchon entſchieden und gerechtfertiget worden. Die Mühe würde auch nicht die gröſte ſeyn, die zu einer vollſtändigen Auflöſung derſelben hier erfordert würde, wenn nicht einigen ſchon ein Genüge in unſren Abhandlungen geſchehen wäre, die übrigen aber zu beleuchten, verſchiedene andere Gelegenheiten ſich zeigen möchten. Zu den Schönheiten der deutſchen Sprache rechnet der Briefſteller einige Vorzüge die der deutſchen vor der franzöſiſchen eigen ſind als: die in derſelben erlaubte Veränderung der Wortfügung; den groſſen Reichthum der Sprache, ob ſie gleich nicht ſo viele Sachen mit eigenen Namen geben können; Die Freyheit ſich nicht an gewiſſe Ausdrücke vor andern zu binden; Die mögliche Zuſammenſetzung der Wörter aus vielen andern u. d. m.

2. **Mauvillons Brief von den deutſchen Poeten.** Daß die Deutſchen bey allen ihren poetiſchen Bemühungen noch bisher keine Dichter geworden, wird ihnen bey aller Gelegenheit von den Ausländern, beſonders den Franzoſen, fürgeworfen. Die Anklage des Herren Mauvillons in dieſem Briefe trifft abermal die Werke der Poeſie und Beredſamkeit derſelben. Sie ſind ſchlecht; und es muß doch ein Grund ſeyn, warum ſie nicht beſſer werden. Er will denſelben richtig angeben, wenn er den Deutſchen Geiſt und Witz, die nöthigen Eigenſchaften eines Poeten, abſpricht. Die Natur hat ſie mit den Vortheilen des Cörpers zum Ueberfluß begabet; es wäre zuviel geweſen, wenn ſie ihnen auch noch Witz und Geiſt ſo reichlich, als andern Völkern zugetheilet hätte. Des Schöpfers Weisheit

heit hat es daher ſo auserſehen, daß die Deutſchen bey ihrer Geſtallt, Stärke und Leibeskraft Mangel an Witz und Geiſt haben ſollten. Damit aber der Verfaſſer nicht das Anſehen gewinne, daß er mit den Unwiſſenden ſeine Zuflucht zu ihrem gewöhnlichen Grunde nehme, der aber noch durch Beweiſe beſtärket zu werden nöthig hat; ſo gehet er weiter und beruft ſich auf den Geſchmack der Deutſchen, der gar nicht ſey, Witz und Geiſt zu haben; da dieienigen, denen die Natur noch etwas mitgetheilet, daſſelbe verabſäumen, verderben und ſich auf eitle Wiſſenſchaften von elendem Geſchmack legen. Die Anagrammatiſten und Chronogrammatiſten, die unter den Deutſchen mit ihren Sinngeburten ſo groſſen Dank und Ruhm erwerben, ſollen die gültigen Zeugen dieſer Beſchuldigung ſeyn. Wird aber ein Deutſcher dawieder einwenden, daß nicht allen ſeinen Landesleuten dieß abgeſchmackte Zeug gefalle; ſo behält Mauvillon doch noch Herz genug übrig, ihm zu ſagen, daß ſie doch in allen Arten der zierlichen Wiſſenſchaften keinen Witz noch Geſchmack haben. Die in dieſem Lande herrſchende Hochachtung für die Hofnarren iſt Schuld daran, daß man das poſſenhafte nicht von dem geiſtreichen unterſcheiden lernet, daß man nicht weiß, was ein feiner und grober Geiſt iſt, daß in den Poeten ſolche Jedermannsgedanken und grobe Ausdrücke ſind, daß endlich alles unter einander lauft, das ernſtliche mit dem poſſirlichen, das hohe mit dem kriechenden, und das prächtige mit dem luſtigen. Dabey ſoll es allen dieſen Dichtern zum ſtarken Fürwurf gereichen, daß ſie ſich in das überſetzen und nachahmen ſo ſtark verliebet haben, daß ſie darüber vergeſſen, Würkungen ihres eigenen Witzes zu liefern, und Schöpfer

zu werden; daß ſie durch ihre Ueberſetzungen, den ausländiſchen Originalen wenig Anſehen erwerben, und unter andern nicht ein einziges theatraliſches Stück, das einigen Werth hätte, aus ihrem Eigenthum an den Tag bringen können. Wir ſind bey der Erzählung der Fürwürfe dieſes franzöſiſchen Kunſtrichters ganz aufrichtig geweſen. Man hätte ſich bey der Anführung der den Herren Mauvillon in ſeiner Meynung ſtärkenden Anmerkungen des Schweitzers ein gleiches von uns verſprechen können, wenn wir weitläuftig zu ſeyn geſonnen wären. Vielleicht bewegen wir unſre Landesleute, denen der Brief noch unbekannt iſt, durch dieſe Nachricht dazu, daß ſie entweder die den Beſchuldigungen ſchon entgegen geſetzten Gründe noch mehr befeſtigen, oder ſich aufs neue der Angefochtenen annehmen. Sie werden dabey als ein ſicheres Merkmal, daß ſie es aufs höchſte gebracht und ihren Pflichten ein Genüge gethan haben, annehmen können, wenn ſie nach dem Beyſpiel der ſchweitzeriſchen Kunſtrichter, ſich ſelbſt durch keine Beſchuldigungen mehr getroffen halten dürfen, ſondern mit denen Ausländern ſchon aus einem Thone anſtimmen, und deren Züchtigungen zur Beſtrafung ſolcher, die ihnen nicht gleich ſind, anwenden können. Eines aber müſſen wir den Deutſchen noch zur Nachricht melden, daß der Herr Mauvillon und ſeine Vertheidiger mit denen nicht zufrieden ſind, welche durch Gegenbeſchuldigung der franzöſiſchen Poeten ſich zu rechtfertigen ſuchen.

3. **Abhandlung von den Dichtungen überhaupt.** Wäre die Freyheit der Dichtungen ohne Geſetze, ſo würde man alle Ausſchweifungen verrückter Sinnen für geiſtreich und ſcharfſinnig erklären müſſen.

Man erlaubet einem lebhaften Kopfe ſich ſelbſt in ſeiner erhitzten Phantaſie neue Welten zu bauen, ſie mit neuen Einwohnern zu bevölkern, neue Perſonen und neue Begegniſſe zu erſinnen, den Todten das Leben wieder zu ſchenken, vernunftloſe Geſchöpfe reden zu laſſen, in eine Entzückung zu fallen, und uns die ſeltſamſten Erſcheinungen vors Geſicht zu malen. Allein alle Arten dieſer Dichtungen ſind nur erfunden worden, gemeine und bekannte Gedanken auf eine ungemeine, neue und ergötzende Art auszudrucken. Hieraus erhellet, daß Regeln vorhanden ſeyn müſſen, durch welche die Art der Bemühung der Dichter beſtimmet wird. Der Verfaſſer dieſer Abhandlung will hier bloß die allerersten Grundregeln einer guten Dichtung ausſetzen, und ſie nach Art der Abhandlung von dem ſinnreichen und ſcharfſinnigen mit einigen Exempeln aus den deutſchen moraliſchen Wochenblättern erläutern. Die Regeln, die er vorher feſtſetzet, ſind folgende: 1) der Zweck der Dichtung iſt, daß ſie auf eine ergötzende Art unterrichte; 2) die ganze Dichtung muß einen myſtiſchen Sinn haben; 3) Sie muß wahrſcheinlich ſeyn, und ſich gründen entweder auf wahrhafte und ähnliche Begebenheiten, oder wenigſtens auf einen angenommenen allgemeinen Wahn; 4) das ganze Syſtema der Dichtung muß in allen ſeinen verblümten oder figürlichen Umſtänden genau zuſammenſtimmen, ſo, daß kein Umſtand den andern umſtoſſe; 5) alle figürliche Umſtände der Dichtung müſſen ihre beſondere Bedeutung haben, die den myſtiſchen Sinn des ganzen Syſtematis vollkommen machen. Folglich müſſen keine leere und unnütze Umſtände geduldet werden. 6) Die Aehnlichkeiten der Bilder müſſen nicht allzunahe und

nicht zu entfernet, folglich nach den Grundſätzen des ſcharfſinnigen eingerichtet ſeyn. An ſolcher regelmäſſigen Dichtung, ſoll ein Poet die Kräfte ſeines Geiſtes prüfen; und wo er in dergleichen Dichtungen glücklich ſeyn und Leuten von guten Geſchmack gefallen will, muß er in der ſcharfſinnigen Schreibart geübte Sinnen haben. Nach dieſen Regeln unterſuchet der Verfaſſer die Stärke der Dichtungen in einigen Stellen des Patrioten, und iſt mit demſelben um ſoviel weniger zufrieden, da er glaubet, daß er einer der gröſten Geiſter Deutſchlandes zu ſeyn begehret.

Unſere Leſer werden durch dieſe kurze Erzählung der in dieſen critiſchen Sammlungen befindlichen Abhandlungen in den Stand geſetzet ſeyn, ſelbſt zu urtheilen, was ſie ſich von den Unternehmungen dieſer Kunſtrichter zu verſprechen haben. Wir verehren die Stärke und Gründlichkeit ihrer Einſicht in die wichtigſten Stücke der Poeſie und Wolredenheit mit vollkommener Hochachtung. Um ſo vielmehr aber glauben wir Urſache zu haben, mit der Hoffnung, eine fleiſſige Fortſetzung dieſer Sammlungen zu erhalten, den Wunſch zu verbinden, daß diejenigen Stücke keinen Platz darinn finden mögen, in welchen der aufgebrachte Affect mehr als der Kunſtrichter redet.

IV.

Gedanken von der todten und lebendigen Sprache, in Abſicht auf die deutſche Sprache.

§. 1.

Undeutliche und verwirrte Begriffe können uns unmöglich von allen Irrthümern freyſprechen. Sie geben uns vielmehr darzu die bequemſte Gelegenheit. Haben aber gleich die Irrthümer eigentlich ihren Sitz im Verſtande; ſo zeigen ſich iedoch auch ſelbige gar leicht in der Aufführung und in unſeren Handlungen. Ungegründete und falſche Urtheile können uns zu keinen andern als ſolchen Handlungen verleiten, welche der Natur einer Sache, womit wir umgehen, im geringſten nicht gemäß ſind. Es entſtehen aber iene ſodann nur, wenn uns deutliche Begriffe von den Dingen mangeln. Man ſiehet bey der Undeutlichkeit der Begriffe in dem Verſtande Dinge als einerley an, welche doch gänzlich unterſchieden ſind. Man eignet dem einem dasienige zu, was man dem andern nur eigentlich beylegen kan. Man nimt dergleichen unrichtige Beſtimmungen der Begriffe als würkliche Wahrheiten an; und bringet alles nach dem Maaſſe zur Ausübung, wie die unrichtige Verbindung der Gedanken es verlanget. So ſchädlich nun die Irrthümer ſind, ſo ſehr ſind auch die darauf ſich gründenden Handlungen zu tadeln. Man iſt aber nicht im Stande ſich für iene in Acht zu nehmen und dieſe zu vermeiden, wo man nicht in iedem beſondern Fall nach

deutlichen Vorſtellungen von den Dingen trachtet, und ſich ſelbige anſchaffet. Deutliche Begriffe geben uns dasienige an die Hand, wodurch wir in den Stand geſetzet werden, das eine von dem andern zu unterſcheiden. Wir werden durch ſelbige geſchickt, einer ieden Sache dasienige zuzueignen, was ihr mit Recht zugeeignet werden kann. Und wir werden ſodann mit denen Dingen nicht anders umgehen, als wie es ihre unterſchiedene Natur erfordert. Das deutliche in unſern Begriffen iſt nur dasienige, welches uns dieſe Vortheile zu Wege bringen, und davon mit Gewißheit verſichern kann.

§. 2.

Wie nun dieſes überhaupt ſeinen Grund hat; ſo müſſen wir es auch in Anwendung auf die Verbeſſerung der deutſchen Sprache zugeſtehen. Es haben ſich zwar viele angelegen ſeyn laſſen, unſere deutſche Mutterſprache in eine beſſere Verfaſſung zu bringen; allein man hat zum öftern gefehlet, ſowol in der würklichen Ausbeſſerung als auch in der Beurtheilung deſſen was zur Ausbeſſerung derſelben erfordert wird. Die groſſe Uneinigkeit derienigen, welche ſich um die Vollkommenheit unſerer Sprache bemühet haben, kann hievon ein deutliches Zeugniß ablegen. Wir vermeynen nicht ohne Grund, daß der aus der Acht gelaſſene Unterſchied einer todten und lebendigen Sprache hiezu ein gar vieles beygetragen habe. Man hat die deutſche Sprache bald als eine lebendige, bald aber als eine todte anſehen wollen. Wie leicht iſt es nicht geweſen ſich zu verwirren, und ihr ſolche Eigenſchaften beyzulegen, welche ihr gar nicht zukommen? Würde man ſelbige nur anders angeſehen haben, ſo möchte

man auch anders gedacht, und bey der Verbeſſerung ſelbſt ſich ganz anders aufgeführet haben. Der deutliche Begriff von einer lebendigen und todten Sprache kann uns zu erkennen geben, wie die eine von der andern unterſchieden iſt, und wie man ſich alſo auch bey einer todten und lebendigen Sprache ganz unterſchieden aufführen muß. Dieſes iſt auch die eigentliche Urſach und Abſicht, warum wir, den Unterſchied zwiſchen einer todten und lebendigen Sprache deutlich zu erklären, ſuchen wollen. Wir werden uns beſonders bemühen, die Eigenſchaften einer lebendigen Sprache deutlich zu machen. Bey ſolchen Umſtänden muß es etwas ſehr leichtes ſeyn, alles auf unſere deutſche Sprache anzuwenden, und in der Ausbeſſerung derſelben ſich danach zu richten.

§. 3.

Ein Inbegriff aller Worte, wodurch ein Volk ſeine Gedanken ſich unter einander zu verſtehen giebet, machet die Sprache eines gewiſſen Volks aus. Die Worte ſind nichts anders als Zeichen der Gedanken, man mag dieſelbe im Reden oder Schreiben gebrauchen. Hat man deren viele, welche in ihrer Verknüpfung die Gedanken anderer uns entdecken können und ſollen; ſo hat man alles, was zu einer Sprache nothwendig erfordert wird. Sie iſt allerdings deſto vollkommener zu nennen, ie beſſer und bequemer die Mittheilung der Gedanken dadurch ſtatt finden kann.

§. 4.

So wie alles in der Welt den Veränderungen unterworfen iſt; ſo müſſen auch zum öftern gewiſſe Völker und ganze Reiche die gröſten Veränderungen ausſtehen

ſtehen und über ſich ergehen laſſen. Die Sprache eines ſolchen Volks leidet auch dabey, und iſt gleichfalls dem größten Wechſel unterworfen. Wie oft wird nicht ein Volk gänzlich zerſtöret, und unter andere zerſtreuet? Selbiges wird ſodann gezwungen ſeine eigene Sprache fahren zu laſſen, und ſich derienigen ordentlich zu bedienen, welche den Ländern eigen iſt, worinn ſie leben. Wie oft geſchiehet es nicht, daß die ſtarke Vermiſchung fremder Völker und andere Urſachen die Sprache eines Landes, deren man ſich bisher bedienet hat, gänzlich in Vergeſſenheit bringen, und eine andere zum ordentlichen Gebrauch einführen? Die erſten Sprachen hören alſo auf, im Schwange zu ſeyn, und andere nehmen wieder ihre Stelle ein, und werden als ordentliche Mittel gebrauchet mit andern zu reden, und auch ihnen ſchriftlich Gedanken zu erkennen zu geben. Die erſten Sprachen ſterben gleichſam, indem ſie aufhören ordentlich gebrauchet zu werden, und die andern fangen wiederum an in dieſen Ländern zu leben, und lebendig zu werden. Hierinn lieget nun der Grund, daß man die Sprachen als lebendige und todte angeſehen und auf ſolche Art eingetheilet hat. Eine Sprache, welche in einem Reiche und unter einem gewiſſen Volke annoch im Schwange iſt, und ordentlich im Reden und Schreiben gebrauchet wird, heiſſet eine **lebendige**; wenn aber ſelbige an keinem Orte mehr als ein ordentliches und allgemeines Mittel, andern ſeine Gedanken zu erkennen zu geben, im Gebrauch iſt; ſo wird ſie eine **todte Sprache** genennet. In Anſehung dieſer letztern hindert es gar nicht, daß man viele darinn geſchriebene Bücher antreffe, und daß auch bisweilen einige unter vielen Völkern ſich annoch ſelbi-

ger im Reden und Schreiben bedienen. Das allgemeine und das ordentliche, welches ſich bey dem Gebrauch einer gewiſſen Sprache befindet, bringet ſelbiger nur eigentlich den Namen einer lebendigen zu Wege. Die ebräiſche, griechiſche und lateiniſche werden demnach, ihres beſondern Gebrauchs ungeachtet, mit Recht von allen unter die todten Sprachen gezählet.

§. 5.

Die Menſchen haben die Sprache als ein Mittel erwählet, wodurch ſie ſich einander die Gedanken mittheilen, und das Band ihrer Geſellſchaft erhalten und befeſtigen wollen (§. 3.). Die den Menſchen von Gott geſchenkte Vernunft verlanget von ihnen vernünftige und weiſe Handlungen; ſie fordert, daß die mit Vernunft begabten Geſchöpfe die geſchickteſten Mittel zu ihren Abſichten ſuchen ſollen. Die Vernunft iſt alſo dasienige, welches die Menſchen verbindet, eine ſolche Sprache zu wählen, wodurch ihre Gedanken andern am bequemſten können kund gemachet, und dadurch die Glieder eines gemeinen Weſen am genaueſten können verbunden werden. Und dieſes iſt es eben, worinn eigentlich das wahre Vollkommene einer Sprache beſtehet; welches zu beſtimmen wir ietzo nicht geſonnen ſind, weil auch ſolches unſere Abſicht nicht leidet. Wir wollen nur dieſen Schluß hier anführen: daß ein iedes Volk verbunden ſeyn müſſe ſeine Sprache zu ändern und zu verbeſſern, ſo bald es nur merket, daß ſelbige unzureichend und unbequem ſeyn ſollte, alle in der Geſellſchaft nöthige und nützliche Gedanken anderen geſchickt zu erkennen zu geben.

§. 6.

Allein hier äuſſert ſich ſchon der allgemeine Unterſchied zwiſchen einer lebendigen und todten Sprache. Das (§. 5.) angeführte findet nur einzig und allein bey einer lebendigen Sprache ſtatt, welche annoch bey einem gewiſſen Volk im Schwange und als eine würkliche Sprache bey allen im Gebrauch iſt (§. 4.). In dieſer redet und ſchreibet man nur in der Abſicht, damit alle übrige Glieder des gemeinen Weſens, ſie mögen auch ſeyn welche ſie wollen, uns verſtehen und unſere Gedanken begreiffen mögen. Bey einer ſolchen Abſicht hat man alſo auch in einer ſolchen lebendigen Sprache darauf zu ſehen, wie man dieſe Abſicht bey andern am beſten erreichen und die als eine allgemeine angenommene Sprache am gründlichſten und ordentlichſten einrichten möge (§. 5.). Eine todte Sprache iſt im Gegentheil unter keinem Volk ordentlich mehr im Gebrauch. Sie iſt kein allgemeines Mittel durch Reden und Schreiben ſeine Gedanken zu verſtehen zu geben (§. 4.). Ja ſie iſt eigentlich keine Sprache mehr; eben wie ein todter Menſch kein wahrer Menſch mehr iſt. Gebrauchet man gleich zuweilen eine todte Sprache, ſo iſt jedoch der Gebrauch derſelben nicht allgemein. Man findet ihn nur bey einigen, und eine beſondere Abſicht iſt die Urſach, daß man ſich ſelbige bekannt machet. Man lernet eine todte Sprache nur deswegen, damit man die Gedanken desjenigen Volks wiſſen möge, welches ſich derſelben vormalen im Reden und Schreiben bedienet hat. Man wird aus dieſem allen den Schluß leicht ſelbſt machen können: daß man in einer todten Sprache gar kein Recht habe das geringſte zu ändern, oder etwas zu verbeſſern. Man hat nur allein dahin zu ſehen, daß man

ſelbige nach gewiſſen Regeln, welche entweder noch übrig ſind, oder welche man von den beſondern Fällen in den zurückgelaſſenen Schriften abgeſondert hat, vollkommen erlerne und faſſe; damit man gedachte Bücher recht verſtehen und ihrer Uhreber Meynungen und Gedanken erkennen möge. Ein mehreres wird nicht erfordert. Und dieſe gegründete einzige Abſicht verbietet auch alle und jede Veränderung und eingebildete Verbeſſerung.

§. 7.

Wollte man ſich unterſtehen, eine wahre Verbeſſerung in einer todten Sprache vorzunehmen; ſo würde man keinesweges im Stande ſeyn, ſeine Abſicht bey ſelbiger zu erreichen. Man lernet die todte Sprache nur deswegen damit man der Alten ihre Gedanken und die von ihnen vorgetragene Wahrheiten erkennen und verſtehen möge (§. 6.). Man ändre die bey ihnen üblich geweſene Schreibart. Wird man wol vermögend ſeyn ihre Schriften recht zu leſen? Will man ſo gar die Wörter ändern und ihnen andere Nenn- und Zeitendigungen beylegen, als die Gewohnheit der Alten eingeführet hat; will man den Wörtern andere Bedeutungen geben; ſo werden wir gewiß keinesweges diejenigen Begriffe mit den Wörtern der Alten verbinden können, welche ſie dadurch haben anzeigen wollen. Wie will man alsdenn ihre Bücher verſtehen? Und wie will man ihre Gedanken zu errathen im Stande ſeyn? Eben dieſes wird auch ſtatt finden, wenn man eine von der vormalen gebrauchten unterſchiedene Wortfügung einführen und annehmen wollte. Die Natur alſo und das Weſen einer todten Sprache erfordert nothwendig, daß man ſelbige ganz unverändert laſſen und völlig nach dem Sprachgebrauch ihrer Urheber ohne den geringſten

Zuſatz

Zuſatz und ohne alle Verringerung erlernen und in den beſondern Fällen gebrauchen müſſe.

§. 8.

Das vornehmſte alſo, worinn eine lebendige von einer todten Sprache unterſchieden iſt, kommt hierauf an. Dieſe muß ohne alle Veränderung, ſo, wie ſelbige vormalen im Gebrauch geweſen iſt, von uns gefaſſet und erlernet werden. Sie muß, wenn wir in beſondern Fällen ſelbige reden und darinn etwas ſchreiben wollen, in der Vollkommenheit von uns beybehalten werden, worinn ſie von den ordentlichſten und geſchickteſten Schriftverfaſſern desjenigen Landes gebrauchet worden iſt, wo ſie vormalen gelebet hat (§. 7.). Eine lebendige Sprache muß zwar auch auf die Art von uns erlernet werden, wie ſelbige von den beſten Rednern und Schriftſtellern eines annoch blühenden Volcks gebrauchet wird, es mag auch ſelbige eine fremde oder unſere Mutterſprache ſeyn; allein, es behält dabey ein jeder das Recht, ſeine Gedanken zu erkennen zu geben, wie er meynet, daß eine ſolche Sprache nach vernünftigen Gründen geändert und in einen vollkommern Zuſtand geſetzet werden könne. Ja, was beſonders unſere Mutterſprache betrifft, ſo iſt man zu dieſes letztere ſo gar auf das ſtärkſte verbunden (§. 4. und 5.).

§. 9.

Hat aber dieſes, wie es die Natur der Dinge ſelbſt erfordert, ſeine Richtigkeit (§. 8.); ſo wird man die Richtſchnur gar leicht angeben und feſtſetzen können, nach welcher man ſich ſo wol bey der todten als lebendigen Sprache richten müſſe. Das in einer todten Sprache einmal angenommene und beſtimmte oder der Sprachgebrauch, welchen die wahren Urheber der-

ſelben

ſelben vormalen eingeführet haben, iſt das einzige, welchem andere nothwendig folgen müſſen. Nach dieſem müſſen ſie ſich einzig und allein richten, wenn ſie eine todte Sprache erlernen und auch zuweilen darinn reden und ſchreiben wollen (S. §. 7. und 8.). In ſo fern man eine noch lebendige Sprache zuerſt erlernen und auch andern durch Reden Schreiben ſeine Gedanken kund machen will; in ſo weit iſt man ebenfalls verbunden dem Sprachgebrauch zu folgen, damit uns andere und wir wiederum ſelbige verſtehen können. Siehet man aber auf die Verbeſſerung derſelben; ſo muß der Sprachgebrauch allerdings weichen, und man iſt verpflichtet der Vernunft völlig Gehör zu geben und daraus gegründete Regeln zu beſtimmen, nach welchen man dieſe noch lebende Sprache beſſer einzurichten hat; damit man ſelbige in das geſchickteſte Mittel verwandeln möge, anderen ſeine Gedancken zu erkennen zu geben (§. 5.). Ein jedes Ding hat ſeine innerliche Vollkommenheit und Schönheit, welche man zu erkennen verbunden iſt, wo man die Regeln beſtimmen und mit Grunde feſtſetzen will, nach welchen man ſich richten muß, wenn man ſelbiges zu einer gröſſern Vollkommenheit zu bringen gedenket. Es wird dieſes auch keiner von einer Sprache zu leugnen ſich unterſtehen können. Und wir würden zum wenigſten davon einen Grund fordern, wenn es geſchehen ſollte, welchen man aber unmöglich wird angeben können. Die Uebereinſtimmung des mannigfaltigen in Einem iſt dasjenige, welches das Weſen einer zuſammengeſetzten Vollkommenheit ausmachet. Man hat im geringſten keine Urſach, und die Bemühung würde nur vergeblich ſeyn, welche man anwendete einen andern Begriff zu ſuchen, wenn man von der Vollkommenheit

kommenheit einer Sprache redet. Der angeführte Endzweck, ich meine die bequeme Mittheilung unſerer Gedanken iſt das Eine, welches zu erhalten die Sprache als das Mittel erwählet iſt. Und hiemit muß alles in einer Sprache übereinſtimmen, wenn man ſelbige ganz vollkommmen heiſſen will (§. 3.). Dieſer Endzweck iſt alſo auch die allgemeine Regel und die einzige Richtſchnur, worauf man jederzeit bey der Verbeſſerung einer lebendigen Sprache zu ſehen hat. So weit demnach der Sprachgebrauch mit dieſer Regel übereinſtimmet, ſo weit behält man auch nur ſelbigen in einer lebendigen Sprache. Findet man aber daß der Gebrauch mit gedachter Regel ſtreitet; ſo hat man einen zureichenden Grund, ſelbigen als unvernünftig und ungegründet zu verwerfen. Kann der Sprachgebrauch vernünftig, kann ſelbiger auch unvernünftig ſeyn, wie keiner wird leugnen können; warum will man den erſten verwerfen? Und wo finden wir Grund, den leztern anzunehmen, wenn wir uns die Verbeſſerung einer lebendigen Sprache angelegen ſeyn laſſen? Jedennoch müſſen wir zugeben, daß man auch den vernünftigen Gebrauch nicht deßwegen beybehalte, weil er ein Gebrauch iſt, ſondern nur, weil er vernünftig iſt, und das vollkommene einer lebendigen Sprache zum Grunde hat.

§. 10.

Man muß bey einer todten Sprache in allen dem Sprachgebrauch folgen (§. 9.) und man darf an ſelbiger nichts verändern und beſſern (§. 7.). Daß aber der Gebrauch eines Dinges überhaupt uud folglich auch in einer Sprache, ſo wol gut als böſe, ſo wol vollkommen als unvollkommen, ſo wol regelmäſſig, als unregelmäſſig ſeyn könne,

könne, ſolches wird mit Grunde keiner in Zweifel ziehen können. Beide Arten ſind Vermöge des Weſens eines Gebrauchs möglich, und keine von beiden iſt unbedingt nothwendig. Wir ſind alſo gezwungen zuzugeben: daß man in einer todten Sprache ſo wol das gute als das böſe, ſowol das vollkommene als das unvollkommene, ſo wol das ordentliche als das unordentliche beybehalten müſſe, und keines von beiden verwerfen könne. Die Erkenntniß des böſen, unvollkommenen und unordentlichen machet alſo in der That einen Theil der Vollkommenheit aus, welche in Anſehung einer todten Sprache ſtatt findet. Man ſetze hiebey jedoch voraus, daß wir jederzeit die beſten Schriftverfaſſer bey der Erlernung einer todten Sprache als unſere Vorgänger erwählen müſſen (§. 8.); ſo wird man im Stande ſeyn allen Misverſtand bey dieſer von uns erwieſenen Wahrheit zu vermeiden. Wir verſtehen nur dasjenige böſe, unvollkommene und unregelmäſſige welches wir bey den angeführten beſten Urhebern antreffen, und verwerfen alles übrige, welches ſchlechtere Verfaſſer uns aufbehalten haben. Wollen wir eine noch lebendige Sprache erlernen und zuerſt in ſelbiger mit andern reden; ſo ſind wir in dieſer Abſicht ebenfalls verbunden dem Sprachgebrauch zu folgen (§. 9.). Folglich müſſen wir uns ſoweit ebenfalls das unvollkommene und unordentliche bekannt machen. Wir dürfen aber hiebey keinesweges ſtehen bleiben; indem wir auch zugleich zu einer Verbeſſerung derſelben verbunden ſind (§. 5. und 6.) So bald wir alſo das unvollkommene einer lebendigen Sprache wiſſen und ein beſſeres vollkommeners und regelmäſſigers erkennen; ſo bald müſſen wir uns auch verbunden halten, ſelbiges zu entdecken und durch einen neuen Gebrauch

an ſtatt des ſchlechtern einzuführen, das unvollkommene und unregelmäſſige aber der Vergeſſenheit zu überliefern. Jenes muß man alſo in einer lebendigen Sprache ſich ſo bekannt machen, daß man es zu behalten und beſtändig zu gebrauchen trachte, dieſes aber gar nicht (§. 5. und 9.).

§. 11.

Wir behaupten nichts wiederſprechendes, wenn wir ſagen, daß man bey Erlernung einer lebendigen Sprache dem Gebrauch in allen folgen, und ſowol das regelmäſſige als unregelmäſſige ſich bekannt machen, und zuerſt im Reden gebrauchen müſſe; zugleich aber auch fordern: daß man in Anſehung der Verbeſſerung dieſer Sprache den Gebrauch an ſich gar nicht beobachten und alles unordentliche und unvollkommene fahren laſſen müſſe. Jenes geſchiehet nur aus Noth, und wird nur im Anfange zugegeben, ſo lange wir nichts beſſers wiſſen und noch nichts ordentlichers beſtimmet finden. Der letztere Satz aber ſiehet auf die Sprache an ſich und auf unſere Verbindlichkeit, ſelbige in einen ſo vollkommenen Zuſtand zu ſetzen, als es nur möglich iſt. Wir können ja nicht ehe beſſern, als bis wir etwas unvollkommenes erkannt haben, welches einer Verbeſſerung fähig iſt. Und wir können und dürfen nicht ehe ein ſchlechtes und unvollkommenes Mittel wegwerfen und gar nicht gebrauchen, bis wir ein beſſers haben; wenn wir zu den Endzweck nothwendig verbunden ſind. Was iſt wol vernünftiger, eine Abſicht mit einer Unbeqvemlichkeit und durch ein etwas beſchwerliches Mittel erhalten, oder derſelben gar nicht theilhaftig werden?

§. 12.

Man fordert zu einer gelehrten Erkenntniß, daß man von demienigen, was man erkennet, müſſe Grund anzugeben wiſſen. Eine bloſſe Erkenntniß der Dinge welche ohne eine Gründlichkeit nur durch das Gedächtniß erhalten wird, iſt eine gemeine und ungelehrte. Wenn man eine todte Sprache erlernet, ſo folget man in allen denenienigen, welche uns in ihren Schriften ſelbige aufbehalten haben (§. 7. und 8.); man machet ſich alles bekannt, ſo, wie es der Sprachgebrauch haben will (§. 9.), es mag auch die Art zu ſchreiben und zu reden ordentlich oder unordentlich, vollkommen oder unvollkommen ſeyn (§. 10.). Und auf eben dieſe Art muß man auch ſelbige in denen beſondern Fällen wiederum gebrauchen, wo man anders in ſelbiger will verſtanden ſeyn (§. 7.). Unterſuchet man dieſes, ſo wird man nichts antreffen, welches von einer gelehrten Erkenntniß oder einer Gelehrſamkeit ſollte zeugen können. Man lernet die angenommenen Regeln und die Wörter wie auch ihre Ausnahmen bloß durch das Gedächtniß, und eben dieſes errinnert uns derſelben wieder, wenn wir würklich darinn reden und ſchreiben wollen. Man findet hier nichts gründliches. Dieſes einzige dürfen wir nur ausnehmen, wenn man die Regeln und die Bedeutung der Wörter und Redensarten erſt erfinden will. Sehen wir aber eine noch lebendige Sprache an, ſtellen wir uns die Verbeſſerung und die Vollkommenheit derſelben als eine Abſicht für; ſo müſſen wir allerdings zugeſtehen, daß derienige, welcher das unrichtige nicht allein erkennen will, ſondern auch zur Vollkommenheit zu bringen trachtet, eine ſtarke Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge beſitzen und anwenden müſſe.

müſſe. Die Natur und das Weſen einer lebendigen Sprache muß iederzeit den Grund in ſich halten, warum man ſo oder auf eine andere Art ſchreiben und reden ſoll. Alle Regeln müſſen aus dem Endzweck der Sprache begriffen und erwieſen werden. Muß man alſo nicht einem ſolchen eine gründliche Erkenntniß in Anſehung der lebendigen Sprache zuſchreiben? Muß man nicht zugeſtehen, daß derienige, welcher eine lebendige Sprache zu verbeſſern über ſich nehmen will, ein wahrer Gelehrter und Philoſoph ſeyn müſſe? Man wird leicht zugeben, daß an einer lebendigen Sprache beſtändig etwas zu verbeſſern ſey, und daß ſelbige ſchwerlich ihre höchſte Vollkommenheit erreichen werde. Erneuert aber nicht dieſes beſtändig unſere Verbindlichkeit ſelbige vollkommener zu machen? (§. 5.) Und folget nicht hieraus von ſelbſten, daß die Erkenntniß der lebendigen Sprache in einem Lande beſtändig einen Theil der Philoſophie und Gelehrſamkeit ausmache; worauf einige der Gelehrten ſich beſonders zu legen verpflichtet ſind?

§. 13.

Wir können hieraus noch andere Schlüſſe ziehen. Der erſte mag dieſer ſeyn: daß die Ungelehrten in einem Lande verbunden ſeyn müſſen, die Verbeſſerungen der Gelehrten in einer lebendigen Sprache, wenn ſie von vielen oder ganzen Geſellſchaften gebilliget und gründlich befunden worden ſind, gerne und willig anzunehmen. Die Verbindlichkeit eine lebendige Sprache zu verbeſſern würde wegfallen, wenn man dieſe Wahrheit in Zweifel ziehen wollte (§. 8.). Und es geſchiehet hauptſächlich nur der Ungelehrten wegen, daß man die Sprache verbeſſert. Ungelehrte ſind bey einer groſſen Unvoll-

kommenheit der Sprache am leichteſten geneigt, ſich und andere zu verwirren, und dabey doch nicht im Stande, ſich wieder daraus zu helfen. Mit dieſer Wahrheit aber iſt noch eine andere ganz genau verknüpfet, welche folgende iſt: Man muß die Verbeſſerung in Anſehung einer lebendigen Sprache hauptſächlich auf diejenigen Bücher richten, welche denen Leuten eines Landes am meiſten in die Hände kommen. Wie wollte man wol eine lebendige Sprache recht zur Vollkommenheit bringen können, wenn man die Einwohner noch beſtändig mit dem unvollkommenen unterhalten wollte? Würde man nicht ein neues Gebäude auf den Platz aufzurichten ſuchen, wo das Alte noch ſtehet, welches man noch immer unterſtützet, niemalen aber niederzureiſſen gedenket? Wir wollen abbrechen und bey anderer Gelegenheit ein mehreres anführen. Vorjetzo aber nur eine kurze Anwendung auf unſere deutſche Mutterſprache machen.

§. 14.

Daß unſere deutſche Sprache unter die Zahl der lebendigen zu rechnen ſey, darinn wird uns wol keiner im Ernſt wiederſprechen. Ein gantzes weitläuftiges Reich bedienet ſich noch jetzo derſelben als ſeiner rechten Mutterſprache, und ſelbiges iſt auch beſonders in dieſem Jahrhundert gar ſehr beſchäfftiget geweſen ſeiner Verbindlichkeit nachzukommen, dieſe Sprache nach gewiſſen Gründen zu beſſern und regelmäſſig zu machen (§. 5.). Sie iſt daher als eine lebendige auch allerdings einer Verbeſſerung fähig (§. 6.), und wir Deutſchen ſind auch dazu verbunden (§. 8.). Wir ſind keinesweges ſo ſtolz, daß wir unſere Mutterſprache für die vollkommenſte halten ſollten. Wir beken-

bekennen gerne, daß darinn annoch viele Fehler ſowol im Reden als Schreiben anzutreffen ſeyn; wir erkennen auch unſere Pflicht ſelbige ſo viel möglich, zu heben. Die höchſt löblichen Unternehmungen vieler ganzen Geſellſchaften werden im Stande ſeyn, einige annoch zweifelnde Gemüther hierinn zu einer Gewißheit zu bringen. Soll aber die Verbeſſerung unſerer deutſchen Mutterſprache wol von ſtaten gehen; ſo müſſen die Verbeſſerer wahre Gelehrte ſeyn, (§. 12.) und alles unregelmäſſige und unvollkommene in derſelben zu heben ſuchen (§. 10.). Die innerliche Vollkommenheit einer Sprache überhaupt muß mit der Verabſäumung eines unvollkommenen Gebrauchs dasjenige ſeyn, woraus die beſonderen Regeln herzunehmen und nach welchem die wahre Vollkommenheit unſerer deutſchen Sprache zu beſtimmen und feſtzuſetzen iſt (§. 9.). Ein ſo vernünftiges und gegründetes Verfahren giebet denen Verbeſſerern dadurch ein Recht denen andern, welche ſich der Sprache nicht annehmen, Geſetze vorzuſchreiben; und dieſe ſind zum wenigſten in ſo fern ihnen zu folgen verbunden, als ſie ihrer Vernunft einen freywilligen Gehorſam leiſten müſſen (§. 13.). Beſonders aber haben die Verbeſſerer der deutſchen Sprache dahin zu ſehen, daß ſie die Fehler derjenigen Bücher anzeigen und zu verbeſſern trachten, welche in der meiſten Händen herumgehen. Und ihre Errinnerungen haben auch ein Recht von den übrigen zu fordern, daß ſie zugeben und beſorgen müſſen: daß dergleichen Bücher danach würklich geändert werden! (§. 13.).

§. 15.

Dieſes iſt die kurze Anwendung auf unſere deutſche

Sprache. Eine jede Anmerkung erfordert ihrer Wichtigkeit wegen eine beſondere Abhandlung; und wir wollen uns auch dieſer Mühe nicht gänzlich entziehen ſondern, ſelbige bey Gelegenheit klärer zu machen, ſuchen. Vorietzo haben wir uns nur ganz allgemein erkläret und den Unterſchied zwiſchen einer todten und lebendigen Sprache überhaupt anzeigen wollen. Wir ſind zufrieden, wenn wir nur einigen Verbeſſerern unſerer deutſchen Sprache zu Gemüthe führen werden, wie ſie ihre Bemühungen gar zu behutſam oder fürſichtig bisher eingerichtet haben. Der Sprachgebrauch wird von vielen gar zu ſtark als ein Grund angeführet, nach welchem die Verbeſſerung fürzunehmen iſt. Sie vertheidigen daher das unregelmäſſige in unſerer Sprache gar zu ſehr, und berufen ſich wol gar auf diejenigen Bücher, welche eben mit der Sprache zugleich ſollten verbeſſert werden. Uns dünket daß die Verwirrung unſerer lebendigen mit einer todten Sprache dazu ein vieles beygetragen habe; da uns doch bey iener ein weit gröſſeres Recht als bey dieſer zuſtehet.

V.

Von dem überflüſſigen Verlängerungs H, in der deutſchen Sprache.

Meine HErren!

Ich habe zwar nicht das Vergnügen Dero wöchentlichen Verſammlungen beyzuwonen. Ich bin kein ordentlicher Mitarbeiter an iren beliebten critiſchen Verſuchen.

Verſuchen. Allein, da mir die Ere wiederfaren, unter die Mitglieder irer Geſellſchaft aufgenommen zu werden; ſo achte ich mich verbunden irem Fleiß zu folgen, und iren Bemühungen, ſo viel meine Kräfte erlauben, beyzutreten. Hiedurch bin ich veranlaſſet worden, inen gegenwärtiges Probſtück zu überſchicken. Meine Schreibart iſt darinn nach der Abhandlung ſelbſt eingerichtet. Dieſe betrifft denienigen Buchſtab, welcher in der Rechtſchreibung der deutſchen Sprache vielen Streit verurſachet. Ich glaube, es wäre derſelbe noch wol aufzuheben, und ich wage es, meine Meynung davon fürzutragen. (*)

Der Buchſtab, von dem ich handele, und welcher vielen ein Anſtoß geworden, iſt das Verlängerungs

(*) Wir finden keinen Grund, der Zuſchrift unſers Freundes die Stelle zu misgönnen, die ſie unter den Verſuchen, die wir zu liefern gewohnet ſind, ihres Innhaltes wegen verdienet. Diejenigen, welche von der Beſchäfftigung mit Wörtern geringſchätzig zu urtheilen gewohnt ſind, werden vielleicht an der Betrachtung über einen Buchſtaben einen noch ſtärkeren Anſtoß finden. So leicht aber dieſe, ihre Uebereilung zu erkennen, Gelegenheit haben; ſo wenig hat man Urſache von Vernünftigeren eine Unbilligkeit in dieſem Stücke zu vermuthen. Dieſe werden die Aufrichtigkeit des Verfaſſers billigen, mit welcher er ſeine Zweifel in Anſehung einiger Stücke der Rechtſchreibung eröffnet. Uns ſind keine Vorſchläge zuwieder, die zur Verbeſſerung der ſo ſtreitigen Rechtſchreibung abzielen, wenn ſie gleich eine bisherige faſt allgemeine Gewohnheit umſtoſſen. Wir erkennen daß derſelben das regelmäſſige annoch in vielem Stücke fehle. Und wir würden vielleicht freymüthiger daſſelbe feſtſetzen, wenn wir verſichert wären, daß die dem Gebrauch bisher verſtattete Herrſchaft mit allgemeinem Beyfall eingeſchränket werden dürfte.

ȝ. Er ſoll eine Sylbe, worinn er ſtehet, lang machen, und alſo zur Deutlichkeit in der Ausſprache dienen. Man kann aber nicht einig werden, ob er die Stelle vor oder hinter einen ſtummen Buchſtab einnemen ſoll. Dieienigen, welche im den erſten Ort einräumen, meynen ſowol Recht zu haben, als die andern, ſo im dieſen Platz nicht erlauben wollen. Daher entſtehet notwendig ein Unterſchied im ſchreiben. z. E. dieſe Wörter, das Bluth, der Muth, die Noth u. ſ. f. leiden mit merern ires gleichen eine öftere Veränderung; denn man findet ſie auch nicht ſelten alſo gedruckt ſtehen: Bluht, Muht, Noht, u. ſ. f.

Die Liebhaber der erſten Schreibart rechtfertigen ire getroffene Wal durch den alten Gebrauch. Sie bezeugen bey denen Meynungen unſerer Vorfaren, welchen ſie beypflichten, einen ſtarken Eigenſinn. Was dieſe angenommen, wollen ſie auch nicht umſtoſſen; lieber fallen ſie mit ienen in gleiche Feler. Andere wollen das Vorurteil des Altertums von ſich ablenken, und fangen eine neue Schreibart an. Sie geſtehen, daß der Irrtum voriger Zeiten uns nicht zu einer notwendigen Nachfolge verpflichte. Sie glauben, es ſey ein gar ſchwacher Beweis, ſeine Meynung dadurch zu verteidigen, weil ſie etwa vor vielen Jaren keinen Wiederſpruch gelitten. Hierin urteilen ſie nicht unrecht. Sie gehen weiter in iren Bemühungen und bekümmern ſich um deutliche Gründe, wodurch ire neuerwälte Art im ſchreiben beſtehen könne. In den angefürten Wörtern, wo ſie das h vor dem t ſetzen, ſind ſie glücklich geweſen eine ſcheinbare Urſach zu erfinden welche bisher das Anſehen gehabt hat, als wäre in ſolchen angegebenen Fällen eine vollkommene Rechtſchreibung beobachtet worden.

Ich

Ich ſollte es faſt daraus ſchlüſſen, weil man die Sache dabey hat bewenden laſſen, one eine weitere Unterſuchung fürzunemen, ob nicht vielleicht hierinn noch eine Verbeſſerung ſtatt finden möchte.

Es iſt billig vorher die Stärke des Beweiſes zu prüfen, ſo dieienigen angenommen haben, welche dem h. die Stelle vor dem t zuerkennen. Wird er nicht zureichend genug befunden, ſo werde ich alsdann Gelegenheit haben, dem Leſer ein Mittel fürzuſchlagen, wodurch die Schreibart in dergleichen Fällen kann erleichtert und meinem Bedünken nach zugleich verbeſſert werden.

Das h hinter einen ſelbſtlautenden Buchſtab ſoll ein **Verlängerungszeichen der Sylbe** abgeben, die man ſonſt vielleicht vor kurz halten möchte, wann dieſes Kennzeichen nicht angehänget wäre. Dis iſt wol die Haupturſach, warum es die Deutſchen bisher in irer Sprache geduldet haben. Mir ſcheinet aber dieſe Fürſorge in der Erkenntniß des Unterſchiedes der langen von den kurzen Sylben faſt gar zu ängſtlich und gezwungen. Ich weiß auch nicht, daß ſie ſollte Vorgänger bey anderen Völkern in iren Sprachen gefunden haben. Vermutlich werden ſie auch keine Nachfolger erlangen, die mit überflüſſigen Anmerkungen die Rechtſchreibung irer Mutterſprache ſchwer und zweifelhaftig zu machen ſuchen möchten. Warum wollen wir uns denn nun mit ſolchen Regeln quälen, die wir nicht nötig haben?

Wenn ſchon ein Merkmal vorhanden iſt, wodurch ſowol die Länge als Kürze der Sylben kann beſtimmet werden, ſo iſt es ia überflüſſig noch auf ein neues Mittel zu gedenken. Jenes muß ich hier beweiſen, dieſe gemachte Folge dadurch zu rechtfertigen. Es wird mir hiebey erlaubt ſeyn, mein Augenmerk mit auf eine andere Sprache zu richten.

Ich glaube nicht zu irren, wann ich behaupte, daß die lateiniſche Sprache in der Rechtſchreibung wenigere Schwierigkeiten hat, als die deutſche. Die Urſache iſt dieſe: der Lateiner ſchreibt nicht anders, als er redet. Der Deutſche beobachtet dieſes nicht allezeit. Jener ſchreibt und ſpricht z. E. Hortari; dieſer ſpricht in der Ueberſe- ʒung ermanen; damit man aber ſogleich wiſſe, daß der Buchſtab a, in der mittelſten Sylbe, lang ſey, ſo flickt er das h hinten an, und ſetzt ermahnen. Unterſcheidet alſo der Lateiner durch die Selbſtlauter die Länge und Kürze der Sylben, ſo iſt der Deutſche hiemit noch nicht zufrieden, ſondern meynet allem Irrtum deſto ſicherer vorzubeugen, wenn er das Verlängerungs h zu ein bequemes Nebenzeichen auserſiehet. Allein ſo gut es iener entberen kann, eben ſo gut können wir es auch meiner Meynung nach entübrigen. Man bekümmere ſich daher nur etwas genauer um die Natur der Selbſtlauter in unſerer Sprache, wie ſie nämlich in einer Sylbe können kurz, in einer andern wieder lang gebraucht werden. Beſonders bemerke man dieienigen Stammwörter, darinn ſie für lang zu halten ſind. Dieſes gibt die Ausſprache ſelbſt leicht zu erkennen; nach den Stammwörtern richten ſich hernach die übrigen, ſo von ihnen hergeleitet werden. Auf ſolche Art kann man auch in der Rechtſchreibung one Verlängerungs h ſich behelfen, und vielen unnützen Streit vermeiden.

Wir wollen hievon eine kleine Probe dem Leſer vor Augen ſtellen, und von allen Selbſtlautern ein Exempel anfüren:

(a) In dem Stammwort Rat, wird das a lang ausgeſprochen, daher behalten auch die hievon abſtammenden Wörter ein langes a; ſetzt man dieſes zum voraus, ſo

hat

hat man gar kein Verlängerungs h nötig, man ſchreibt daher ordentlicher: raten, Ratſchlag, Ratsherr, Rathaus, Ratgeber, verraten, wiederraten, u. ſ. f.

(e) So verhält es ſich auch mit dem langen e, welches kein oftererwäntes h neben ſich gebrauchet, als in beten, Beter, Gebet, vorbeten, mitbeten, nachbeten, u. ſ. f.

(i) Dieſer Selbſtlauter iſt von gleicher Beſchaffenheit, man behalte nur, daß er in den Fürwörtern lang iſt, ſo wird man ſtatt ihr, ihn, ꝛc. mit beſſerm Rechte ir, in, inen, irigen ſchreiben können.

(o) Weiß man, daß das Stammwort Not ein langes o erfordert, ſo hat man weder hier noch bey denen davon abgeleiteten Wörtern Urſach ein h hineinzuſchieben; vielmer ſchreibt man billig alſo: Nothelfer, notwendig, nötig, nötigen u. ſ. f.

(u) In Mut finden wir gleichfals ein langes u, und gebrauchen daher ſo wenig hier, als in folgenden Wörtern, ein überflüſſig h; man tut alſo nicht unrecht, wenn man ſetzet mutig, Großmut, großmütig, vermuten u. ſ. f.

Dis mag zur Probe genug ſeyn. Man erkennet ſchon daraus, wie leicht man one Verlängerungs h in der deutſchen Sprache fortkommen könne.

Viele Wörter ſind hievon bereits gereiniget; wer ſchreibet z. E. braten, ſchaden, leben, geben, dir, wir, tod, ſchon, gut, nur ꝛc. mit einem angehängten h? da doch dieſer Buchſtab hier eben ſo viel Recht zu ſtehen hat, als in den übrigen Wörtern, wo er noch angetroffen wird. Läßt man es aber in ienen aus, warum behält man es

denn in unterſchiedenen andern? Es kann hier eine Gleichförmigkeit beobachtet werden, wenn man ſie nur annemen will. Mich dünkt aber, wir ſind dazu verbunden, wo wir anders eine vernünftige Schreibart befördern, und etwas gründliches und gewiſſes feſt ſetzen wollen. So lange noch ſonſt ein ieder ſeinem bloſſen Willkür folget, oder etwa die Gewonheit, bald auf dieſe bald auf jene Weiſe zu ſchreiben, ſeine Regel und Geſetz bleibet; ſo lange iſt dieſes nicht zu hoffen. Man ſollte alſo billig die allgemeinen und vernünftigen Regeln einer verbeſſerten Schreibart hin und wieder ſammlen, und auch dieſelbige zu ſeinem würklichen Augenmerk in der Nachfolge erwählen: denn ſonſt werden alle Bemühungen der Sprachverbeſſerer vergeblich ſeyn, wenn die Leſer iren Beyfall, den ſie uns heimlich geben, nicht öffentlich an den Tag legen wollen.

In wie weit dieſe Probe in der veränderten Schreibart eine Nachamung verdienet, wil ich inen, meine Herren! zur Beurteilung überlaſſen. Meine Abſicht iſt merenteils dahingegangen, denen geſchickten Mitarbeitern dieſer critiſchen Verſuche eine weitläuftigere Ausfürung dieſer Materie an die Hand zu geben. Sollte hierinn meine Hoffnung erfüllet werden, ſo bin ich zufrieden, daß ich meinen Fürſatz erreicht habe. Gönnen ſie dis Vergnügen

Dero

aufrichtigem Freunde.

VI. Ob

VI.
Ob die Wortforſchungen zur Verbeſſerung der deutſchen Sprache nothwendig ſind?

Die Gleichgültigkeit der Gelehrten von gutem Geſchmack bey den Bemühungen der Wortforſcher iſt zwar von vielen gezüchtiget worden, die einen Trieb gehabt haben, die beleidigte Ehre zu retten. Allein dieſe Vertheidiger ihrer Kunſt haben dennoch nicht hindern können, daß Vernünftige ihre Gedanken von den Bemühungen dieſer Art für gar zu hoch und ausſchweifend gehalten. Man hat ihnen den bisherigen ſchlechten Vortheil von ihren mühſamſten Unterſuchungen gezeiget, und ihre wichtigſten Ausarbeitungen abgeſchmackt zu nennen, kein Bedenken getragen. Nichtsdeſtoweniger zeiget ſich ihre Forſchbegierde noch immer ſo geſchäfftig, als ihre Hoffnung, durch einen erwünſchten Fortgang der Wortforſchung die deutſche Sprache auf den Gipfel der Vollkommenheit zu erheben. Die Ausbeſſerung der Sprache iſt eine Abſicht verſchiedener Geſellſchaften geworden. Dieſe werden von ihnen ermuntert, ihre Kräfte in einer Arbeit zu prüfen, die ihnen ſo wol gefällt und ſo nützlich ſcheinet. Jedoch bisher iſt ihre Ermunterung vergeblich geweſen, und ihr Wunſch unerfüllet geblieben. Man findet in ihren Schriften nichts weniger, als Proben der Wortforſchung. Dieſes hat mich bewogen, nachzudenken, ob denn jene in ihren Forderungen unbillig, oder dieſe wiederrechtlicher Weiſe nachläſſig ſind. Alles wird auf die Frage ankommen, ob die Wortforſchungen zur Verbeſſerung der deutſchen Sprache nothwendig ſind?

Ich glaube nicht, daß eine völlige Auflöſung der Begriffe zur Entſcheidung dieſer Frage nöthig ſeyn wird. Ich will dieſelbe nur inſoferne erklären, als ich es zur Beſtärkung meiner Meynung nöthig erachte. Die Wortforſchung iſt eigentlich eine Unterſuchung desjenigen, was bey den Wörtern in einer Sprache in Anſehung ihrer Beugendungen, Ableitung, Zuſam̃enſetzung u. d. g. zu merken iſt. In dieſem Verſtande macht ſie einen nothwendigen Haupttheil der Sprachlehre aus. Ich weiß aber auch, daß man dieſen Begriff genauer einzuſchränken gewohnt iſt, und durch die Wortforſchungen verſtehet: die Bemühungen, den eigentlichen Urſprung eines Wortes aus den älteſten Ueberbleibſeln der Sprache zu beſtimmen, und ſeine Verwandtſchaft mit den Wörtern der erſten Stammſprache, oder mit den Ausdrücken anderer alten Völker, anzuzeigen. Solche Unterſuchung fordern die Freunde der Wortforſchungen, von denen wir reden, und nach dieſem Begriffe muß ich die Wortforſchung beurtheilen. Diejenigen, welche die Verbeſſerung der deutſchen Sprache zur Abſicht haben, erhalten ihren Zweck, wenn ſie nach einem richtigen Begriff von der Vollkommenheit einer Sprache ihre Arbeit einrichten. Sie ſetzen dieſe Vollkommenheit: in der Vollſtändigkeit ihrer Sprache an Wörtern, damit ſie keinen Mangel leiden an Zeichen, ihre Begriffe auszudrucken; in einer richtigen Beſtimmung eines ieden Wortes, damit alle Verwirrung verhütet werde; in einer regelmäſſigen Verbindung der Wörter, nach Maßgebung des Zuſammenhanges der Gedanken; in gegründeten Fürſchriften, welche die Rechtſchreibung, Ausſprache, Wortfügung und andere Stücke der Sprachlehre betreffen, damit die Aehnlichkeit und eine Uebereinſtimmung der Ausdrücke befördert

dert werde. Ich weiß keine bey der Sprachverbeſſerung nöthige Pflicht, die nicht unter dieſe angeführte könnte gebracht werden. Man hat Grund diejenige Sprache vollkommen zu nennen, die von den Fehlern, die hiemit ſtreiten, frey iſt. Und man wird die Bemühungen der Sprachkundigen zureichend nennen, wenn ſie das erhalten, was in Anſehung dieſer Stücke gefordert wird.

Halte ich aber dieſe beiden Begriffe der Sprachverbeſſerung und Wortforſchung gegen einander; ſo finde ich kaum einen ſcheinbaren Grund, warum man auf eine nothwendige Verbindung derſelben dringen ſollte. Ich erinnere mich nicht, von einem meiner Gegner einen Beweis gefunden zu haben, daß die Vollſtändigkeit der deutſchen Sprache nicht ohne die Nachforſchung veralteter Wörter könne befördert werden; daß man durch die Wortforſchung die wahre Beſtimmung der Wörter erlernen müſſe; daß dieſelbe zu einer regelmäſſigen Verbindung, zu der Rechtſchreibung, Ausſprache, Wortfügung und andern Stücken der Sprachlehre unentbehrlich ſey. Vielleicht glaubet man, es müſſe leicht eingeſehen werden, daß der Mangel, der in der deutſchen Sprache annoch befindlich ſey, durch alte Wörter, auf welche man durch die Wortforſchung geführet würde, könne gehoben werden; daß die Beſtimmung der Worte leichter ſey, wenn man die Abſicht der Alten wüßte, warum ſie ein Wort erfunden hätten; und daß zu einer allgemeinen Rechtſchreibung Hoffnung ſey, wenn man die Schreibart der erſten Erfinder, und ihrer Nachfolger zum Muſter nehmen wollte. Allein was das erſte betrifft, ſo haben die Wortforſcher bisher noch keine Proben hievon geliefert. Es iſt ſchwer zu glauben, daß ſie da einen ſolchen

Reichthum finden werden, davon einer ziemlich vollſtän-digen Sprache ein ſonderlicher Vortheil zuwachſen könnte. Und zuletzt bleiben ſie uns den Beweis ſchuldig, daß kein näherer Weg ſey, das mangelhafte in einer annoch leben-den Sprache zu erſetzen. Wären die Alten durch vernünf-tige Gründe bewogen, dieſes und kein anderes Wort zur Bezeichnung eines Dinges zu erwählen, ſtünden die Zei-chen mit dem bezeichneten in einer kennbaren Verbindung; ſo würde es unſere Pflicht ſeyn, dieſe Abſicht zu erforſchen und bey der erſten Beſtimmung eines Wortes ganz genau zu bleiben. Allein, da uns von dem erſteren zureichende Beweisgründe fehlen, und von dem letztern das Gegen-theil bekannt iſt; ſo bleiben wir bey dem Sprachgebrauch, ſo lange er uns nicht unvernünftig ſcheinet. Wir halten es aber für etwas willkürliches, denſelben zu ändern, wenn ein eingeriſſener Misbrauch offenbar iſt. In Anſehung der Rechtſchreibung habe ich zu den Wortforſchern ein noch ſchlechteres Vertrauen. Unſere Vorfahren haben ſich um das Regelmäſſige derſelben ſehr wenig bekümmert. Aus ſo manchem Alterthum wir ein Wort hervorſuchen, ſo mancherley werden wir die Art, ein Wort zu ſchreiben, finden. Wir werden kaum eine Regel errathen, auf die ſie beſtändig geſehen haben. Und da wir bey ihnen ſehr ſchlechten Troſt finden, ſo wählen wir uns billig andere Fürſchriften. Hieraus iſt klar, wie wenig Vortheil man ſich bey der Sprachverbeſſerung auch von einer ſorgfälti-gen Nachforſchung der Sprache unſerer Vorfahren zu verſprechen habe.

Geſetzt aber auch, daß alle erſinnliche Vortheile von ei-ner glücklichen Wortforſchung zu hoffen wären; haben wir denn auch Grund zu hoffen daß wir glücklich darinn ſeyn werden? Wo wollen wir etwas gewiſſes finden, darauf

wir uns zu gründen Recht haben? Wie leicht glauben wir das richtige gefunden zu haben, wenn wir am weitſten davon entfernet ſind? Die geſchickteſten Leute können es ſelten verhüten, bey ihren Wortforſchungen lächerlich zu werden. Nach vielem Schweiſſe bringen wir nichts als Muthmaſſungen zu Papier, die uns ſelbſt wolgetroffen, denen, die uns wolwollen wahrſcheinlich, unpartheyiſchen aber abgeſchmackt fürkommen. Dieſes muß ſchon vernünftige Sprachverbeſſerer auf die Gedanken bringen, ſich des Wortforſchens zu überheben und Mittel zu ſuchen, deren richtiger Gebrauch ihrer Abſicht vortheilhafter als ſolche ängſtliche Bemühung iſt.

So unbillig aber bin ich nicht, daß ich eine hiſtoriſche Erkenntniß der Sprache unſrer Vorfahren verwerfen, oder die Bemühung derienigen, welche uns von derſelben Nachrichten ertheilen, tadeln ſollte. Gegründete Nachrichten von dem Urſprunge, Schickſal, Veränderung, Wachsthum und Verbeſſerung einer Sprache, können auch oft einem Sprachverbeſſerer vortheilhafte Anleitung geben, wie er ſeine Bemühungen einzurichten habe, daß er ſeiner Abſicht nicht verfehle. Daraus aber folget nicht, daß er die Abſtammung eines ieden Wortes ſeiner Sprache von den älteſten Stammwörtern zu errathen und anzuzeigen verbunden ſey; oder daß die deutſche Sprache nicht könne verbeſſert werden, wo man nicht ihre Mutter und Schweſtern zu Rathe ziehe.

Innhalt

Innhalt:

I. Von der rauhen, männlichen, zärtlichen und weibiſchen Sprache. Pag. 461.

II. Weitere Fortſetzung der Gedanken von den gleichgültigen Wörtern. 494.

III. Sammlung critiſcher, poetiſcher und anderer geiſtvollen Schriften. Zürich. 510.

IV. Gedanken von der todten und lebendigen Sprache in Abſicht auf die deutſche Sprache. 542.

V. Von dem überflüßigen Verlängerungs h in der deutſchen Sprache. 558

VI. Ob die Wortforſchungen zur Verbeſſerung der deutſchen Sprache nothwendig ſind? 565.

Critiſcher Verſuch zur Aufnahme der Deutſchen Sprache.

Sechstes Stück.

Greifswald,
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1742.

I.

M. Alexandri Gottliebii Baumgarten Meditationes philoſophicae de nonnullis ad poema pertinentibus.

Halae 1735. 5. plag.

Die bey allen Gedichten zu beobachtenden Regeln ſind nicht willkürlich, ſondern haben einen feſten Grund. Wie könnten wir dieſelben wol vernünftig nennen, wenn ſie nicht in dem Weſen eines Gedichtes überhaupt gegründet wären? Würde es nicht thöricht ſeyn, wenn unſere Dichter ſich durch den Eigenſinn einiger Alten eine Laſt auflegen lieſſen, da ihnen doch die Vernunft zu keinen Geſetzen verbünde? Würde dieſes nicht eine überflüſige Gefälligkeit ſeyn? Die Vernunft iſt die rechtmäſſige Regentin über die alten und neuen Dichter. Es ſind einige Regeln, welche aus dem Weſen eines Gedichtes überhaupt flieſſen, und welche mit jenen gleich nothwendig ſind. Die Wiſſenſchaft von dieſen Regeln iſt die **philoſophiſche Dichtkunſt.** Dieſe ſchreibet nicht allein einem Volke bey

ihren Gedichten Regeln für, ſondern die guten Dichter der Griechen und Römer haben ſich auch ſowol danach gerichtet, als unſre eigenen denſelben folgen müſſen. Die Wahrheiten in der philoſophiſchen Dichtkunſt können eben ſo gewiß erwieſen werden, als die Sätze in der Meßkunſt. Die Schuld, daß dieſelbe noch nicht völlig zu einer Wiſſenſchaft erhoben iſt, lieget nicht an derſelben, ſondern an uns. Wenn ſich Philoſophen mit gleichem Fleiſſe um dieſe als um die andern philoſophiſchen Diſciplinen bekümmert hätten; ſo würden wir auch ehe dieſes Glück erlebet haben. Der Herr Prof. Baumgarten hat in gegenwärtiger Abhandlung einen geſchickten Verſuch gemachet, wie man die Regeln eines guten Gedichtes aus einer richtigen Erklärung deſſelben auf eine unſtreitige Art herleiten könne. Er hat zwar in dieſer akademiſchen Streitſchrift keine vollſtändige Dichtkunſt geliefert, dennoch hat er die meiſten und vornehmſten Regeln eines Gedichtes bewieſen, und einen ſichern Grund zu einer ſolchen philoſophiſchen Dichtkunſt geleget, die ihre Sätze à priori fürträget. Damit auch diejenigen den Innhalt dieſer gelehrten Abhandlung wiſſen mögen, denen der tiefſinnige Fürtrag des Herrn Verfaſſers dunkel ſcheinet, ſo habe ich mich fürgenommen, die darinnen enthaltenen Wahrheiten und Beweiſe in einer deutlichen Kürze fürzutragen. Man möchte dabey würſchen, daß der Herr Verfaſſer die gegebenen Regeln auch auf die deutſche Dichtkunſt insbeſondre anzuwenden, ſich entſchlüſſen möchte.

Der Herr Profeſſor erzählet uns in der Vorrede die Gelegenheit zu dieſer Schrift und derſelben Einrichtung. Er berichtet uns, daß er von Jugend auf eine Neigung zur Poeſie gehabt habe. Dieſelbe iſt bey ihm ſo groß

gewe-

geweſen, daß, wie er auf dem Gymnaſio zu Berlin in den ſchönen Wiſſenſchaften unterrichtet worden, er faſt alle Tage ein Gedicht verfertiget habe. Dieſe Liebe hat er nicht abgeleget, da er auf der hohen Schule ernſthafteren Wiſſenſchaften obgelegen. In der Folge der Zeit aber iſt er bemühet geweſen, die Gründe von den Regeln der Dichtkunſt zu wiſſen. Er hat Gelegenheit gehabt, andere in derſelben zu unterrichten, und da iſt er auf die Meynung gekommen, es ſey ihm als einen Philoſophen eine Schande, auf die Worte anderer zu ſchwören, und derſelben Anſehen ſeinen Zuhörern an ſtatt der Gründe fürzutragen. Er hat alſo die Dichtkunſt mit der Philoſophie verbunden, und die Regeln von der erſten nach der andern geprüfet. Dieſe philoſophiſchen Gedanken über der Dichtkunſt ſind es, die er in dieſer Abhandlung der gelehrten Welt mitgetheilet. Er hat eine richtige und fruchtbare Erklärung von einem Gedichte zum Grunde geleget, und aus derſelben die von den meiſten ohne Beweiſe angenommenen Regeln hergeleitet. Er iſt hiebey alſo verfahren, daß er bis zum 10ten § die Begriffe von einem Gedichte, und anderen damit verbundenen Wörtern feſtgeſetzet; vom 10 = = 65ten § die allgemeinen Eigenſchaften eines Gedichtes erkläret und erwieſen; vom 65 = = 77ten § diejenige Art, ein Gedicht zu verfertigen gezeiget, welche bey allen Arten der Gedichte Statt hat; Zuletzt iſt noch unterſuchet worden, welche Wörter ſich in einem Gedichte ſchicken. Ich will auch nach dieſer Einrichtung den Innhalt dieſer Abhandlung erzählen.

Eine Rede iſt eine Reihe von Wörtern, die verknüpfte Gedanken anzeigen; und dieſelbe iſt **ſinnlich**, wenn ſie ſolche Begriffe andeutet, welche durch den un-

tern Grad der Fürſtellungskraft erkannt werden, das iſt, die entweder dunkel, oder zum wenigſten doch nur verwirrt klar von uns fürgeſtellet werden. Hiebey iſt aber zu merken, daß wir ſchwerlich vermeiden können, daß in einer ſinnlichen Rede nicht einige deutliche Begriffe anzutreffen ſeyn ſollten. Sie verdienet dennoch dieſen Namen, wenn nur die meiſten Begriffe dunkel oder verwirrt klar ſind. Auch muß eine ſolche Rede nach der Abſicht beurtheilet werden, welche der Urheber derſelben hat. Sie iſt nämlich ſinnlich, wenn dieſer nur dunkele oder verwirrte Fürſtellungen andern mitzutheilen geſonnen iſt, obgleich der Leſer ſonſten dieſe Begriffe deutlich erkennet. Aus dieſer angeführten Erklärung iſt klar, daß 3. Stücke zu einer ſolchen Rede erfordert werden, 1.) ſinnliche Fürſtellungen, 2.) ihre Verbindung, und 3.) die Wörter, welche dieſe anzeigen. Wenn dieſe Stücke, oder das Mannigfaltige in einer Rede etwas beytragen, damit dieſelbe ſinnlich werde, ſo iſt ſie in ihrer Art vollkommen. Hieraus folget: je mehrere von dieſen Stücken hierzu etwas beytragen, und je ſtärker ihre Hülfe iſt, deſto vollkommener iſt eine ſolche Rede. Nun ſind wir im Stande den Begriff von einem Gedichte uns deutlich fürzuſtellen. Eine vollkommene ſinnliche Rede wird ein **Gedicht** genennet. Der Inbegriff von den bey demſelben zu beobachtenden Regeln iſt die **Dichtkunſt**; und dieſelbe iſt **philoſophiſch**, wenn ſie in die Form einer Wiſſenſchaft gebracht iſt. Die Fertigkeit Gedichte zu machen, wird die **Poeſie** genennet; und ein **Dichter** iſt, der dieſe Fertigkeit beſitzet.

Nachdem nun der Herr **Verfaſſer** den Begriff von einem Gedichte feſtgeſetzet hat, ſo leitet er hieraus die

Eigen-

Eigenſchaften deſſelben her. Er zeiget erſtlich, welche Stücke zu einem Gedichte überhaupt erfordert werden. Weil in allen ſinnlichen Reden die 3. Stücke anzutreffen ſind, 1) ſinnliche Fürſtellungen, 2) ihr Zuſammenhang, 3) die Wörter, welche dieſe anzeigen; ſo ſind dieſelben auch einem Gedichte, als einer vollkommenen ſinnlichen Rede, weſentlich. Wenn wir demnach ein iedes dieſer Stücke beſonders betrachten, ſo werden wir die Eigenſchaften erkennen, die bey allen Gedichten unveränderlich ſind. Der Herr Profeſſor betrachtet auch aus dieſer Urſache die ſinnlichen Fürſtellungen zuerſt. Dieſe aber ſind entweder dunkele oder verwirrte; es ſind alſo zweyerley Art Gedichte möglich, entweder haben die dunkelen oder die verwirrten Fürſtellungen die Oberhand in denſelben. Aber obgleich ein Gedicht ſowol aus dunkelen als verwirrten Begriffen beſtehen kann, ſo ſind doch dieſe beiden Arten nicht von gleicher Vollkommenheit: die letzte hat vor der erſten einen Vorzug. Denn bey einer dunkelen Fürſtellung erkennen wir nicht ſo viele Merkmale, als nöthig ſind, die Sache von allen übrigen zu unterſcheiden, welches doch bey einer verwirrten Fürſtellung geſchiehet; dieſe iſt alſo vollkommener als jene. Es ſtehet demnach feſte, daß ein Gedichte eben ſo wol mehrere Vollkommenheiten an ſich habe, welches aus verwirrt klaren Begriffen beſtehet, als welches nur dunkele Fürſtellungen in ſich begreiffet. Damit wir uns aber in der Beurtheilung der dunklen und klaren Gedichte nicht betrügen, ſo müſſen wir, ſo wie bey allen ſinnlichen Reden, unterſuchen, ob der Dichter dunkele oder verwirrt klare Begriffe fürtragen wolle. Aus dieſen erwieſenen Wahrheiten folget, daß die Meynung derjenigen thö-

richt ſey, welche dafür halten, je dunkeler die Begriffe in einem Gedichte ſind, deſto vollkommener ſey es auch. Doch müſſen wir uns hüten, aus Uebereilung ein Gedicht für dunkel auszugeben. Oft iſt der Grund der Dunkelheit nicht in den Gedichten und deren Urheber, ſondern vielmehr in dem Leſer ſelbſt zu ſuchen. Die unvollkommene Erkenntniß der Sprache, darinnen ein Gedicht geſchrieben iſt, und die Unwiſſenheit der Geſchichte, darauf viele Stellen in demſelben zielen, können verurſachen, daß jemand etwas für dunkel hält, welches doch einem andern klar iſt. Dieſes ſind die Urſachen, daß ſo vielen Stellen in den lateiniſchen Dichtern der Fürwurf der Dunkelheit gemacht wird.

Wer das vorhergehende begriffen hat, der wird nicht leugnen, daß ſich deutliche, vollſtändige, ausführliche und tiefſinnige Begriffe in einem Gedichte nicht ſchicken. Denn nur dunkele und verwirrte Fürſtellungen gehören in demſelben. Ein Gedicht alſo, welches dem größten Theile nach aus deutlichen Begriffen beſtehet, wird ſchwerlich Beyfall bekommen. Der Herr **Verfaſſer** führet zur Erläuterung dieſes Satzes eine Demonſtration in lateiniſchen Verſen an, daß wer eines andern Sätze wiederlegen wolle, die Vernunftlehre müſſe gelernet haben. Dieſe Verſe werden den Liebhabern der Dichtkunſt nicht gefallen, ob ſie gleich nach der Proſodie richtig ſind. Sie werden dieſelben für matt halten. Die wenigſten können zwar den Grund von dieſem Misfallen angeben, er lieget aber darinnen, daß lauter deutliche Begriffe in demſelben ſind gebraucht worden.

Wenn wir uns von einer Sache mehrere Kennzeichen fürſtellen als von einer andern, doch ſo, daß die beiden Begriffe noch verwirrt bleiben, ſo iſt der erſte klärer

als der andere. Wenn ein Dichter demnach ſein Gedicht alſo einrichtet, daß die Leſer ſich von den fürgeſtellten Dingen ſehr viele Kennzeichen verwirrt fürſtellen können, ſo machet er daſſelbe ungemein klar. Die Klarheit aber machet ein Gedicht vollkommen; je mehr alſo die Klarheit in dem Gedichte zunimt, doch ſo, daß es noch verwirrt iſt, deſto gröſſer wird die Vollkommenheit in demſelben. Hieraus folget, daß ſich ein Dichter ſehr bemühen müſſe, damit ſeine Fürſtellungen viele Kennzeichen an ſich haben. Je mehr aber eine Sache determiniret wird, deſto mehrere Kennzeichen bekommt dieſelbe. Dieſes verbindet einen Dichter, daß er ſeine angebrachten Begriffe ſo viel möglich beſtimme. Dieſes iſt die Urſache, daß die Fürſtellungen von einzelnen Dingen die Vollkommenheit eines Gedichtes ſehr befördern; denn dieſelben ſind am meiſten beſtimmet. Diejenigen alſo, welche den Homerus deßwegen tadeln, daß er ſo viele Umſtände in ſeinen Erzählungen angeführet habe, welche doch zur Erklärung der Hauptſache nichts beytragen, verrathen ihre Unwiſſenheit in der Dichtkunſt. Sie tadeln dasjenige, welches für eine Schönheit eines Gedichtes zu halten iſt.

Aus dem Satze, daß ein Dichter ſeine Fürſtellungen ſehr beſtimmen müſſe, leitet der Herr Profeſſor noch zwey wichtige Wahrheiten her. Die erſte iſt, daß die untern Geſchlechter und die Arten von den Dingen häufiger müſſen in einem Gedichte gebraucht werden als die obern Geſchlechter; denn jene ſind mehr beſtimmet als dieſe. Dieſe Regel haben die beßten lateiniſchen Dichter beſtändig vor Augen gehabt. Es würde überflüſſig ſeyn, davon in einem Auszuge viele Beyſpiele anzuführen. Die zweyte Wahrheit, welche aus dem

oben angeführten Satze kann erkannt werden, iſt dieſe: Exempel müſſen in einem Gedichte häufig gefunden werden. Denn dieſe ſind nichts anders als ſehr beſtimmte Fürſtellungen, welche zur Erläuterung eines weniger beſtimmten Begriffes gebrauchet werden.

Nun kommt der Herr Verfaſſer auf die Erregung der Leidenſchaften, und zeiget, daß dieſe eine Pflicht des Dichters ſey. Die Leidenſchaften werden bey uns erreget, wenn uns einige Sachen als ein uns gegenwärtiges groſſes Gutes oder Böſes verwirrt fürgeſtellet werden. Wenn aber dieſes geſchiehet, ſo werden die Begriffe von dieſen Sachen in dem Gedichte noch mehr beſtimmet, und eine der vornehmſten Regeln beobachtet. Hienach läſſet ſich in dieſem Stücke die Vollkommenheit eines Gedichtes beſtimmen. Je mehr daſſelbe fähig iſt die Leidenſchaften bey uns zu erregen, deſto vollkommener iſt es auch.

Die ſinnliche Erkenntniß iſt zweyerley Art: Entweder wir ſtellen uns gegenwärtige oder abweſende Dinge verwirrt für. Jene werden Empfindungen, dieſe Einbildungen genennet. Die Erfahrung lehret uns, daß dieſe nicht ſo klar bey uns ſind als iene. Dieſes iſt der Grund von folgender Regel: Beide Arten ſchicken ſich zwar wol zu einem Gedicht, aber die Empfindungen ſind beſſer als die Einbildungen. Man kann dieſe Regel auch hieraus erkennen: Die Fürſtellung von den Empfindungen bewegen die Leidenſchaften, welches aber durch die Einbildungen nicht geſchiehet, in ſo ferne ſie als ſolche erkannt werden. Die Erregung der Leidenſchaften aber iſt eine dem Dichter fürgeſchriebene Pflicht. Ein Gedicht alſo, welches faſt aus lauter Einbildungen beſtehet, hat wenige Annehmlichkeiten, und nimt den

Leſer nicht ein. Doch können dieſelben nicht gänzlich aus den Gedichten verbannet werden. Sie ſind ſinnliche Fürſtellungen und tragen demnach doch etwas zur Vollkommenheit der Gedichte bey, wenn nur in dem Gebrauche derſelben einige Regeln beobachtet werden, welche der Herr Verfaſſer auch angeführet hat. Die Erfahrung lehret uns, daß wenn wir an einen Theil einer ganzen vormals gehabten Fürſtellung gedenken, wir uns der ganzen Fürſtellung wieder erinnern. Dieſer Theil und ſein Ganzes ſind folglich mit einander verbunden, und eines beſtimmt das andere noch mehr. Hierinnen lieget der Grund von der erſten Regel, die bey dem Gebrauch der Einbildungen in den Gedichten zu beobachten iſt. Sie beſtehet darinnen: Wenn ein Dichter einen Theil einer ganzen vormals gehabten Fürſtellung anführen will; ſo muß er auch dieſe mit erzählen. Alsdenn führet er mehrere Umſtände von dem Theile an, und beſtimmet ihn deſto mehr, welches eine Pflicht der Dichter iſt. Die Fürſtellungen aber, die eine ganze ausmachen, ſtellen vornemlich ſolche Sachen für, welche der Zeit und dem Orte nach mit einander verbunden ſind. Keiner wird demnach leugnen, daß in einem Gedichte in dem vorher angeführten Falle diejenigen Dinge müſſen angeführet werden, unter denen der Zeit und dem Orte nach eine Verbindung geweſen. Uns iſt ferner bekannt, daß, wenn wir an einer Einbildung von einem gewiſſen Geſchlechte oder Art gedenken, uns zugleich auch andere Dinge einfallen, welche unter eben dieſem Geſchlechte oder dieſer Art ſtehen. Dieſe letzten erklären und beſtimmen die erſte noch beſſer; wenn ein Dichter alſo bey der Fürſtellung einer Einbildung die andern Dinge mit anführet, welche mit dieſer unter

unter einem Geſchlechte oder einer Art begriffen ſind, ſo beſtimmet er dieſe Einbildung noch mehr, und erfüllet eine von ſeinen Hauptpflichten. Er ſetzet auch dadurch den Leſer in den Stand, das Aehnliche auf eine verwirrte Art zu erkennen, welches unter dieſen Dingen iſt. Auf dieſen Sätzen gründet ſich die 2te Regel: Einem Dichter lieget nämlich ob, von ſeinen gebrauchten Einbildungen Gleichniſſe anzuführen. Denn ein Gleichniß iſt nichts anders als eine Fürſtellung, welche mit einer andern ein gemeinſchaftliches Geſchlecht oder Art hat. Die 3te Regel beſtehet darinnen: Es müſſen die Einbildungen in einem Gedichte ſo viel möglich klar fürgeſtellet werden. Denn je klärer ſie erkannt werden, deſto mehr kommen ſie den Empfindungen näher. Dieſe aber haben in den Gedichten vor den Einbildungen einen Vorzug, wie im vorhergehenden bewieſen iſt. Es iſt alſo eine Schönheit von einem Gedichte, wenn die Einbildungen ſo klar fürgeſtellet werden, daß die Leſer in den angenehmen Irrthum gerathen und meynen, die fürgeſtellten Sachen zu empfinden.

Es iſt der Ausſpruch des **Horatius** bekannt, ut pictura poeſis erit. Derſelbe beweget den Herrn **Verfaſſer**, das Aehnliche und Unähnliche zu beſtimmen, welches zwiſchen einem Gemählde und Gedichte iſt. Ein Gemählde ſtellet auf einer Fläche ſinnliche und zuſammengeſetzte Dinge für. Ein Gedicht beſtehet eben ſo wol aus ſinnlichen, ſehr beſtimmten, und alſo zuſammengeſetzten Fürſtellungen. Folglich ſind ſie ſich ſehr ähnlich. Aber dem ungeachtet ſind ſie ſich in einigen Stücken unähnlich, und in gewiſſer Abſicht übertrifft das Gedicht das Gemählde; denn das Gemählde kann nicht alle Stellungen, und gar keine Bewegung fürſtellen, hierzu iſt aber das

Gedicht

Gedicht geſchickt; dieſes iſt demnach in ſo ferne einen vorzuziehen.

Das Wunderbare und die Erdichtungen ſind beſtändig als Vollkommenheiten von einem Gedichte angeſehen worden; deßwegen bemühet ſich der Herr Prof. auch hievon Regeln feſtzuſetzen. Wir werden über einer Sache in Verwunderung geſetzet, wenn wir in einer ganzen anſchauenden Fürſtellung viele von ſolchen Theilen erkennen, die wir in andern ganzen Fürſtellungen ſchon gehabt zu haben, uns nicht erinnern können. Wenn wir dieſe uns vorher unbekannten Theile nur verwirrt erkennen, ſo ſind es ſinnliche Gedanken, und alſo zu einem Gedichte geſchickt. Wir ſind aber geneigt, auf verwunderswürdige Fürſtellungen mehr acht zu geben als auf ſolche, die uns vorher ſchon bekannt geweſen ſind; von ienen werden wir demnach klärere Begriffe bekommen als von dieſen. Ein Dichter muß ſich aber bemühen, ſeinen Leſern ſo viel möglich verwirrt klare Begriffe zu verſchaffen, und hiezu iſt die Verwunderung dienlich; ſeine Schuldigkeit iſt alſo ſolche Fürſtellungen in ſeinen Gedichten zu gebrauchen, darüber ſich die Leſer auf einer verwirrten Art verwundern. Doch muß er die verwunderswürdigen Fürſtellungen mit ſchon bekannten geſchickt verbinden. Das gar zu viele Neue würde den Leſer ermüden, anſtatt daß es ihm ergötzen ſollte. Die Wunderwerke können wir mit Recht unter die verwunderswürdigen Begebenheiten zählen. Eine verwirrt klare Fürſtellung von denſelben kann man alſo aus den Gedichten nicht gänzlich ausſchlüſſen. Doch iſt dabey eine groſſe Behutſamkeit von nöthen. Wenn die Abſicht eines Gedichtes ſeyn ſoll, der Natur nachzuahmen, und natürliche Begebenheiten fürzuſtellen, ſo müſſen

keine

keine Wunderwerke als Urſachen angeführet, und dazu gebrauchet werden, den Knoten aufzulöſen.

Erdichtungen entſtehen, wenn wir die Theile einer ganzen Einbildung in Gedanken trennen, und anders wieder zuſammenſetzen. Eine ſolche Erdichtung iſt entweder in dieſer gegenwärtigen Welt möglich oder nicht; die erſte Art nennet der Herr **Verf: wahre Erdichtungen**, die andern aber bloß allein **Erdichtungen**. Dieſe letzten ſind wieder zweyerley Art: entweder ſind ſie auch in allen übrigen möglichen Welten unmöglich, oder nicht; die erſten bekommen den Nahmen der **utopiſchen** Erdichtungen, die andern aber der **Heterocosmiſchen**. Die erſten können gar nicht gedacht werden; ſie ſind alſo auch in einem Gedichte niemals zu gebrauchen. Die wahren und heterocosmiſchen Erdichtungen aber ſind möglich, dieſe nämlich in einer möglichen Welt, und iene in der gegenwärtigen; folglich ſchicken ſie ſich in einem Gedichte.

Die Beſchreibungen machen in den Gedichten auch eine Vollkommenheit aus. Denn ein Ding wird beſchrieben, wenn einige Kennzeichen deſſelben beſonders angeführet werden, und eine ſolche Beſchreibung wird verwirrt genennet, wenn von den beſonders angeführten Merkmalen wieder keine Kennzeichen beſonders angezeiget werden. Die beſchriebene Sache aber wird doch dadurch klärer gemachet, und alſo eine der vornehmſten Vollkommenheiten von einem Gedichte herfürgebracht. Folglich verwirrte Beſchreibungen zu machen iſt eine Pflicht des Dichters. Dieſe Schuldigkeit iſt nicht auf einige Arten von ſinnlichen Begriffen eingeſchränket; ſondern ſie erſtrecket ſich auf alle, auf die Empfindungen, Einbildungen, wahre und heterocosmiſche Erdichtungen.

Der Herr **Verfaſſer** beantwortet einen Einwurff, welcher wieder dieſe angeführten Sätze könnte gemacht werden. Es ſcheinet nämlich, als wenn die Beſchreibungen mit dem Weſen eines Gedichtes ſtreiten, und in demſelben nicht können gebrauchet werden. Denn eine Beſchreibung erfordert, daß einige Kennzeichen von einer Sache beſonders angeführet werden. Hiedurch aber werden dieſelbe deutlich gemachet; hingegen aber iſt im vorhergehenden bewieſen worden, daß deutliche Fürſtellungen in den Gedichten nicht Statt haben; es ſcheinet demnach zufolgen, daß die Beſchreibungen in den Gedichten nicht dürfen anzutreffen ſeyn. Hierauf wird geantwortet: zu den Gedichten würden nur verwirrte Beſchreibungen erfordert, das iſt ſolche, darinn n die Merkmale nur verwirrte, und alſo ſinnliche Fürſtellungen ſind. Geſetzt alſo die beſchriebene Sache werde völlig deutlich, welches aber ſelten geſchiehet, ſo werden doch an ſtatt einer einzigen ſinnlichen Fürſtellung viele in einem Gedichte verſchaffet, indem von der einen Sache viele ſinnliche Kennzeichen angeführet werden. Den Gedichten gereichen demnach die Beſchreibungen zur Vollkommenheit, obgleich eine Fürſtellung in denſelben dadurch deutlich wird.

Die heterocosmiſchen Erdichtungen ſind nur in einer möglichen Welt zu gedenken; alſo enthalten ſie viele ſolche Fürſtellungen, welche die Leſer weder bey ihren Empfindungen, noch Einbildungen und wahren Erdichtungen ſchon gehabt haben; ſie ſind demnach geſchickt, die Leſer in Verwunderung zu ſetzen. Bey den heterocosmiſchen Erdichtungen müſſen folglich die Regeln beobachtet werden, die dem Dichter bey dem Gebrauche der verwunderswürdigen Fürſtellungen fürgeſchrieben ſind.

Er muß unter andern dieſelben mit bekannten Begriffen geſchickt verbinden. Der Grund, weswegen die utopiſchen Erdichtungen in den Gedichten gar nicht dürfen gebrauchet werden, iſt, weil ſie unbedingt unmöglich ſind. Dieſer Grund verbietet auch, daß die Theile von einer Erdichtung mit einander ſtreiten, und alſo die Verbindung derſelben unmöglich werde. Unter den Dichtern iſt beſtändig ein Streit, ob die Erdichtungen den Gedichten weſentlich ſind, oder nicht? Unſer Herr Verfaſſer eignet ihnen eine bedingte Nothwendigkeit zu, und ſetzet gewiſſe Fälle, in welchen dieſelben nicht entbehret werden können. Eines Dichters Bemühungen müſſen dahin gehen, damit er die Tugend und Religion bey den Menſchen beliebt mache. Es iſt dieſes eine allen Menſchen fürgeſchriebene Pflicht, und die Gedichte würden mit Recht als unnütz verworffen werden, wenn hierinnen nicht ihre vornehmſte Abſicht beſtünde. Zur Tugend und dem Gottesdienſte aber können die Menſchen nicht anders angereitzet werden, als wenn ihnen die allgemeinen Lebenspflichten und die Sätze der Religion erkläret werden, welche die Philoſophie und heilige Schrift fürtragen. Ein Dichter muß demnach zuweilen allgemeine und philoſophiſche Sätze abhandeln. Aber er verfähret hiebey ganz anders als ein Philoſoph. Dieſer bemühet ſich dieſelben deutlich zu erklären, und alle verwirrte Begriffe ſo viel möglich in deutliche zu verwandeln; da einem Dichter hingegen oblieget, ſie unter ſinnlichen Fürſtellungen fürzutragen, ſo viel möglich zu beſtimmen, in Exempeln und Gleichniſſen einzukleiden, dasjenige, was der Zeit und dem Orte nach mit ihnen verbunden iſt, mit anzuführen, und die Sachen auf einer verwirrten Art zu beſchreiben. Wenn ihm nun die

Erfah-

Erfahrung und die Hiſtorie nicht geſchickte Exempel und Gleichniſſe darreichen, ſo ſtehet ihm frey, wahre und heterocosmiſche Erdichtungen zu machen, wenn nur die Wahrſcheinlichkeit dabey nicht verletzet wird. Dieſe aber wird nicht aus den Augen geſetzet; wenn die Erdichtungē nach dem zureichenden Grunde und nach bekannten und angenommenen Meynungen eingerichtet werden. Jemehr die Vernunft bey den Menſchen ihr Reich erweitert hat, deſto genauer ſind die Erdichtungen eingeſchränket worden. In den Schriften der beſten von den alten Dichtern kommen noch viele utopiſche Erdichtungen für, wohin vornehmlich die Götterhiſtorie gehöret. Man hat in der Folge der Zeit das Ungereimte derſelben eingeſehen; und ietzo, da die Vernunft noch mehr aufgekläret iſt, verlanget man nicht allein, daß der offenbare Wiederſpruch in den Erdichtungen vermieden werde, ſondern man verwirft auch ſolche Erdichtungen, wovon man keinen Grund erkennet, und welche wieder den zureichenden Grund eingerichtet ſind. Man verbietet aber dadurch nicht, daß in den Gedichten unvermuthete Zufälle angeführet werden. Dieſe haben auch einen zureichenden Grund, ob er gleich unbekannt iſt, und derowegen ſind ſie geſchickt, die Leſer in Verwunderung zu ſetzen. Wenn aber das Gedicht alſo eingerichtet wird, daß in der Folge deſſelben die Urſache von den unvermutheten Fällen offenbar wird, ſo wird das Bekannte mit dem Unbekannten geſchickt verbunden, und die Schönheit des Gedichtes noch mehr befördert.

Viele meynen, ein Dichter müßte auch in ſeinen Gedichten Weiſſagungen anbringen. Der Herr **Verfaſ**ſer unterſuchet dieſe Meynung, und zeiget, daß dieſelben erlaubet ſind. Er erkläret vorher, worinnen eine

Weiſſagung beſtehet. Ich geſtehe, daß ich in der deutſchen Sprache keine geſchickte Wörter habe finden können, die tiefſinnigen Gedanken des Herrn Prof: auszudrucken. Divinatio iſt die Fürſtellung in der Seelen von den zukünftigen Begebenheiten in der Welt. Wenn ſie mit Worten angezeiget wird, ſo heiſſet ſie prædictio oder das Vorherſagen. Ferner, wenn die Divinatio nicht geſchiehet aus dem erkannten Zuſammenhange des Zukünftigen mit dem Gegenwärtigen, ſo wird ſie Præſagium genennet. Wird es mit Wörten ausgedrucket, ſo bekommt es den Namen eines Vaticinii, oder der Weiſſagung. Daß die Divinationes nicht gänzlich aus den Gedichten zu verbannen ſind, kann man leicht erkennen. Dieſelben ſtellen das Zukünftige für. Dieſes aber wird exiſtiren; es gehöret alſo unter die völlig beſtimmten Dinge. Je mehr aber ein Ding beſtimmt iſt, wenn es nur dabey verwirrt verbleibet, deſto ehe kann es zu einem Gedichte gebrauchet werden. Keiner wird demnach leugnen, daß eine verwirrt klare Divination in einem Gedichte ſtat habe. Solche aber ſind davon ausgeſchloſſen, in welchen der Zuſammenhang des Zukünftigen mit ſeinen Urſachen deutlich gezeiget wird. Alsdenn wäre ia eine deutliche Divination verhanden, welche doch als ein Fehler in einem Gedichte anzuſehen iſt. Nur præſagia und vaticinia dürfen angeführet werden. Dieſe ſtellen das zukünftige nicht mit ſeinen Urſachen deutlich für. Aber wie ſoll es ein Dichter bey ſeinen Weiſſagungen anfangen? Das zukünftige weiß er nicht. Seine Weiſſagungen und der Ausgang der Sachen können derowegen leicht mit einander ſtreiten, und er kann ſich ſtat der Belohnung nichts als Verſpottung verſprechen. Der beſte Rath hiebey iſt

dieſer: Er muß in ſeinen Gedichten einen Menſchen aus den vorigen Zeiten von ſolchen Begebenheiten weiſſagend einführen, welche zwar ietzo ſchon geſchehen ſind, aber welche zu den Zeiten dieſes Menſchen noch zukünftig waren. Alsdenn darf er nicht befürchten, den Fürwurf eines falſchen Propheten zu bekommen. Die alten Dichter haben ſich dieſer Liſt beſtändig bey ihren Weiſſagungen bedienet. Man darf nur den Virgilius und Horatius aufſchlagen, ſo wird man davon viele Beyſpiele finden. Die Verfaſſer der Weiſſagungen, die den alten Sibyllen ſind beygeleget worden, haben ſich auch durch dieſe Liſt wieder die Gefahr zu irren in Sicherheit geſetzet.

Nachdem nun der Herr **Verfaſſer** das erſte weſentliche Stück von den Gedichten erläutert, und gezeiget hat, wie die ſinnlichen Fürſtellungen müſſen beſchaffen ſeyn, welche in denſelben Stat haben können, ſo kommt er nun auf das 2te Stück, nämlich auf den **Zuſammenhang der Begriffe in den Gedichten.** In einem vollkommenen Gedichte muß alles etwas dazu beytragen, daß es eine vollkommene ſinnliche Rede werde; es folget demnach, daß die Verbindung der Fürſtellungen eben ſo wol dazu dienen müſſe. Derienige Satz, welcher den zureichenden Grund in ſich enthält, warum die übrigen Fürſtellungen in dem Gedichte anzutreffen ſind, welcher aber wieder in dieſen nicht gegründet iſt, wird der Hauptſatz genennet. Es können zwar wol mehrere als einer zugleich in einem Gedichte ſeyn, aber wenn es vollkommen ſeyn ſoll, ſo darf nur ein einziger gefunden werden. Die Urſache davon iſt dieſe: Geſetzt es wären 2. Hauptſätze, ſo muß man annehmen, daß ſie entweder mit einander verbunden ſind oder nicht.

Iſt das erſte, ſo muß doch der eine von dem andern den zureichenden Grund in ſich halten, und alsdenn iſt derienige kein Hauptſatz, welcher in dem andern gegründet iſt. Iſt aber das letzte, und die beyden Hauptſätze haben gar keine Verbindung unter einander, ſo fehlet eines von den weſentlichen Stücken eines Gedichtes, nämlich der Zuſammenhang unter den ſinnlichen Fürſtellungen; und alſo könnte ein ſolches Gedicht nicht vollkommen genennet werden. Keiner wird demnach leugnen, daß in einem guten Gedichte nicht mehr als ein Hauptſatz darf gefunden werden. Hieraus folget, daß durch den Hauptſatz beſtimmet werde, welche ſinnliche Begriffe ſich in einem Gedichte ſchicken. Dieſer iſt alſo gleichſam der Zaum der ausſchweifenden Einbildungskraft. Er hält ſie in den Schranken, daß ſie keine andere Exempel, Gleichniſſe, Einbildungen und Erdichtungen in das Gedichte bringe, als welche mit ihm übereinſtimmen. Es können einige ſinnliche Fürſtellungen vor ſich betrachtet gut ſeyn; einem gewiſſen Gedichte aber gereichen ſie zur Unzierde, weil ſie nicht in dem Hauptſatze gegründet ſind. Man hat ſchon ſeit langer Zeit den Dichter mit dem Titel eines Schöpfers beehret; das Gedicht iſt alſo gleichſam eine Welt. Dieſes muß folglich mit der gegenwärtigen Welt eine Aehnlichkeit haben, und gleichwie dieſe einen Hauptſatz hat, nämlich die Verherrlichung der göttlichen Ehre, wonach ſich alles Mannigfaltige in derſelben richten muß: alſo iſt auch nöthig, daß in den Gedichten durch einen Hauptſatz alles übrige in denſelben beſtimmet werde. Dieſer, als der gemeinſchaftliche Grund, verbindet alle übrige auf einander folgende Fürſtellungen eines Gedichtes unter ſich; alſo ſind dieſelben ſich darinnen ähnlich,

lich, daß ſie einen gemeinen Grund haben, und mit einander verknüpfet ſind. Die Aehnlichkeit aber, welche unter auf einander folgenden Dingen iſt, verurſachet, daß ſie in einer Ordnung ſtehen; einem guten Gedichte kann man demnach eine Ordnung nicht abſprechen. Die Hauptregel, wonach ſich dieſe Ordnung richtet, beſtehet darinnen: die Fürſtellungen müſſen in einem Gedichte alſo auf einander folgen, daß der Hauptſatz in der Folge des Gedichtes immer klärer gemacht werde. Denn dieſer iſt der zureichende Grund, und die übrigen Fürſtellungen ſind das gegründete. Aus dieſen aber muß iener erkannt werden; eine iede der übrigen Fürſtellungen muß alſo dazu etwas beytragen, damit man den Hauptſatz klar gedenken könne. Geſetzt aber, die folgenden Fürſtellungen verſchaffeten demſelben keine gröſſere Klarheit, als er ſchon vorhin gehabt, ſo trügen ſie ia nichts zur Klarheit deſſelben bey, und ſie könnten nicht für ſolche gehalten werden, welche von dem Hauptſatze abhangen, und beſtimmet werden. Wir können dieſes auch dadurch einigermaſſen beweiſen: Ein Gedicht iſt der gegenwärtigen Welt gleich. In dieſer aber folgen die Dinge alſo aufeinander, daß die Ehre Gottes immer mehr und mehr verherrlichet werde.

Eine Rede iſt innerlich kurz, in welcher nichts anzutreffen iſt, welches wegſeyn könnte, ohne ihrer Vollkommenheit zu ſchaden. Da ein Weiſer nichts überflüſſiges thut, ſo müſſen auch ſeine Reden innerlich kurz ſeyn. Hieraus iſt klar, daß ein vollkommenes Gedicht eben dieſe Beſchaffenheit beſitzen müſſe; doch muß man ſich hüten, daß die innerliche Kürze die Gedichte nicht dunkel mache, welches ſehr leicht geſchehen kann. Denn wenn man kein einziges überflüſſiges Wort in ſeinen Gedich-

ten leiden will, ſo füllet man ſie ſehr mit Gedanken an, und alsdenn iſt es vielen Leſern ſchwer, die Begriffe von einander zu unterſcheiden; bey dieſen müſſen ſie alſo dunkel werden. Der Dichter iſt dabey auſſer Schuld, wenn er ſich, ſo viel möglich iſt, bemühet hat, ſeine Fürſtellungen verwirrt klar zu machen. Von der äuſſerlichen Kürze der Gedichte will der Herr Verfaſſer hier nicht reden. Dieſe wird nach der Anzahl der Verſe abgemeſſen, und ſie iſt nicht bey allen Arten der Gedichte einerley. Sie kann alſo nicht aus dem allgemeinen Weſen des Gedichtes beſtimmet werden; ſondern ſie iſt dem Weſen einer ieden Art gemäß einzurichten. Solche Fürſtellungen, welche nicht poetiſch ſind, und mit dem Hauptſatze und den übrigen Fürſtellungen eines Gedichtes nicht zuſammenhängen, können weg ſeyn, ohne daß daſſelbe unvollkommener werde; dieſe müſſen alſo von demſelben ausgeſchloſſen werden, wenn es innnerlich kurz ſeyn ſoll, welches doch eine Schönheit deſſelben iſt. Aber nicht allein dieſe, ſondern auch zuweilen ſolche Umſtände muß ein Dichter auslaſſen, welche mit dem Hauptſatze auf eine ſehr entfernete Art verbunden ſind; denn ſonſten würde das Gedicht gar zu weitläuftig werden. Daſſelbe muß nach dem Ausgange der Geſchichte eilen, und die mittlern Begebenheiten nur kurz erzählen. Dieſes iſt die Urſache, daß Virgilius ſeine Geſchichte vom Aeneas faſt in der Mitte anfänget, und die vorher geſchehenen Begebenheiten in kurzen Erzählungen nachholet. Eben dieſes geſchiehet auch gemeiniglich in den Schauſpielen. In dem erſten Aufzuge werden die Hauptperſonen alſo aufgeführet, als wenn ſchon ein groſſer Theil der fürzuſtellenden Geſchichte geſchehen ſey.

Es

Es iſt noch das dritte weſentliche Stück von den Gedichten zu erläutern übrig, welches in den **Wörtern** beſtehet, die in demſelben können gebrauchet werden. Es iſt bekannt, daß ein Wort aus 2 Haupttheilen beſtehet, 1) aus einem organiſirten Tone, 2) aus dem Begriffe, welcher durch den erſten angedeutet wird. Je mehr beide Theile etwas dazu beytragen, damit das Gedicht eine vollkommene ſinnliche Rede werde, deſto vollkommener wird auch daſſelbe. Unſer Herr **Verfaſſer** handelt von einem ieden dieſer Stücke beſonders, und zwar von der **Bedeutung** zuerſt. Einem uneigentlichen Worte iſt auſſer ſeiner eigentlichen Bedeutung eine andere wegen der Aehnlichkeit mit der erſten beygeleget, und dieſe neue iſt gemeiniglich ein ſinnlicher Begriff. Hieraus kann leicht geſchloſſen werden, daß uneigentliche Wörter zur Vollkommenheit der Gedichte vieles beytragen. Denn in einem ſolchen Worte ſind 2 Bedeutungen, und davon iſt die eine ſinnlich; alſo beſtehet daſſelbe 1) aus vielen Merkmalen, 2) aus einigen ſinnlichen. Dieſe beiden Stücke aber gereichen den Gedichten zur Vollkommenheit; ein Dichter muß ſich demnach der uneigentlichen Wörter häufig bedienen. Vornehmlich iſt er hierzu verbunden, wenn er ſolche Begriffe, die nicht ſinnlich ſind, anzeigen will; er verurſachet dadurch, daß das Gedicht in einem gröſſeren Grade ſinnlich werde. Es ſind aber von dieſen Wörtern verſchiedene Arten. Einige von demſelben verſchaffen den Gedichten eine gröſſere Vollkommenheit, als die übrigen. Dieſe müſſen alſo auch in demſelben öfter gebrauchet werden. Die Metaphern enthalten Gleichniſſe in ſich. Der Gebrauch aber von dieſen iſt dem Dichter anbefohlen; alſo müſſen auch iene in den Gedichten vor allen andern ge-

funden werden. Die Synecdoche ſetzet an ſtat des Geſchlechts die Art, und an ſtat der Art ein einzelnes Ding. Zu dieſer Verſetzung aber iſt der Dichter verbunden; folglich muß er die Synecdoche häufig gebrauchen. Die Allegorie iſt eine Reihe von verbundenen Metaphern. Dieſe iſt höher zu halten als die auſſer aller Verbindung geſetzten Metaphern. Denn die Verbindung iſt ein weſentliches Stück von den Gedichten. Die Allegorie iſt alſo eine Vollkommenheit in einem Gedichte.

Die Beywörter legen den vor ſich beſtehenden eine neue Beſchaffenheit oder Kennzeichen bey; durch dieſe werden demnach in den Gedichten Fürſtellungen herfürgebracht, welche aus vielen Merkmalen beſtehen. Solche Fürſtellungen aber machen in denſelben eine Vollkommenheit aus. Beywörter, wenn ſie nur verwirrt ſind, gereichen demnach den Gedichten zur Zierde. Doch muß man denſelben gewiſſe Schranken ſetzen. Im vorhergehenden iſt bewieſen worden, daß man keine andere Fürſtellungen in den Gedichten gebrauchen ſolle, als welche mit dem Hauptſatze verbunden ſind, weil ſonſten in denſelben die innerliche Kürze nicht kann erhalten werden. Dieſe allgemeine Regel gilt auch von den Beywörtern, und verwirft die Meynung derienigen, welche eine Schönheit darinnen ſetzen, wenn faſt alle vor ſich beſtehende Wörter Beywörter haben. Dieſe Liebe zur innerlichen Kürze muß auch einen Dichter abhalten, Tautologien zu gebrauchen; denn dieſe legen den vorſich beſtehenden Wörtern keine neue Beſchaffenheiten bey; ſie ſind alſo überflüſſig, und der innerlichen Kürze zuwieder. Die Fürſtellung einzelner Dinge iſt poetiſch, und der Gebrauch derſelben einem Dichter anbefohlen. Die **eigenen Namen** aber zeigen dieſelben

an;

an; dieſe Wörter können alſo aus einem Gedichte nicht entbehret werden. Doch kann man auch hierinnen das Maß überſchreiten, wenn man viele unbekannte eigene Namen gebrauchet. Dadurch werden die Gedichte dunkel, und alſo unvollkommen.

Ich habe nun das vornehmſte von den Wörtern betrachtet, nämlich was bey ihren Bedeutungen zu bemerken iſt; meine Schuldigkeit iſt auch noch, daß ich die Natur derſelben unterſuche, in ſo ferne ſie **articulirte Töne** ſind. Alsdenn gehören ſie zu dem, was gehöret werden kann, und bringen in uns ſinnliche Begriffe herfür. Der Geſchmack, oder das ſinnliche Urtheil iſt eine verwirrte Beurtheilung der Vollkommenheiten bey den Empfindungen; und dieſer wird dem ſinnlichen Werkzeuge beygeleget, wodurch wir dieſe oder iene Empfindung bekommen. Aus dieſer Erklärung folget, daß man dem Gehöre einen Geſchmack nicht abſprechen könne. Das Urtheil des Gehörs iſt 2erley Art, ein beiahendes und verneinendes; ienes iſt vorhanden, wenn uns etwas angenehm anzuhören geweſen iſt, dieſes aber iſt da, wenn in unſerem Gehöre eine unangenehme Empfindung herfürgebracht worden. Angenehme Empfindungen erwecken unſere Aufmerkſamkeit, unangenehme aber verringern dieſelbe. Ein Dichter aber ſuchet bey ſeinen Zuhörern, ſo viel möglich iſt, verwirrt klare Fürſtellungen herfür zu bringen, und dieſer Endzweck kann nicht ohne Aufmerkſamkeit erhalten werden. Alſo muß er die articulirten Töne der Wörter auf der Art einrichten, daß ſie den Zuhörern angenehm ſind. Er muß es aber nicht bey einem geringen Grad dieſes Vergnügens bewenden laſſen, ſondern es iſt ſeine Schuldigkeit bey ſeinen Zuhörern durch die Anordnung der Wörter einen

hohen Grad deſſelben zu verſchaffen; denn er muß ſich bemühen, ſoviel möglich iſt, die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer zu erwecken. Hieraus folget, daß in den Gedichten die Verbindung der Selbſtlauter, die häufigen Ausſtoſſungen einiger Buchſtaben aus den Wörtern, und die Verknüpfung einerley Buchſtaben, zu vermeiden ſeyn; weil dadurch in das Gehör der meiſten Menſchen unangenehme Empfindungen gewürket werden.

Der Herr **Verfaſſer** erläutert auch die ſchwere Lehre von der Gröſſe der Sylben, und dem **Numero** in den Gedichten, wobey er verſchiedene Erklärungen zum Grunde leget. Eine mora iſt der Zeitraum, welcher erfordert wird, einen Buchſtaben oder eine ganze Sylbe auszuſprechen; und zwar im erſten Fall wird ſie eine mora der Buchſtaben, im andern aber der Sylben genennet. Die Gröſſe von einer Sylbe iſt dieienige, welche bey derſelben nicht kann erkannt werden, wenn man ſie nicht mit einer andern vergleichet. Ein Vers wird ſcandiret, wenn in der Ausſprache einer ieden Sylbe ihre gehörige Gröſſe gelaſſen wird. Ferner, die Sylbe a iſt lang, wenn ihre mora im ſcandiren gleich iſt den moris von den Sylben b und b; und dieſe beiden letzten werden kurz genennet. Hieraus können wir erkennen, wonach die Gröſſe von einer Sylbe zu beurtheilen iſt. Wir dürfen nur die kleinſte moram von einer Sylbe zum Maſſe annehmen, und danach die Gröſſe der andern beſtimmen. Dieienige Sylbe, deren mora doppelt ſo groß iſt als dieſe kleinſte, iſt lang, welche aber eine Gleichheit mit ihr hat, iſt kurz. Nach der Meynung des Herrn **Verfaſſers** alſo müſſen die Gröſſen der Sylbe aus den moris derſelben erkannt werden, vermittelſt einer ſehr kurzen, welche zum Maß anzunehmen iſt; er

leugnet

leugnet aber, daß dieſes durch die moras der Buchſtaben geſchehen könne. Hievon ſehe ich aber keinen Grund: denn eine Sylbe beſtehet aus Buchſtaben, als aus ihren Theilen; alſo ihre mora entſpringet aus den moris der Buchſtaben, wenn ſie zuſammen genommen werden. Mir deucht demnach, daß wir doch zuletzt auf dieſe moras kommen müſſen, wenn wir von der Gröſſe einer Sylbe Grund angeben wollen. Er meynet zwar, daß dieſe ortographiſchen morae von den proſodaiſchen, welche den Sylben zukommen unterſchieden wären, welches man daraus ſchlüſſen könne, daß nach ienen alle Sylben in der hebreiſchen Sprache gleich ſind, welches man doch in der Proſodie nicht annehmen kann. Es deucht mir aber daß hieraus noch nicht ein würklicher Unterſchied unter den moris der Sylben und Buchſtaben kann gefolgert werden. Es flüſſet nur ſoviel daraus, daß in der hebreiſchen Sprache alle Sylben eine gleiche Gröſſe haben, und daß alſo, wenn anders Verſe in derſelben ſind gemachet worden, dieſelben aus gleich groſſen Sylben beſtanden. Ich werde meine Meynung nicht weitläuftiger ausführen, ich will vielmehr die übrigen Gedanken des Herrn **Verfaſſers** noch kürzlich fürſtellen.

Von dem **Numero** in einer Rede giebt er eine Sacherklärung; derſelbe entſtehet nämlich, wenn die langen und kurzen Sylben in einer Rede dergeſtallt mit einander verbunden werden, daß dadurch in dem Gehöre der Zuhörer ein Vergnügen erweckt wird. Er beweiſet hiebey, daß derſelbe nicht allein von den Tonſylben abhange, ſondern vornehmlich in der geſchickten Vermiſchung der langen und kurzen Sylben gegründet ſey. Denn wenn die erſten allein der Grund von ihm wären, ſo

würde man ohne Urſache den Schluß von einem Perioden verwerfen: Petrum, videatur, laudaretur, eſſe videatur, welcher doch einerley Tonſylben, nicht aber einerley poetiſche Gröſſe hat. Die Griechen ſehen auch nicht auf den Ton der Sylben, ſondern vielmehr auf die Gröſſe derſelben, wenn ſie in ihren Reden einen Numerum beobachten wollen. Aus der Erklärung von demſelben folgen verſchiedene Schlüſſe; der erſte iſt dieſer: Ein Dichter muß ſeine Gedichte nach demſelben einrichten. Denn er iſt verbunden, durch dieſe in dem Gehöre ſeiner Zuhörer ſo viel möglich ein Vergnügen zu erwecken, damit ſie bey der Aufmerkſamkeit erhalten werden. Der Numerus aber verſchaffet dieſes Vergnügen; alſo muß er ſich bemühen, ſeine Gedichte danach einzurichten. Das Metrum, oder das Gebundene in einer Rede, iſt der Numerus, welcher durch alle Sylben der ganzen Rede dem Gehöre ein Vergnügen erwecket. Der Reim aber verſchaffet daſſelbe nur durch einige Sylben; alſo folget, daß ienes einen höhern Grad der Annehmlichkeit im Anhören verſchaffe als dieſer, und ſich folglich zu den Gedichten beſſer ſchicke. Eine gebundene Rede iſt dieienige, dabey das Metrum beobachtet worden; es wird demnach keiner leugnen, daß es eine Vollkommenheit von einem Gedichte ſey, wenn es eine gebundene Rede iſt. Aber obgleich ein Gedicht eine gebundene Rede ſeyn muß, ſo folget doch daraus noch nicht, daß alle gebundenen Reden auch Gedichte ſind. Zu dieſen wird mehr erfordert als zu ienen. In den Gedichten müſſen ſinnliche Fürſtellungen angetroffen werden, dieſelben müſſen klar und vollkommen ſeyn, alle Theile deſſelben müſſen durch den Hauptſatze beſtimmet werden, u. d. g. m. Dieſe Eigenſchaften aber

dürfen

dürfen nicht nothwendig in einer gebundenen Rede gefunden werden. Wenn nur das Metrum in derſelben beobachtet worden, ſo iſt ſie ſchon in ihrer Art vollkommen. Daher ſind die Carmenmacher ſehr wol von den Dichtern zu unterſcheiden. Jene ſind auch gemeiniglich ſo beſcheiden, daß ſie ihre Geburten nicht Gedichte, wol aber Carmina nennen. Doch muß man dieſe noch höher halten, als die bloſſen Reimſchmiede, und dieienigen, welche entweder Acroſticha verfertigen, oder ſich bemühen, ihre Gedanken unter der Figur eines Kreutzes, Kegels 2c. drucken zu laſſen. Denn ſolche Spielwerke können den Zuhörern kein wahres Vergnügen verſchaffen, ob es gleich möglich iſt, daß ein gewiſſes Volk ſich an denſelben gewöhnet habe, und ſie für ſchön halte.

Der Herr **Verfaſſer** zeiget auch noch die Uebereinſtimmung ſeiner Erklärung von einem Gedichte mit denenienigen, die andere Gelehrte davon gegeben haben, wobey ich mich aber nicht aufhalten will. Der Schluß aber von dieſer ganzen Abhandlung iſt ſo merkwürdig, daß ich unrecht handeln würde, wenn ich denſelben mit Stillſchweigen vorbeygehen wollte. Er giebet nämlich einen kurzen Abriß von verſchiedenen neuen Theilen der Philoſophie, welche, wenn ſie zur Vollkommenheit gebracht wären, den Rednern und Dichtern einen ungemeinen Nutzen verſchaffen würden. **Die Philoſophiſche Dichtkunſt** iſt die Wiſſenſchaft von den Regeln, nach welchen ein Gedicht, oder eine vollkommen ſinnliche Rede einzurichten iſt. Hieraus iſt klar, daß dieſelbe eine andere Wiſſenſchaft vorausſetzet, welche uns lehret, wie wir etwas durch die untere Fürſtellungskraft auf einer vollkommenen Art erkennen können. Wo ſollen wir aber wol dieſelbe finden? Billig ſollte ſie einen Theil

von der Vernunftlehre ausmachen. Denn dieſe muß uns zeigen, wie wir unſere Fürſtellungskraft zur Erkenntniß der Wahrheiten anwenden müſſen. Und dieſe Unterweiſung ſollte nicht eingeſchränket ſeyn. Die Vernunftlehre ſollte uns billig Regeln fürſchreiben, wie wir uns ſinnliche und deutliche Begriffe machen können. Aber wer kein Fremdling in der Philoſophie iſt, der wird auch wiſſen, daß die Vernunftlehre, in ſo ferne ſie bisher noch erfunden iſt, ſehr unvollkommen ſey. Sie enthält nur ſolche Sätze in ſich, welche uns zeigen wie wir Wahrheiten deutlich, nnd durch die obere Fürſtellungskraft erkennen können. Die Philoſophen haben ſich bisher mehr bemühet, die ſinnlichen Begriffe in deutliche zu verwandeln, als dieſelben in ihrer Art zur Vollkommenheit zu bringen. Sie ſind zufrieden, daß ſie eine Wiſſenſchaft haben, die ihren Verſtand für die Irrthümer bewahren kann, aber um ſolche Regeln haben ſie ſich noch nicht bekümmert, welche uns zeigen, wie wir uns vollkommene ſinnliche Fürſtellungen machen können. Die Wiſſenſchaft aber von denſelben iſt doch den Rednern und Dichtern ſehr nützlich. Dieſelbe ſollen ia ſinnliche Reden machen, dieſe auf einer ſehr vollkommenen, iene aber auf einer weniger vollkommenen Art. Wir dürfen auch nicht meynen, als wenn dieſelben zu erfinden für uns zu ſchwer ſey. Die Seelenlehre reichet uns ſichere Gründe dar, auf welchen wir dieſe Wiſſenſchaft bauen können. Es lieget demnach den Philoſophen ob, eine Wiſſenſchaft zu erfinden, welche unſere untere Fürſtellungskraft in Ordnung hält. Welcher Name aber gebühret derſelben? Der Herr **Verfaſſer** zeiget, daß die Philoſophen und Kirchenväter der Griechen zwiſchen αισθητα und νοητα einen Unterſchied

ge-

gemacht haben. Durch ienes Wort haben ſie die durch die untere Fürſtellungskraft zu erkennenden Begriffe angedeutet, unter dieſem aber ſind die deutlichen, und mit der obern Fürſtellungskraft zu begreiffenden Wahrheiten angezeiget worden. Wir handeln alſo nicht ohne Urſache, wenn wir die ſchon oft angeführte Wiſſenſchaft die äſthetiſche nennen. Dieſes iſt die erſte neue Wiſſenſchaft, deren Erfindung uns von dem Herrn **Verfaſſer** anbefohlen wird. Die andern beiden flüſſen aus dieſer erſten. Ein Philoſoph in ſo ferne er ein ſolcher iſt, gehet mit deutlichen Begriffen um. Das Nachdenken beſchäfftiget ihn am meiſten. Er bekümmert ſich nicht ſehr um einen zierlichen und den Sinnen angenehmen Fürtrag der Wahrheiten. Es iſt auch derſelbe mit dem Character eines Philoſophen nicht nothwendig verbunden. Denn die Wörter, in ſoferne ſie Töne ſind, bringen in uns ſinnliche Fürſtellungen herfür. Er aber bemühet ſich uns deutliche zu verſchaffen. Die Sorge, vollkommen ſinnliche Begriffe in uns zu erweken, und durch einen ſinnlichen angenehmen Fürtrag zugefallen, überläſſet er den Rednern und Dichtern. Dieſer Fürtrag aber muß nach gewiſſen Regeln eingerichtet werden, und eines Philoſophen Schuldigkeit iſt, dieſelben in die Form einer Wiſſenſchaft zu bringen. Weil aber ein Redner und Dichter ihre ſinnliche Begriffe nicht auf einer gleich vollkommenen Art fürtragen dürfen, ſondern der erſte in einem geringern Grade der Vollkommenheit als der andere, ſo entſtehen auch 2 Wiſſenſchaften von dem Fürtrage der ſinnlichen Begriffe. Die erſte iſt die allgemeine **Redekunſt**, und beſtehet darinnen, daß ſie in einer unſtreitigen Lehrart zeiget, wie die ſinnlichen Begriffe unvollkommen fürzutragen ſind; die andere

wird

wird die **allgemeine Dichtkunſt** genennet, und lehret uns, wie wir die ſinnlichen Begriffe vollkommen fürtragen ſollen, oder wie eine vollkommen ſinnliche Rede zu machen iſt. Mit dieſen allgemeinen Wiſſenſchaften beſchäfftiget ſich ein Philoſoph, und ſetzet dadurch die Gränzen zwiſchen den Rednern und Dichtern feſte. Die Anwendung aber auf beſondere Fälle überläſſet er denjenigen, welche ſich für Lehrmeiſter in der Rede-und Dichtkunſt ausgeben. Er zeiget alſo auch nicht den Unterſchied, welcher iſt unter einer geiſtlichen und weltlichen Rede, unter einer ſolchen, die vor Gerichte oder bey einer andern Gelegenheit gehalten wird. Er lehret nicht, wie ein episches, dramatiſches, lyriſches ꝛc Gedichte zu machen ſey. Die Regeln von dieſen beſondern Reden und Gedichten müſſen von den Lehrmeiſtern derſelben ſo wol aus der allgemeinen Rede-und Dichtkunſt, als vornehmlich aus ihren beſondern Weſen hergeleitet werden.

Dieſes ſind die Gedanken des Herrn **Verfaſſers** von den Gedichten, ſo wie ich dieſelben habe in der Kürze fürſtellen können. Dieſe fürgeſchriebenen Regeln ſind allen Gedichten gemein, und auch die deutſchen Dichter können ſich derſelben nicht entziehen. Ich leugne zwar nicht, daß noch einige andere Regeln bey den deutſchen Gedichten müßten beobachtet werden, welche aus dem beſondern Weſen unſerer Mutterſprache flüſſen; aber die in dieſer Abhandlung angeführten ſind die wichtigſten, und es iſt zu wünſchen, daß die deutſche Dichtkunſt ihre Regeln mit eben der überzeugenden Gewißheit fürtrüge als der Herr **Verfaſſer** ſeine Sätze bewieſen hat. Ehe ich dieſen Auszug völlig ſchlüſſe, ſo will ich noch 2. Anmerkungen beyfügen. Die erſte ſoll die Armuth unſe-

rer

rer Mutterſprache betreffen. Wer dieſen Auszug mit Aufmerkſamkeit durchgeleſen hat, der wird auch wiſſen, daß ich nach Anleitung des Herrn **Verfaſſers** vieler Begriffe habe erwehnen müſſen, davon mir keine deutſche Namen eingefallen ſind. Ich bin gezwungen worden, die dabey gebrauchten lateiniſchen Wörter entweder gänzlich beyzubehalten, oder ihnen durch eine deutſche Endigung das Bürgerrecht in unſerer Mutterſprache zu verſchaffen. Ich glaube wol, daß, wenn ich mir hätte Mühe geben wollen, ich einige völlig deutſche Wörter zu dieſen Begriffen würde gefunden haben; aber ich halte dieſe Arbeit für unnütz. Denn uns ſtehet auch das Recht zu, welches ſich faſt alle Völker in ihren Sprachen bedienet haben, daß ſie nämlich die noch nicht bey ihnen ſehr bekannt geweſenen Begriffe mit Wörtern aus ſolcher Sprache verbunden, darinnen dieſelbe ſchon ihre beſtimmten Namen bekommen haben. Die Lateiner und Franzoſen haben ungeachtet ihrer Liebe zu ihren Mutterſprachen dennoch einige Wörter aus fremden Sprachen in die ihrige aufgenommen, und haben nicht befürchtet, der Vollkommenheit derſelben zu ſchaden. Wir werden demnach nicht unrecht handeln, wenn wir ihnen hierinnen nachahmen. Die 2te Anmerkung, die ich anführen will, ſoll darinnen beſtehen, daß die Philoſophen eine Sprache ſehr bereichern können. Ich kann dieſen Satz ſo wol aus gegenwärtiger Abhandlung, als auch aus allgemeinen Gründen beweiſen. Wir würden nicht ſo leicht darauf verfallen ſeyn, folgende Wörter in unſere Mutterſprache aufzunehmen: wahre, utopiſche, und heterocosmiſche Erdichtungen, u. a. m., wenn uns nicht der Herr **Verfaſſer** hiezu Gelegenheit gegeben hätte. Er hat die Lehre von den [illegible] tief nachgedacht, und

 von

von denſelben einige Arten entdecket, welche in der deutſchen Sprache noch keine beſondere Namen bekommen hatten. Wir waren demnach genöthiget, die von ihm beliebten Wörter beyzubehalten, und unſere Mutterſprache damit zu bereichern. Er hat auch hiedurch eine allgemeine Pflicht der Philoſophen erfüllet. Dieſe müſſen ſich nicht allein bemühen, deutliche ſondern auch ausführliche Begriffe von den Dingen zu bekommen. Sie ſuchen von den Merkmalen der deutlichen Begriffe wieder Kennzeichen zu entdecken, und ſich dieſelben beſonders fürzuſtellen. Hiedurch bekommen ſie leicht ſolche Begriffe, wovon ihnen keine Wörter bekannt ſind. Ihnen ſtehet alsdenn frey, neue zu erdenken, und wir ſind verbunden, dieſelben in unſere Mutterſprache aufzunehmen, wenn ſie anders bequem die Begriffe anzeigen.

II.

Fortſetzung der Abhandlung von gleichgültigen Wörtern.

§. 1.

Die Wörter der Schall, der Klang, die Stimme, ein Laut und der Ton haben gar vieles in der Bedeutung an ſich, worinn ſie ähnlich ſind. Sie ſehen insgeſammt auf die Empfindung der Seele, welche wir von der Bewegung der Luft durch das beſondere Werkzeug des Ohrs erhalten. Wir hören den Schall, den Klang, wie auch eine Stimme, den Laut und den Ton; [illegible] keine dieſer Empfindungen

gen kann ohne eine bewegte und zitternde Luft Sat finden. Dieſe beobachtete Aehnlichkeit nun hat denen nachläſſigen Gelegenheit gegeben, und ſie bewogen, dieſe Wörter nicht allein als gleichgültige anzuſehen, ſondern auch auf ſolche Art zu gebrauchen. Die Erfahrung wird uns zur Genüge von dem verwirrten Gebrauch dieſer Zeichen überführen können; daß wir daher nicht nöthig finden, einige Proben davon anzubringen. Wir haben vielmehr Urſach unſere Bemühungen ſo gleich dahin zu richten, daß wir dieſen Misbrauch heben, und die rechte und beſtimmte Bedeutung dieſer Wörter angeben mögen.

§. 2.

Eine iede ſchleunige Ausdehnung der Luft, welche von uns gehöret wird, kann mit Recht der Schall genannt werden. Wenn wir den Schall nennen, ſo bleibet alles unbeſtimmet. Die Dinge mögen lebendige oder lebloſe ſeyn, welche die Ausdehnung der Luft verurſachen; die Bewegung der Luft mag ſtark oder ſchwach ſeyn; die Empfindung mag mit einer andern einfachen Empfindung verglichen werden oder nicht; man begreifet alles unter dem Worte Schall. Dieſes Wort iſt alſo ein ganz allgemeines, und man ſiehet alſo bey deſſen Begriff nur einzig und allein auf die Empfindung, welche wir durch das Ohr haben, ohne etwas beſonderes und beſtimmtes dabey zu gedenken. Weil aber das allgemeine von dem beſonderen allerdings als ein Begriff unterſchieden iſt; ſo hat man auch Urſache den Begriff eines Geſchlechts durch ein allgemeines Wort, und hienächſt die Begriffe der Arten durch andere beſondere Wörter auszudrucken, und zu verſtehen zu geben.

§. 3.

Die übrigen Wörter aber zeigen nun zugleich etwas beſtimmtes bey einem Schall an; welches ietzo von uns gleichfalls anzugeben und feſtzuſetzen iſt. Nehmen wir ein lebendiges Geſchöpf an, welches mit dem Werkzeuge ſeines Mundes eine gewiſſe Ausdehnung der Luft, welche man durch das Ohr empfinden kann, zu Wege bringet, ſo wird dieſer Schall eine Stimme genennet. Hier findet ſich das beſondere, daß der Schall durch den Mund eines Thieres hervorgebracht wird; und es iſt daher nöthig, daß man ein unterſchiedenes und beſonderes Wort, dieſen beſondern Schall anzuzeigen, habe und beſtändig gebrauche.

§. 4.

Auch die lebloſen Dinge, wenn ſie auf eine gewiſſe Art beweget und berühret werden, verurſachen einen Schall, welchen wir empfinden können. Wird ein ſolcher Schall von den muſicaliſchen Werkzeugen auf eine ſtark zitternde Art zu Wege gebracht; ſo kann ſelbiger mit Recht den Namen eines **Klanges** führen. Wir legen daher allen und ieden lebloſen Cörpern eben dieſen Namen bey, welche einen den muſicaliſchen Inſtrumenten ähnlichen und zitternden Schall von ſich geben. Das Zittern des Cörpers ſowol als des Schalles ſelbſt, iſt der Umſtand wodurch der Schall unſerer Meynung nach eingeſchränket werden muß, wenn er ein Klang genennet werden ſoll. Es wird eben nicht ſchwer fallen, dieſes nach unſerer Empfindung ſelbſt zu beurtheilen.

§. 5.

Sehen wir bey einem Schall nicht auf die Dinge wodurch ſelbiger zu Wege gebracht wird, wie (§. 3.

und

und 4.) geſchehen, ſondern vielmehr auf den Schall an und vor ſich ſelbſt; ſo entſtehen annoch andere Arten, welche ebenfalls andere und beſondere Namen und Wörter erfordern. Denken wir der Sachen ein wenig genauer nach, ſo werden wir nicht mehrere denn zwo Möglichkeiten davon anführen können. Entweder der Schall wird mit einem andern, der von ihm dem Grad nach unterſchieden iſt, in Vergleichung geſetzet; oder man unterläſſet dieſe Vergleichung, und ſiehet nur einzig und allein auf die Empfindung, wie ſie an ſich iſt. Jedoch aber gilt dieſes nur von ſolchen Dingen, welche einen Ton von ſich geben können, und auch von denen, welchen man die Stimme zueignen kann. Dieſen letztern Schall, welcher ohne alle Vergleichung mit einem andern betrachtet wird, kann man wol am füglichſten einen Laut heiſſen, welcher iedoch auch ſeine Grade haben kann, da ihm denn die Beywörter ſtark und ſchwach beygeleget werden. Wenn man aber einen Schall nach einem andern abmiſſet, und mit ſelbigem in Anſehung ſeiner Entfernung vergleichet; ſo entſtehet daraus ein Ton.

§. 6.

Alles, was wir bisher angeführet haben, gründet ſich auf den Unterſchied der Dinge ſelbſt, worauf man allerdings bey der Beſtimmung der gleichgültigen Wörter zu ſehen hat (S. das erſte Stück N. III. §. 15.). Allein, wir können überdem den Sprachgebrauch anführen, als den andern Grund die Gleichgültigkeit der Wörter zu heben (S. eben daſelbſt), um dadurch unſere angeführten Erklärungen zu beweiſen. Diejenigen, welche der deutſchen Sprache vollkommen kundig ſind,

gebrauchen in den meiſten Redensarten die von uns erklärten Wörter auf eben die Art, wie es unſere Beſtimmung erfordert und haben will. Man erwäge nur erſtlich das Wort Schall. Man wird finden daß man ſelbiges als ein allgemeines Wort allenthalben gebrauchet, z. E. dieſe Muſic, dieſe Stimme und Trompete giebet einen ſtarken Schall von ſich, oder ſchallet ſehr ſtark. Unſer Grund wird dadurch im geringſten nicht geſchwächet, daß man in gewiſſen ganz beſonderen Fällen, auch ganz beſondere Wörter erwählet und angenommen habe. Genug, daß man auch findet, daß dieſes allgemeine Wort ſchallen ebenfalls zuweilen in ſolchen Fällen gebrauchet wird. Wir wollen einige Proben davon anführen. Wenn man den Schall des Geſchützes und des Donners anzeigen will; ſo nennet man ſelbiges einen **Knall**, man ſaget: daß der Donner und das Geſchütz **knalle**. Wenn ein ſchwerer Cörper auf einem andern ſehr unebenen und harten Cörper fort beweget wird und einen Schall verurſachet, ſo heiſſet dieſes **raſſeln**. Der Schall muß aber zugleich ſo beſchaffen ſeyn, daß er fortdauere, und man den einen Theil deſſelben nicht von den übrigen unterſcheiden könne. Alſo ſaget man, daß ein Wagen auf den Steinen raſſele, daß ein einfallendes Haus ein ſtarkes **Geraſſel** verurſache. Stöſſet ein harter Cörper auf einen andern zum öftern, ſo, daß man den einfachen Schall eines ieden Stoſſes mit einem etwanigen Unterſchied zu empfinden vermeynet; ſo heiſſet dieſes **Klappern**, und ein **Geklapper**. Beſchlagene Pferde klappern alſo auf den Steinen, und wenn die Kammen in den Mühlen in einander greiffen, ſo klappert ſolches. So klappern auch die

Zähne. Beweget man aber einen weichen oder etwas weichenden Cörper gegen einen härtern, oder der gleich hart iſt, daß daraus ein Schall entſtehe, ſo heiſſet ſolches **Klatſchen**, und der Schall ein **Geklatſch**. Es klatſchet, wenn man die flache Hand gegen die Wand und an eines andern Backen ſchläget, wenn ein ſtarker Regen auf die Steine fället, imgleichen, wenn man eine Peitſche ſtark gegen die Erde ſchläget. Man nennet es zwar auch Klatſchen, wenn man gleich nur die Peitſche auf eine gewiſſe Art in der Luft beweget, und ſelbige auf ſolche Art zuſammen drücket, daß ſie ſich alſo geſchwinde wieder ausdehnen, und einen Schall zu Wege bringen kann. Uns dünket, daß es beſſer wäre, wenn wir dieſes ein **Geklappe** nenneten, damit man auf ſolche Art den beſtimmten Begriff des Geklatſches behalten, und alſo auch dieſe beiden Begriffe von einander durch beſondere Wörter unterſcheiden könnte. Beweget ſich ein harter Cörper auf einen andern harten iedoch holen oder holgelegten Cörper, ſo heiſſet ſolches **poltern**, und machet ein **Gepolter**. Als wenn einer auf den Boden läuffet und ſpringet oder etwas darauf fortrollet, imgleichen, wenn man etwas auf ein holgelegtes Brett wirft und fortrollet. Noch eines. Man nennet es **praſſeln** und ein **Gepraſſel**, wenn aus gewiſſen Urſachen ſich Theile von einem ſonſt feſten Cörper losreiſſen oder davon abſpringen, welche ſo wol hiedurch als durch ihr Zuſammenſtoſſen einen Schall verurſachen. Zerſpringende Steine und andere Cörper, ein ſchweiſſendes oder ſchwitzendes Eiſen alſo praſſeln. Allen dieſen beſonderen Empfindungen, welche ihre ganz beſondere Namen haben, kann nichts deſtoweniger gar füglich der allge-

meine Name eines Schalls beygeleget werden, welches denn auch zum öftern geſchiehet. Wenn man nämlich nicht im Stande iſt, ſich des beſonderen Zeichens zu errinnern, oder die Empfindung ſelbſt mit Gewisheit zu unterſcheiden; ſo ſind wir gewohnt das allgemeine Wort zu gebrauchen und dadurch die Sache zu erkennen zu geben. Und dieſes iſt niemalen ein anderes, als das Wort Schall oder ſchallen. Daher denn auch der Sprachgebrauch ſelbſt einen Grund abgiebet, woraus wir unſere Beſtimmung des Worts Schall, als eines allgemeinen, rechtfertigen können.

§. 7.

Was aber den Klang anlanget, ſo iſt aus dem Gebrauch zu reden zur Genüge bekannt, daß man von allen muſicaliſchen Inſtrumenten ſage: daß ſie klingen. Nicht allein ein Clavir ſondern auch eine Trompete klinget entweder gut oder ſchlecht. Auch eine Glocke klinget, und wenn man an den Boden einer leeren Tonne ſchläget, ſo klinget ſelbige gleichfalls. Man höret den Klang wenn man an ein Blech und andere dünn geſchlagene und aufgehangene Metalle ſchläget. Die beſonderen Umſtände, welche wir bey denen Dingen wahrnehmen, welche klingen, werden einem ieden ſattſam zu verſtehen geben, daß wir dasienige mit Recht in dem zitternden geſetzet haben, (wenn wir dasienige mit zu Hülfe nehmen, daß es lebloſe Dinge ſeyn ſollen) wodurch der Klang von allen übrigen Arten des Schalles ſich unterſcheidet. Eine Tonne, welche mit Waſſer angefüllet iſt, giebet keinen Klang; ſondern nur dieienige, welche ganz oder nur zum Theil leer iſt. Eine zuſammengewundene Darmſaite klinget gar nicht, man mag ſelbige berühren wie man will. Der Klang findet

det ſodann nur Statt, wenn ſie ausgedehnet und aufgeſpannet wird. Ein Brett und ein ſtarkes Stück Holz klinget anders nicht als wenn es entweder ausgehölet, oder auch einen holen Cörper zu machen, gebrauchet worden. Ein Stück Erz klinget gleichfalls nicht als nur, wenn es dünne geſchlagen und aufgehänget iſt, oder wenn es auf eine beſondere Art ausgehölet iſt. Auf was Art aber dienen wol dieſe beſonderen Zurüſtungen dazu, daß ſie den Klang verurſachen können? Wir vermeynen es darinn zuſetzen: daß der Cörper ſtärker zittere und der Luft dieſe Bewegung auch mittheilen köñe, oder daß die bewegte Luft durch ein öfteres Anſtoſſen geſchickt gemacht werde, einen ſolchen zitternden Schall hervorzubringen. Wir ſind gewiß, daß uns keiner wiederſprechen werde; und können daher unſere §. 4. angeführte Meynung noch nicht anders als richtig nennen.

§. 8.

Sehen wir den Gebrauch im Reden an; ſo werden wir wahrnehmen, daß man beſtändig das Wort die Stimme von den lebendigen Geſchöpfen gebrauche. Findet man gleich daß einige ſelbiges Wort auch andern Dingen beylegen; ſo kann uns iedoch ſolches nicht von unſerer Beſtimmung (§. 3) abbringen. In Anſehung dieſes letzteren regieret in dem Gebrauch die gröſte Unbeſtändigkeit; da hingegen das erſtere faſt immer beſtändig und einerley iſt. Wir haben alſo auch in dem Sprachgebrauch einen ziemlichen Grund. Wir könnten hier eben ſo weitläuftig ſeyn, die verſchiedenen Wörter anzuführen, womit die Stimme unterſchiedener Thiere angezeiget wird, als es §. 6. von uns geſchehen iſt. Weil aber in dieſem Fall ſich der Gebrauch vollkommen rechtfertiget und die Wörter ſattſam beſtim-

met ſind; ſo finden wir keine Urſache, uns mit Anführung derſelben weiter zu beſchäfftigen.

§. 9.

Der oft angeführte Sprachgebrauch iſt uns auch in Anſehung der letzten beiden Wörter (§. 5.) gar nicht zuwieder. Man ſaget von einem ieden todten Thier: **daß es gar keinen Laut von ſich gebe.** Eben dieſes iſt auch von allen Werkzeugen in der Tonkunſt bekannt, wenn ſelbige faſt gänzlich verdorben ſind. Die Redensart, welche man häufig davon gebrauchet, iſt folgende: **Dieſes Inſtrument giebet keinen Ton an, ia es giebet nicht mal einen Laut von ſich.** Woraus wir auch zugleich erkennen, daß der Ton einen mehr beſtimmten und mit einem andern verglichenen Laut anzeigen ſoll. Der Laut in der Singkunſt von c. iſt kein Ton, ſo lange ich ſelbigen nur an ſich betrachte; ſobald man aber ſelbigen mit einem andern entweder im Gedanken oder der würklich zugleich da iſt oder auch vorhergegangen iſt und nachfolget, in eine Verhältniß ſetzet und vergleichet, ſobald heiſſet er ein Ton. Und ein ſolcher Ton, kann nun entweder angenehm oder unangenehm ſeyn, nachdem man ſelbigen in dieſer oder in einer andern Verhältniß antrifft und empfindet. Man kann ſich hievon bey den in der Naturlehre und in der Tonkunſt erfahrenen weiter Raths erholen.

§. 10.

Es wird annoch nöthig ſeyn, daß wir einige Redensarten anführen, welche von vielen gar oft gebrauchet werden, nach unſerer Beſtimmung aber ſich keinesweges rechtfertigen laſſen. Wir finden keine Urſach zu errinnern, daß dasienige, was wir von den ſelbſtändigen

Nennwörtern angeführet haben, auch von ihren ähnlichen Hauptwörtern gelten müſſe. Man gebrauchet das Wort Klang öfters von der menſchlichen Stimme, indem man ſaget: **Dieſe Stimme klinget ſchön oder ſchlecht**, ingleichen: **Dieſe Vocal- und Inſtrumentalmuſic klinget vollkommen gut.** Eigentlich kann und ſoll man dieſes nur ſagen, wenn man von den muſicaliſchen Inſtrumenten und von der Inſtrumentalmuſic allein redet. Wollen wir das ähnliche nicht ganz in unſerer deutſchen Sprache aus der Acht laſſen; ſo erfordert ſelbige Aehnlichkeit von uns, daß wir in dergleichen Fällen das Hauptwort **ſtimmen** ganz eigentlich gebrauchen; oder wenn wir zugleich auf das beſondere in der Tonkunſt unſer Abſehen richten wollen, ſo kann man das Hauptwort **tönen** anbringen. Sonſten ſollte es eigentlich folgendergeſtallt heiſſen: Der Diſcant im Singen ſtimmet ſchön, und die Vocalmuſic ſtimmet vollkommen mit der Inſtrumentalmuſic überein und zuſammen. Iſt gleich in dieſen und dergleichen Redensarten das Wort **ſtimmen** nicht angenommen; ſo hindert ſelbiges nichts. Genug, daß das Nennwort die Stimme, als eine Empfindung des Schalls, ſo von lebendigen Geſchöpfen herkommt, bekannt iſt. Warum wollen wir aber nicht das Hauptwort **ſtimmen** in dem Verſtande gebrauchen, daß es ſo viel heiſſet als ſeine Stimme zu hören geben? Sonſten iſt auch dieſes Wort an ſich nicht unbekannt. Man gebrauchet ſowol das Wort **ſtimmen** als auch das Zuſammengeſetzte **anſtimmen.** Nur eignet man ihnen einen Verſtand zu, welcher ihnen eigentlich nicht zukommen ſoll, und wo man vielmehr ein anderes Wort gebrauchen ſoll. Die Redensarten: **ein Clavir, eine Violin**

Violin ſtimmen, wie auch, da man in der Inſtrumentalmuſic fordert, daß man ſolle anſtimmen, ſind bey denen in der Tonkunſt erfahrnen und auch andern ſo im Schwange, daß wir nicht ohne Grund vermuthen denenienigen faſt lächerlich zu werden, welchen es nur um das Brod zu verdienen zu thun iſt, und welche nicht wiſſen was die Verbeſſerung unſerer deutſchen Sprache auf ſich hat, wenn wir ſelbige als unrichtig verwerfen und andere ungewohnte iedoch gründlichere Redensarten an deren Stat feſtſetzen wollen. Schreiben wir gleich für alle, ſo ſchreiben wir iedoch beſonders für dieienigen, welchen die Verbeſſerung unſerer Mutterſprache lieb und angenehm iſt. Dieſe und alle vernünftige werden es keinesweges tadeln, wenn wir unſere Gedanken auch in dieſem Stück frey heraus ſagen und anderer Beurtheilung unterwerfen. Was zeigen aber die angeführten Redensarten eigentlich an und was ſuchet man dadurch zu erkennen zu geben? Die erſteren können nichts anders andeuten, als daß man ein Clavir oder eine Violin in einen ſolchen Zuſtand ſetze, daß ſie eine Stimme von ſich geben können. Und wie kann die Redensart, man ſolle mit der Violin anſtimmen, etwas anders anzeigen, als daß man anfange die Stimme der Violin hören zu laſſen? So ſind dieſe Redensarten beſchaffen, wenn man die Worte eigentlich nehmen will. Warum eignet man hier dem Clavir, der Violin und ſo auch andern Werkzeugen eine Stimme zu, welche man doch ſelbigen nach den Sprachgebrauch ſonſten niemalen in einem eigentlichen Verſtande beyleget? Siehet man aber bey dieſen Redensarten auf die wahre und eigentliche Abſicht der Redenden und auf das, was ſie eigentlich dadurch wollen zu verſtehen geben; ſo ſollen die erſteren Redens-

densarten nichts anders anzeigen als daß man das Clavir und die Violin in einen ſolchen Zuſtand ſetze, damit dieſe Inſtrumente reine und richtige Töne angeben mögen, oder damit ſelbige rein und richtig tönend werden. Iſt es alſo nicht weit vernünftiger und ordentlicher, daß man ſich ſolches anzuzeigen des Worts **Tönen** bediene? Und aus was Urſach will man hiezu ein Wort von der Stimme der lebendigen Geſchöpfe entlehnen? Durch die andere Redensart will man nichts anders anzeigen, als daß man anfange die Töne der Violin hören zu laſſen, keinesweges aber die Stimme derſelben. Hat man alſo nicht zureichende Urſach, lieber das Wort antönen als anſtimmen zu gebrauchen? Bey den Wörtern tönen und antönen behält man das ähnliche und brauchet gleiche Zeichen wo gleiche Gedanken Stat haben; bey den Wörtern aber ſtimmen und anſtimmen verfällt man in das unähnliche, man verwirret die Zeichen und giebet dadurch Gelegenheit, daß man auch in ſeinen Gedanken ſich verwirre.

§. 11.

Man gebrauchet von den Glocken beide Wörter, ſowol **klingen** als auch **läuten**, ohne auf einen Unterſchied dabey zu ſehen. Wollen wir unſerer Beſtimmung folgen (§. 4.); ſo würde das Klingen nur allein müſſen beybehalten werden. Ob man nun gleich das Wort läuten ſonſten wenig gebrauchet findet; ſo dürfte es doch nicht gänzlich weggeworfen werden. Wir könnten es von allen den Dingen gebrauchen, welchen wir einen Laut (§. 5.) zugeſchrieben haben. Wenn alſo ein Clavir noch einen Schall oder Klang von ſich giebet, ohne daß es ein reiner Ton iſt; ſo kann man ſagen es lautet noch oder es giebet noch einen Laut von ſich,

und ſo auch bey andern dergleichen Dingen. Will man die Glocken auch zu den muſicaliſchen Inſtrumenten rechnen, weil man das Glockenſpiel hat; ſo kann man auch allerdings ſowol das Klingen als das Läuten nach der unterſchiedenen Beziehung (§. 4. und 5.) von denſelben gebrauchen. Man findet auch das Wort Geläut, worunter man alle oder viele Glocken bey einer Kirche und auch den Schall derſelben anzeiget. Man kann alſo auch, wenn man will, dieſe Wörter ſo beſtimmen: daß viele Glocken läuten, eine aber nur klinget.

§. 12.

Nach unſerer angeführten Erklärung von dem Ton (§. 5.) womit der Sprachgebrauch völlig übereinſtimmet (§. 9.) ſehen wir gar keine Urſach, warum der S. Luther, 1 Cor. 13, v. 1. bey dem Ertz das Beywort tönend geſetzet hat. Nehmen wir ein dickes ungeſchlagenes Stück Ertz an; ſo würde ſelbigem nur das Beywort ſchallend zukommen müſſen. Sollte aber der Apoſtel auf das Sprüchwort von einem Plauderer, *æs Dodonæum*, und alſo auf die Dreyfüſſe oder Keſſel in dem dodonäſchen Tempel des Jupiters geſehen haben, welche alle nacheinander einen und eben den Klang von ſich gegeben haben, wenn nur einer iſt angerühret worden, wie man davon erzählet; ſo müßte hier eben wie bey den Schellen das Beywort klingend ſtehen. Wir brechen hiemit ab, und verſprechen nicht allein eine Fortſetzung, ſondern werden auch bey Gelegenheit noch einige Zuſätze hinzufügen.

III.

Unpartheyiſche Gedanken von dem Wehrte der Dichter.

Den rechten Wehrt der Dichter zu beſtimmen, ſind die Menſchen nur ſelten glücklich geweſen. Sie haben dieſelben zuweilen gar zu ſehr erhoben, zuweilen aber wieder die Billigkeit verachtet. Ich will nur ietzo von dem ihnen über dem Maſſe gegebenen Ruhme etwas erwähnen. Es iſt bekannt, daß ihnen die prächtigſten Lobſprüche von einigen ſind beygeleget, ihren Gedichten von vielen ein göttlicher Urſprung zugeeignet, ſie ſelber mit dem Namen der Schöpfer beehret, und für ſolche angeſehen worden, die den Witz und Verſtand faſt allein gepachtet hätten. Ganze Städte und Völker haben ſich wol ehe um einen Dichter gezanket. Ein iedes derſelben hat ihn unter ihren Bürgern zu zählen verlanget. Jetzo erheben ſich noch einige Völker über die andern, weil ſie ſich rühmen, mehrere gute Dichter aufweiſen zu können. Einige von ihren Bundesleuten ſind ſo ausverſchämt, daß ſie deswegen den andern Völkern allen Witz und Verſtand abſprechen. Man kann den Stolz dieſer Völker nicht beſſer dämpfen, als wenn man zeiget, daß der Ruhm, welchen ſie auf ihren Dichtern bauen, ſo groß nicht zu nennen ſey. Aus dieſer Abſicht will ich in gegenwärtiger Abhandlung auf eine unpartheyiſche Art den Wehrt der Dichter beſtimmen.

Eines Dichters vornehmſte Abſicht muß ſeyn, die Tugend und Religion den Menſchen angenehm zu machen. Ich leugne zwar nicht, daß er auch ſuchen müſſe,

ſe, andere durch ſeine Arbeit zu ergötzen; aber dieſes darf doch nicht ſein letzter Endzweck ſeyn. Er würde ſonſten mit gröſſerm Rechte unter die bloſſen Luſtigmacher als ernſthafte Männer zu zählen ſeyn. Wenn aber dieſes gegründet wäre, ſo würde es der Dichtkunſt zur Schande gereichen, und man müßte dieſelbe als unnütz verwerfen. Aber auf welche Art träget ein Dichter ſeine Gedanken für? Wie machet er die Sätze von der Tugend und Religion unter den Menſchen bekannt? Wenn wir ſein Weſen betrachten, ſo werden wir dieſe Fragen beantworten können. Ein Dichter iſt derienige, welcher ſeine Meynungen in einer vollkommen ſinnlichen Rede fürträget. Seine Abſicht iſt alſo, andern von ſeinen Sätzen entweder nur dunkele, oder, wenn es hoch kommt, verwirrt klare Begriffe beyzubringen. Er bemühet ſich nur die untere Fürſtellungskraft ſeiner Leſer und Zuhörer zu beſchäfftigen. Es wäre ein Fehler eines Gedichtes, wenn es viele deutliche Begriffe in ſich enthielte. Man würde dem Dichter fürwerfen, daß er aus ſeinen ihm geſetzten Schranken ausſchweifete, wenn er den Verſtand anderer aufzuklären ſuchete. Es ſtehet ihm frey, ſich aller Mittel zu bedienen, um ſeine Fürſtellungen verwirrt klar zu machen; aber zu einem höhern Grade muß er ſie nicht bringen.

Dieſes iſt die Urſache, daß die meiſten Menſchen die Gedichte ſo ſehr lieben. Sinnliche Begriffe ſind ihnen die angenehmſten. Mit der unteren Fürſtellungskraft wollen ſie alles erkennen; vernünftige und deutliche Begriffe aber ſind ihnen zu ſchwer. Ein Dichter ſchreibet alſo nach dem Gefallen der meiſten Menſchen. Er ſtellet ihnen die Sachen ſinnlich für.

Er erhitzet ihre Einbildungskraft, und erreget die Leidenſchaften. Er iſt alsdenn im Stande, ſie zu allem zu überreden, und ſie geben ſeinen fürgetragenen Sätzen ohne alle weitere Ueberlegung Beyfall. Wenn er auf der Bahn der Wahrheit gehet, und die wahre Tugend und Religion anpreiſet, ſo führet er ſie mit auf dieſelbe. Weichet er aber von derſelben ab, ſo laſſen ſie ſich auch ohne Mühe durch ihn in Irrthümer ſtürzen. Die Stifter neuer Religionen haben ſich auch deßwegen zur Ausbreitung derſelben der Gedichte als bequemer Mittel bedienet. Der Pöbel läſſet ſich nicht durch weitläuftige Beweiſe zum Beyfall bewegen; aber Bilder und ſinnliche Fürſtellungen ſind bey ihm die ſtärkſten Gründe. Dieſe aber enthalten die Gedichte in einer groſſen Menge in ſich. Daher werden durch dieſelben dem gemeinen Manne die Begriffe am beſten beygebracht, und man kann die Dichtkunſt mit Recht artem popularem nennen. Es wäre deßwegen dem Weſen dieſer Kunſt gemäß, daß ſie zu keinem andern Endzwecke, als zum Dienſte der Ungelehrten, gebrauchet würde. Leute, welche ſich über dieſe erheben, müſſen auch der Seele nach von ihnen unterſchieden ſeyn. Sie müſſen daher auch die Sachen mit einer gereinigten Vernunft betrachten. Es iſt ihnen eine Schande, wenn ſie an den Sinnen kleben bleiben, und ihre Begriffe nicht zu deutlichen erheben. Es iſt ein Zeichen ihres ſchwachen Verſtandes, wenn ſie an einer bloß ſinnlichen Rede ein Vergnügen haben, deren Begriffe doch deutlich können erkannt werden. Sie müſſen dieſe Luſt den Ungelehrten überlaſſen, welche noch nicht den Glanz der Wahrheit ertragen können, ſondern denen ſie in einer Decke ver-

hüllet muß fürgetragen werden. Damit man aber meine Sätze wol verſtehe, ſo bitte ich zu bemerken, daß ich unter den Ungelehrten alle dieienigen begreiffe, welche die untere Fürſtellungskraft bey ſolchen Begriffen mehr lieben als die Vernunft, welche doch deutlich können erkannt werden. Aus dieſen Gründen iſt alſo klar, daß die Dichter in ihren Gedichten nur verwirrte Begriffe gebrauchen, und für die Ungelehrten ſchreiben müſſen.

Vielleicht meynet man, daß dieſes letzte der Dichtkunſt nachtheilig ſey, und daß noch wol Vortheile vorhanden wären, welche zu deutlichen Begriffen gewöhnte Menſchen aus den Gedichten ziehen könnten. Ich will von beiden Stücken ausführlicher reden. Der Dichtkuuſt gereichet es gar nicht zur Schande, daß ſie nur allein um der Ungelehrten willen gebrauchet werden ſoll, es iſt dieſes vielmehr an derſelben zu loben. Auch dieſe müſſen von gewiſſen Wahrheiten benachrichtiget werden. Sie müſſen wiſſen, was die Tugend und Religion von uns fordert. Man muß ſich aber nach ihrer Fähigkeit richten, und weil die untere Fürſtellungskraft bey ihnen die ſtärkeſte iſt, ſo muß man ihnen dieſe Sätze auf eine ſinnliche Art fürtragen. Es würde unbillig ſeyn, wenn man ſie des Unterrichtes unwürdig erklärete, weil ſie die allgemeinen Begriffe nicht erkennen können. Dieienigen ſind zu loben, welche mit derſelben Unwiſſenheit Mitleiden haben, und ihnen die Wahrheiten auf eine ihnen begreiffliche Art beybringen. Dieſes Lob aber können ſich die Dichter mit Rechte anmaſſen wenn ſie ihre Gedichte zum Beßten der Ungelehrten verfertigen. Dieſe können auch dadurch allmälig zu deutlichen Begriffen gebracht werden.

818 818

den. Wenn ſie durch die Gedichte verwirrt klare Begriffe erlanget haben, ſo kann ein Philoſoph dieſelben bey ihnen deutlich machen. Und dieſe Arbeit iſt ſo gar ſchwer nicht. Denn die Merkmale von den Sachen wiſſen die Ungelehrten alsdenn ſchon, nur ſtellen ſie ſich dieſelben nicht beſonders für, hiezu kann ihnen aber ein philoſophiſcher Fürtrag leicht verhelfen, wenn ſie ſich nur von ihrer ihnen bisher ſo lieb geweſenen ſinnlichen Erkenntniß entfernen wollen. Dieſe Art zu deutlichen Begriffen zu gelangen iſt zwar nicht die einzige, und alſo nicht nothwendig; ich geſtehe vielmehr, daß ſie uns durch einen Umweg dahinführe, wohin wir durch einen viel kürzern gelangen können. Aber man kann dieſes doch als einen Nebennutzen anſehen, welcher vornehmlich bey dem gemeinen Manne nicht gänzlich zu verwerfen iſt. Ich werde bald mehr hievon reden, wenn ich die Gründe wiederlegen werde, welche zum Beweiſe angeführet werden pflegen, daß auch ſolche Menſchen aus den Gedichten Nutzen ſchöpfſen können, welche die deutlichen Begriffen lieben.

Der erſte Grund iſt dieſer: Die Erfahrung lehret uns, daß wir von vielen Dingen nach aller angewandten Mühe keine deutliche Begriffe erlangen können. Wir müſſen alſo zufrieden ſeyn, wenn wir dieſelben ſinnlich erkennen, und müſſen uns freuen, wenn uns davon in den Gedichten vollkommen ſinnliche Fürſtellungen gemachet werden. Man meynet Grund zu haben hieraus zu ſchlüſſen, daß auch andere Menſchen als die Ungelehrten aus den Gedichten einen Nutzen haben können. Ich geſtehe, dieſer Einwurf hat einen groſſen Schein, und er würde völlig Grund haben, wenn die Gedichte zu ihren Vorwürfen nur

ſolche Dinge hätten, welche wir gar nicht deutlich erkennen können. Aber die Erfahrung lehret uns das Gegentheil. Wie viele Materien werden nicht in den Gedichten abgehandelt, wovon wir uns auch deutliche Begriffe machen können? Und wie viele Dinge ſind denn wol, davon wir nur verwirrte Fürſtellungen erlangen können? Iſt nicht unſere Nachläſſigkeit und Liebe zu den Sinnen vielmehr die Urſache, daß wir viele Dinge nur verwirrt erkennen, als die Natur derſelben? Würden alſo die Dichter nicht bald zum Stillſchweigen gebracht werden, wenn ſie nur ſolche Materien abhandeln wollten, davon die deutliche Erkenntniß über unſere Kräfte iſt? Uberdem ſo würde dieſes ein Fehler an den Gedichten ſeyn. Denn die Tugend und Religion ſoll derſelben vornehmſter Vorwurf ſeyn. Dieſe können aber von uns deutlich erkannt werden. Dieſer angeführte Grund ſtoſſet demnach meinen Satz nicht um, daß die Gedichte nur allein zum Beßten der Ungelehrten zu gebrauchen ſind.

Man hat aber noch andere Gründe, welche dieſem von mir behaupteten Satz können entgegen geſetzet werden. Ich will zwey der wahrſcheinlichſten anführen und wiederlegen. Der erſte beſtehet darinnen: Unſere Seele gelanget nicht durch einen Sprung zu ihren Begriffen. Sie muß von einem geringen Grade der Erkenntniß zu einem höheren hinaufſteigen. Derowegen iſt nothwendig, daß ſie von den Sachen zuerſt eine verwirrte Erkenntniß habe, ehe ſie eine deutliche bekommt. Da nun in den Gedichten die Sachen auf eine verwirrte Art fürgeſtellet werden, ſo ſind dieſelben allen Menſchen, vornehmlich aber denenjenigen nützlich, welche von den Sachen deutliche Begriffe verlangen. Es würde dieſer

Grund

Grund das verlangte beweiſen, wenn das Gedicht der einzige Weg wäre, worauf wir zu verwirrten Begriffen gelangen. Aber wir bekommen dieſelben auch auf eine andere Art. Die tägliche Erfahrung wird einen jeden überführen, daß er durch die Empfindung und Einbildungskraft die meiſten verwirrten Begriffe bekomme. Und dieſes iſt ein viel kürzerer Weg dazu als die Gedichte; denn man hat mehrere Gelegenheiten, etwas zu empfinden und ſich einzubilden, als Gedichte zu leſen. Ich leugne zwar nicht, daß einige Menſchen, vornehmlich der gemeine Mann, durch die Gedichte zu ſolchen verwirrten Begriffen gelangen, welche ſie vorher nicht ſo klar empfunden haben; aber es wird doch eine ſehr geringe Anzahl von ſolchen Begriffen vorhanden ſeyn, wovon ſie nicht vorher einigermaſſen eine verwirrt klare Erkenntniß ſollten gehabt haben, und dieſe iſt ſchon zureichend, bey ihnen eine deutliche zu erwecken, wenn ſie anders durch eine aufrichtige Neigung dazu getrieben werden. Wenn alſo die Abſicht der Gedichte nicht wäre, denjenigen doch eine ziemlich klare Erkenntniß von gewiſſen Sachen zu verſchaffen, welche einer deutlichen nicht fähig ſind, ſondern wenn vielmehr die Abſicht derſelben wäre, damit die Menſchen überhaupt durch die darinnen gebrauchten verwirrten Fürſtellungen Gelegenheit bekämen zu deutlichen Begriffen zu gelangen, ſo müßte man dieſelbe als unnütz verwerfen.

Der letzte Einwurf, womit man meinen Satz umſtoſſen will, iſt dieſer: Sinnliche Fürſtellungen verſchaffen uns ein Vergnügen, und die Luſt iſt viel empfindlicher, wenn ſie aus einer ſinnlichen Erkenntniß, als aus einer deutlichen entſpringet. Man ſchlüſſet hieraus, daß die Gedichte das Vergnügen der Menſchen ſehr befördern.

Man meynet daher, daß es unbillig ſeyn würde, wenn daſſelbe denjenigen verſaget ſeyn ſollte, welche ſich ſonſten an deutliche Begriffe gewöhnet haben. Welche dieſen Einwurf fürbringen, ſcheinen niemals das Vergnügen empfunden zu haben, welches aus der deutlichen Erkenntniß entſtehet. Es iſt falſch, daß das ſinnliche Ergötzen ſtärker ſey, als das vernünftige. Die Luſt entſtehet ja aus der anſchauenden Erkenntniß der Vollkommenheiten eines Dinges. Wenn man aber dieſelben deutlich erkennet, ſo iſt die Fürſtellung davon vollkommener und gewiſſer; die Würkung, die Luſt nämlich, muß alſo auch gröſſer ſeyn. Da nun die der gereinigten Vernunft folgenden Menſchen ein ſtärkeres und dauerhafteres Vergnügen genüſſen können, als ihnen alle Gedichte verſchaffen können; weßwegen ſollten ſie denn wol dieſe zu ihrem Ergötzen leſen? Werden ſie ſich nicht vielmehr an der deutlichen Erkenntniß der in den Gedichten verwirrt fürgeſtellten Sachen vergnügen? Ziehet wol ein Vernünftiger ein geringeres Gute dem gröſſern vor, wenn er ſie beide nach ihrem rechten Werthe erkennet? Und würde nicht das vernünftige Vergnügen als das ſtärkeſte, das ſinnliche als das ſchwächere verdunkeln? Es ſtehet demnach feſte, daß die Gedichte nur allein zum Beßten der Ungelehrten zu verfertigen ſind.

Wie hoch erhebet dieſes aber nicht den Philoſophen über einen Dichter? Jener bemühet ſich durch ſeinen Unterricht andern deutliche Begriffe beyzubringen. Seine Schüler müſſen Liebhaber der Vernunft ſeyn. Er ſuchet ſie von den Sinnen abzuziehen, und ihren Verſtand zu ſchärfen. Ein Dichter ſchreibet nur für die Ungelehrten, ein Philoſoph aber iſt ein Lehrmeiſter erhabener Geiſter. So ſehr alſo eine deutliche Erkenntniß

niß die verwirrte und die Vernunft die Sinne übertrifft, ſo ſehr iſt auch ein Philoſoph einem Dichter vorzuziehen. Obgleich dieſer dem menſchlichen Geſchlecht nützlich iſt, ſo verſchaffet doch jener einen weit gröſſeren Vortheil. Ein Philoſoph machet die Menſchen in dem Stücke vollkommener, dadurch ſie dieſen Namen verdienen. Er verbeſſert ihre Vernunft. Ein Dichter hingegen beſchäfftiget nur ihre untere Fürſtellungskraft, welche die Menſchen mit den unvernünftigen Thieren gemein haben. Hieraus iſt zu ſchlüſſen, daß die Philoſophen einem Volk mehr Ehre bringen, als die beßten Dichter. Ein Volk darf nicht verachtet werden, welches, ob es gleich an guten Dichtern arm iſt, dennoch deſto mehrere Philoſophen aufweiſen kann. Wenn auch Griechenland keinen Homer unter ſeinen Bürgern zählen könnte, ſo würde es doch durch ſeinen Ariſtoteles mehr Ehre erlangen, als ſich Rom wegen aller ſeiner berühmten Dichtern zueignen kann. Ich halte den Ruhm Frankreichs viel gründlicher, den ihm Descartes erworben hat, als welchen ihm Boileau und alle übrigen guten Dichter verſchaffet haben. Wenn ein Volk ſeinen Ruhm allein in ſeinen Dichtern ſetzet, ſo erhebet es ſich deßwegen, daß unter ihnen Leute ſind, welche den Pöbel auf eine ihm gemäſſe Art unterrichten können. Iſt denn wol dieſe Ehre ſo ſehr groß zu nennen? Würde dieſelbe nicht mehr gegründet ſeyn, wenn es unter ſeinen Landesleuten ſolche aufweiſen könnte, welche die Wiſſenſchaften erweitert, und die Vernunft ihrer Mitbürger aufgekläret haben? Kann man es wol vernünftig nennen, daß ſich die Städte Griechenlandes um die Ehre gezanket haben, welche unter ihnen ſich als den Geburtsort des Fabeldichters Homerus anzuſehen habe; da Athen den Sokrates durch Gift ermordet, und den Ariſtoteles zwinget von ihnen zu fliehen?

 Man

Man wird von dem Vorzug der Philoſophen vor den Dichtern noch mehr überzeuget werden, wenn ich beweiſen werde, daß dieſe andere auf eine gelehrte Art nicht unterrichten. Ein Gelehrter muß eine deutliche Erkenntniß von Wahrheiten haben, und er träget dieſelben auf eine ihm gemäſſe Art für, wenn er ſich bemühet, daß auch andere ſie auf eben die Weiſe erkennen mögen. Eine aufrichtige und deutliche Ueberzeugung iſt ſein Hauptendzweck, den er ſich bey ſeinen Schriften fürſetzet. Er hält es für einen ihm mit Recht fürgeworfenen Fehler, wenn man beweiſet, daß die Leſer nur verwirrt klare Begriffe aus ſeinen Schrifften bekommen können. Bey einem Dichter verhält es ſich ganz anders. Dieſer meynet ſeine Abſicht völlig erfüllet zu haben, wenn er ſeinen Leſern nur verwirrte Begriffe beybringet. Er hat auch hierinnen Recht. Ihm iſt keine höhere Abſicht geſetzet, und wenn er dieſelbe erhält, ſo muß man ihm loben. Aber er darf auch ſeinem Fürtrage keinen Namen beylegen welcher nur demjenigen zukommet, dadurch andere auf eine deutliche Art unterrichtet worden. Der Name eines gelehrten Unterrichts gehöret alſo nicht für ein Gedichte. Hieraus folget, daß ein Dichter als ein ſolcher nicht nothwendig ein Gelehrter ſeyn dürfe. Ich leugne aber dabey nicht daß er die in ſeinen Gedichten fürgetragenen Wahrheiten deutlich erkennen, und demnach ein Gelehrter ſeyn könne; ſondern ich behaupte nur, daß dieſes mit ſeinem Weſen nicht nothwendig verbunden ſey. Er ſoll nur andern verwirrte Begriffe beybringen. Warum ſollte es denn nöthig ſeyn, dieſelben deutlich zu erkennen? Sollte nicht eine verwirrte dabey lebhafte Erkenntniß ſchon zureichen, dieſelben auf eben die Art wieder fürzutragen? Ja ich glaube, daß ein ſolcher zur

Ver-

Verfertigung der Gedichte nicht ſehr geſchickt ſey, der ſich an deutliche Begriffe gewöhnet und der wahren Gelehrſamkeit obgelegen hat. Die Liebe zu denſelben wird ihn niemals verlaſſen. Die natürlichen Fürſtellungen ſind ihm natürlich geworden. Er wird ſie auch in den Gedichten anbringen, welchen ſie doch zu einen Fehler gereichen. Ein Dichter ſuchet ſeine Einbildungskraft zu erhitzen; ein wahrer Gelehrter aber bemühet ſich die ſeinige zu dämpfen. Bey ienen vertreten wahrſcheinliche Gründe, Erdichtungen und Fabeln die Stelle der Beweiſe; dieſer aber prüfet ſeine Gründe genau, und iſt in Erwählung derſelben ſehr behutſam. Dieſes alles ſind Hinderniſſe, welche einen Philoſophen oder Gelehrten abhalten, ein guter Dichter zu werden. Bey einem Dichter gereichet alſo der Mangel einer gründlichen Erkenntniß zum Vortheil. Mir iſt zwar bekannt daß viele ſich bemühet haben zu zeigen, wie nöthig die Mathematic, Philoſophie und andere Wiſſenſchaften einem Dichter ſind. Verſtehet man darunter eine gründliche Erkenntniß derſelben, ſo bin ich mit dieſen Herren nicht einig. Meine Gründe habe ich kurz vorher angeführet. Will man aber nur behaupten, daß ein Dichter eine Hiſtoriſche Erkenntniß von dieſen Wiſſenſchaften haben müſſe, ſo pflichte ich ihnen bey. Denn er muß doch Materie haben, davon er ſeine Gedichte verfertigen kann. Mit leerem Kopfe kann er dieſelben nicht ſchreiben. Die Wiſſenſchaften aber reichen ihm viele Materien dar, welche er ohne Erkenntniß derſelben nicht ausführen könnte. z. E. Wenn er die Naturlehre nur mit dem Gedächtniſſe gefaſſet hat, ſo wird er dadurch in den Stand geſetzet, von den körperlichen Geſchöpfen Fürſtellungen zu machen und ſeine Gedichte damit auszuzieren. Es

ſtehet demnach feſte, daß einem guten Dichter der Schein der Gelehrſamkeit nützlicher als der würkliche Beſitz derſelben ſey. Man könnte wieder meine Meynung die Erfahrung anführen, welche uns verſchiedene Exempel von ſolchen Menſchen darreichet, welche eine gründliche Erkenntniß der Wiſſenſchaften mit Verfertigung der Gedichte glücklich verbunden haben. Aber dieſe Beyſpiele ſind mir nicht zuwieder. Ich behaupte nur, daß ein Philoſoph mehr Schwierigkeiten bey der Verfertigung ſeiner Gedichte hat als ein ſolcher, der ſich an einer deutlichen Erkenntniß ſo ſtark nicht gewöhnet hat. Meine Meynung iſt aber nicht, als wenn dieſelben ſo groß wären, daß er ſie gar nicht überwinden könnte. Es ſind einige groſſe Geiſter, welche zu allen Werken des Verſtandes geſchickt ſind. Die obere und untere Fürſtellungskraft müſſen zu ihren Dienſten ſeyn. Sie wiſſen einer ieden derſelben ihre gehörige Schranken zu ſetzen. Wenn ſie ein Werk vermittelſt der untern Fürſtellungskraft verfertigen wollen, ſo legen ſie der obern Fürſtellungskraft einen Zaum an, damit dieſe ihnen nicht in ihrer Arbeit hindere. Glückſeeliger Zuſtand des Verſtandes, womit aber die wenigſten begabet ſind!

In einem Gedichte können auch keine Beweiſe angetroffen werden, und ein Dichter iſt nicht fähig andre von ſeinen Sätzen zu überzeugen. Denn in einem Beweiſe muß der Schluß aus den Förderſätzen auf eine deutliche Art begriffen werden können, und eine Ueberzeugung entſtehet aus einem unſtreitigen Beweiſe. In einem Gedichte aber würde man es für einen Fehler halten, wenn darinnen deutliche Gründe und Schlüſſe gefunden würden, uud daſſelbe wäre allzu trocken, wenn man darinnen die Beobachtung der Regeln von der Schlußkunſt

deut-

deutlich merken könnte. Wenn ein Dichter einen Satz darthun will, ſo müſſen die Gründe in ſinnlichen Fürſtellungen beſtehen, Gleichniſſe und Exempel müſſen derſelben Stelle vertreten, und in Erdichtungen und Fabeln eingekleidet werden. Hierinnen beſtehet ein poetiſcher Beweis, und wer ihm ſtrenger einrichtet, verletzet die den Gedichten fürgeſchriebenen Geſetze. Ein Leſer würde demnach von den Gedichten mehr als billig iſt, fordern, wenn er durch die darinnen angeführte Gründe von gewiſſen Wahrheiten überzeuget ſeyn wollte. Ueberredet kan er wol werden, das iſt, er kann um der Gründe willen einen Satz für wahr halten, ob er gleich die Urſache davon nicht erkennet, und den Zuſammenhang der Gründe und des Schluſſes nicht deutlich einſiehet. Nur muß er in der Unterſuchung der Urſachen dieſer Ueberredung nicht ſo ſehr ſtrenge ſeyn. Denn es kann leicht geſchehen, daß dieſer verſchwindet, wenn er iene gefunden hat. Ich weiß gewiß, wenn die Liebhaber der Fabeln nicht ihrer nach Urſachen forſchenden Vernunft ein Stillſchweigen aufgeleget hätten, ſo würden dieſelben ſie ſchwerlich zur Tugend bewegen, und von den Laſtern abſchrecken. Wenn die Leſer der Fabeln nicht vorher von dem Vorzuge der Tugenden vor den Laſtern überzeuget wären, dieſe würden bey ihnen dieſe Ueberzeugung nicht würken. Sie dienen nur dazu, daß ſie den Leſern die vorher ſchon erkannten Begriffe von den Tugenden und Laſtern wieder ins Gedächtniß bringen. Es ſind nur zweyerley Arten von Bewegungsgründe, die den Menſchen auf eine vernünftige Weiſe zu gewiſſen Handlungen anreitzen, von andern aber abhalten können; nämlich 1.) wenn man die Natur derſelben erkläret, und das Gute fürſtellet, welches aus der einen Art von Handlungen entſpringet, und

auch

auch zugleich das Böſe zeiget, welches aus den dieſem entgegengeſetzten Handlungen folget; 2.) wenn man durch Beyſpiele den Schaden der Laſter und Vortheil der Tugenden beweiſet. Beide Arten aber von Bewegungsgründen ſind in den Fabeln nicht anzutreffen. Daß die erſte Art in denſelben nicht Statt habe, wird wol keiner leugnen. Denn in welcher Fabel wird wol das Weſen der Tugenden und Laſter erkläret, und die Schönheit der erſten und Heßlichkeit der letzten den Leſern deutlich fürgeſtellet? Würde dieſes nicht der Natur der Fabeln wiederſtreiten? Sollen dieſe nicht moraliſche Sätze durch erdichtete und wunderbare Begebenheiten fürtragen und keine philoſophiſche Betrachtungen der Wahrheiten anſtellen? Sind nicht einige Kunſtrichter hierinnen ſo ſcharf, daß ſie nicht mal einen kurzen entweder vorangeſetzten oder am Ende angehängten moraliſchen Satz bey den Fabeln leiden wollen?

Aber ob man gleich zugiebet, daß dieſe Art von Bewegungsgründen in den Fabeln nicht gefunden werde, ſo wird man doch meynen, daß die letzte Art recht ihren Sitz in denſelben habe. Man wird zum Beweiſe die Erklärung von der Fabel anführen, welche nichts anders iſt, als die Fürſtellung des Nutzens von einer Tugend oder des Schadens eines Laſters unter erdichteten und wunderbaren Beyſpielen. Damit ich meine Meynung hiewieder deſto beſſer vertheidigen kann, ſo will ich vorher eine in der Sittenlehre gegründete Wahrheit meinen Leſern zu Gemüthe führen. Derjenige, der jemand durch Beyſpiele wozu bewegen will, muß ſolche anführen, welche einigermaſſen wahrſcheinlich ſind, und darinnen eine Ähnlichkeit iſt zwiſchen der zu gewiſſen Handlungen zu bewegenden Perſon, und der in dem Exempel fürgeſtellten.

Wenn

Wenn beides nicht beobachtet wird, ſo erreichet man auch ſeine Abſicht nicht. Das Beyſpiel wird ja deßwegen angeführet, damit andere erkennen mögen, daß einige verrichtete Thaten dieſe oder jene Folgen gehabt haben. Wie kann nun wol ein anderer bewogen werden, eine ähnliche Handlung zu thun oder zu unterlaſſen, wenn nicht der geringſte Grund vorhanden iſt, woraus kann erkannt werden, daß die erzählte That geſchehen ſey? Sie muß doch in einem geringen Grade wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie die verlangte Würkung thun ſoll. Die bloſſe Möglichkeit iſt alſo hiezu nicht zureichend. Die Folgen von gewiſſen Thaten werden deßwegen in einem Exempel fürgeſtellet, damit andere entweder zu ähnlichen Handlungen angereitzet, oder davon abgeſchrecket werden. Es muß alſo möglich ſeyn, daß dieſe und die in den Beyſpielen angeführte Perſonen in ähnliche Umſtände kommen können. Sie müſſen ſich demnach ſelber einigermaſſen ähnlich ſeyn. Nun iſt es leicht zu zeigen, daß die Fabeln nicht die Kraft haben andere wozu zu bewegen. Denn die beiden angeführten und ſo ſehr nothwendigen Eigenſchaften von den Beyſpielen werden bey den Fabeln nicht gefunden. Erſtlich ſind ſie gar nicht wahrſcheinlich. Denn die darinnen aufgeführten Perſonen müſſen wunderbar ſeyn. Daher werden unvernünftige Thiere, lebloſe Subſtanzen, und nicht vor ſich beſtehende Dinge in den Rang vernünftiger Weſen erhoben. Dieſe werden als mit einander Redende eingeführet, und ihnen werden freye Handlungen angedichtet. Aber iſt wol der geringſte Grund vorhanden, daß jemals eine ſo wunderbare Verwandelung geſchehen ſey, oder noch geſchehen werde? Kann man dieſes wol mit dem geringſten Grade der Wahrſcheinlichkeit behaupten? Ich will jetzo nicht unterſuchen,

ſuchen, ob dieſe Verwandelung möglich ſey. Wenn man auch dieſes zugeben wollte, ſo iſt doch die bloſſe Möglichkeit nicht genug, wenn ein Exempel überreden ſoll. Ich weiß wol, daß die Dichter dieſen Erdichtungen deßwegen eine Wahrſcheinlichkeit beylegen, weil ſie von alten Zeiten her von vielen als wahr angenommen ſind. Es würde dieſer Grund einigermaſſen gültig ſeyn, wenn auch noch jetzo der gemeine Maun in dieſem Wahne ſtünde. Aber jetzo iſt kein Menſch ſo einfältig mehr, daß er meynete, die unvernünftigen Thiere und Bäume redeten vernünftig, oder es wäre ein Land, darinnen mit dem Körper eines Wolfs und Löwens eine vernünftige Seele verbunden wäre. Weil in den alten Zeiten die Menſchen ſich dieſes noch ehe überreden lieſſen, ſo können auch noch die alten Fabeldichter vertheidiget werden, und man kann ihre Gedichte nach den damaligen Zeiten für wahrſcheinlich halten. Aber der bey den Alten angenommene, bey uns aber von allen verworfene Wahn kann den neuen Fabeln keine Wahrſcheinlichkeit verſchaffen. Es iſt alſo klar, daß die neuen Fabeln nicht wahrſcheinlich ſind, und daß ſie folglich nicht geſchickt ſind, die Leſer zu gewiſſen Handlungen zu bewegen. Die Thaten der darinnen angeführten Perſonen ſind auch nicht ſehr ähnlich mit unſern Handlungen, und wir und dieſe erdichtete Perſonen haben keine groſſe Gleichheit. Denn ein vernünftiger Dichter muß zugeben, daß ſeine Fabeln Erzählungen ſind von Stücken aus einer möglichen Welt. Entweder muß er hierinnen mit mir einig ſeyn, oder auch geſtehen, daß ſeine Erdichtungen unmöglich ſind. Es iſt bekannt, daß eine jede mögliche Erdichtung entweder in dieſer oder einer andern Welt möglich ſeyn müſſe. Aber keiner wird behaupten, daß die in den Fabeln enthaltenen Erzählungen

gen ſich hätten in dieſer Welt zutragen können; alſo muß man zugeben, daß ſie Theile von einer andern möglichen Welt ſind. Wie können ſich nun wol die in dieſer Welt lebenden Menſchen und die vernünftigen Weſen einer andern möglichen Welt ähnlich ſeyn? Muß nicht ein groſſer Unterſchied unter ihnen Statt haben? Sind ſie nicht in ſehr unterſchiedene Umſtände geſetzet? Und würde man alſo nicht irren, wenn man ihre Thaten für ähnlich hielte, und von den Folgen der einen Art auf die Folgen unſerer Handlungen ſicher ſchlüſſen wollte? Der Einwurf hat nicht Statt, der Fabeldichter habe dewegen die unvernünftigen Thiere in den Rang vernünftiger Weſen erhoben, damit ſie mit uns eine Ähnlichkeit haben möchten, und wir alſo von den Würkungen ihrer Thaten auf die Würkungen der unſern ſchlüſſen könnten. Denn ob ich gleich nicht leugne, daß dadurch zwiſchen unſern und dieſer erdichteten Thiere Thaten eine Ähnlichkeit herfürgebracht worden, ſo iſt doch noch ein groſſer Unterſchied unter denſelben. Die Umſtände ſind ſehr unterſchieden, unter welchen dieſe Handlungen fürgeſtellet werden. Sie werden als in verſchiedenen Welten geſetzet; die unſern nämlich in der gegenwärtigen, die andern aber in einer noch möglichen Welt. Die Umſtände beſtimmen aber eine Handlung, und halten den Grund in ſich, daß es dieſe und keine andere That ſey, und von dieſer verſchiedenen Beſtim̃ung hangen die Folgen derſelben ab. Wie kann man nun wol von den Würkungen der einen Handlung auf die Würkungen der andern ſchlüſſen, wenn ſie ſo ſehr unterſchiedene Beſtimmung haben, daß ſie in verſchiedene Welten müſſen geſetzet werden. Wird man nicht bey dieſer Art zu ſchlüſſen in groſſer Gefahr zu irren ſeyn? Und haben wol ſolche fürgeſtellte Exempel die

Kraft andere wozu zu bereden? Es ſtehet demnach feſte, daß die Fabeln vor ſich nicht geſchickt ſind, die Menſchen zu den Tugenden anzureitzen, und von den Laſtern abzuſchrecken.

Man fordert von den Dichtern, daß ſie Witz haben, und daß ihr Gedichte ſinnreich ſeyn ſoll. Ich will ietzo unterſuchen, ob dieſe Forderung billig ſey? Es wird aber nothwendig ſeyn, daß ich vorher feſtſetze, was unter dem **Witze** und **Sinnreichen** zu verſtehen ſey. Die Fertigkeit die Aehnlichkeiten unter den Dingen wahrzunehmen, iſt der **Witz**, und wer dieſe Geſchicklichkeit beſitzet, den nennet man **ſinnreich**. Eine Schrift bekommet dieſen Namen, wenn man durch dieſelbe die Aehnlichkeiten der Dinge erkennen kann. Nun wird es leicht ſeyn zu beweiſen, daß ein Dichter witzig ſeyn müſſe, und daß ein Gedichte unvollkommen ſey, wenn es nicht ſinnreich iſt. Denn eine ſolche Schrift muß mit Gleichniſſen, Exempeln, und uneigentlichen Worten ausgezieret ſeyn. Dieſes erfordert ihr Weſen. Wie können aber wol dieſe Theile eines Gedichtes gedacht werden, wenn nicht durch dieſelben angezeiget wird, in wie ferne ſich die Dinge ähnlich ſind? die Aehnlichkeiten ſind gleichſam die Seelen von den Gleichniſſen und Exempeln. Man muß demnach zugeben, daß die Gedichte ſinnreich ſeyn müſſen. Wie kann aber dieſes wol Stat haben, wenn nicht die Verfaſſer derſelben die Fertigkeit beſitzen, die Aehnlichkeiten einzuſehen? Müſſen alſo nicht die Dichter mit dem Witze begabet ſeyn? Und muß man ſie nicht ſinnreich nennen? Aber obgleich dieſe Eigenſchaft bey einem Dichter nothwendig iſt, ſo darf ſie doch nicht in einem hohen Grade bey ihm gefunden werden. Wir können die Aehnlichkeiten entweder deutlich oder nur verwirrt erkennen.

Keiner wird leugnen, daß ienes einen gröſſern Grad von dem Witze erfordere als dieſes. Die Dichter aber dürfen nur die Aehnlichkeiten verwirrt wahrnehmen. Denn ſie haben den Endzweck der Gedichte ſchon völlig erfüllet, wenn ſie den Leſern verwirrte Begriffe verſchaffen. Sie ſind alſo nicht verbunden, ihnen von den Aehnlichkeiten vollkommnere Begriffe bey zu bringen. Warum ſollte es denn wol nothwendig ſeyn, daß die Dichter dieſelben deutlich erkennen, da ſie doch von ihnen nur wieder verwirrt fürgetragen werden? Warum ſoll nicht eine Uebereinſtimmung unter den Gedanken und dem Fürtrage vorhanden ſeyn, da doch dieſelbe zur Vollkommenheit einer Schrift etwas beyträget? Mit dem Weſen eines Dichters iſt alſo nicht nothwendig verbunden, daß er eine Fertigkeit beſitzen müſſe, die Aehnlichkeiten deutlich zu erkennen; und in einem Gedichte darf man davon keine deutliche Begriffe ſuchen. Wer in der Abſicht dieſelben leſen wollte, der würde zu erkennen geben, daß er den Endzweck und das Weſen derſelben nicht wüßte. Die Fertigkeit aber die Aehnlichkeiten deutlich einzuſehen, wird die Scharfſinnigkeit genennet; und eine Schrift bekommt den Nahmen der ſcharfſinnigen, wenn ſie geſchickt iſt, den Leſern deutliche Begriffe von den Aehnlichkeiten beyzubringen. Hieraus iſt klar daß ein Dichter mit der Scharfſinnigkeit nicht nothwendig begabet ſeyn dürfe, und daß ein Gedicht dieſe Eigenſchaft nicht haben müſſe. Wer das vorher bewieſene mit dieſen Erklärungen gehörig vergleichet, der wird auch dieſe Sätze nicht in Zweifel ziehen. Hiedurch unterſcheidet ſich wieder ein Philoſoph von einem Dichter. Jener muß in ſeinen Schriften ſcharfſinnig ſeyn: dieſer aber würde einen Fehler begehen, wenn er ſeinen Gedichten dieſe Be-

ſchaffenheit verſchaffen wollte. Denn ein Philoſoph muß eben ſo wol die Aehnlichkeiten unter den Dingen anführen; er muß ia zuweilen die Geſchlechter und ihre Arten anzeigen, und von ienen auf dieſe ſchlüſſen. Dieſes kann aber nicht geſchehen, wenn er nicht beſtimmet, in wie ferne dieſelben ſich aehnlich ſind. Hierinnen muß er nun auf eine ſeinem Character gemäſſe Art verfahren, und deutliche Begriffe davon andern beybringen. Seine Abſicht iſt ſeinen Leſern ſo viel möglich den Verſtand aufzuklären, und dieſe muß er auch nicht bey dem Fürtrage der Aehnlichkeiten aus den Augen ſetzen.

Ehe ich dieſe Abhandlung ſchlüſſe, ſo will ich noch unterſuchen, ob die guten Dichter eine Aehnlichkeit mit dem Schöpfer haben, und ob ihnen deswegen wol dieſer Ehrennahme im uneigentlichen Verſtande könne zukommen? Einem Dichter wird als denn dieſer Titel beygeleget, wenn er ſeine Gedichte aus ſeinem eigenen Gehirne ſchreibet, und nicht zehen andere vorher beſtiehlet, ehe er das eilfte machet. Ein Dichter alſo, der ein Schöpfer kann genannt werden, muß ſeine Gedanken auf die Art einkleiden, daß ſie neu ſcheinen. Keiner wird demnach leugnen, daß nicht eine ziemliche Aehnlichkeit unter einem ſolchen Dichter und unſerm unendlichen Schöpfer vorhanden ſey. Dieſer hat eine Welt herfürgebracht, davon nicht die geringſte Materie vorher exiſtiret hat, und dieſe Welt kann von uns ſinnlich erkannt werden. Ein Dichter aber, ſo wie er oben beſchrieben worden iſt, verfertiget auch gleichſam ein Gedicht aus keiner vorher exiſtirenden Materie; er ſchreibet ſeine eigene Gedanken auf, und plündert nicht die andern Dichter aus; er hat aber einerley Abſicht mit allen übrigen Dichtern, er will nur ſeinen Leſern verwirrte und alſo ſinnliche Begriffe

griffe beybringen. Verurſachet dieſes nun nicht eine ziemliche Aehnlichkeit zwiſchen dem allmächtigen Schöpfer und dieſen Dichtern? Und hat man nicht Urſache, ihnen im uneigentlichen Verſtande dieſen Namen beyzulegen?

IV.

Johann Heinrich Seume kleines teutſches Lexicon. Frankfurt und Leipzig 1733. 1 Alph.

Wir ſind völlig verſichert, daß die allgemeine Ausbeſſerung einer Sprache ohne eine vernünftige Anweiſung der Jugend zum richtigen Gebrauch derſelben, nicht leicht zu hoffen ſey. Warum ſollten wir von unſerer Mutterſprache, nicht eben das behaupten? Die Erfahrung zeuget, daß die Sprachkunde des größten Theils unſerer Landesleute ſehr ſchlecht, und die Fertigkeit in ihrer Mutterſprache zu reden und zu ſchreiben bey wenigen zu finden iſt. Der Vorſatz der Gelehrten, die Sprache ihres Landes empor zu bringen, leidet hiebey einen ziemlichen Anſtoß. Suchet man den Grund dieſes eingeriſſenen Fehlers, ſo wird man ihn am erſten finden in der Nachläſſigkeit derer, welche die Jugend lehren, ihrer Pflichten aber in Anſehung ihrer Mutterſprache uneingedenk ſind. Die Sprache der Wärterinnen bleibt der Jugend eigen. Der Fehler wächſet mit ihnen, und als herangewachſene Männer annoch Lehrlinge zn werden, läſſet der Eigenſinn nicht zu, der ſie bey allen Mängeln wol gar für vollkommen hält, oder es ihnen als ſchimpflich fürſtellet, eine für angebohren

gehaltene Sprache zu verlernen. Wir glauben den wahren Grund des bisherigen ſchlechten Wachsthums unſerer Landesſprache angegeben zu haben. Die darinn gegründeten Fehler zeigen ſich mehr als zu häufig, bald in einer gebrochenen, undeutſchen und verworrenen Art zu reden, bald in einer Schreibart, die ſo unrichtig als jene iſt, weil kein Theil derſelben auf Regeln gegründet, die Gedanken untereinander geworfen, die Wörter ſchlecht gewählet und durch die Feder aufs elendeſte geradbrecht werden. So augenſcheinlich das Fehlerhafte ſolches Sprachgebrauches iſt; ſo billig halten wir die Aufmerkſamkeit auf die Bemühungen derer, welche den Unwiſſenden hierinn ein Licht anzünden wollen, und als Feinde der Fehler, die wir genannt haben, hervortreten.

Wir wollen es dem Herrn **Johann Heinrich Seume**, der uns bloß dem Nahmen nach bekannt iſt, ſoviel aber aus der Zueignungsſchrift zu ſchlüſſen iſt, in einer nürnbergiſchen Schulbedienung ſtehet, zutrauen, daß er durch die Einſicht in das Fehlerhafte und durch die Ueberzeugung von ſeinem Vermögen es zu verbeſſern, ſtärker als durch die Schreibeſucht, zur Ausgabe des Buches, das wir vor uns haben bewogen worden. Die vollſtändige Aufſchrift deſſelben iſt: **kleines teutſches Lexicon oder deutliche und ausführliche Anweiſung zur teutſchen Orthographie, beſonders den Unterſchied und unterſchiedliche Bedeutung vieler gleichlautender Wörter betreffend, in gebundener Schreibart und Reimen entworfen.** Wenn wir die Vorrede zu Hülfe nehmen, ſo wird uns die Abſicht und Einrichtung des Werkes aus des Verfaſſers Unterricht bekannter werden. Er ſchreibt inſonderheit für die in teutſcher Sprache und Schrift noch

unge-

ungeübte Jugend eine Orthograpiſche Anweiſung. Die rühmliche Arbeit ſeiner Vorgänger erlaubet ihm ſeine Arbeit genauer, als jene, einzuſchränken. Sie haben ſich ſchon vor ihm mit Ertheilung vollſtändiger Regeln zur Rechtſchreibung beſchäfftiget. Er will bloß die gleichlautenden Wörter zum Fürwurf nehmen. Die Nachricht, die andere vor ihm von denſelben ertheilet haben kann ihm nicht hinderlich ſeyn. Er hat alles mit einander zuſammengehalten und noch den Vortheil hinzugethan, daß alle gleichlautende Wörter unter einander geſetzet ſind, daß deren Unterſchied im ſchreiben zu erkennen, und ihre eigentliche Bedeutung ſogleich einzuſehen iſt. Um dieſes letzteren willen gebühret dem Werke der Titel eines kleinen Lexicons. Warum aber die Einrichtung eine gebundene Schreibart und Reimen erfordert, hat dem Verfaſſer kund zu machen nicht gefallen.

Die zum Beßten der Jugend verfaßten Schriften haben ſelten das Glück auch nur wenigen zu gefallen. Man darf ſich hierüber um ſovielweniger wundern, als die mehreſten, die in Schriften für die Jugend ihre Kräfte verſuchen, ſich nicht getrauen ihre Arbeit den erwachſenen zu wiedmen, dabey aber zufrieden ſind, wenn man ihre Abſicht gut heiſſet ob gleich die Ausführung ſchlecht iſt. Uns ſcheinet dieſer Fehler mit gutem Grunde doppelt ſtrafwürdig. Elende Scribenten ſtiften bey denen wenig Schaden, welche die Fähigkeit haben, das gute als gut und das ſchlechte als verwerflich anzuſehen. Bey der Jugend aber iſt eine gröſſere Behutſamkeit nothwendig. Sie nimt, was man ihr giebet, ohne zu prüfen wie vortheilhaft ihre Wahl ſey. Das ſchlechte ſtehet bey ihr oben an, wenn es die Sinnen ergötzet, ob es gleich ihren Geſchmack verdirbet. Sie folget ih-

ren Wegweiſern und hat zu derſelben Aufrichtigkeit ſo lange ein Vertrauen, bis ſie vernünftig wird. Wie mancher aber hat Urſache, ſich alsdenn über die Blindheit ſeiner Jugend zu bekümmern, oder vielmehr die Anleitung abgeſchmackt zu nennen, welcher zu folgen, er unvernünftiger Weiſe gezwungen worden. Die Erfahrung beſtärket unſere Meynung, und wir ſollten glauben, daß ein ieder ſeine Verbindlichkeit einſehen müſſe, der Jugend nur ſolche Werke vorzulegen, deren Gebrauch ihr in den folgenden Zeiten nicht gereuen darf.

Das der Jugend gewiedmete **kleine teutſche Lexicon** des Herren **Seumen** giebt uns Gelegenheit zu dieſer Errinnerung. Wir wollen nicht ſo unbillig ſeyn, und ihn beurtheilen, ohne auf ſeine Abſicht zu merken. Wir werden aber auch Recht haben, zu unterſuchen, ob ſeine Bemühung mit der Abſicht übereinſtimme. Die Nothwendigkeit einer gegründeten Rechtſchreibung und die Vortheile, welche die Jugend von einem Unterrichte in derſelben verſpüret und zu hoffen hat, rechtfertigen die Abſicht derienigen vollkommen, welche dieſelbe zu befördern ſich angelegen ſeyn laſſen. Der Verfaſſer hat Recht eine gleich billige Beurtheilung ſeines Fürſatzes zu fordern; und das um ſovielmehr, da er die gewöhnliche Verwirrung gleichlautender Töne insbeſondere zu ſteuren ſuchet, und mit dem zu beobachtenden Unterſchiede im hinſchreiben ſolcher Wörter, zugleich den Begriff, wodurch ſie unterſchieden werden, bekannt machen will. Anfängern in einer Sprache muß es ſchwer fürkommen, wenn ſie ungleiche Gedanken durch gleichlautende Zeichen ausgedrucket hören, und bey einem Laut, darinn das Gehör nichts unterſchiedenes findet, bald dieſes bald jenes gedenken ſollen. Es iſt vernünftig, ungleiche Gedanken

im ſchreiben durch ungleiche Zůge zu bezeichnen. Dieſes kann geſchehen ohne den gleichen Laut der Sylben und Wörter aufzuheben. Es wird dannenhero eine Geſchicklichkeit erfordert, gleichlautende Tône durch die Schreibart zu unterſcheiden, und ſich die Begriffe die mit dem gleichlautenden Ton, wenn er auf dieſe oder eine andere Art geſchrieben wird, verbunden werden, fürzuſtellen. Der Verfaſſer machet ſich daher verbindlich, nicht nur alle dem Laute nach ähnliche Wörter zu ſammlen und die Art, wie ſie geſchrieben werden, anzuzeigen; ſondern auch einem ieden Worte den ihm eigenthümlichen Begriff zuzueignen, und der Jugend zur Erlernung vorzulegen. Wir wiſſen alſo, wonach wir unſer Urtheil von ſeinem Werke einzurichten haben.

Von den geſammleten Wörtern müſſen wir zuerſt reden. Dieſelben ſind ſo zahlreich, daß wer in ſeiner Mutterſprache der erfahrenſte geweſen, aber bisher dieſe Sammlung nicht vor ſich genommen hat, kaum glauben wird, daß ſo viele Wörter von gleichem Laut in derſelben würden gefunden werden. Wir zweifeln aber, daß er des Verfaſſers Glück in der Entdeckung derſelben beneiden werde. Die Sprache des Pöbels iſt reich von Wörtern, die niemanden als ihren Freunden bekannt ſind. Ein Vernünftiger ſchämet ſich ſolcher Unwiſſenheit ſo wenig, als er die Sammlung des Verfaſſers unvollſtändig genannt haben würde, wenn ſie von ſolchen Wörtern geſäubert geblieben wäre. Und wird er ſich auch dadurch um die Jugend verdient machen, daß er ihnen Unterricht und Erläuterung ſolcher Wörter ertheilet, die ſie ehe nicht wiſſen oder verlernen als in einem Verzeichniſſe regelmäſſig beſtimmter Wörter finden ſollten? Noch eines Vortheils bedienet ſich der Verfaſſer ſeine Abhandlung

vollſtändig zu machen. Sie ſoll aus gleichlautenden Wörtern beſtehen. Da nun der Verfaſſer ſein Gehör in ſeiner Gewalt hat, ſo fällt es ihm nicht ſchwer, ſich ſolche Wörter als gleichlautende fürzuſtellen, darinn auch das zarteſte Kind ſchon was unterſchiedenes hören muß. Sobald dieß einigermaſſen ſeine Mutterſprache verſtehet, wird es gewiß böſe werden, daß der Verfaſſer zu ſeinem Gehör ein ſo ſchlechtes Vertrauen hat, und glaubet, daß es **Älter** mit **Altar** und **Altan**, **Beſem** mit **Böſen**, **ehrbar** mit **er war**, **Bier** mit **Papier**, **Erben** mit **Erbſen** u. d. g. m. verwirren würde. Jedoch wir würden ihm dieſe Fürſichtigkeit leicht zu gute halten und den in der Sammlung gleichlautender Wörter überflüſſig ſtehenden die Stelle gönnen, wenn wir merketen, daß ſie aus einem Triebe, die rechte Art dieſelben zu ſchreiben und den ihnen eigenthümlichen Begriff der Jugend bekannt zu machen, eingeſchaltet worden. Wegen der Schreibart wollen wir ihm nichts fürwerfen, ſondern vielmehr zu ſeinem Ruhme ſagen, daß er bey den meiſten Wörtern die beßte erwählet, die von derſelben unterſchiedene angezeiget, und nur dann und wann wieder die Regeln der Rechtſchreibung verſtoſſen habe. Allein wir können dieß unmöglich für ſein Hauptwerk halten, oder wir müßten ihn einer Thorheit beſchuldigen, daß er ſich bey den Nebenſachen die größte Mühe gegeben hätte. Dem ſey wie ihm wolle, ſo finden wir Urſache zu wünſchen, daß er bey dem einen möchte geblieben ſeyn und die Wörter bloß in der Ordnung, wie wir ſie finden, nachgeſchrieben haben. Das Buch würde alsdenn ohnfehlbar kleiner geworden und von ſo elendem Geſchmier rein geblieben ſeyn, welches der Jugend nimmermehr von vernünftigen wird angeprieſen werden, wo man ſie

nicht

nicht zum Geſchmack an elenden Dingen gewöhnen will. Mancher Schriftſteller hat das Unglück, wenn er ſich recht brauchbar machen will, lächerlich zu werden. Der Verfaſſer hat ſich ohne Zweifel erinnert, wie nothwendig und nützlich es ſey, die Wörter zu beſtimmen und die wahren Begriffe derſelben zu wiſſen. Er hat es für einen Fehler gehalten, daß man die Jugend nicht bey Zeiten hiezu gewöhne, und da er den Fürſatz gefaſſet, derſelben mit einer Rechtſchreibung zu dienen, nam er alle Bewegungsgründe an, ihnen ſogleich die Begriffe von den Wörtern beyzubringen und ſeine Orthographie zu ein deutſches Lexicon zu machen. Wie dieſe Arbeit gerathen ſey, entdecket ohne Mühe der erſte Blick auf dieſelbe. Ein Lexicon in Verſen iſt ein ſeltenes Werk, und wir zweifeln, daß es eine vortheilhafte Beurtheilung erwarten dürfe, wenn es gleich alle gute Eigenſchaften an ſich haben könnte. Was den Verfaſſer bewogen in Verſen zu ſchreiben, können wir mit aller Mühe nicht errathen. Daß er ſich eine poetiſche Fertigkeit zugeeignet, glauben wir nicht, weil wir ſie in dem ganzen Alphabet nicht finden können. Begriffe der Wörter angeben und Verſe machen ſind auch ganz unterſchiedene Handlungen, und die eine hält den Grund der andern nicht in ſich. Mahleriſche Beſchreibungen der Dinge in der Welt ſuchen wir in dieſem Lexicon vergeblich, deſſen Urheber kaum einem Dinge einen richtigen Charakter giebt; ſonſt möchte dieſes den poetiſchen Fürtrag rechtfertigen. Wir können daher nicht anders glauben, als daß Herr Seume von dem Vorurtheil eingenommen geweſen, daß nichts als Verſe ihn bey der Jugend beliebt machen könnten, und ſollten ſie auch den ſchlechteſten Meiſterſängerſtücken nachgeſetzet zu werden verdienen. Man ſiehet

aus jeder Zeile, daß es ihm nicht das leichteſte geweſen, richtige Merkmale und Eigenſchaften der Dinge zu erforſchen, und dennoch ſchafft er ſich durch die gebundene Worte neue Schwierigkeiten. Jedoch er hat ohne Zweifel ſtille geſeſſen, den Reim denken und eine Zeile die andere ausbrüten laſſen; und ſo ſind die elenden Beſchreibungen und Erklärungen zum Vorſchein gekommen, die der Jugend nichts als unvollſtändige, verwirrte, niederträchtige und einfältige Begriffe verſchaffen würden, wenn dieß verworrene Zeug ihnen zu Maßregeln ihrer Gedanken von den Dingen, und ihrer Begriffe bey den Wörtern ſollte fürgeleget werden. Die Richtigkeit unſers Urtheils zu beſtärken, wird eine Stelle genug ſeyn, die uns zuerſt vorkommt und mit allen übrigen eine genaue Ähnlichkeit hat. Wir wollen die Beſtimmung der Wörter herſetzen die mit Kies gleichlautend ſeyn ſollen:

Kies heiſſet Sand, wie auch Triebſand im Meeres-Grund,
Erkieſ und wähle nur die Perlen, ſo fein rund,
Es küſſt wer Schmatzer giebt und einem reicht den Mund,
Auf Küſſen liegt das Kind, bey ihm auch Katz und Hund.
Es gießt der Säuſer Wein unmäſſig in den Schlund.

Der Geſchmack muß ſonderbar ſeyn, den der Verfaſſer durch dieſe Arbeit unter die Jugend in Hoffnung glücklicher Progreſſen befördern will. Die Wortforſchungen, die er zuweilen anſtellet, ſind von gleichem Schlage, und ſeine Schwäche verräth ſich am erſten, wenn er den Poeten ablegt und die gebundenen Wörter mit ungebundenen Anmerkungen erläutert. Ich will keine weitere Betrachtung über ihn anſtellen. Meine Abſicht iſt nur geweſen zu zeigen, wie unbillig man gegen die Jugend verfähret, der man die elendeſten Werke wiedmet, unter dem Schein, ihren Wachsthum in der Mutterſprache zu befördern, oder in andern Stücken ihrer Schwäche zu Hülfe zu kommen.

Erſtes Verzeichniß

der in dieſem Bande befindlichen Erzählungen deutſcher Schriften, und eigenen Abhandlungen

Erſtes Stück.

1 Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache. 1-4 St. 1
2 Einige Nachrichten von dem Ulphilas 36
3 Von den gleichgültigen Wörtern überhaupt und beſonders in der deutſchen Sprache 49
4 Von dem Rechte, neue Wörter in die deutſche Sprache einzuführen 76
5 M. Jac. Wolfens mit dem Polſtern und mit dreyen Cronen vermähltes Cymberland 89
6 C. G. Heräus, Beurtheilung eines theatraliſchen Stückes 104

Zweytes Stück.

1 Von den Scheinwörtern in der deutſchen Sprache 115
2 Sibyllin Schwarzin Gedichte 133
3 G. C. Kirchmaier von der Sprache der Scythen Celten und Gothen 154
4 Erſte Fortſetzung der Abhandlung von gleichgültigen Wörtern 175
5 Anmerkungen über Hollbergs Luſtſpiel der Deutſchfranzoſe. 184
6 Der unartig teutſcher Sprachverderber 194
7 Von dem Gebrauch der Vorwörter, vor und für 205

Drit-

Drittes Stück.

1 Allgemeine Gedanken von der deutſchen Sprache 231
2 C. Meisner von der Sprache der Schleſier 254
3 Anmerk. über die deutſche Rechtſchreibung 272
4 Boxhorns Brief von der Aehnlichkeit perſiſcher Wörter im Curtius mit den deutſchen 294
5 Von der inneren Beſchaffenheit der zuſammengeſetzten Wörter 305
6 Anleitung zur Poeſie, darinn ihr Urſprung Wachsthum und Gebrauch gezeiget wird 314

Viertes Stück.

1 Von deutſchen Ueberſetzungen alter lateiniſcher Scribenten 339
2 Ein Schreiben, darinn einige Zweifel wieder die deutſchen Geſellſchaften eröffnet werden 361
3 Antwort auf daſſelbe 369
4 Critiſche Gedank. von deutſchen Ueberſetzungẽ 378
5 Fortſetzung der Abhandlung von deutſchen Scheinwörtern 390
6 Gotſcheds Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt 413

Fünftes Stück.

1 Von der rauhen, männlichen zärtlichen und weibiſchen Sprache 461
2 Zweyte Fortſetzung der Abhandlung von gleichgültigen Wörtern 494

3 Samm=

3 Sammlung critiſcher, Poetiſcher und anderer geiſtvollen Schriften. Zürich 710
4 Von der todten und lebendigen Sprache, in Abſicht auf die deutſche 542
5 Von dem überflüſſigen Verlängerungs h in der deutſchen Sprache 558
6 Ob die Wortforſchungen zur Verbeſſerung der deutſchen Sprache nothwendig ſind 565

Sechstes Stück.

1 Baumgarten, von einigen zum Gedichte gehörigen Sachen 573
2 Dritte Fortſetzungen der Gedanken von gleichgültigen Wörtern 604
3 Unpartheyiſche Gedanken von dem Werthe der Dichter 617
4 J. H. Seume kleines teutſches Lexicon 637

Zweytes Verzeichniß
der im erſten Bande enthaltenen Sachen.

A. Seite

Ablaufen, Bedeutung des Wortes 276
— von Abſchatz, Freyher, 264
Abſchlagen, Begriffe dieſes Wortes 276
Abſicht und Endzweck, wie die Wörter unterſchieden ſind 178
Academie Françoiſe 323
Acht, ein viel bedeutendes Wort 284
Acinaces. Unterſuchung des Wortes 300
Aebicht 269
Aerzte, als Sprachverderber angeführet 201
Αιϑητα und νοητα, wie ſie von den Griechen unterſchieden worden 601
Aeſthetiſche Wiſſenſchaft 601
Allegorien in Gedichten 594
Altfränkiſches Werk in deutſchen Reimen, Nachricht davon 31
Andacht, hat den Urſprung der Poeſie befördert 317
Ankräbſch, ein ſchleſiſches Wort 269
Arioſtus 321
Artikel, ob er ein weſentlich Stück eines Wortes ſey 280
Aſch, ein ſchleſiſches Wort 269
Auguſtus Neigung zur Dichtkunſt 320

B.

Bagh, ein altes deutſches Wort 303
Bagoæ, ſollen ſoviel als der Deutſchen Pagien ſeyn 303
Barden 317
Baſſa 303
Baumgartens, Al. Gottl., Abhandlung von einigen zum Gedichte gehörigen Sachen 574
Baurenſprache, Römiſche 322
Bec, ein phrygiſches Wort 163

Beca=

Becanus, Goropius, 163
Befor, ein engliſches Wort 211
Behärſt 269
Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes 193. 532
Bembus 321
Benzel, Henrich, von alten Ueberſetzungen der Bibel 44
Benzels, Erich, Beſchäfftigung mit dem Ulphilas 47
Beſchreibungen in Gedichten 584
von Beſſer, wird von Bodmern wieder Gottſched vertheidiget 432
Betrübt und traurig, Unterſchied und Gebrauch der Wörter 66
Beweis, poetiſcher, worinn er beſtehe 629
Beyträge zur Critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, deren Abſicht und Verfaſſer 2
Beywörter in Gedichten 594
Blumenorden, der gekrönte an der Pegnitz 328
Boccatius 321
Bodmer, J. B. 434. 512
Boxhorns, M. Z. Unterſuchung perſiſcher Wörter 294
Breitinger 512. 523
deſſen Critiſche Dichtkunſt 423
Brennerin, eine berühmte Poetin 325
Buchſtaben, zweyfachlautende 32
müſſen in Wörtern, die unterſchiedene Begriffe haben, unterſchieden werden 274
harte und gelinde 467
Buzacker Tartern, deren Sprache ſoll der deutſchen ähnlich ſeyn. 172

C.

Cäſars, Jul. Neigung zur Dichtkunſt 320
Schriften, deutſch 341
Canitz, von Bodmern wieder Gottſched vertheidiget 440
Carmenmacher, ſind von Dichtern unterſchieden 599
Celten, woher ſie den Namen führen 167
ob ſie älter ſind, als die Griechen 164
deren Sprache 168
Certa. Unterſuchung dieſes Wortes 301
Chapellain 323
Cicero de officiis deutſch 348
deſſen oratt. deutſch 350

Codex argenteus 45
Columella de re ruſtica, deutſch 350
Comitia poetica 323
Complimenten verderben die Sprache 196
Corneille, Urtheil der franz. Academie von deſſen Cid 107
Cornelius Nepos, deutſch 351
Cowley, Abraham 324
Critic, was ſie ſey 416
ob es beſſer ſey, ſie gegen todte als lebende gebrauchen 444
Nachrichten vom Urſprunge und Wachsthum der Critic bey den Deutſchen 524
Curtius. deutſch 354
Cyrus, Unterſuchung des Wortes 299

D.

Dankbarkeit hat die Völker zum Dichten getrieben 317
Dantes 321
Darius, Bedeutung des Wortes 303
Das und daß, wie die Wörter zu unterſcheiden 31
Den und denen. Gebrauch dieſer Wörter 26
Der und derer 31
Deutſchen, woher ſie den Namen haben 237
Dialekte, wie ſie von einer Hauptſprache unterſchieden ſind 160
Dichter, Eigenſchaften derſelben 316. 576
die ihnen erwieſene Ehre 319
Gedanken von dem wahren Werthe derſelben 617
ihre Abſicht 617
ſind den Philoſophen nachzuſetzen 624
Däniſche 324
Deutſche 325
Ebräiſche 318
Engliſche 323
Franzöſiſche 322
Griechiſche 319
Holländiſche 324
Italiäniſche 321
Lateiniſche 320
Schleſiſche 264
Schwediſche 324
Spaniſche 322

Dichtkunſt, ſiehe Poeſie.
Philoſophiſche 573. 599
allgemeine 602
Dichtungen, allgemeine Eigenſchaften derſelben 540
Divinatio, Begriff dieſes Wortes 588
Douſa, J. 324
Drollingers Ode über die Unſterblichkeit der Seele 525
Druiden 317
die vornehmſten Scribenten von denſelben 24
Dryde, Johann, 523
Dünnehaupts gedruckter und erquickter Jacob 14

E.

Eccard, J. G. 20
Einbildungskraft, Abhandlung von dem Einfluß und Gebrauch derſelben zur Verbeſſerung des Geſchmackes 2
Elyſier, ob ſie in Schleſien gewohnet haben 257
Endabſicht, Gebrauch dieſes Wortes 183
Endzweck, Zweck und Abſicht, wie ſie unterſchieden ſind 175
Epiſches Gedicht, von dem geretteten Noah 533
Erdäumeln 270
Erdichtungen 584
heterocosmiſche und utopiſche 585
Ergötzung hat zum Dichten Gelegenheit gegeben 317
Eſem, ein ſchleſiſches Wort 270
Eſſen und ſpeiſen, wie die Wörter unterſchieden ſind 495
Eßwaare, Speiſe und Gerichte. Unterſchied der Wörter 503

F.

Fabeln, woher ſie ſo voll von Scheinwörtern ſind 410
die in denſelben liegende Bewegungsgründe 630
Fatum, was für Begriffe mit dieſem Worte verknüpfet worden 403
Feſt und veſt. Anmerkung über dieſe Wörter 289
Feuer, iſt von den alten Deutſchen hochgehalten 299
Feyerabend, Sigmund, 341
Figuren in der Poeſie 439
Firgeln, was es heiſſe 270
Flennen 270

For, ein engliſches Wort, wie es gebraucht werde 210
Fora und furi, deuten in der fränkiſchen Sprache an, was vor und für in der deutſchen 209
Frankens, Sebaſtian, Sprüchwörter deutſcher Nation 211
Frauenzimmer, gelehrtes wird angefeindet 137
du Freny 442
Freude, wie das Wort von Luſt unterſchieden ſey 70
Friederici Barbaroſſæ Verdienſte in Anſehung der Dichtkunſt 326
Friſier, ob ſie ein Volk mit den Phrygiern ſind 163
Fruchtbringende Geſellſchaft 247. 327
Fehler derſelben 22
Für, ob es von vor abſtamme 206
ob ein Unterſchied unter für und vor bey den alten Scribenten gefunden werde 207
Beſtimmung des Unterſchiedes dieſer Wörter 211
Fürbaß, ein veraltetes Wort 225
Für und für, ob der Ausdruck zu gebrauchen ſey 226

G.

Gämlich, ein ſchleſiſches Wort 270
S. Gallen, die Abthey hat einige Alterthümer von deutſchen Reimen 258
Gangabæ, wer ſie geweſen, und ob das Wort mit der Holländer Cnapen übereinſtimme 300
de la Gardie ſchenket den Codicem argenteum an die Upſalſche Bibliothek 36
deſſen berühmte Tochter 325
Gaza, ob es das deutſche Wort Schatz ſey 298
Gedichte, was es ſey 576
wie die Fürſtellungen und Begriffe in demſelben beſchaffen ſeyn müſſen 577
wie es von einem Gemählde unterſchieden 582
das wunderbare und die Erdichtungen in denſelben 583
Beſchreibungen 584
Zuſammenhang der Begriffe darinn 589
Wörter in denſelben 593
warum die Menſchen die Gedichte lieben 618
ſollen allein, das Beſte der Ungelehrten ſuchen 619

Geiſt,

Geiſtvolle Schriften, wie ſie beſchaffen ſeyn müſſen 510
Genoſſenſchaft, teutſchgeſinnete, 328
M. Gerlach, deſſen Ausfertigung der Gedichte Sibyllä Schwarzen 143
Germaner, Muthmaſſung vom Urſprung dieſes Namens 238
Geſchmack, guter, was er ſey 430
 Briefwechſel vom poetiſchen Geſchmack 429
 Anklage des verderbten Geſchmackes 520
 metaphoriſcher 430
 Lohenſteiniſcher, getadelt 522
Geſellſchaften, deutſche, Fürwürfe wieder dieſelben 361
 Rechtfertigung derſelben 369
Gewandsweiſe, ein ſchleſiſcher Ausdruck 270
Gleichgültig, ob es ein Scheinwort ſey 126
Glück vnd Unglück, Scheinbegriffe dieſer Wörter 399
Goeſati, wem der Name gegeben worden 298
Goldaſti Parænetica 326
Gothen, woher ſie den Namen führen 238
Gottſcheds poetiſcher Lebenslauf 418
 Critiſche Dichtkunſt, Erzählung dieſes Werkes 413
 Ueberſetzung der Dichtkunſt Horazens 421
 Streit mit den ſchweitzeriſchen Kunſtrichtern 423
Grafe, Boxhorns Gedanken von dieſem Worte 301
Grundriſſe eines Werkes, wie nöthig dieſelben ſind 532
Gruſcheln, ein ſchleſiſches Wort 270
Gryphius, Andreas, 263
 deſſen verliebtes Geſpenſt 268
Gryphius, Chriſtian 263
Güntherſche Lebensbeſchreibungen 22

H.

H. ob es zur Verlängerung eines Selbſtlauters nöthig ſey 558
Haake, Theodor 13
Halbgelehrte verderben die Sprache 198
Haller 130
Harders, David, Leben 351
Harsdörfer 328
Heermann, Johann, 262
Heldengedichte, Urſprung derſelben 318
Hell und klar, wie die Wörter unterſchieden ſind 65

Heniſch, Georg, 30
Heräus, Vorſchläge zur Aufrichtung einer Sprachgeſellſchaft 22
Beurtheilung eines theatraliſchen Stückes 104
Hermann, Zacharias 262
Herzog, das Wort ſoll mit Xerxes eines ſeyn 302
Hofmannswaldau 263
Hofnarren, die Liebe zu denſelben wird den Deutſchen fürgeworfen 538
Hollbergs Luſtſpiel, der Deutſchfranzoſe beurtheilet 186
Homer wird von Breitingern wieder Gottſched vertheidigt 433
Horatii Odæ, deutſch 358
D. Hudemann, ein Freund der Opern 443
Hülfswörter, ſind bey den Gothen und alten Deutſchen nicht gebräuchlich geweſen 174
Hut, ein vielbedeutendes Wort und deſſen Schreibart 288
Hyperboreer 164

J.

Johnſon, Benjamin, 324
Junius, Franciſcus 18. 46
Juſtiniani inſtitutt. deutſch 358
Juſtinus. deutſch 348

K.

Kalenderſchreiber verderben die Sprache 202
Kaufleute werden als Sprachverderber angeführet 195
Kehren, ob es ein vielbedeutendes Wort ſey 293
Kennen und können, wie die Wörter unterſchieden 280
Kirchmaier, G. C. von der Sprache der Scythen, Celten und Gothen 154
Klang, Beſtimmung dieſes Wortes 610
Klappern, wie das Wort gebrauchet wird 608
Klatſchen, Gebrauch des Wortes 609
Kleinmeiſter, Unterſuchung dieſes Wortes 308
Knall, Gebrauch des Wortes 608
Koſten, wie es von ſchmecken unterſchieden 504
Krängeln 270
Krätſchem 270

Kunſt-

Kunſtrichter, ob es das Wort Criticus ausdrücke 509
nöthige Eigenſchaften eines Kunſtrichters 518
Schweitzeriſche, wer unter dieſem Namen zu verſtehen ſey 512
Verdienſte und Fehler derſelben 515

L.

Lackey, woher das Wort ſeinen Urſprung haben ſoll 173
Lau, Theodor Ludwig, 21
Laut, Begriff und Gebrauch dieſes Wortes 607. 612
Läuten und Klingen, Unterſchied der Wörter 615
von Lehſtens überſetzter Curtius 8
von Leibnitz 28
Leidenſchaften müſſen von einem Dichter erreget werden 580
Lelack, was es anzeige 173
Lettres Germaniques 532
von Lewenſtein 264
Liebe, hat den Dichtertrieb angefeuret 317
Lipſius 296
Lodbrag, Regner 324
Lohenſtein 263
deſſen Lobrede auf Hofmannswaldau 29
Geſchmack getadelt 522
Löſchers, V. E. Litterator Celta 21
Lotter, Johann Georg 4
Luſt und Freude, Unterſchied der Wörter 70
Lutſche, ein ſchleſiſches Wort 270
Lygier, wo ſie gewohnet haben 257

M.

Maffey von Italiäniſchen Ueberſetzungen 6
Malen und mahlen, wie die Wörter unterſchieden 290
Malherbe 323
Man, Gebrauch und Schreibart des Wortes 292
Marot 323
Mauvillons Briefe von der Sprache und Poeſie der Deutſchen 534
Max, Johann, Schlüſſel zu allen Sprachen 21

Mehr, Meer, Mär, Mar, Unterſchied der Wörter 282
Meiſterſänger 326
Menage 323
Menantes Leben, Nachricht davon 29
Mercurius Trismegiſtus, Nachricht von demſelben 166
Metaphern 593
ob man neue in die deutſche Sprache einführen dürfe 437
Metaphyſic, giebt Regeln zur Rechtſchreibung 273
ob das Wort gut durch Uebernaturlehre überſetzet werde 311
Metrum, was es ſey 598
Micylli überſetzter Curtius 9
Miltons verlohrnes Paradies 324
Ueberſetzung deſſelben durch Haaken 13
durch Bodmern 23. 517
was es für Zwiſtigkeiten unter die deutſchen Kunſtrichter verurſachet 434
Schreibart in demſelben 528
Mithra. Unterſuchung dieſes Wortes 299
Mitlauter, Veränderung und Verwechſelung derſelben bey den Schleſiern 263
Moræ der Buchſtaben und Sylben 596
Mosheim 103
Müller, Andreas, 296
Müller, Johann 262
Muſen, ob die Anrufung derſelben erlaubt ſey 407

N.

Namen, eigene, die ſich auf man endigen 34
Neumann, Caſpar 262
Norrelius 48
Numerus in Gedichten 596

O.

Ohngefähr, wenn es ein Scheinwort iſt 405
Opern 110
von wem ſie erfunden worden 442
Feinde und Vertheidiger derſelben 443

Opitz 265.327
Ottfried 19. 20. 34.

P.

Papa, Unterſuchung des Wortes 29
Petrarcha, Franciſcus 321
Phileſius, Ringmann 341
Philoſophen können eine Sprache ſehr bereichern 603
Phrygier, deren Alter und Sprache 163
Poeſie, was ſie ſey 315. 576
hat mit der Mahler = Bildhauer = Kupferſtecher= Danzkunſt und Muſic etwas ähnliches 316
Urſprung derſelben 317
findet unter Kayſer und Könige Liebhaber 326
allgemeine Regeln derſelben 329
der Dänen 324
der Deutſchen 325
Vorzug vor der Franz. und Ital. 20
der Ebräer 318
der Engelländer 323
der Franzoſen 322
der Griechen 319
der Holländer 324
der Italiäner 321
der Lateiner 320
der Schleſier 264
der Schweden 324
der Spanier 322
Pollio, Lucas 262
Poltern, Gebrauch des Wortes 609
Pope, Alexander, von den Eigenſchaften eines Kunſtrichters 518
Poſſenhafte Schreibart 527
Poſtel, Satyre auf denſelben 522
Prædictio. Begriff dieſes Wortes 588
Præſagium wie es von prædictio unterſchieden 588
Praſſeln, Gebrauch dieſes Wortes 609
Prediger, deren Fehler wieder die Sprache 199
Prieſchmeiſter, wer ſie geweſen 327
Provinzialen in Frankreich 323

Provinzialwörter müſſen aus der Sprache verſtoſſen werden 255
Schleſiſche 266
Pürdel, was es heiſſe 270

Q.

Quader, wo ſie gewohnet haben 257
Quantſchricht, was es heiſſe 270

R.

Radeber, ein ſchleſiſches Wort 270
Racine 185
Raſſeln, Gebrauch dieſes Wortes 608
Rauhigkeit einer Sprache, was ſie ſey 471
Raupach, Bernhard, von unbilliger Verachtung der plattdeutſchen Sprache 248
Rebhun, Paul 33
Rechtsgelehrte, als Sprachverderber angeführet 200. 367
Rechtſchreibung, Nothwendigkeit der Verbeſſerung derſelben 272
was ſie ſey 274
Regeln derſelben 274
Rede 575
ſinnliche, was dazu gehöre 575
gebundene 598
innerliche und äuſſerliche Kürze der Rede 591
Redekunſt, allgemeine, was ſie ſey 601
Redner, Schleſiſche 202
Regelweide, Walther der 326
Regnards Demokrit 193
Reimkunſt 333
Ronſard 323
Runenſchrift 170

S.

Sachſen, woher ſie den Namen haben 238
Sarmaten 259
Satrapa, Unterſuchung dieſes Wortes 301

Satyre,

Satyre, wie ſie von dem Luſtſpiel unterſchieden ſey 191
Schall, Begriff und Gebrauch dieſes Wortes 605. 608
Scharfſinnige, was es ſey 521
ob ein Dichter ſcharfſinnig ſeyn müſſe 635
Schatten, für abgeſchiedene Seelen gebrauchet, iſt ein Scheinwort 391
Schaubühne, deren Einrichtung in Deutſchland 104
warum ſie die letzte geweſen, die man empor gebracht 185
des Herren Gottſcheds 186
Schauſpiele, was dazu erfordert werde 184
Scheinwörter, Abhandlung von denſelben 115. 390
ſind in der deutſchen Sprache befindlich 116
das Weſen und die Beſchaffenheit derſelben 118
verſchiedene Arten 120
Urſprung derſelben 122
wie man ſie in würkliche Wörter verwandeln könne 124
Exempel von ſolchen Wörtern 125. 390
Schickſal, Scheinbegriffe bey dieſem Worte 128. 403
Schilter, Johann 19
Schleſien woher es den Namen habe 257
Schochs Hirtenlieder 441
Schopper, Hartmann. Nachricht von demſelben 342
Schorſtein. Unterſuchung des Wortes 299
Schreibart, gebundene und ungebundene 331
verblümte und poſſenhafte 526
ſcharfſinnige 521
Miltoniſche 528
Schwanengeſellſchaft 328
von Schwarzenberg, Ueberſetzung der Officiorum Ciceronis 7
Schwarzin, Sibylla, Leben und Schriften 134
Schweitzeriſche Kunſtrichter, wer unter dieſem Namen zu verſtehen ſey 512
Verdienſte und Fehler derſelben 515
Scoloten, was es für Völker geweſen 158
Scythen, der Urſprung dieſes Volkes 156
von dem Namen deſſelben 157. 238
Ihre Sprache 159
Dialekte derſelben 161
von Seelen 296

Selbſtlauter, Veränderung und Verwechſelung derſelben bey den Schleſiern 266
Seume, J. H. kleines deutſches Lexicon 637
Siebrand, ein Feind des Herren Gottſcheds 435. 441
Siegeherr, Meiſter 326
Sinnreich, was es ſey 520
ob es eine Eigenſchaft der Gedichte ſey 634
Skalden, Dichtkunſt derſelben 13
Sluſier, wo ſie gewohnet 358
Sprache, was ſie ſey 49. 544
Vollkommenheit und Unvollkommenheit derſelben 49. 76
Verbeſſerung derſelben, was ſie ſey 85. 566
verwirrte Begriffe ſind derſelben hinderlich 543
woher die Uebereinſtimmung der Sprachen komme 165
der unterſchiedenen Sprachen erſter Urſprung 232
ob das Alter der Sprache einen Vorzug gebe 233. 294
erſte und allgemeine 232
Abhandlung von der rauhen, männlichen, zärtlichen und weibiſchen Sprache 461
Begriffe derſelben 471
ſind ſchwer zu beurtheilen 479
ſind in gewiſſer Art gleich vollkommen 481
todte und lebendige 542
Grund dieſer Eintheilung 544
Begriffe derſelben 545
wonach man ſich bey denſelben zu richten habe 549
lebendige macht einen Theil der Philoſophie aus 555
Böhmiſche 259
Celtiſche 168
Deutſche, derſelben Schönheit in Abſicht auf ihre Bedeutung 11
ihre Aehnlichkeit mit der Lateiniſchen 14
was bey der Verbeſſerung derſelben vorauszuſetzen ſey 232
Schwierigkeiten bey der Verbeſſerung derſelben 376

Sprache, deutſche, befindet ſich noch in groſſer Verwirrung 239
Mauvillons Brief von der Sprache der Deutſchen 536
ob ſie rauher und härter als die Franzöſiſche ſey 486
wird wieder Mauvillon vertheidiget 490
Einführung derſelben in die Gerichte 261
älteſte Ueberbleibſel derſelben 18
Hochdeutſche ob ſie der Plattdeutſchen vorzuziehen ſey 241
Oberſächſiſche muß zur Verbeſſerung angenommen werden 241
Schleſiſche, Meisners Abhandlung von derſelben 255
Ebräiſche, ob es die älteſte ſey 232
Gothiſche 170
älteſte Ueberbleibſel derſelben 18
Perſiſche, ob ſie mit der Deutſchen in Verwandſchaft ſtehe 296
Phrygiſche 163
Sarmatiſche 259
Slavoniſche 259
Scythiſche 159
Sprachgebrauch, der gemeine und gelehrte 58
unvollkommener 77
ob er zu ändern ſey 83. 551. 568
Sprachpoſaune, neuausgeputzte 194
Sprachverderber, der unartig Deutſcher 194
Spreng, Johann, deſſen Leben 11
Stammwörter 78
ob die deutſche Sprache zu wenig habe 80
Stiernhielm, Georg 47. 163
Stimme, Begriff und Gebrauch dieſes Wortes 606. 611
Stimmen und anſtimmen, Begriff der Wörter 613
Stoſch, Balthaſar Sigismund 263
Sylbenmaaß 33. 596

T.

Taſſus, Torquatus 321
Tatiani Harmoniæ Evangelicæ verſio 19
Teutleben, Caſpar von 327

Theut

Theut 166
Thor. wer er geweſen 166
Thor und Thür, Anmerkung über dieſe Wörter 288
Tod, in wieferne es ein Scheinwort ſey 394
Ton, Begriff und Gebrauch dieſes Wortes 607. 612
Töne, leere 118
welche dem Gehör unangenehm ſind 463
harte und gelinde 465
articulirte 595
Trabant 301
Tragödien werden unrichtig Trauerſpiele genannt 313
Tyrols, Königs in Schottland Lieder 326

U. V.

v und ů, ſind den alten Deutſchen ungebräuchlich geweſen 209
Vater Unſer der alten Gothen 174
Vaticinium, Begriff dieſes Wortes 588
Ueberſetzungen, was dazu erfordert wird 383
deren Abſicht und Nutzen 6
unterſchiedene Abſichten derſelben 379
ob ſie Mittel ſind zu einer guten Schreibart in der Mutterſprache 380
Ob man eine Verbindlichkeit habe in den Ueberſetzungen ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen 386
wodurch ſie ihren Wehrt erhalten 388
Gothiſche des neuen Teſtamentes 14. 36
Deutſche alter lateiniſcher Scribenten 339
Verblümte Schreibart 526
Verliebte, wie ſie die Sprache verderben 198
Verſemacher, Fehler derſelben 330
Verwandelungen, poetiſche, was davon zu halten ſey 631
von Uffenbach, J. F. 443
Ulphilas 36. 171
Voiture 323

W.

Waffnen und wapnen. Unterſchied der Wörter 73
Weiſe und Wayſe 270

Weiſſagungen, ob ein Dichter ſie anbringen müſſe 588
Weltweisheit, ein fehlerhaftes Wort 312
Wengen, Freyherr von 326
Werenfels, Samuel 1
Wernike 522
Werkbaſen 503
Willerams paraphraſis in Canticum 19
Winkler, J. H. 11
Winsbecks und der Winsbeckin Lieder 526
Winzig 270
Witz ſoll den Deutſchen mangeln 537
ob er den Dichtern nothwendig ſey
Wokens Anleitung zur Poeſie 35
Wolfens, Jacob, Gedicht auf das Beylager des Herzogs von Hollſtein beurtheilet 89
Wolf, Chriſtian, 520
Wolklang in der Sprache, was davon zu halten ſey 469
Wörter, deren Ordnung in der deutſchen Sprache 16
Unterſchied derſelben 58
überflüſſige ſind einer Sprache nicht vortheilhaft 50
gleichgültige Abhandlung von denſelben 49. 175. 494. 604
ob ſie einer Sprache Vortheil bringen 51
wie ſie abzuſchaffen ſind 58
ob ſie in der deutſchen Sprache vorhanden ſind 62
die auf einerley Art geſchrieben werden, aber unterſchiedene Bedeutung haben 276
die von einem Stamme kommen, müſſen, wenn ſie unterſchiedene Bedeutung haben, durch die Buchſtaben unterſchieden werden 282
fremder Einmiſchung in die deutſche Sprache 79. 195
ob ſie erlaubt ſey 603
Neue, ob ſie in die deutſche Sprache einzuführen ſind 86
abgeleitete in der deutſchen Sprache 81
vielbedeutende 278
zuſammengeſetzte 83. 306
Nutzen derſelben 305
ihre innere Beſchaffenheit 306
Beurtheilung verſchiedener zuſammengeſetzten Wörter 307
einſylbichte bringen der Sprache keinen Vortheil 251

Wörter, Perſiſche, die im Curtio vorkommen und de
deutſchen gleich ſeyn ſollen
Wortforſchungen, ob ſie zur Verbeſſerung der deutſche
Sprache nothwendig ſind 56
leichtſinnige

X.

Xerxes. Unterſuchung dieſes Wortes

Z.

Zeitungsſchreiber, als Sprachverderber angeführet 202.
Zeſen, Philipp von,
Ziel, ob es für Endzweck zu gebrauchen ſey
Zle, was es heiſſe
Zonnen ein ſchleſiſches Wort 2
Züriſche Sammlung critiſcher und poetiſcher Schriften 5
Gelegenheit zu dieſem Werke und Abſicht deſ-
ſelben 5
Erzählung der darinn enthaltenen Stücke 5
Zweck, Erklärung des Wortes 18
Zweter, Reimer von, 32
Zwitterwörter 8

Aenderung einiger Druckfehler.

244 Seit.	18 Zeil.	und
	26	ſind
248	30	Raupach
296	5	Burtons
430	23	metaphoriſche
435	23	Landesmannes
436	20	Schaffesbury.
496	6	anderen ihre Gedanken

Greifswald,
Gedruckt bey Hieronymus Johann Struck.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Koch, Ehrenreich C.

Critische Versuche Mit nöthigen Reg.

Bd.: 1. Stück 1/6. - 1741 - 1742. - 8 Bl., 644 S., 10 Bl.

Greifswald 1742

L.germ. 274-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584498-9
VD18 80032877-001